CARSTEN NIEBUHR

Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern

Mit einem Vorwort
von Stig Rasmussen
und einem biographischen Porträt
von Barthold Georg Niebuhr

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTGESCHICHTE



Carsten Niebuhr, am 17. März 1733 in Lüdingworth geboren, studierte in Göttingen angewandte Mathematik. Als ihm 1758 die Teilnahme als Geograph an einer wissenschaftlichen Expedition nach Arabien angeboten wurde, ergriff er sofort diese Gelegenheit und sagte zu. Zwei Jahre lang bereitete er sich auf diese Reise vor, studierte neben orientalischen Sprachen auch Astronomie und brach im Januar 1761 zu der fast sieben Jahre dauernden Unternehmung auf.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr im November 1767 faßte er die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition in seiner «Beschreibung von Arabien» zusammen, die 1772 erschien, jedoch nur für ein kleines Publikum bestimmt war. Größere Aufmerksamkeit erhoffte er sich dagegen von seiner «Reisebeschreibung nach Arabien», deren ersten Band er bereits zwei Jahre später veröffentlichte. Als diesem und auch dem zweiten, 1778 erschienenen Band der erwartete Erfolg versagt blieb, ließ er die Arbeit am dritten Band – dieser erschien erst 22 Jahre nach seinem Tode – ruhen.

Im Sommer 1778 wurde er zum dänischen Justizrat und Landschreiber in Süderdithmarschen und 1808 zum Etatsrat ernannt. Daneben war er Mitglied verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften sowie der Académie française. Niebuhr starb am 26. April 1815 im holsteinischen Meldorf.





Durchlauchtigster Erbprinz
Gnädigster Herr!

Eurer Königlichen Hoheit überreiche ich hiemit unterthänigst die Beschreibung der Reise nach dem glücklichen Arabien, die auf Befehl Dero Herrn Vaters glorreichen Andenkens unternommen ist. Einem Reisenden ist es nicht immer möglich alle die Beobachtungen zu machen, und alle die Nachrichten zusammen zu bringen, welche man durch ihn zu erhalten wünscht: ich darf daher ehrerbietigst hoffen, daß Eure Königliche Hoheit es mir nicht zur Nach-

lässigkeit

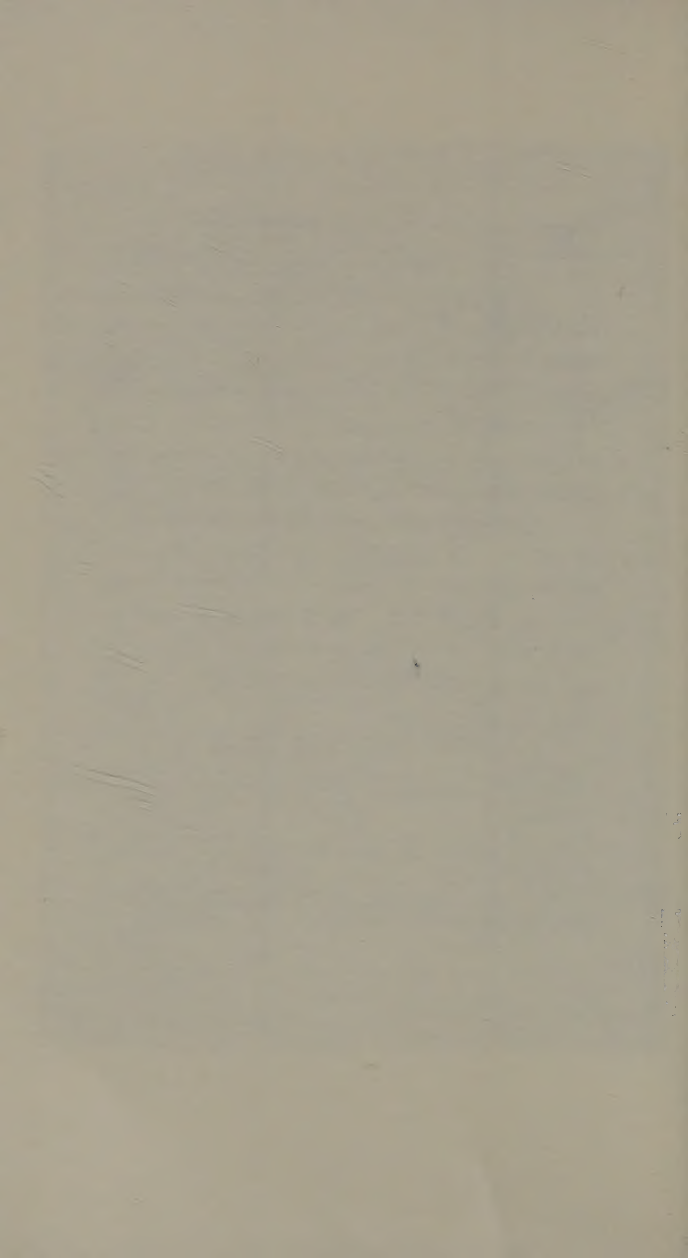
lässigkeit anrechnen werden, wenn Höchstdieselben in diesem Werke nicht so viel neues und merkwürdiges antreffen, als die von den preiswürdigsten Königen Friederich V. und Christian VII. auf diese Reise verwandte Kosten zu versprechen schienen. Da mir hauptsächlich die Erdbeschreibung aufgetragen war, so habe ich mein Augenmerk vornemlich auf diesen Gegenstand gerichtet. Ich würde mich sehr glücklich schätzen wenn meine geringe Arbeit von dieser Seite den erhabenen Beyfall Eurer Königlichen Hoheit erhalten sollte.

Dieser Band enthält mein Tagebuch von Kopenhagen bis Bombay. Die Reisebeschreibung von Indien nach Maskát, Persepolis, Básra und durch die gantze Türkey bis Polen, werde ich Eurer Königlichen Hoheit so bald möglich in einem zweyten Bande unterthänigst überreichen. Ich bin, so lange ich lebe, in tiefster Ehrfurcht

Eurer Königlichen Hoheit

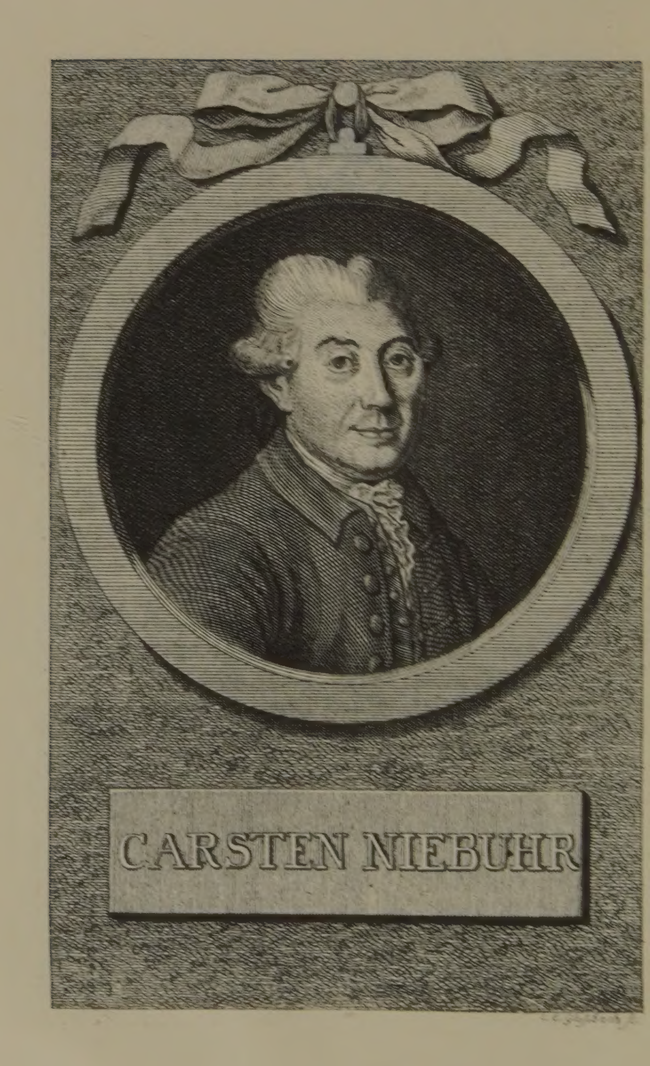
Kopenhagen, den 4 März 1774.

unterthänigster und treugehorsamster
C. Niebuhr.



MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTGESCHICHTE




CARSTEN NIEBUHR

CARSTEN NIEBUHR

Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern

Mit einem Vorwort
von Stig Rasmussen
und einem biographischen Porträt
von Barthold Georg Niebuhr

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

Vorbemerkung

Nicht erst seit dem Golfkrieg hat die nahöstliche der europäischen Welt Rätsel aufgegeben und ihre Phantasie beschäftigt. Schreckensvorstellungen vom Heraufziehen des islamischen Halbmondes über dem christlichen Abendland vermischen sich vielmehr seit Jahrhunderten mit märchenhaften Bildern aus Tausendundeinernacht. Angst und Faszination beherrschen seit jeher die Beziehungen dieser beiden Hemisphären, die sich, obgleich wesensmäßig einander scheinbar so fremd, doch wie kaum zwei andere gegenseitig durchdrungen und befruchtet haben. Auch wenn es Kriege waren, die seit dem Aufkommen des christlich-islamischen Antagonismus von der Eroberung Spaniens durch die Araber im 8. Jahrhundert bis in unsere Tage das äußere Bild dieser Beziehungen prägten, viel länger dauerten die Zeiten des Friedens, in denen man ein fruchtbares Auskommen miteinander fand und einen regen Handelsverkehr betrieb. Waren flossen hinüber und herüber und mit ihnen Nachrichten über die jeweils andere Kultur.

Einen systematischen Versuch, dieser Welt im Inneren nachzuspüren und sie wissenschaftlich zu erforschen, ja erst eigentlich zu entdecken, hat man in Europa lange nicht unternommen. Erst mit dem Zeitalter der Aufklärung begann sich das wissenschaftliche Interesse dem Nahen Osten zuzuwenden. Carsten Niebuhr kann wohl

zu Recht als einer der ersten gelten, die diese Herausforderung angenommen und ein für damalige Verhältnisse erstaunlich genaues und unvoreingenommenes Bild dieser orientalischen Wirklichkeit gezeichnet haben.
Nach mehr als zweihundert Jahren mögen weniger seine wissenschaftlichen Erkenntnisse interessieren; sie gehören der Geschichte an. Vielmehr werden es seine unmittelbaren Reiseerlebnisse und Beobachtungen sein, sein staunendes und immer wieder sich verwunderndes Vergleichen mit unseren Denkweisen und Sitten, die unsere Neugier erregen und uns vertraut machen mit einer Mentalität und Lebensweise, die uns nach wie vor fremd und unverständlich erscheinen.

Liest man heute seine Berichte und setzt sie zu den aktuellen Nachrichten über die endlos zähen, immer wieder vom Scheitern bedrohten Versuche einer politischen Neuordnung und Befriedung in dieser Region in Beziehung, so gewinnt man bald eine Ahnung davon, wie schwierig, ja wie aussichtslos eine Lösung nach abendländischen Denkmustern dort erscheinen muß. In welcher Situation auch immer Niebuhr diesen Orientalen und ihrer Geschichte begegnet, stets glaubt man auf das Gegenprinzip dessen zu treffen, was christlich geprägtem, europäisch-amerikanischem Denken zugrunde liegt. Gewiß, die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen die Menschen, aber so eng die Völker Vorderasiens, Europas und Amerikas durch gemeinsame wirtschaftliche und politische Interessen auch zusammengerückt sind, so weit klaffen doch ihre geistig-sozialen Welten nach wie vor auseinander.

Wolfgang Stammler

Die Arabische Reise

von Stig Rasmussen

Im 17. Jahrhundert und bis weit in das 18. Jahrhundert hinein war der Zugewinn der europäischen Wissenschaft an Kenntnissen fremder Länder und Völker immer nur ein Nebenprodukt der Bemühungen der seefahrenden Nationen um die Erschließung neuer Handelsplätze und neuer Handelswege. Das bezeugen die zahlreichen Reise- und Länderbeschreibungen von Engländern, Niederländern und Franzosen, die damals auf den Buchmarkt und in die wissenschaftlichen Bibliotheken gelangten. Aus dem engeren Bereich der dänischen Gesamtmonarchie ist aber auch die *Vermehrte Moscowitische und Persianische Reisebeschreibung* von Adam Olearius ein charakteristisches Beispiel für diesen Zusammenhang von Merkantilismus und Wissenschaft.[1] Ihre Voraussetzung war der Versuch Herzog Friedrichs III. von Schleswig-Holstein-Gottorf, durch eine Gesandtschaft nach Moskau und Isfahan in den Jahren 1633–1639 einen neuen Weg für den lukrativen Seidenhandel zu erschließen, der die weite und gefahrvolle Route um den gesamten afrikanischen Kontinent herum vermeiden und statt dessen über Rußland, das Baltikum, die Ostsee und – natürlich – über Gottorfer Gebiet nach Westeuropa führen sollte. Aus alledem wurde nichts, und so war der einzige bleibende Ertrag des aufwendigen Unternehmens das Buch, das der Gesandtschaftssekretär Olearius mehrere Jahre nach der Rückkehr veröffentlichte. Er

hatte seine Aufmerksamkeit unterwegs zunächst einmal auf diejenigen Dinge gerichtet, die den Handel unmittelbar berührten, und konnte deshalb aufgrund eigener Messungen eine Karte des ganzen Unterlaufs der Wolga vorlegen, aber er hatte auch sonst die Augen und Ohren offengehalten und wußte viel Neues über Natur und Kultur in Rußland und Persien mitzuteilen. Kupferstichbeigaben, wie sie für diesen Buchtyp bis zur Erfindung und Verbreitung der Lithographie um 1800 unerläßlich blieben, lieferten die nötigen bildhaften Informationen: Karten, Ortsansichten, Volkstrachten, Naturprodukte usw. Alles das machte das Buch von Olearius zu einer der bedeutendsten Leistungen der deutschen Sachliteratur seiner Zeit, aber es war doch nur etwas, was bei dem ganzen Unternehmen eigentlich nur nebenbei hatte abfallen sollen, und vermutlich hatte der Herzog, als er Olearius damit beauftragte, unterwegs Notizen zu machen, gar nicht einmal an einen gedruckten Bericht für die interessierte Öffentlichkeit gedacht, sondern nur an die Befriedigung seiner eigenen Wißbegierde.

Im 18. Jahrhundert gewann das theoretische Interesse mehr Gewicht neben dem praktischen Nutzen. Das erste große Beispiel für eine rein aus wissenschaftlichen Gründen durchgeführte Forschungsreise ist ein Unternehmen, das man in Dänemark im Anschluß an den Sprachgebrauch der zeitgenössischen Dokumente als die Arabische Reise zu bezeichnen pflegt: die vom dänischen König finanzierte Expedition in den Jemen in den Jahren 1761–1767. Ihren allgemeinen geistesgeschichtlichen Hintergrund hatte sie in der europäischen Aufklärung und deren Bemühung um das systematische Einsammeln von Wissen, ihren speziellen Anknüpfungspunkt in der Reise nach Ägypten, die der Seeoffizier Frederik Ludvig Norden (1708–1742) im Jahre 1737 auf Befehl König Chri-

stians VI. von Dänemark unternommen hatte.[2] Auch bei dieser war es vor allem um (sehr windige) Pläne für eine Handelsbeziehung mit dem Kaiser von Äthiopien gegangen, und auch hier war wieder die Sammlung von Informationen und Abbildungen das einzige greifbare Resultat geblieben. Expeditionen in den Orient waren durch die Handelsverbindungen möglich geworden, die nach dem Ende der Türkenkriege auf dem Balkan in den Friedensschlüssen von 1718 und 1739 mit Konstantinopel angeknüpft wurden. Auch daß die Barbareskenstaaten an der afrikanischen Mittelmeerküste um 1750 einigermaßen befriedet wurden, trug dazu bei, daß sich dem Handel neue Wege öffneten und daß dadurch der Bedarf an gründlicherem und umfassendem Wissen über den Vorderen Orient wuchs.

Nordens Werk *Voyage d'Égypte et de Nubie* erschien erst 1755, geraume Zeit nach seinem Tod, und erlangte durch seine ungewöhnlich genaue Kartierung des Nils von Kairo bis fast zum zweiten Katarakt mit dem umliegenden Land sowie durch den Detailreichtum seiner Abbildungen von Städten und ägyptischen Altertümern große Bedeutung. Die Arabische Reise wurde im Gefolge von Nordens kartographischer Nilfahrt geplant, nahm aber allmählich die Gestalt einer groß angelegten, rein wissenschaftlichen Zwecken dienenden Expedition an.

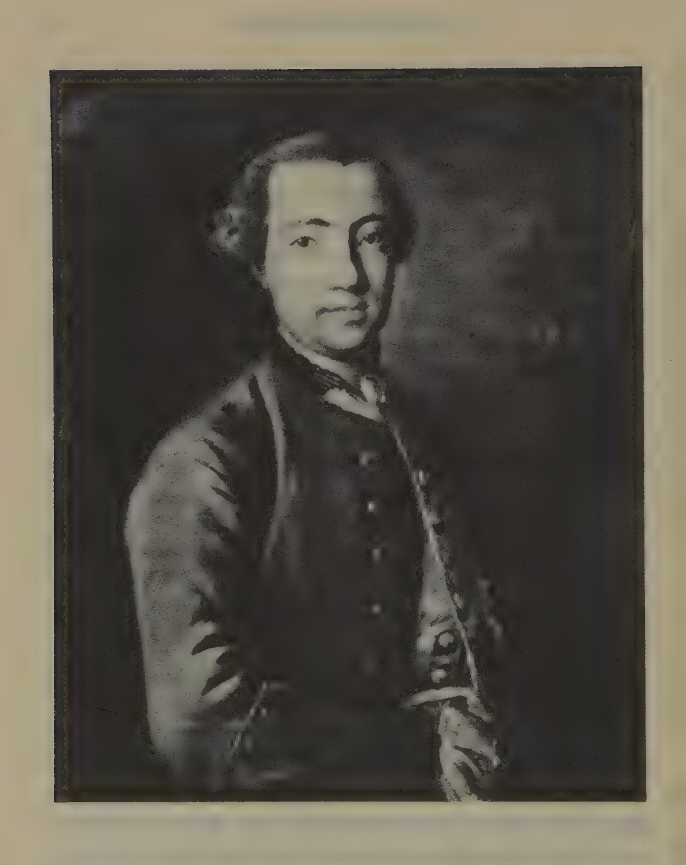
Die wesentlichen treibenden Kräfte, die hinter ihr standen, waren der Göttinger Professor Johann David Michaelis und Johann Hartwig Ernst Bernstorff, der Chef der Deutschen Kanzlei in Kopenhagen, die für die Außenpolitik Dänemarks (und für die Verwaltung der Herzogtümer Schleswig und Holstein) zuständig war. Michaelis war Orientalist und einer der bedeutenden Vertreter der Bibelwissenschaft seiner Zeit, die die Kenntnis der Verhältnisse im modernen Orient für das bessere Verständnis der im

Alten Testament verwendeten Wörter und der dort erwähnten Realien zu nutzen suchte. Er kannte vermutlich Nordens Werk und wußte von dem Interesse König Friedrichs V. und seiner Berater an der Förderung von Wissenschaft und Literatur; die Berufung Klopstocks nach Kopenhagen, damit er dort seinen *Messias*, das erste Hauptwerk der im Aufschwung begriffenen deutschen Nationalliteratur, vollenden könne, hatten dieses Mäzenatentum und die Namen der verantwortlichen Männer, Johann Hartwig Ernst Bernstorff und Adam Gottlob Moltke, in Deutschland allgemein bekannt gemacht. Michaelis regte deshalb bei Bernstorff eine Expedition in den Jemen oder – wie er damals in der gelehrten Literatur nach römischem Vorbild genannt wurde – in das «glückliche Arabien» (Arabia Felix) an: «Dieß Land ist noch an uns unbekannten Geschenken der Natur reich: seine Geschichte steiget bis in die allerältesten Zeiten hinauf: seine Dialect ist von dem uns bekannten westlichen Arabischen noch verschieden, und da dieß Arabische, welches wir kennen, bisher das sicherste Hülfsmittel zur Erklärung des Hebräischen gewesen ist, was für ein Licht müßen wir denn billig für das allerwichtigste Buch des Alterthums, für die Bibel, erwarten, wenn wir die östliche Dialect Arabiens so gut kennen lernten, als die westliche?»[3]

Bernstorff ging auf diesen Vorschlag sehr schnell ein, und er blieb auch dabei, als sich der Plan im Gespräch mit anderen Gelehrten allmählich ausweitete und veränderte: Statt der Anreise von der dänischen Missionsstation Trankebar an der indischen Südküste her wurde jetzt der Weg über Kairo vorgesehen, so daß damit eine unmittelbare Anknüpfung an das von F. L. Norden Geleistete möglich wurde, und außerdem sollten neben den Fragen der Bibelwissenschaft auch die über sie hinausgehenden Interessen der Naturwissenschaft und der Geographie besser berück-

sichtigt werden. Michaelis stellte während dieser Verhandlungen eine Liste wissenschaftlicher Fragen zusammen, die man von der Expedition beantwortet wünschte und die 1762 als *Fragen an eine Gesellschaft Gelehrter Männer, die auf Befehl Ihro Majestät des Königes von Dännemark nach Arabien reisen* im Druck veröffentlicht wurde.

Dieses Verzeichnis umfaßte eine lange Reihe jeweils ausführlich aus ihrem wissenschaftlichen Zusammenhang erläuterter, sehr verschiedenartiger Fragen aus Geschichte, Naturgeschichte und Philologie – und ist damit zugleich ein vortrefflicher Katalog dessen, was man damals noch *nicht* wußte. Frühere Fassungen von Michaelis' Fragen bildeten zusammen mit hinzugekommenen Vorschlägen anderer hervorragender Wissenschaftler ihrer Zeit die Grundlage für die königliche Instruktion vom 15. Dezember 1760, mit der Friedrich V. die Expedition auf die Reise schickte. Daß Michaelis' Fragen im Druck verbreitet wurden, läßt schon erkennen, daß der Erkenntniszuwachs des Unternehmens der gesamten europäischen Forschung zugute kommen sollte, wenngleich die mitgebrachten Gegenstände natürlich den wissenschaftlichen Sammlungen und der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen vorbehalten blieben. In dieser Internationalität war die Expedition ein bezeichnendes Kind ihrer aufgeklärten Zeit, und nicht weniger war sie es in ihrer Haltung den fremden Kulturen gegenüber. Die Instruktion schrieb in ihrem 10. Punkt vor: «Die sämtlichen Reisenden haben sich gegen die Einwohner Arabiens der grössesten Höflichkeit zu befleissigen. Sie sollen ihrer Religion nicht widersprechen, noch weniger sie auch nur implicite verächtlich machen.» Dabei ging es nicht allein um die Vermeidung diplomatischer Verwicklungen, sondern auch um Toleranz. Niebuhr berichtet von Gesprächen mit dem Schreiber des Schiffes, das sie von Konstantinopel nach Alexandria brachte: «Im



PETRUS FORSKÅL

Disputiren über die Religion zeigte er sich als einen wahren Mohammedaner. Einer aus unserer Gesellschaft wollte ihn von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugen. Der Schreiber stand gleich auf und sagte, daß diejenigen, welche außer Gott noch andere Götter glaubten, Ochsen und Esel wären, und gieng gleich zur Thüre hinaus. Der gute Mann gab uns dadurch eine Erinnerung, einen jeden glauben zu lassen daß seine Religion die beste sey, so lange er selbst nicht daran zweifelt.»[4]

Die Expedition hatte fünf Teilnehmer; die drei wichtigsten von ihnen erhielten nach ihrer Anstellung auch noch die Gelegenheit, sich ein bis zwei Jahre auf Kosten des Königs auf die Expedition und die besonderen Aufgaben, die sie übernehmen sollten, vorzubereiten. Da war zunächst der Däne F. C. von Haven (1727–1763), ein Pastorensohn, der selbst wieder Theologie studierte und der ein Schüler von Michaelis war. Er war als Philologe vor allem für diejenigen Fragen zuständig, die seinen Lehrer besonders interessierten. Dann war da der Schwede Petrus Forskål (1732–1763, schwedisch Forsskål geschrieben), der 1753–1756 bei Michaelis orientalische Philologie studiert hatte, aber zugleich auch Schüler des großen schwedischen Botanikers Carl von Linné war. Er war bei der Expedition für alle naturwissenschaftlichen Fragen zuständig. Weiter war da der aus dem Dorf Lüdingworth im Lande Hadeln stammende Carsten Niebuhr (1733–1815), der eigentlich hatte Landmesser werden wollen und deshalb bei Abraham Gotthelf Kästner in Göttingen angewandte Mathematik studierte. Nun wurde er auch noch der Schüler des bedeutenden Astronomen Johann Tobias Mayer (1723–1762), der ihn in die Praxis der astronomischen Ortsbestimmung einwies und am Ende auch noch höchstpersönlich die Gradeinteilung von Niebuhrs Quadranten vornahm,[5] so daß dieser für seine speziellen kartographischen Aufgaben

aufs beste gerüstet war. Außerdem betraute Bernstorff ihn nach den ersten Gesprächen in Kopenhagen mit der Verwaltung der Expeditionskasse. Die übrigen Mitglieder waren der Arzt Christian C. Cramer (1732–1763) und der Zeichner G. W. Baurenfeind (1728–1763), der vor allem für Forskål und Niebuhr zu arbeiten hatte, sowie als Bedienter ein schwedischer Dragoner namens Berggren (?–1763). Die Expedition reiste am 7. Januar 1761 an Bord des Kriegsschiffs «Grönland» von der Kopenhagener Reede ab, und erst am 20. November 1767 traf Niebuhr wieder in Kopenhagen ein – als der einzige Überlebende.

Der Verlauf der Reise

Über Konstantinopel nach Ägypten

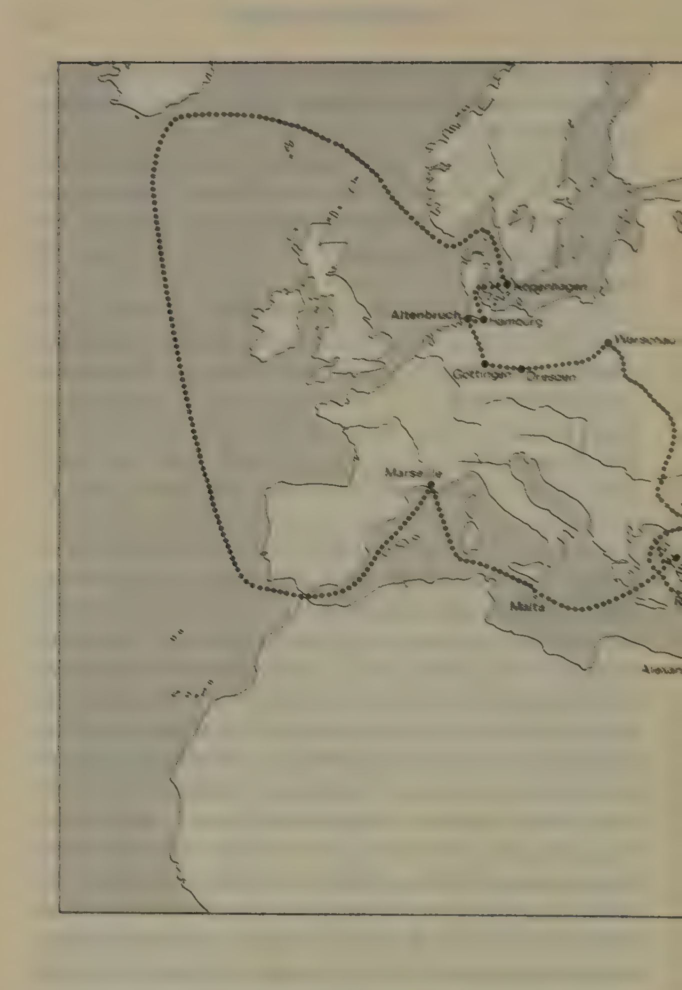
Die Seereise von Kopenhagen bis Konstantinopel dauerte vom 7. Januar bis zum 30. Juni 1760, nicht zuletzt wegen konträrer Winde schon im Kattegat und dann erst recht im Skagerrak. Niebuhr berichtet über den dritten vergeblichen Versuch, freie Fahrt zu gewinnen: «Der Wind war uns noch gegen das Ende des Januar so günstig, daß wir das gefährliche Kattegat glücklich passiren und die Nordsee erreichen konnten. Mit dem Anfang des Februar aber ward er uns immer mehr entgegen, und schon den 2ten den ganzen Tag und die folgende Nacht so stürmisch, daß wir kein Feuer auf dem Schiffe machen durften. Jedoch bekümmerten wir uns darum sehr wenig, da man auf der See dergleichen Unbequemlichkeiten ertragen muß. Wir bedauerten nur einen Matrosen, der in diesem Sturm von der Raa herunter in die See gefallen war, und wegen der Dunkelheit der Nacht und der ungestümen Wellen nicht hatte gerettet werden können. Der Sturm legte sich zwar

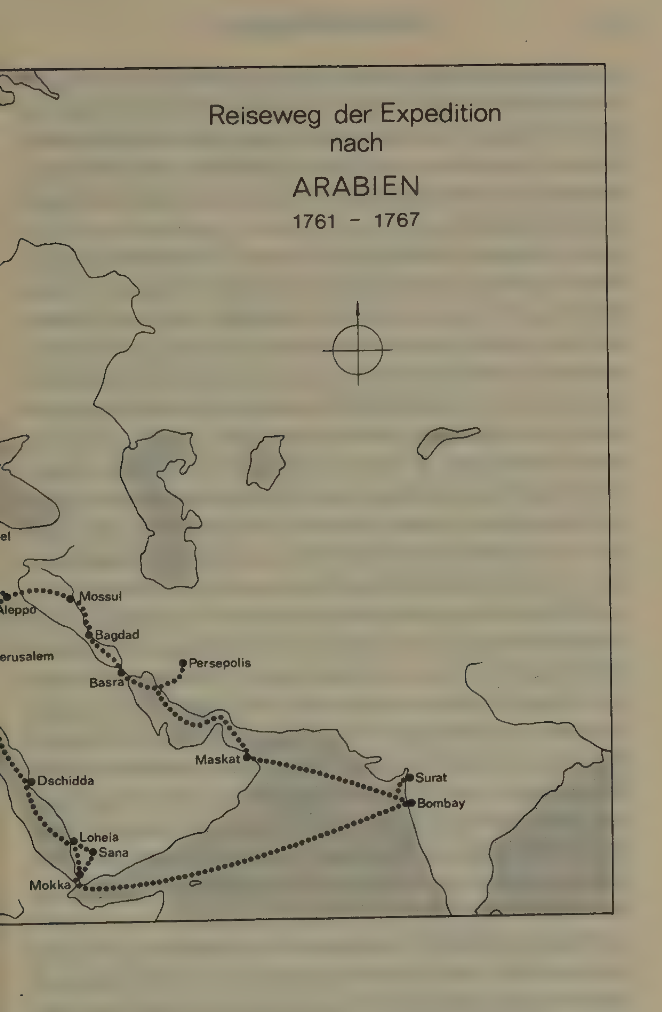
nachher, doch blieb der Wind uns noch beständig dergestalt zuwider, daß wir mehr zurückgesetzt wurden, als wir gewinnen konnten.»

Das Schiff mußte noch einmal nach Helsingör zurückkehren. Niebuhr berichtet weiter: «Unsere Matrosen hatten durch das gar schlimme Wetter so sehr gelitten, daß schon einige gestorben waren, und noch bey 30 andere krank lagen.»

Erst am 10. März gelang der wirkliche Aufbruch, auch wenn er wegen der Windverhältnisse erst einmal in die falsche Richtung führte: «Nachdem die lange anhaltenden Gegenwinde uns bis ... nicht weit von der isländischen Küste hinauf getrieben hatten, fing endlich am 31ten März das schönste Frühlingswetter an, welches wir nur wünschen konnten. Allein der Wind war gänzlich still, und also konnten wir noch nicht weiter kommen. ...

Am 6ten [April] aber ward der Wind uns auf einmal so günstig, daß wir innerhalb 24 Stunden neununddreißigeinhalb Meilen segeln konnten. ... Nachdem wir nun in vielen Tagen gar kein Land gesehen hatten, so erblickten wir endlich am 21ten April gegen Abend mit vieler Freude das Cap Vincent [im Süden Portugals]. ... Unsere Reise auf der mittelländischen See war nachher angenehmer; ... Doch so wie uns in der Nordsee die Stürme oft unangenehm gewesen waren, so wurden wir im mittelländischen Meer auch bisweilen des schönen Wetters, nemlich der Windstille, sehr überdrüssig, vornemlich da unser Trinkwasser kaum mehr zu genießen war, und unsere Seeofficiers dieses für keine hinlängliche Ursache hielten einen Hafen zu suchen.» Von der ersten Zwischenstation in Marseille aus schickte Niebuhr seinem Lehrer Mayer eine Reihe von geographischen Längenbestimmungen, die er nach einer von Mayer neu in die Wissenschaft eingeführten, auf Beobachtung des Mondes beruhenden Methode


Altenbruch
Hamburg
Marseille
Malta



Reiseweg der Expedition
nach
ARABIEN
1761 - 1767
el
Mossul
Aleppo
Bagdad
erusalem
Persepolis
Basra
Maskat
Surat
Bombay
Dschidda
Loheia
Sana
Mokka

vorgenommen hatte, «und nicht nur dieser war damit so wohl zufrieden, daß er auf seinem Sterbette befahl sie als einen Beweiß von dem Nutzen seiner Mondstafeln nach England zu senden, sondern die Engländer haben sie auch zugleich mit den verbesserten Tabellen des Herrn Mayers drucken lassen.»

Auch Forskål war fleißig gewesen. Er berichtete in seinem Tagebuch: «Die Wärme, die zugleich mit der Windstille eintrat, kam mir trefflich zustatten, da sie die kleinen Seetiere, die ich bisher so lange und vergeblich näher betrachten zu können gehofft hatte, an die Wasseroberfläche herauflockte. ... Mein Fischereigerät war ein Kescher aus ganz dünnem Netz, flach ausgespannt, etwas mehr als einen Fuß im Durchmesser. Damit holte ich diese schwer zu fassenden und gallertartigen Wesen bequem und unbeschädigt herauf. Meine Absicht wurde trefflich gefördert durch die liebenswürdige Anordnung des Kommandeurs, für mich eine der Geschützpforten vor der untersten Batterie offenzulassen, wenn ruhige See war. Ich wählte immer diejenige Seite, die von der Sonne beschienen wurde, um die kleinen Lebewesen wahrnehmen zu können, aber trotz alledem waren sie nur als dunkle, halb sichtbare Punkte zu erkennen. ... Nachdem ich in diesen kleinen Fischereien Übung bekommen hatte, ließ ich kein schwimmendes Blatt, Stück Holz usw. vorbeipassieren, ohne es anzuhalten, und fand diese Stücke mit allerhand Sertulariae, Lepus und Limas Marinas [Würmern, kleinen Krebsen und Muscheln] besetzt, die sich mit diesen kleinen Fahrzeugen umhertreiben ließen.»[6]

In Konstantinopel hielt sich die Expedition bis zum 8. September auf. Niebuhr lag die meiste Zeit krank und sah nicht viel von der Stadt, während Forskål und von Haven am gesellschaftlichen Leben der diplomatischen Kreise teilnahmen und arbeiteten: Forskål begann hier mit seinen

Studien über die Zugvögel, und von Haven kaufte die ersten 36 Handschriften. Er war aber wohl viel zu selbstbewußt, um sich die Instruktion über Rücksicht auf Andersgläubige zu Herzen zu nehmen, und verhielt sich im Bazar von Stambul wie in einem Buchladen in Kopenhagen oder Göttingen. Als er sich nach einem ersten erfolgreichen Einkauf ein zweites Mal dorthin hatte übersetzen lassen, kam er jedenfalls in Schwierigkeiten. Er berichtete selbst in seinem Tagebuch, er habe beim selben Buchhändler Handschriften aussuchen wollen: «Ich hatte drei oder vier Stück besehen, ein schönes Exemplar des Hariri, einige in Stambul gedruckte Landkarten, und auf einiges davon Geld geboten, als sich auf einmal eine ganze Menge Türken um mich drängte. Sie sahen zu, und ich dachte, ihnen gefalle mein Einkauf wie beim letzten Mal. Man gab mir eine türkische oder arabische Grammatik in die Hand, die für einen Türken zum Erlernen der Anfangsgründe der arabischen Sprache eingerichtet war. Es war ein kleines Heft in Oktav, von denen ich so viele gesehen hatte, daß ich es als ein für mich unnützes Buch, aus dem ich mir nichts machte, sogleich zurückgab. Vielleicht warf ich es mit einer verächtlichen Miene oder Handbewegung weg. Das war für die Türken, die um mich her standen, das Signal, über mich herzufallen, mich mit Gewalt von dem Platz, auf dem ich saß, herunterzuziehen, mich von einem weg zum andern zu stoßen und mich mit Gewalt aus dem Buchladen zu vertreiben. Einige traten meinen Hut unter die Füße, mein Janitschar rettete ihn und gab ihn mir zurück, und ich blieb eine Weile stehen, ungeachtet ihrer beständigen Stöße ... Einer von diesen Biestern, der am erbittertsten zu sein schien, zeigte mir das Buch, das ich weggeworfen hatte, sagte einige hitzige Worte, die ich nicht verstand, aber die zweifellos bedeuteten, daß ich als ein Giaur, das heißt: ein Ungläubi-

ger, mich unterstehe, ein muselmanisches Buch wegzuwerfen und zu verachten. Ein paar andere Türken, die verständiger waren, versuchten den Aufruhr zu stillen, baten meinen Janitscharen, mich wegzuführen, und gingen selbst ein Stück mit die Straße hinunter, die sich unterdessen mit so vielen Zuschauern gefüllt hatte, daß ich nur mit Mühe hindurch kam. ... Dieser Vorfall verhinderte, daß ich wieder nach Stambul ging und daß ich eine der Moscheen zu sehen bekam. Ich wurde vor Ärgernis krank und fand hinterher keine Zeit mehr, da wir aufbrechen mußten.»[7]

Mit einem Paß und einem Empfehlungsschreiben des Sultans und in orientalischer Kleidung – da die europäische die Reisenden «nicht nur vielen unangenehmen Fragen, sondern bey dem Pöbel auch der Verspottung ausgesetzt haben» würde – verließ die Expedition Konstantinopel an Bord ein italienischen Schiffs mit türkischer Besatzung und segelte über Rhodos nach Alexandria, das am 26. September angelaufen wurde.

Niebuhr nahm in der Stadt eine lange Reihe von Messungen vor, geriet dadurch aber in gewisse Schwierigkeiten: «Einer von den türkischen Kaufleuten, die zugegen waren, und bemerkten, daß ich das Astrolabium auf die Stadt gerichtet hatte, war so neugierig auch durch das Fernglas zu sehen, und ward nicht wenig unruhig als er einen Thurm umgekehrt erblickte. Dieß gab Gelegenheit zu einem Gerüchte, daß ich nach Alexandrien gekommen wäre um die ganze Stadt über den Haufen zu werfen. Man redete davon in dem Hause des Gouverneurs.» Niebuhr mußte deshalb auf weitere Messungen in der Stadt verzichten. Von Alexandria aus unternahm die Expedition eine Reihe Exkursionen in das Nildelta. Niebuhr vermaß und kartierte auf dem Wege nach Kairo den ersten der beiden Hauptströme des Nils, Forskål stellte naturwissen-

schaftliche Beobachtungen an und sammelte botanisches und zoologisches Material.

Am 10. November kam die Expedition in Kairo an, wo sie sich fast zwei Jahre aufhielt, zum Teil interner Streitigkeiten wegen, mit denen der recht eitle und bequeme von Haven und der selbstbewußte und streitsüchtige Forskål sich und den anderen das Leben schwer machten. In diesem Zeitraum wurde die Arbeit nach der Instruktion fortgesetzt. Niebuhr nahm Ortsbestimmungen und Vermessungen vor. Er erkundete nun auch den zweiten Hauptstrom des Nils von Kairo nach Raschid (Rosette) und lieferte mit seiner Karte des Deltas, die über 300 Siedlungen verzeichnet, eine Ergänzung zu Nordens Karte, die erst in Kairo begann. Sein Stadtplan von Kairo erwies sich als besonders zuverlässig, und seine Angaben über die Höhe der Pyramiden waren ungewöhnlich genau: mit weniger als einem halben Prozent Abweichung von modernen Messungen. Später war ihm bewußt, daß er eigentlich ein noch besseres Verfahren als das von ihm beschriebene hätte anwenden können, doch hatte er sich in der Wüste bedroht gefühlt und war deshalb etwas hastig zu Werk gegangen. Außerdem lieferte er Kopien von Hieroglypheninschriften. Es waren die ersten wirklich lesbaren, denn Niebuhr verfertigte sie in dem Bewußtsein, daß «man auch auf jeden kleinen Strich aufmerksam seyn muß, wenn man sie den untersuchenden Gelehrten als genaue Abschriften vorlegen will». Forskål fügte seinem Herbarium an die 120 Pflanzenarten hinzu und sammelte Hunderte von Samen; von Haven erwarb 72 Handschriften, und Baurenfeind zeichnete Volkslebenbilder, Geräte und Maschinen, Trachten und Musikinstrumente.

Von Kairo nach Dschidda

Am 28. August 1762 reiste die Expedition mit der jährlichen Karawane der Mekkapilger von Kairo nach Suez, um von dort aus nach Dschidda, der Hafenstadt für Mekka, zu gelangen. Die Reisenden hatten sich jetzt noch stärker an die orientalische Lebensweise angepaßt als auf der Seefahrt von Konstantinopel nach Alexandria. Niebuhr versuchte es «aus Neugierde» sogar mit einem Ritt auf einem Dromedar und war mit dem Ergebnis sehr zufrieden: «Ein Reitsattel auf einem Dromedar oder Kameel ist von den gewöhnlichen Reitsatteln nicht viel verschieden, er bedeckt also den großen Klumpen Fett auf seinem Rücken. Auf diesen Sattel legte ich meine Matratzen, und konnte mich bald nach der einen, bald nach der andern Seite, und bald gerade setzen, [je] nachdem [wie] ich die Sonnenstrahlen, welche in dieser Jahrszeit sehr beschwerlich waren, meiden wollte. Meine Reisegefährten hergegen mußten auf ihren Pferden beständig in derselben Stellung bleiben, und wurden dadurch sehr abgemattet, da [während] ich gemeiniglich des Abends vom Reiten nicht viel mehr ermüdet war, als wenn ich den ganzen Tag beständig auf einem Stul hätte sitzen müssen. Wenn man mit einem so hohen Thiere traben sollte, so würde es freylich sehr unbequem seyn. Aber die Kameele machen langsame und weite Schritte, und man bewegt sich daher auf ihnen gleichsam nur wie in einer Wiege.»

Von Suez aus unternehmen von Haven und Niebuhr eine Reise zum Katharinenkloster auf der Sinai-Halbinsel, um dort alte griechische und hebräische Handschriften zu kaufen, von deren Existenz frühere Reisende berichtet hatten. Es stellte sich jedoch heraus, daß von Havens Empfehlungsschreiben nicht von der richtigen Autorität ausgefertigt worden war; die beiden Expeditionsteilnehmer erhiel-

ten nicht einmal Zugang zum Kloster und mußten unverrichteter Dinge zurückkehren. Auch die der Instruktion gemäß unternommene Suche nach dem Djebel el-Mokateb (Berg der Inschriften), «wovon man in den letzten Jahren in Europa so viel geredet und geschrieben hat» – weil man von ihm nämlich Zeugnisse für den Zug des Volkes Israel durch die Wüste erwartete –, erwies sich als Fehlschlag: Niebuhr konnte nur wenige Inschriften kopieren, und diese stammten nicht von den alten Israeliten, sondern, wie man später erkannte, von den Nabatäern aus den Jahrhunderten um die Zeitenwende.

Am 10. Oktober reiste die Expedition an Bord eines Pilgerschiffs aus Suez ab. Niebuhr gibt von ihm folgende Beschreibung: «Unser Schiff war stark beladen. ... Jeder von den Kaufleuten hatte die Stelle, welche er oben auf dem Verdeck für sich gemiethet hatte, rund um mit Kasten und Packen besetzt, und nur in der Mitte einen kleinen Platz, um darinn seine Wirthschaft zu treiben, seinen Caffee und seinen Pilau [= Reisgericht mit Hammelfleisch] zu kochen, seine Pfeife Tobak zu rauchen, zu sitzen und zu schlafen. ... Weil diese Schiffe jährlich nicht mehr als eine Reise zwischen Suez und Dsjidda machen, so waren unsere Seeleute alle sehr schlecht geübt, zudem fehlte es ihnen am Platz zu arbeiten. Wenn die Segel eingenommen werden sollten, so ward die Raa heruntergelassen; und die Matrosen, welche zumtheil Griechen waren, alsdann bisweilen genöthigt waren auf den Packen der Kaufleute herum zu laufen, so gab es oftmals Zänkereyen mit den Reisenden. Unser Reis (Schiffer) mit Namen Schoreibe, war ein Kaufmann aus Kahira [= Kairo], und verstand sehr wenig von der Kunst ein Schiff zu regieren. Dieß beruhete gänzlich auf seinen Lothsen. Beyde hatten ihren Platz ganz vorne auf dem Schiffe, damit sie selbst desto besser Achtung geben könnten, wenn Klippen unter Wasser in der

Nähe wären, dabey glaubten sie viel geschickter und aufmerksamer zu seyn als die europäischen Schiffer, weil diese allezeit die offene See suchen, sie aber den Weg von Suez bis Dsjidda nahe am Lande und zwischen vielen Klippen finden können.»

Niebuhr konnte von der oberen Kajüte aus – die die Expeditionsteilnehmer ganz für sich gemietet hatten – unbemerkt astronomische Messungen vornehmen. Zusammen mit Beobachtungen der zahlreichen Korallenriffe bildeten diese Messungen die Grundlage für eine von Niebuhrs großen Leistungen: die erste zuverlässige Karte des Roten Meeres, dessen nördlicher Teil den europäischen Seefahrern, die nicht weiter nach Norden zu gehen wagten als bis Dschidda, noch unbekannt war. Niebuhr schenkte später in Bombay einem englischen Kapitän eine Kopie dieser Karte, und das war von ausschlaggebender Bedeutung, da die Engländer danach ihren Postweg zwischen Indien und Europa verlegten. Zuvor war man südlich um Afrika herumgesegelt, aber seitdem man Niebuhrs Karte zur Verfügung hatte, konnte man durch das Rote Meer bis nach Suez hinaufsegeln, von wo aus Kuriere die Post zur Mittelmeerküste brachten; die Weiterbeförderung nach England geschah dann wieder zu Schiff.

Während der Fahrt über das Rote Meer fing Forskål mit Netzen kleine Meerestiere, und Baurenfeind zeichnete sie, vor allem diejenigen, die sich nicht halten konnten, bis sie nach Kopenhagen gelangten. Nach der Ankunft in Dschidda schickte Forskål Pflanzensamen und andere Naturalien nach Hause, darunter Konchylien und Fischhäute.

Von Dschidda in den Jemen

Im Dezember reiste die Expedition an Bord eines kleinen Kaffeeschiffs von Dschidda nach Luhayya im Jemen und dann zu Lande weiter nach Bayt al-Faqih, wo sie am 25. Februar 1763 ankam und fast zwei Monate blieb. Niebuhr und Forskål, die unterdessen Freunde geworden waren, unternahmen mehrere Exkursionen in die Küstenebene Tihama und ins Bergland, teilweise gemeinsam. Niebuhr berichtet: «Wir mietheten zwey Esel, und der Eigenthümer derselben, welcher uns zu Fuß folgen mußte, war unser Wegweiser und Bedienter, und bisweilen auch unser Dollmetscher. Wir beyde hatten schon einen ehrwürdigen arabischen Bart, und also in der langen Kleidung ein ziemlich morgenländisches Ansehen. Damit wir aber noch weniger für Europäer gehalten werden möchten, so nahm jeder von uns einen arabischen Namen an, und diese unsere Anstalten überredeten selbst unsern Eseltreiber, daß wir keine Europäer wären, sondern etwa morgenländische Christen seyn müßten.»

Niebuhr nahm sowohl hier als auch auf der weiteren Reise nach Mokka, Taiz und Sana Messungen und Beobachtungen vor und legte damit den Grund für die zweite seiner großen Leistungen: die Karte des Jemen, die mehr als ein Jahrhundert lang ihre Stellung als Grundlage aller geographischen Forschungen in der Region behauptet hat. Forskål sammelte Pflanzen, darunter viele Arten, die der europäischen Wissenschaft noch völlig unbekannt waren, und es gelang ihm, den Arabischen Balsamstrauch (Commiphora opobalsamum) zu finden, der den im alten Israel und im Orient besonders geschätzten Mekkabalsam produzierte und von dem man in Europa bislang nicht wußte, zu welcher Gattung er gehöre. Am 18. April 1763 benachrichtige Forskål Linné in aller Eile von seiner Entdeckung,

obwohl eine solche direkte Korrespondenz gegen den Willen der Verantwortlichen in Kopenhagen verstieß. Daß dabei nicht allein sein Drang nach ungehinderter Selbstbestimmung im Spiel war, sondern auch ein besonderes Interesse seines Lehrers, läßt ein zweiter Brief an Linné erkennen, der seinen offiziellen Weg über Kopenhagen nahm und deshalb deutsch geschrieben ist: «Wohlgebohrner Herr Archiater und Ritter. Sie haben [beim Abschied] verlangt ich möchte Ihnen das Geschlecht des Mecca balsam Baums wissen lassen, ehe Sie sterben. Ich glaube jetzt Ew. Wohlgeb. davon benachrichtigen zu können, wünsche aber von Hertzen, dass Sie diese Nachricht noch recht viele Jahre vergnügt überleben mögen. Es ist von dem Brownischen neuen Geschlechte Amyris. Ich habe zu Gidda den Baum mit Blättern, nicht aber die Blume [= Blüte] zu sehen bekommen. ... Jeder Ast, den man brach, gab ein starcken Geruch von Mecca balsam. Die Bäume wachsen häufig wild in der Gegend bey Medina, und dorten allein wird der balsam davon gesammelt. Hier in Jemen habe ich ein Baum gefunden, den die Araber Abu Scham, das ist, den *riechenden* nennen. Er hat die Blätter und den Geruch vollkommen so wie der Balsambaum den ich in Gidda gesehen. Nur sind alle folia ternata [= alle Blätter ohne Glanz]. ... Die Blume habe ich daran gesehen, dass sie von dem Amyris Geschlechte sey.»[8] Selbst Niebuhr wurde anscheinend von Forskåls Entdeckerfreude und der Harmonie jener Wochen angesteckt, denn sein sonst so nüchterner und nur zuweilen durch einen trockenen Lakonismus persönlich gefärbter Bericht bekommt an dieser Stelle einen Anflug von Poesie. Er sagt über seinen Freund: «Nach einigen Untersuchungen glaubte er den wahren Mekkabalsambaum gefunden zu haben, und war daher über diese seine Entdeckung sehr erfreut. Nichts war erwünschter, als daß der Baum just in voller Blüte

stand. Er hatte also Gelegenheit selbst in dem Schatten dieses Baums ihn vollkommen zu beschreiben, und viele Blumen als Proben davon mitzunehmen.»

Niebuhrs Bericht läßt erkennen, daß die Expeditionsteilnehmer sich – zunächst jedenfalls – im Jemen besonders wohl fühlten und es genossen, sich freier bewegen und bei ihrer Arbeit weniger Argwohn ausgesetzt zu sein als in der Türkei und in Ägypten, und er schrieb auch, andere Reisende sollten überdies wissen, daß die Reise wohl beschwerlich sei, aber nicht gefährlicher als eine Bergbesteigung. Nach der Abreise aus Bayt al-Faqih aber gab es immer mehr Beschwerlichkeiten. So kam es in Mokka zu einem tragikomischen Auftritt, den Niebuhr ähnlich ausführlich schildert wie auch Forskål in seinem Tagebuch.[9] Gleich nach der Ankunft am Abend des 24. April mußten in Anwesenheit des Dola, des örtlichen Statthalters, die unterdessen zu Schiff aus Luhayya angekommenen Gepäckstücke kontrolliert werden, und obwohl die Reisenden darum baten, man möge mit dem Küchengerät und den Betten beginnen, damit sie übernachten könnten, nahm man sich zunächst die Präparate vor. «Es fand sich darunter ein kleines Fäßgen mit Fischen aus dem arabischen Meerbusen, und Herr Forskål, der sie gesammlet hatte, bat daß man es uneröfnet passiren lassen möchte, weil es mit Branntwein angefüllt war, und die Fische keinen angenehmen Geruch verursachen würden. Allein der Visitirer öfnete es, nahm Fische heraus, rührte alles mit dem Eisen durch, als wenn er glaubte daß kostbare Waaren darin verborgen wären, und alles unsers Bittens ungeachtet, daß man das Fäßgen an die Seite setzen möchte, warf er es noch zulezt um, und erfüllte das ganze Haus mit Gestank von verdorbenen Fischen und Branntwein. Man kann sich leicht vorstellen, was die Araber, denen ihre Religion die starken Getränke überhaupt verbietet, gesagt

haben, und wie beschämt wir gewesen seyn müssen, daß der Dola und seine Schreiber ihr Zollhaus durch unsere Sachen so verunreinigt sahen. Wir baten abermal daß man unsere Betten visitiren möchte, allein man wollte erst mehrere Naturalien sehen. Unter diesen waren einige Seethiere, welche vor dem Einpacken zu Loheia nicht völlig trocken geworden waren, und deswegen auch einen ziemlichen Gestank machten. Dieß verursachte ein neues Murmeln und Schimpfen auf die Franken [wie die Araber die Europäer nannten]. Von den Muscheln, welche wir mit der größten Sorgfalt eingepackt hatten, ward ein großer Theil bis auf den Boden heraus gerissen, und das übrige mit einem spitzen Eisen durchbohrt. Wir stellten vergebens vor, daß vieles zerbrochen werden würde. Die Araber glaubten, daß kein vernünftiger Mensch dergleichen Sachen sammeln würde, um Gebrauch davon zu machen, sondern daß wir selbige hieher gesandt hätten, um uns über den Dola und die Zollbediente zu belustigen. Andere gaben vor, daß vielleicht kostbare Waaren dazwischen versteckt, ja daß alles kostbare Waaren wären, und daß wir ihnen die Augen verblendet hätten. Der Dola, ein alter sanftmüthiger Mann, schien auf alles dieß noch nicht zu achten. Endlich brachte man ein Flaschenfutter [= Kasten zum Transport von Flaschen], in welchem Forskål verschiedene Arten Schlangen in Spiritus aufgehoben hatte. Dieß setzte alle in Erstaunen. Einer von den Sclaven oder Bedienten des Dola äußerte hiebey seine Meinung: daß die Franken vielleicht nach Jemen gekommen wären um die Mohammedaner zu vergiften, und daß sich deswegen einer von uns für einen Arzt ausgäbe, um desto besser Gelegenheit darzu zu haben. Der gute Dola schien bisher mehr Mitleiden als Verachtung gegen uns gehabt zu haben. Als man aber davon redete, daß die Gesundheit der Einwohner in Gefahr seyn könnte, ward er aufgebracht,

und sagte: Bey Gott, diese Leute sollen keine Nacht in unserer Stadt bleiben.» Der entnervte Forskål fügte seinem brieflichen Bericht an Linné hinzu: «Er wurde aber später durch die Vorstellungen unserer Freunde und ein ansehnliches Präsent eines besseren belehrt, so daß dieser Sturm nun glücklich vorbei ist. Unwissenheit ist die Wurzel unbegreiflicher Torheiten.»[10]

Dann aber gab es für die Reisenden auch noch Beschwerlichkeiten, gegen die kein Bakschisch zu helfen vermochte: die Malaria forderte ihre Opfer.

Die Auflösung der Expedition

Nachdem die Expedition Ende April 1763 an die Küste zurückgekehrt war, starben zwei ihrer Mitglieder an einer Art der Malaria, die im Jemen besonders bösartig ist: von Haven am 25. Mai 1763 in Mokka und Forskål am 11. Juli 1763 in Jerim, auf dem Wege nach Sana. Niebuhr verbarg seine persönliche Betroffenheit durch diesen zweiten Todesfall hinter einem sachlichen Bericht: «Wir bedauerten seinen Verlust gar sehr; denn er hatte durch den vielen Umgang mit den gemeinen Leuten bey seinem fleißigen Botanisiren, nicht nur am besten von der ganzen Gesellschaft die arabische Sprache, und ihre verschiedene Dialecte gelernt, und war deswegen sehr oft unser Fürsprecher, sondern er nahm sich auch überhaupt des glücklichen Fortganges unserer Reise sehr eifrig an. Er war gleichsam zu einer arabischen Reise geboren. Nicht leicht war er misvergnügt wenn es ihm an Bequemlichkeiten fehlte. Er gewöhnte sich gleich nach der Manier der Landeseinwohner zu leben, und dieses ist nothwendig, wenn man mit Nutzen und Vergnügen in Arabien reisen will. Sonst wird auch der Gelehrteste nicht im Stande seyn in diesen Ländern viele Entdeckungen zu machen.»

In Sana hatten die vier übrigen Teilnehmer der Expedition eine Audienz beim Imam, dem regierenden Fürsten. Niebuhr war das eher lästig, «weil wir nicht eigentlich nach Sana gereiset waren um unsere unterthänige Aufwartung bei dem Imam zu machen, sondern die Stadt und die umliegende Gegend zu sehen, und mit solchen Leuten bekannt zu werden, von welchen wir Nachricht von diesem Lande erhalten konnten», aber er und seine Gefährten paßten sich auch hier der Notwendigkeit an, wie sie es unterwegs gelernt hatten. Nachdem sie aber die Hauptstadt des Landes gesehen hatten, beschlossen sie, von Mokka aus mit einem englischen Schiff nach Bombay zu reisen, um der vom Fieber heimgesuchten Küste des Jemen zu entkommen, obwohl sie ursprünglich zwei bis drei Jahre im Lande hatten bleiben sollen. Niebuhr begründet das ausführlich: «Es war uns zu Sana viel höflicher und freundschaftlicher begegnet worden als wir erwartet hatten, ja verschiedene von den Vornehmsten wollten uns überreden die engländischen Schiffe absegeln zu lassen, und noch ein Jahr in Jemen zu bleiben. Wir würden wahrscheinlich auch nicht viel von den Einwohnern zu befürchten gehabt haben, wenn wir diesen Rath befolgt hätten: allein, weil die beyden Professores schon gestorben waren, und wir also keine Anmerkungen mehr über die Sprache und Naturgeschichte machen konnten; weil ich schon den größten Theil der merkwürdigsten Städte in diesem kleinen Königreiche gesehen, und den Grund zu einer neuen Specialcharte von Jemen gelegt hatte; weil wir verschiedene Beyspiele von dem Geiz des regierenden Imams hörten; weil wir auch schon zu Mochha und Taäs harte Streitigkeiten mit den Dolas gehabt hatten, und dergleichen noch mehr befürchteten; weil wir überdieß von den beständigen Beschwerlichkeiten, von der Veränderlichkeit der Luft und des Wassers in dem platten Lande und in den Gebürgen,

eins ums andere unpäßlich wurden, so beschlossen wir nach Mochha und Indien zu gehen, um unser Leben mit unsern Papieren in Sicherheit zu bringen.»

Am 21. August gingen sie in Mokka an Bord. Aber es war zu spät: während der Überfahrt erlagen auch Baurenfeind und Berggren der Malaria, und in Bombay starb im Februar 1764 auch Cramer. Niebuhr überlebte, erholte sich aber nur langsam von der Krankheit, die er als ein Memento mori verstand: «Nunmehr war von unsrer zahlreichen Gesellschaft Niemand mehr übrig als ich allein. Wenn ich mir den mir vorgeschriebenen Rückweg über Basra, und von hier zu Lande durch die ganze Türkey vorstellte, so konnte ich auf demselben nicht wenigere Beschwerlichkeiten erwarten, als wir auf der Reise von Egypten bis nach Bombay ausgestanden hatten, und ich hatte also wenig Hofnung Europa jemals wieder zu sehen. Indeß hielt ich mich vorzüglich jetzt verbunden für meine Erhaltung zu sorgen; denn wenn zulezt auch ich gestorben wäre, so war es sehr ungewiß, ob meine Papiere jemals nach Europa gekommen seyn würden. Diese und andere Gedanken brachten mich auf den Entschluß eine Gelegenheit zu erwarten um mit einem Schiffe der englischen ostindischen Handlungsgesellschaft von Bombay gerade nach London gehen zu können.»

Erst einmal aber nutzte Niebuhr im März 1764 die Gelegenheit zu einem Abstecher mit einem englischen Schiff nach der weiter nördlich gelegenen, damals noch bedeutenden Handelsstadt Surat. Bei der Rückkehr nach Bombay im April aber «war ich schon wieder so krank, daß ich ohne augenscheinliche Gefahr eine solche Reise nicht unternehmen konnte. Ich war also genöthigt, noch während der Regenzeit in Bombay zu bleiben, und nahm dabey den festen Vorsatz den mir vorgeschriebenen Rückweg über Basra zu nehmen, wenn ich meine Gesundheit nur einiger-

maßen wieder hergestellt haben würde. Alle unsere im arabischen Meerbusen gesammlete Naturalien hatten Herr Cramer und ich schon nach Tranquebar gesandt. Nachher schickte ich alle Manuscripte meiner Reisegefährten, ingleichen einen Theil von meinen eigenen Papieren gerade über London nach Kopenhagen. Denn da ich nicht wissen konnte, was mir noch auf der Rückreise begegnen würde, so hielt ich es für rathsam, leztere durch einen andern Weg zu schicken, damit nicht die ganze Frucht der Reise verloren ginge, wenn auch ich etwa hätte sterben oder geplündert werden sollen.»

Niebuhrs Rückreise

Nach mehr als einem Jahr Aufenthalt in Bombay reiste Niebuhr im Dezember 1764 über Oman durch den Persischen Golf nach Norden. Daß in der persischen Hafenstadt Buschir eine Karawane nach Schiras zusammengestellt wurde, war für ihn eine Möglichkeit, sich einen schon älteren Wunsch zu erfüllen: «Wie sehr ich also auch Ursache hatte zu eilen, um bald nach Europa zurück zu kommen, so wollte ich doch eine so schöne Gelegenheit nach Schiras und den berühmten Ruinen von Persepolis zu kommen, welche nur zwey kleine Tagereise von der erwähnten Stadt entfernt sind, nicht vorbey gehen lassen, sondern entschloß mich am 15ten Februar mit der Kafle [= Karawane] landwärts zu reisen. Ich behielt meine von Indien mitgebrachte europäische Kleidung noch auf der Reise nach Persepolis, fand aber auch alle Unbequemlichkeiten die mit kurzen und engen Kleidern auf Reisen mit Karawanen verknüpft sind.» Drei Wochen verbrachte Niebuhr in den Ruinen des von Alexander dem Großen in Brand gesteckten Königspalasts des alten Persien, und hier vollbrachte er seine dritte große Leistung: er kopierte die

vielen Inschriften in Keilschrift mit so großer Sorgfalt, daß seine Abschriften einige Jahrzehnte später als Grundlage der Entzifferung der Keilschrift Epoche machten. Er überanstrengte dabei in der vom Marmor reflektierten blendenden Sonne freilich auch seine Augen, so daß er im Alter erblindete.

Im August 1765 war Niebuhr in Basra. Von dort aus reiste er dann auf dem Landweg durch den Irak, erst allein bis nach Bagdad, wo er im Januar 1766 ankam. Dort schloß er sich wieder Karawanen an und kam so über Mossul im Juni nach Aleppo. Er war jetzt wieder so nach orientalischer Weise ausgerüstet, wie es die Expedition schon nach dem Aufbruch aus Kairo gewesen war: «Mein ganzes Küchengeräth war in einem Beutel eingepakt. Es bestand aus zwey Töpfen mit Deckeln die in einander gesezt werden konnten, aus ein paar Schüsseln und Tellern, und einer Kaffeekanne, alles von Kupfer und verzinnt. ... Zu Salz, Pfeffer und Gewürz hatte ich eine hölzerne Büchse, die in verschiedenen Abtheilungen auf einander geschraubt werden konnte. ... Tische und Stüle kennt man hier gar nicht. Mein Tischtuch war ein rundes Stück Leder das am Rande eiserne Ringe hatte, durch welche man einen Strick zieht, und vermittelst eines Hakens an den Sattel hängt. Ich hatte ein halb Dutzend Caffetassen, aber nur Obertassen, alle in einer hölzernen mit Leder überzogenen Büchse, die man überall hinwerfen kann ohne befürchten zu dürfen [= müssen], daß die Tassen zerbrochen werden. Zu gelben Wachslichtern hatte ich eine ähnliche Büchse die in einen ledernen Beutel gesteckt wird. Inwendig in dem Deckel derselben ist eine Pfeife [= Röhre] worin das Licht gesezt wird, und man braucht daher keinen andern Leuchter. Meine Leuchte war von Leinwand (von eben der Figur, wie die Knaben in Europa kleine runde Leuchten von Papier zu machen pflegen) oben und unten

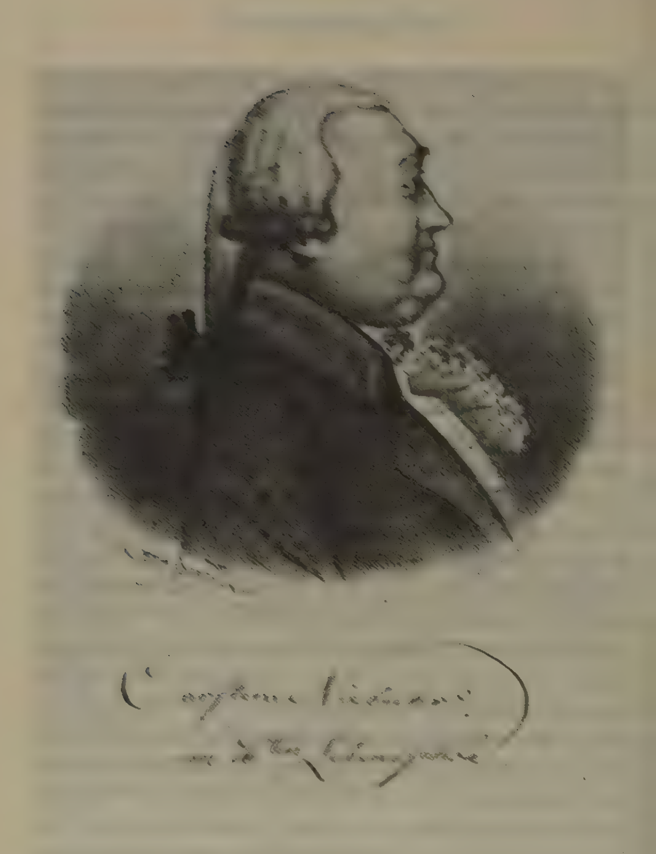
mit einem blechernen Boden. Wenn diese zusammengelegt ist, so nimmt sie auch keinen großen Platz im Reisesack ein. ... Mein Vorrath von Essen bestand vornehmlich in Reis und Butter. Leztere ist geschmolzen, und wird in einer ledernen Kruke aufbewahrt. Ferner hatte ich Zwieback und auch Mehl, um unterwegs frisches Brod backen zu können, trockene Früchte, in der Sonne gedörrtes Fleisch, Caffe u. d. gl. Vor der Abreise aus einer Stadt versorgt man sich gemeiniglich mit dicker Milch. Diese wird in einen Beutel geschüttet, und so wie das Wasser abläuft, immer mehr Milch hineingeschlagen, bis man so viel Käse hat, als man zu seiner Absicht braucht. Wenn man den nachher wieder mit Wasser anrührt, so giebt es für einen durstigen ein angenehmes kühlendes Getränk; und mit Zwieback gegessen ist es für einen hungrigen auch eine gute Schüssel Essen. Überhaupt muß man auf einer solchen Reise nicht lecker seyn, oder man ist sehr übel dran. Meine persische Pfeife hatte ich in einem ledernen Beutel vorne am Sattel hängen. ... Mein Bett bestand aus einer Matratze, einer dünnen Decke und einem Kopfküssen.

Die Morgenländer schlafen beständig in Kleidern. Aber deswegen sind sie nicht weniger reinlich als die Europäer die das Leinenzeug oft wechseln; denn sie waschen und baden sich desto mehr. Ein Teppich ist auf solchen Reisen ein nothwendiges Stück. Denn, wo man sich lagert, es sey in einem Hause oder auf freyem Felde, so wird dieser gleich ausgebreitet, und man hat einen reinlichen Sitz. Meine Kleider, Bücher u. d. gl. hatte ich in zween Reisesäcken, und die Instrumente in ihren gehörigen Kasten. Zu dieser meiner Bagage, für mich und meinen Bedienten, miethete ich nur drey Pferde.»

In Aleppo wohnte Niebuhr im Haus des niederländischen Generalkonsuls, des Kaufmanns van Masseyk, und

zugleich mitten im Völker- und Sprachengemisch der Handelshäuser der Levante: «Der Handlungsgesellschafter des Herrn van Masseyk war aus Neufchatel [= Neuchâtel], sein Consulatsecretair aus Obersachsen, er selbst aus Friedrichsstadt im Herzogthum Schleswig, seine Gemahlin aus Hamburg, eine Anverwandtin aus Irland, und nur ein junger Kaufmann, der sich des Handels wegen zu Haleb [= Aleppo] aufhielt, war ein Holländer. In dieser Gesellschaft hörte man täglich französisch, englisch, holländisch und deutsch, auch das Plattdeutsche ward nicht vergessen; mit den armenischen Bedienten redete man italiänisch, und sie sprachen außer dieser und ihrer Muttersprache auch türkisch und arabisch. Ich bemerkte hier mit Verwunderung, wie leicht es Kindern wird, Sprachen zu lernen, wenn sie dazu Gelegenheit haben. Die jüngste Tochter des Herrn van Masseyk, ein Kind von noch nicht drei Jahren, sagte ihre kleinen Bedürfnisse ihrer Wärterin in der armenischen, ihren Eltern in der französischen und ihrer Tante in der englischen Sprache.»

Von Aleppo aus unternahm Niebuhr auf Anweisung Bernstorffs noch einen kurzen Abstecher nach Zypern, um dort mutmaßlich phönikische Inschriften zu kopieren. Dann wollte er aber auch noch die heiligen Stätten in Jerusalem sehen, und so kam er im August 1766 auf dem Wege über Damaskus wieder nach Aleppo zurück. Im November brach er mit einer Karawane auf und kam nach anstrengender Reise durch das winterliche Anatolien im Februar 1767 nach Konstantinopel. Hier holte er erst einmal nach, was ihm fünfeinhalb Jahre zuvor durch Krankheit verwehrt geblieben war: er zeichnete einen Stadtplan – mit der ihm eigenen Mischung von Hartnäckigkeit und Findigkeit: «In keiner Stadt der ganzen Türkey ist es wegen der Einwohner so beschwerlich und gefährlich einen Grundriß zu entwerfen, als zu Constantinopel. In andern



CARSTEN NIEBUHR IM [illegible] LEBENSJAHR

Städten kann man sich nach Landesmanier kleiden, und man wird alsdann von dem Pöbel eben nicht bemerkt. In der Hauptstadt dagegen sollen die Europäer sich europäisch kleiden; da sie alle zu Pera oder Galata wohnen, so haben sie in der Hauptstadt sehr wenige Geschäfte. Sie kommen höchstens nur in einige von den Hauptstraßen. Um einen Grundriß entwerfen zu können, mußte ich [aber] alle Quartiere der Stadt besuchen, und in abgelegenen Gegenden, wo man nicht gewohnt ist Europäer zu sehen, wird man bisweilen von Weibern und Knaben verspottet, ja wohl gar schlimmer behandelt. Weil ich bemerkte, daß ein Arzt sich türkisch kleidete, und nur durch Hut und Perücke zu erkennen gab, daß er ein Europäer wäre, so bediente ich mich auch dieser Freyheit, und endigte meine Arbeit mit dem Grundrisse, ohne dabey viel beunruhigt zu werden.»

Nach getaner Arbeit aber kehrte Niebuhr Asien endgültig den Rücken und reiste auf dem Wege durch den europäischen Teil des osmanischen Reichs, durch Polen und Norddeutschland zurück, unterwegs kurz in Göttingen und bei seinen Verwandten in Altenbruch, dem Nachbardorf seines Geburtsorts, Station machend. Am 20. November 1767 war er wieder in Kopenhagen.

Nach seiner Rückkehr bearbeitete er zunächst seine eigenen Messungen, Beobachtungen und Aufzeichnungen für die Buchveröffentlichung. Die beträchtlichen Kosten für die zahlreichen Kupferstiche übernahm dabei nach dem Willen Bernstorffs die dänische Regierung; die fertigen Platten durfte Niebuhr sogar behalten. 1772 erschien seine *Beschreibung von Arabien*, 1774 der erste Band seiner *Reisebeschreibung*. 1775 und 1776 brachte er auch Forskåls Aufzeichnungen zum Druck. 1778 folgte der zweite Band seiner *Reisebeschreibung;* der dritte aber blieb liegen, weil Niebuhr sich mit seiner Entscheidung, sein eigener Verleger

zu werden, nur Verdruß eingehandelt hatte; er wurde erst mehr als ein Jahrzehnt nach Niebuhrs Tod von anderen in den Druck gegeben. Auch Forskåls Reisetagebuch, das Niebuhr offenbar für eine Veröffentlichung vorbereitet hatte, blieb liegen und kam erst 1950 zum Druck. Im Jahre 1770 hatte Bernstorff seine Ämter und seinen Einfluß verloren, 1772 war er gestorben. Seine Nachfolger fühlten sich wohl verpflichtet, Niebuhr zu versorgen, taten aber nicht sonderlich viel zu seiner Beförderung in der Hauptstadt. So erhielt er 1778 das Amt des vor allem für die Hebung von Steuern zuständigen Landschreibers von Süderdithmarschen und siedelte nach Meldorf über. Dort lebte er bis zu seinem Tod im Jahre 1815, seit 1781 in freundschaftlichem Umgang mit seinem Vorgesetzten, dem Landvogt Heinrich Christian Boie, 1809 von König Friedrich VI. mit dem Danebrogorden ausgezeichnet. Eine ihm schon früher angebotene Erhebung in den Adelsstand hatte er abgelehnt. «Er urteilte, daß wer dies täte, seine Abstammung nicht für hinreichend ehrenvoll halten müsse.»[11]

Die Ergebnisse der Reise

Die Ergebnisse der Reise sind einerseits die unterwegs gesammelten und nach Kopenhagen geschickten Gegenstände: Tiere und Pflanzen sowie arabische und hebräische Handschriften, andererseits Aufzeichnungen, Zeichnungen und Karten sowie die darauf aufbauenden, von Niebuhr besorgten Buchveröffentlichungen. Einen Teil der Fragen, die der Expedition mitgegeben waren, hatte sie beantworten können; die philologischen sind in Niebuhrs Einleitung zu seiner *Beschreibung von Arabien,* andere an vielen vertreuten Stellen des Textes behandelt. Manche der

anderen Ergebnisse erwiesen sich als epochemachend, so Niebuhrs Leistung auf dem Gebiete der Kartographie und seine Keilschriftkopien (durch die deren Entzifferung möglich wurde) und Forskåls Leistungen auf dem Gebiet der Zoologie und der Botanik. Von Havens Erwerbungen bildeten den Grundstock der Sammlung von Handschriften aus dem Vorderen Orient in der Königlichen Bibliothek, da deren Bestand bis dahin nur recht zufällige Geschenke und Einzelerwerbungen umfaßt hatte. Große Teile der von der Expedition zusammengetragenen Sammlungen sind immer noch vorhanden und werden immer noch benutzt.

F. C. von Haven

Von Havens Bemühungen, die Auflagen der Instruktion, insbesondere deren § 11, zu erfüllen, erbrachten teils umfassende Tagebuchaufzeichnungen, teils den Erwerb von 108 Handschriften, die einen wesentlichen Teil der Sammlung von Handschriften aus dem Vorderen Orient in der Königlichen Bibliothek ausmachen. Er begann mit seinen Handschriftenkäufen bereits am 18. Juni 1761 auf Malta, auf dem Wege nach Konstantinopel, und erwarb die letzten einen Monat, bevor er von der Malaria gepackt wurde. Aus dem Verzeichnis des Tagebuchs ist zu ersehen, welche Handschriften in Konstantinopel und welche in Kairo gekauft wurden. Die sechs Handschriften, die von Haven nach seinen Angaben in Bayt al-Faqih gekauft hat (4 am 2. März, 2 am 18. März), lassen sich nicht genau identifizieren, da sie von ihm nicht genauer beschrieben sind. Sie können aber trotzdem in die Sammlung der Königlichen Bibliothek eingegangen sein, nachdem sie zusammen mit von Havens übrigen Hinterlassenschaften nach Kopenhagen geschickt worden sind.

Die Handschriften umfassen 103 Arabica und 5 Hebraica; dazu kommen noch 3 gedruckte Turcica. Nach Gattungen verteilen sie sich folgendermaßen:

Poesie und Kommentare dazu	36	Fiqh	1
Geschichte	23	Ethik	1
Anthologien	7	Astronomie	1
Rhetorik	7	Sufismus	1
Prosa (adab)	5	Katalog der Handschriften in der al-Azhar-Moschee	1
Philologie	4	Verschiedenes (u. a. Rechentabellen und Physiognomik)	5
Geographie	4	Pharmakologie (eine mit Notizen Forskåls)	2
Biographien	2	Hebraica	5
Erotica	2		
Biographie des Propheten (sira)	1		

Die Wahl der Gattungen ist wohlüberlegt, wenngleich die Zahl der erworbenen Stücke nicht gleichermaßen ausgewogen ist; man muß jedoch bedenken, daß Verhältnisse, die außerhalb seiner Macht lagen, von Haven daran hinderten, seine Aufgabe gänzlich zu erfüllen. Trotz ihres quantitativen Ungleichgewichts beleuchtet die Sammlung aber die arabische Literatur in ihrer klassischen Breite, wenn man – wie die Instruktion es will – den Koran ausnimmt. Von ihm ist nur ein einzelnes Blatt mit vergoldeter kufischer Schrift erworben worden, da die Königliche Bibliothek zuvor schon eine schöne Sammlung von Koranhandschriften besaß (43 Nummern – manche sind jedoch nur Fragmente). Etwa ein Zehntel der Handschriften hat illuminierte Titelblätter; auch in dieser Hinsicht befinden sich die Erwerbungen also in schöner Übereinstimmung mit der Instruktion.

Petrus Forskål

Forskåls botanische Beschreibungen sind ungewöhnlich sorgfältig und genau, zweifellos, weil die Gefahr nicht gering war, daß die beschriebenen Exemplare auf der langen Reise nach Kopenhagen unterwegs verloren gehen könnten. Seine *Flora Ægyptiaco-Arabica* enthält Beschreibungen einer beträchtlichen Anzahl neuer Gattungen und Arten, von denen die heutige Botanik an die 300 unter Forskåls Namen als echte, selbständige Arten anerkennt. Forskåls *Flora* wurde schon früh als für die Pflanzengeographie bahnbrechend anerkannt, da sie eines der ersten Werke ist, das die Bedeutung des Klimas nicht nur für die Standorte der Arten erkennt, sondern auch für das Erscheinungsbild einzelner Exemplare einer gegebenen Art: mit einem Exemplar einer bekannten Art in der Hand kann man recht genaue Angaben über die Lage und die Beschaffenheit eines Wachstumsortes machen.

Forskål erhielt den Auftrag, die Blütenfarbe der Pflanzen, ihre Frucht und die Beschaffenheit ihrer Wurzeln zu beschreiben sowie die normale Größe der Pflanzen und Bäume zu bestimmen, um damit Linnés Beschreibungsmethode, die diese Angaben nicht enthält, zu vervollständigen. Die Instruktion wies ihn an, ein Herbarium anzulegen, Samen, Knollen und Zwiebeln zu sammeln und die verschiedenen Tierarten zu konservieren.

Die königliche Instruktion lenkte Forskåls Aufmerksamkeit auch auf die meeresbiologischen Aufgaben, die sich während der langen Seereise bewältigen ließen. Er wurde angewiesen, besondere Netze zum Fang kleinerer Meerestiere und – als etwas Neues – Schleppnetze zum Sammeln von Bodenlebewesen zu benutzen. Er sollte untersuchen, welche Organismen das Meersleuchten erzeugen, und die Korallenfauna im Roten Meer, die Bildung

von Perlen und nicht zuletzt die damals noch fast gänzlich unbekannte Fischfauna im Indischen Ozean studieren. Die königliche Instruktion in Verbindung mit den in § 14 erwähnten, von dem Kopenhagener Professor Christian Gottlieb Kratzenstein formulierten Aufgaben ist vermutlich überhaupt der erste Plan für systematische meeresbiologische Untersuchungen.

Forskåls größte Leistung liegt auf dem Gebiet der Zoologie; sein wissenschaftliches Hauptwerk sind die 1775 erschienenen *Descriptiones animalium* und der dazu gehörende Abbildungsband *Icones rerum naturalium*. Hierin hat in besonderem Maße seine Darstellung der Fische, Korallen und Meereslebewesen (Quallen, Seeschnecken und Weichtiere) bleibende Bedeutung bekommen. Die *Descriptiones animalium* gelten als eines der bedeutendsten zoologischen Werke des 18. Jahrhunderts. Es besteht aus einem systematisch geordneten Verzeichnis der beobachteten Tiere, das nach Fundorten geordnet ist und die örtlichen Bezeichnungen angibt, mit jeweils einem beschreibenden Abschnitt. Die Beschreibungen umfassen 17 Arten Vögel mit Notizen über das Auftreten von Zugvögeln bei Istanbul, Alexandria und Luhayya; einzelne Schildkröten, Eidechsen und Schlangen; 120 Arten Fische, von denen viele hier zum ersten Mal und mit besonderer Sorgfalt beschrieben sind: über die übliche Beschreibung hinaus wird über den Ort des Vorkommens Auskunft gegeben, und es werden genaue Zahlenangaben, z. B. über die Strahlen der Flossen, gemacht und auch neue Merkmale, u. a. die Zahnverhältnisse, in die Beschreibung einbezogen; weiterhin 62 Arten von Insekten und Krebsen, mit einer kürzer gefaßten Liste über 53 weitere; eine Reihe von Weichtieren, darunter die ganz neue Gattung Salpa, die Forskål aufgestellt hat, und eine Art Quallen, die heute Forskåls Namen trägt; sowie schließlich 26 Arten von Korallen.

Ein heutiger Fachmann würdigt das Werk folgendermaßen: «Obwohl es sich um Notizen und Beschreibungen handelt, die während einer beschwerlichen Reise entstanden sind, und obwohl Forskål während der Expedition nur begrenzte literarische Hilfsmittel zur Verfügung hatte, bringt es in einer Reihe von Punkten wesentlich Neues, teils durch seine gründlichen und umsichtigen Beschreibungen neuer Gattungen und Arten, teils durch die nicht wenigen biologischen Beobachtungen, die das Werk enthält, die nicht nur von Forskåls großer Beobachtungsgabe zeugen, sondern durch seine konstruktiven Deutungen zugleich auch von seiner bedeutenden Begabung.»[12]

Die von Forskål zusammengetragenen und nach Kopenhagen geschickten Sammlungen umfassen trotz der Verluste auf dem langen Weg und in späterer Zeit heute noch an die 1300 Pflanzen, 99 Fische, 75 Insekten sowie zahlreiche Konchylien und Korallen. Die Sammlungen werden auch weiterhin wegen ihrer unersetzlichen Typusexemplare benutzt, nach denen Arten zum erstenmal beschrieben worden sind.

Carsten Niebuhr

Nach seiner Rückkehr veröffentlichte Niebuhr 1772 in Kopenhagen seine *Beschreibung von Arabien. Aus eigenen Beobachtungen und im Lande selbst gesammelten Nachrichten abgefasset.* 1774 und 1778 folgten die ersten beiden Bände der *Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern;* der 3. Band erschien erst nach Niebuhrs Tod im Jahre 1837. Beide Werke sind mit kartographischen, astronomischen und sozioökonomischen Beobachtungen gespickt und mit Karten, Grundrissen und Ansichten von Küsten, Ländern und Orten, von Menschen und ihrer Kleidung, von Maschinen, Münzen und Inschriften illu-

striert, die von Baurenfeind oder von Niebuhr selbst gezeichnet sind.

In der *Beschreibung von Arabien* beantwortet Niebuhr einleitend eine Reihe der von Michaelis formulierten Fragen. Die Beschreibung selbst ist systematisch aufgebaut: der Abschnitt «Von Arabien überhaupt» behandelt die Geographie, die gesellschaftlichen Verhältnisse, Zeitrechnung, Sprache und das Geistesleben Arabiens; die «Beschreibung einzelner Landschaften in Arabien» umfaßt den Jemen, Hadramaut, Oman, die Küstenregionen am Persischen Golf und die Wüstengebiete im Inneren der arabischen Halbinsel sowie die Sinai-Halbinsel. Die *Reisebeschreibung* dagegen ist chronologisch aufgebaut und folgt genau dem Ablauf der Reise.

Carsten Niebuhrs wissenschaftliche Arbeit ist von einer nüchtern kritischen Haltung den ihm mitgeteilten Auskünften gegenüber geprägt sowie von Genauigkeit und Detailsorgfalt in den eigenen Beobachtungen, die er mit den modernsten Instrumenten seiner Zeit und nach den neuesten Methoden astronomischer Messungen vornahm. Er vervollständigte F. L. Nordens Karten von Ägypten durch seine Karte des Nildeltas und zeichnete die ersten zuverlässigen Karten des Roten Meeres und des Jemen. In seinem Werk finden sich die ersten sicheren Nachrichten über die Jeziden, Drusen, Ibaditen und über die Wahhabiten, die den heutigen Staat Saudi-Arabien gründeten. Als erster kopierte Niebuhr altarabische Inschriften. Auch zeichnete er sehr viel mehr Hieroglypheninschriften ab als frühere Reisende – und tat es so, daß man sie auch lesen konnte. Seine Wiedergaben altpersischer Keilschriftinschriften waren die entscheidende Grundlage für deren Entzifferung.

Die Perspektiven der Expedition

Die königliche Instruktion drückt exemplarisch die wissenschaftliche Grundüberzeugung der Aufklärungszeit aus: den Anspruch radikaler Vernünftigkeit im Glauben daran, daß sich die Welt erschöpfend in einem allesumfassenden Werk beschreiben lasse – im zentralen Projekt der Epoche, der Großen Enzyklopädie. Die Ergebnisse der Expedition spiegeln die geglückte Umsetzung dieses Vernunftprinzips in die Realität der Forschung: die mathematisch genauen Beobachtungen, das systematische Sammeln und Bearbeiten, den absoluten Vorrang der Auskünfte aus erster Hand und einen scharfen quellenkritischen Sinn, sofern solche nicht vorlagen – aber zugleich auch eine humane, undogmatische Offenheit für alles Neue, verbunden mit einem ausgemachten Respekt vor Andersdenkenden.

Die Instruktion, deren ursprüngliche Grundlage die vom Göttinger Professor Johann David Michaelis gestellten Fragen waren, wurde allmählich um wissenschaftliche Problemstellungen sowohl von der Universität Kopenhagen als auch von anderen europäischen Universitäten ausgeweitet und wurde in ihrer endgültigen Form zum Denkmal einer so großen Bemühung um die Grundlagenforschung, daß sie auf dem Reiterstandbild König Friedrichs V. vor dem Schloß Amalienborg als eines seiner Verdienste erwähnt wurde, das ihm den Nachruhm sichern sollte: «Großzügige Unterstützung der Wissenschaft durch die Entsendung gelehrter Männer in den Orient.»

Anmerkungen

1 Vgl. das Nachwort zu Adam Olearius: Vermehrte Newe Beschreibung Der Muscowitischen vnd Persischen Reyse. Schleswig 1656, hrsg. v. Dieter Lohmeier, Tübingen 1971.

2 Vgl. Frits Hammer Kjølsen: Capitain F. L. Norden og hans rejse til Ægypten 1737–38, Kopenhagen 1965.

3 Johann David Michaelis: Fragen an eine Gesellschaft Gelehrter Männer, Vorbericht.

4 Dieses und die nachfolgenden Zitate aus Niebuhrs «Reisebeschreibung» sind im Gegensatz zu der für diese Ausgabe behutsam überarbeiteten und gekürzten Fassung in der ursprünglichen Schreibweise und Interpunktion wiedergegeben.

5 Niebuhr: Beschreibung von Arabien, S. XXIII.

6 Resa till Lycklige Arabien. Petrus Forsskåls dagbok 1761–1763, utg. av Arvid Hj. Uggla, Uppsala 1950, S. 15 f. (übersetzt).

7 F. C. von Havens Reisejournal, Bd. 1, S. 537–539 (übersetzt).

8 Forsskål an Linné, Mokka, 9. 6. 1763. Bref och skrifvelser af och till Carl von Linné, utg. af Upsala Universitet, Bd. 6, Uppsala 1912, S. 168. – Forsskåls Brief vom 18. 4. 1763: ebd. Bd. 6, S. 162. Daß Linné den von Forsskål erwähnten Wunsch bei dessen Abreise geäußert hat, erwähnt er selbst in einem Brief aus dem Jahre 1764 (Bd. 2, S. 268).

9 Wie Anm. 6, S. 144 f.

10 Forsskål an Linné, Mokka, 3. 5. 1763. Bref (wie Anm. 8), Bd. 6, S. 164 f.

11 In unserer Ausgabe S. 917.

12 Ragnar Spärck: Peter Forskåls arabiske rejse og zoologiske samlinger, in: Nordenskiölds-Samfundets Tidskrift 23 (1963), S. 110 ff.

Erster Band

Carsten Niebuhrs

Reisebeschreibung

nach

Arabien und andern umliegenden Ländern.

Erster Band.



Kopenhagen,

Gedruckt in der Hofbuchdruckerey bey Nicolaus Möller,

1774.

Vorbericht

Die Einwohner der Provinz Jemen oder des südlichen Teils von Arabien, welchen die Europäer gemeiniglich das glückliche Arabien zu nennen pflegen, waren schon in den allerältesten Zeiten gesittet und wegen ihres Handels mit den Auswärtigen berühmt. Dies Land ist den Gelehrten auch noch jetzt eins der merkwürdigsten in der Welt und verdiente längst aus mehr als einem Grunde genauer bekannt zu werden. Man hat die arabische Sprache schon mit vielem Nutzen zur Erklärung wichtiger Stellen in der Bibel angewandt; allein sie hat, so wie alle weit verbreitete Sprachen, viele verschiedene Dialekte, und der jemenische Dialekt war den europäischen Gelehrten noch gänzlich unbekannt. Arabien konnte einem Naturkündiger vielen Stoff zu wichtigen Entdeckungen geben, auch konnte der Schrifterklärer durch Aufzeichnung der jetzt gebräuchlichen arabischen Namen der Pflanzen, Steine usf. manche biblische Namen erklären lernen. Ebenso konnte die Erdbeschreibung durch eine Reise nach diesem Lande viel gewinnen. Wir haben nicht nur alte arabische historische und geographische Werke, um derenwillen es schon nützlich sein könnte, die jetzige Beschaffenheit des glücklichen Arabiens kennenzulernen, sondern auch selbst in der Bibel wird verschiedener arabischer Städte erwähnt. Dieser und anderer Ursachen wegen wünschten die Liebhaber der Wissenschaften längst, daß eine gelehrte Gesellschaft nach

dem glücklichen Arabien reisen möchte. Der König von Dänemark, welcher nicht nur die Wissenschaften und Künste in seinen eigenen Ländern emporzubringen suchte, sondern auch fremde Gelehrte zu wichtigen Entdeckungen auf das gnädigste aufmunterte, erfüllte ihren Wunsch, und es geschah auf dessen Befehl und Kosten, daß die Reise unternommen ward, welche ich hier beschreibe.

Der Hofrat Michaelis hat dem Publico in der Vorrede zu seinen Fragen eine umständliche Nachricht von dem Ursprung unserer Reise gegeben, und ich habe desselben auch schon in dem Vorbericht zu der Beschreibung von Arabien erwähnt. Weil aber vielleicht nicht jeder meiner Leser die erwähnten Werke besitzt, so will ich davon hier noch einiges anführen. Die Absicht des Dänischen Monarchen verdient gewiß das größte Lob, wenngleich das Ende der Reise nicht so glücklich gewesen ist, als man es wünschte und hoffte. König Friederich V. ließ dem Hofrat Michaelis durch den seligen Grafen von Bernstorff, der schon einige Zeit mit Herrn Michaelis wegen einer arabischen Reise korrespondiert hatte, auftragen, dazu tüchtige Leute in der Philologie, Naturkunde und den mathematischen Wissenschaften auszusuchen. Herr Michaelis schlug zu dieser Reise den Professor Friederich Christian von Haven, einen gebornen Dänen vor, der zu der Zeit in Göttingen studierte und sich vornehmlich auf die morgenländischen Sprachen gelegt hatte. Der König schickte denselben noch nach Rom, wo er sich von den daselbst sich aufhaltenden gelehrten Maroniten in der neuern arabischen Sprache unterrichten lassen sollte, und dies war nötig, weil selbst der größte Kenner der arabischen Sprache, welcher sie in Europa bloß aus Büchern gelernt hat, dadurch noch nicht geschickt ist, mit gebornen Arabern zu reden. Für die Naturgeschichte ward der Professor Peter Forskål vorgeschlagen. Dieser hatte sich anfänglich der Theologie

gewidmet und deswegen auch die morgenländischen Sprachen studiert, er war aber nicht weniger in der Naturkunde erfahren und also zu einer solchen Reise, wie die unsrige war, sehr geschickt. Mir ward die Erdbeschreibung aufgetragen. Ich machte von dieser Zeit an auch den Anfang mit Erlernung der arabischen Sprache; allein da ich vorher nicht mit der Hebräischen bekannt war, so konnte ich es in der kurzen Zeit, die mir von meinen Hauptbeschäftigungen übrigblieb, nicht weit im Arabischen bringen: indes war mir auch das wenige, was ich davon in Europa gelernt hatte, nachher sehr behilflich, um das Neuarabische reden zu lernen.

Wir drei erhielten Befehl, uns gegen das Ende des Jahres 1760 in Kopenhagen zu versammeln, um unsere Reise anzutreten. Die Grafen von Bernstorff und von Moltke, die beiden großen Beförderer der Wissenschaften und Künste, die den Auftrag des Königs hatten, alles zu besorgen, was die arabische Reise so nützlich als möglich machen könnte, fanden, daß es uns noch an zwei nötigen Mitgliedern, nämlich an einem Arzt und einem Zeichner, fehlte. Dazu wurden der Doktor Christian Carl Cramer, und der Maler und Kupferstecher Georg Wilhelm Baurenfeind bestimmt. Die ganze Reisegesellschaft bestand also aus fünf Personen. Von einer so zahlreichen Gesellschaft, die durch die Befehle zweier so erleuchteter Minister geleitet ward, konnten die Gelehrten mit Recht sehr vieles erwarten; aber der Tod aller meiner Reisegefährten vereitelte den größten Teil dieser Hoffnungen, wie der Leser es aus diesem meinem Tagebuch ersehen wird.

Indes sind die Früchte der Arbeit meiner verstorbenen Freunde nicht so gar unbeträchtlich, als es einige auswärtige Journalisten daraus haben schließen wollen, daß in meiner Beschreibung von Arabien bloß einige von Forskål zur Beantwortung der Michaelischen Fragen aufgezeichnete

Anmerkungen vorkommen. Dieser war bis auf den Tag seiner Krankheit überaus fleißig und hat sehr viele und vortreffliche Beobachtungen in der Naturgeschichte hinterlassen. Von Havens wenige und kurze Anmerkungen von Kahira bis Mochha sind zwar nicht zu gebrauchen, aber sein Tagebuch von Kopenhagen bis Kahira, und seine Reise von Suez nach dem Berge Sinai ist sehr weitläuftig.

Diejenigen, welche die Reisebeschreibungen bloß zum Zeitvertreib lesen, finden gemeiniglich daran das größte Vergnügen, wenn der Reisende ihnen viele Nachrichten gibt, wie er die fremden Nationen im Umgange gefunden, was er für Beschwerlichkeiten ausgestanden hat und dergleichen. Ich muß gestehen, dies ist unterhaltender als eine trockene Beschreibung von der Lage der Städte und der Wege, die man gereiset ist, und ich hätte leicht von jenen gefälligen Merkwürdigkeiten mehr aufzeichnen können. Ich würde dabei nicht so viele Mühe und Gefahr gehabt haben, als bei der Entwerfung so vieler Grundrisse von Städten und der Reisekarte. Ich würde aber auch, wann ich jenes getan und hierin etwas versäumt hätte, die Absicht dieser Reise nicht erfüllt haben. Ich war zufrieden, daß ich die Araber ebenso menschlich fand als andere gesittete Nationen, und ich habe in allen Ländern, die ich besucht habe, angenehme und unangenehme Tage gehabt, so wie es jeder Reisende erwarten muß. Mir war, wie schon gesagt, hauptsächlich die Erdbeschreibung aufgetragen, und inwieweit ich hierin meine Pflicht erfüllt habe, darüber lasse ich diejenigen urteilen, welche wissen, wieviel darzu erfordert wird, in einem fremden Lande geographische Nachrichten zu sammeln, und was man vorher von Arabien gewußt hat. Von dieser Seite glaube ich mit mir nicht unzufrieden sein zu dürfen, nur wünschte ich, daß ich dem Leser meine gesammelten Nachrichten in einer angenehmern Schreibart hätte vortragen können.

Reise von Kopenhagen bis Konstantinopel

Januar 1761

Nachdem unsere zur Reise nach dem glücklichen Arabien bestimmte Gesellschaft sich in Kopenhagen versammelt und vom Könige Befehl erhalten hatte, auf einem Kriegsschiffe, welches eben nach der mittelländischen See abgehen sollte, bis nach Ismir (Smirna) zu reisen; so begaben wir uns im Jahr 1761 am 4ten Januar an Bord desselben. Wir sahen gleich anfangs, daß diese Seereise uns soviel möglich bequem und angenehm werden würde. Der Befehlshaber des Schiffes, damals Kommandeur und jetzt Konteradmiral Herr Heinrich Fischer, hatte für uns Reisende zwei Kammern einrichten lassen, die zwar nur klein, aber doch so groß waren, als der Platz auf dem Schiffe es erlaubte.

Wir mußten noch zwei Tage auf der Reede auf guten Wind warten und lichteten also den Anker nicht eher als am 7ten Januar. An diesem Tage war der Wind zwar südlich und also gut, jedoch so still, daß wir kaum durch die Hilfe des Stroms gegen Abend die Reede von Helsingör erreichten. Bei unserer [ersten] Abreise von Helsingör hatten wir im Sunde mit drei Kanonenschüssen gegrüßt, und diese waren von der Festung Cronenburg mit drei, und von Helsingburg mit vier Schüssen beantwortet worden. Die Schweden grüßen allezeit mit einer geraden, so wie die Dänen mit einer ungeraden Anzahl Schüsse. Bei unserer Zurückkunft aber ward diese Zeremonie nicht beobachtet, und auch nicht bei unsern folgenden vergeblichen

Versuchen; denn die Kriegsschiffe, welche hier passieren, grüßen nur, wenn sie das erstemal unter Segel gehen und wenn sie ihre ganze Reise zurückgelegt haben.

Februar 1761

Der Wind war uns noch gegen das Ende des Januar so günstig, daß wir das gefährliche Kattegat glücklich passieren und die Nordsee erreichen konnten. Mit dem Anfang des Februar aber ward er uns immer mehr entgegen und schon den 2ten den ganzen Tag und die folgende Nacht so stürmisch, daß wir kein Feuer auf dem Schiffe machen durften. Jedoch bekümmerten wir uns darum sehr wenig, da man auf der See dergleichen Unbequemlichkeiten ertragen muß. Wir bedauerten nur einen Matrosen, der in diesem Sturm von der Rah herunter in die See gefallen war und wegen der Dunkelheit der Nacht und der ungestümen Wellen nicht hatte gerettet werden können. Der Sturm legte sich zwar nachher, doch blieb der Wind uns noch beständig dergestalt zuwider, daß wir mehr zurückgesetzt wurden, als wir gewinnen konnten. Am 5ten kam ein Lotse aus Brackestäd und am 6ten ein anderer aus Fleckeröe an Bord. Weil aber der Herr Kommandeur nicht ohne Not in einen Hafen gehen wollte und noch nicht glaubte, daß das Schiff in Gefahr wäre, so konnte er ihre angebotenen Dienste nicht annehmen. Am 8ten aber hatten wir aufs neue einen sehr starken Sturm. Wir gaben ein Zeichen, daß wir einen Lotsen verlangten, und sahen auch bald nachher ein kleines Fahrzeug vom Lande kommen; allein, ein noch stärkerer Sturm mit vielem Schnee nötigte uns, wieder die See zu suchen, und wir sahen das Fahrzeug nachher nicht mehr. Den 9ten hatten wir noch beständig Sturm und widrigen Wind, so daß zu Mittage, da weder Hoffnung war, in einen Hafen in Norwegen einlaufen zu

können, noch daß der Sturm sich legen würde, beschlossen ward, wieder nach Helsingör zurückzugehen. Hierzu war uns der Wind so günstig, daß wir diesen Weg, welchen wir mit vieler Mühe in 14 Tagen hatten machen können, in etwa 30 Stunden zurücklegten; denn wir warfen schon am 10ten Februar nicht weit von der Festung Cronenburg den Anker.

Unsere Matrosen hatten durch das gar schlimme Wetter so sehr gelitten, daß schon einige gestorben waren und noch 30 andere krank lagen. Da es nicht ratsam war, in dieser schlimmen Jahreszeit eine weite Reise mit so vielen Kranken anzutreten, so berichtete der Herr Kommandeur diesen unsern Zustand nach Kopenhagen. Er erhielt darauf sogleich Befehl zurückzukommen. Der Wind drehete sich aber unter der Zeit nach Südost und Süden, aus welchen Gegenden wir ihn seit langer Zeit gewünscht hatten. Da man uns bei diesem Winde zu Kopenhagen nicht erwarten konnte, so wurden in Eil frische Lebensmittel und andere Matrosen nach Helsingör gesandt, damit das Schiff nicht aufgehalten werden möchte. Es schien aber, daß wir ein Spiel des Windes geworden waren; denn ehe wir noch den Anker lichten konnten, wandte der Wind sich wieder nach Westen.

Alle meine vier Reisegefährten hatten im Anfang vieles von der Seekrankheit ausstehen müssen. Ich hatte unter allen am wenigsten Ursache, mich über die Seereise zu beklagen; denn niemals, auch nicht in dem stärksten Sturm, habe ich etwas von der sogenannten Seekrankheit gespüret. Ich übergab mich übrigens völlig der Vorsicht des Allerhöchsten, und da ich mich auch auf die Geschicklichkeit unserer Seeoffiziers und Matrosen verlassen konnte, so legte ich mich bei jedem Sturm ruhig zu Bette, wenn jene bei Wind, Regen und Kälte für die Erhaltung des Schiffs Sorge tragen mußten.

Den 19ten Februar gegen Abend verließen wir die Reede bei Helsingör zum drittenmal, in der gewissen Hoffnung, daß der gute Wind nunmehr beständiger sein würde. Kaum aber waren wir bei Skagen vorbeigekommen, so drehete er sich wieder nach Westen und nötigte uns, in das Kattegat zurückzukehren. Gegen Abend legten wir bei Helsingör vor Anker.

Wir hatten nunmehr seit unserer Abreise aus Kopenhagen schon 450 deutsche Meilen gesegelt und doch auf unserer Reise nach der mittelländischen See noch nicht mehr als 5 Meilen gewinnen können. Also siehet man, wie wenig ein Seemann in diesen nördlichen Gegenden, wo die Winde nicht so beständig wehen als unter den Wendezirkeln, die Zeit vorherbestimmen kann, wenn er seine Reise werde zurücklegen können, und mit wie vieler Gefahr die Seereisen bisweilen verknüpft sind.

Wir waren über unsere dritte Zurückkunft nicht wenig mißvergnügt. Allein wir hatten bald Ursache, uns glücklich zu schätzen, daß wir in einem Hafen waren; denn es entstand gleich den folgenden Tag ein so entsetzlicher Sturm, daß, ohngeachtet wir nahe am Lande und von selbigem noch in etwas vor dem Wind bedeckt lagen, wir dennoch genötigt waren, Rah und Stangen herunterzulassen, damit das Schiff dem Winde so wenig als möglich ausgesetzt sein möchte. Der Wind schlug die Wellen mit solcher Gewalt gegen das Schiff, daß wir die Bewegung desselben bisher in der Nordsee kaum stärker empfunden hatten, und wir waren schon darauf bedacht, einen dritten Anker auszuwerfen, weil wir fürchteten, daß die zwei bereits im Grunde liegenden nicht hinlänglich sein würden, das Schiff zu erhalten. Der Sturm aus Westen dauerte nachher noch bis den 5ten März, doch nahm er allmählich ab.

März 1761

Den 10ten März verließen wir die Reede bei Helsingör zum viertenmal.

Der gute Wind war für uns beständiger als auf unsern vorhergehenden vergeblichen Reisen. Anstatt daß wir vorher in der Gegend von Nesse genötigt wurden, wieder nach Helsingör zurückzukehren, so erhielten wir daselbst am 12ten März einen so günstigen Sturm, daß wir auf unserm Wege bisweilen in einer Stunde zweieinhalb Meilen zurücklegen konnten. Von dem 19ten bis zu Ende des März aber hatten wir abermal widrigen Wind und bisweilen Sturm aus Südwest, wobei zwei Matrosen von den Masten herunter auf das Deck geworfen wurden. Nur der eine zerbrach dabei ein Bein. Der andere litt so wenig Schaden, daß er einige Tage nachher seine Arbeit wieder verrichten konnte. Sonst waren wir nicht in großer Gefahr, da wir uns auf der offenen See und einem guten Schiffe befanden. Wir fanden die Bewegung des Schiffes erst am stärksten, als der Sturm sich auf einmal legte; denn solange der Wind bläset, liegt das Schiff nur auf einer Seite. Wenn aber der starke Wind auf einmal aufhört, so muß das Schiff allen Bewegungen des Wassers folgen, solange die von dem Sturm noch unruhige See sich nicht wieder gesetzt hat.

April 1761

Nachdem die lange anhaltenden Gegenwinde uns nicht weit von der isländischen Küste hinaufgetrieben hatten, find endlich am 31ten März das schönste Frühlingswetter an, welches wir nur wünschen konnten. Allein der Wind war gänzlich still, und also konnten wir noch nicht weiterkommen. Weil wir in dieser nördlichen Gegend nur selten

klares Wetter hatten, so hatten wir auch nicht oft Gelegenheit, das Nordlicht zu sehen, da es hingegen zu Lande unter dieser Polhöhe sehr gemein ist. Am 3ten April des Abends zeigte sich zwar ein Bogen von verschiedenen Farben, allein die vom Horizont aufsteigenden Wolken ließen uns diesen schönen Anblick nicht lange, sondern alles war in kurzer Zeit wieder mit Wolken überzogen. Am 5ten April hatte man bei einem ziemlichen Sturm oben auf unsern Masten ein kleines Licht gesehen, welches unsere dänische Seefahrende Vejr-Lys zu nennen pflegen, das aber auch wohl von andern Castor und Pollux, der heilige Germanus oder *le feu St. Elme* genannt wird. In den ältern Zeiten hielt man diese kleinen Flammen für Erscheinungen der Heiligen. Nachdem aber die Elektrizität erfunden ist, so hat man sie besser kennengelernt.

Nachdem wir nun in vielen Tagen gar kein Land gesehen hatten, so erblickten wir endlich am 21ten April gegen Abend mit vieler Freude das Kap Vincent.

Mai 1761

Unsere Reise auf der Mittelländischen See war nachher angenehmer; denn nachdem wir den stürmigten Winter im Kattegat und in der Nordsee zugebracht hatten, so kamen wir in der schönsten Jahreszeit in diesen angenehmen Himmelsstrich. Anstatt daß wir im Winter in den nördlichen Gegenden nur traurige oder gar keine Berge in der Ferne gesehen hatten, so hatten wir hier sehr schöne Aussichten auf Gebirge entweder nach der europäischen oder afrikanischen Küste und bisweilen nach beiden zugleich. Doch so, wie uns in der Nordsee die Stürme oft unangenehm gewesen waren, so wurden wir im Mittelländischen Meer auch bisweilen des schönen Wetters, nämlich der Windstille, sehr überdrüssig, vornehmlich da unser Trink-

wasser kaum mehr zu genießen war und unsere Seeoffiziere dieses für keine hinlängliche Ursache hielten, einen Hafen zu suchen.

Wir gingen endlich am 14ten Mai bei St. Eustace eineinhalb Meilen westlich von Marseille vor Anker und fanden hier spanische, holländische, schwedische und maltesische Kriegsschiffe. Der Hafen zu Marseille lag voller Kauffahrteischiffe, sowohl französischer, die sich wegen des Krieges mit England fast gar nicht mehr in die See wagen durften, als anderer neutraler Nationen, welche jetzt den Handel der Franzosen nach der Levante und der Barberei führeten, wenigstens ihre Schiffe darzu liehen.

Junius 1761

Der Aufenthalt zu Marseille war uns, besonders nach einer so langen Seereise, sehr angenehm. Wir versäurneten nicht, die beiden berühmten Jesuiten Herrn Pezenas und Herrn La Grange, welche hier eine bequeme Sternwarte mit vortrefflichen, zum Teil engländischen Instrumenten hatten, zu besuchen, und wir wurden allenthalben auf das höflichste aufgenommen.

Wir trafen hier auch drei dänische Kauffahrteischiffe, welche eben fertig lagen, um mit uns nach Ismir zu gehen. Wir gingen am Ende des Monats Mai an Bord, und gedachten mit den drei erwähnten Schiffen von St. Eustace abzureisen. Aber unser Ankertau zerriß, und fast der ganze Tag verstrich, ehe der Anker wieder aus dem Grunde gezogen werden konnte. Den folgenden Tag hatten wir widrigen Wind und konnten also erst am 3ten Junius unter Segel gehen. Am fünften des Nachmittags erblickten wir vier Schiffe in der Ferne und sahen bald aus den Kennzeichen ihrer Flaggen, daß es Engländer waren. Wir hatten schon außerhalb der Meerenge von Gibraltar ein Schiff

von der Flotte angetroffen, welche der Admiral Saunders zu dieser Zeit in der Mittelländischen See kommandierte, und vermuteten gleich, daß wir hier einen größern Teil dieser Flotte finden würden. Weil Dänemark mit England in Frieden lebte, so hatte zwar unser Kriegsschiff keine Feindseligkeit zu erwarten. Da aber unsere Kauffahrteischiffe aus einem französischen Hafen kamen und wir nicht wissen konnten, ob die Engländer es sich nicht einfallen lassen würden, diese durchsuchen zu wollen, so machte unser Kommandeur Anstalten, es ihnen verbieten zu können. Unsere drei Kaufmannsschiffe mußten sich nahe bei uns halten. Die Kanonen wurden alle fertiggemacht, das Handgewehr ausgeteilt, die Betten, selbst der Offiziere und Passagiere, in die Finkennetze gelegt, die Spritzen an ihren gehörigen Ort gebracht, kurz alles war zu einem Gefechte fertig. Gegen Abend hörten wir einen Kanonenschuß, und dieser ward sogleich von uns beantwortet; allein die Windstille verhinderte die Engländer an diesem Tage, zu uns zu kommen. Endlich erreichte uns eines von vier Schiffen des Admiral Saunders nach Mitternacht. Nach einigen Fragen und Antworten aber verfolgten beide Teile ihre Reise. Den 7ten des Abends ward unser Schiff wiederum zum Treffen fertiggemacht, weil wir zehn Schiffe in der Ferne gewahr wurden. Allein diese entfernten sich in der Nacht, ohne daß wir weiter etwas von ihnen sahen. Am 8ten verlangte ein Kapitän eines englischen Kriegsschiffes, unsere drei Kaufmannsschiffe zu durchsuchen. Da aber unser Kommandeur ihm dieses nicht erlauben wollte und er uns völlig in Bereitschaft sah, sie zu verteidigen, so ging auch dieser, obgleich, wie es schien, ungern zurück.

Wir erreichten am 14ten Junius die Insel Malta und legten daselbst in dem großen Hafen, gleichsam in der Stadt vor Anker; denn die Hauptstadt auf dieser Insel besteht,

wie bekannt, aus verschiedenen kleinen Städten, welche zum Teil durch Meerbusen, die ebenso viele sichere Hafen sind, eingeschlossen werden. Die Stadt hat von dieser Seite ein vortreffliches Ansehen. Die Häuser, welche hier nach morgenländischer Art oben platt gebaut sind, liegen an steilen Anhöhen, und nicht nur die Häuser sind von gehauenen Steinen, sondern auch die weitläuftigen Festungswerke sind von ebendieser Materie gebaut oder auch aus dem Felsen gehauen. Der Felsen, woraus die Insel besteht, ist aber ein so weicher Kalkstein, daß man ihn fast mit ebensowenig Mühe wie Holz behauen kann; und da es dem Orden nicht an Gelde und guten Baumeistern fehlt, so wird man sich nicht wundern, auf dieser Insel überhaupt viele prächtige Kirchen und Paläste zu finden. Der vornehmste Tempel auf Malta ist die prächtige St.-Johannis-Kirche. Diese wird nicht nur von allen Großmeistern reichlich beschenkt und mit ihren schönen Grabmälern geziert, sondern man sagte mir auch, daß ein Teil der Beute, welche der Orden macht, an sie fällt. Durch diese und andere Einkünfte ist hier ein unglaublicher Schatz aufgehäuft worden. Unter dem vielen Gold- und Silbergeräte von großem Gewicht wie Statuen, Leuchtern usf. siehet man eine Lichtkrone mit der Kette von purem Golde, die 500 000 maltesische Taler gekostet haben soll. Unter den Reichtümern, welche in den Nebenkapellen aufbewahrt werden, trifft man noch viel kostbarere Sachen an. Es soll allda unter andern ein Kreuz von reinem Golde 24 Pfund schwer sein, ingleichen ein Stück von der Wiege Christi mit einer Menge kostbarer Steine besetzt. Kurz, die Reichtümer der Kaaba zu Mekka sind nach der Beschreibung, welche man mir davon gemacht hat, denen in dieser Kirche bei weitem nicht gleich zu schätzen, und vielleicht übertreffen sie noch die Schätze bei dem Grabe Mohammeds zu Medina.

Auch ist in dieser Stadt ein vortreffliches Hospital, worin alle Kranken ohne Unterschied umsonst aufgenommen und verpflegt und, wie man mir sagte, sogar auf silbernen Schüsseln gespeiset werden. Dies letztere ist vermutlich nur von kranken Rittern und andern Standespersonen zu verstehen. Große Kornmagazine sind gänzlich aus dem Felsen gehauen, und das Wasser wird vermittelst einer im Anfange des 17ten Jahrhunderts gebaueten Wasserleitung von einer Quelle, die fast drei Meilen entfernt ist, in die Stadt geführt. Die ganze Insel Malta ist nur vierdreiviertel Meilen lang und zweieinviertel Meilen breit. An der Südseite ist das Ufer steil, an der Nordseite aber, wo es flacher ist und wo man auch einige Meerbusen findet, sind Türme und Schanzen aufgeführt, um die Landung eines Feindes zu verhindern. Also ist die ganze Insel eine Festung. Auf dem Felsen, woraus sie besteht, ist nur sehr wenig Erde. Sie ist aber sehr fruchtbar an allerhand vortrefflichen Früchten, und da die Einwohner viele Freiheit zu haben scheinen, so ist die Insel auch sehr stark bewohnt.

Wir sahen in dem Hafen zu Malta das türkische Kriegsschiff, welches die Christensklaven 1760 den 19ten September von der Insel Stanchio, als der Kaputan Pascha mit den vornehmsten Türken an Land gegangen war, wegführeten. Diese Sklaven, welche sich selbst in Freiheit gesetzt hatten, hielten sich in der Nähe von dieser Insel auf, bis die Malteser, die an der Bauart des Schiffes sahen, daß es ein türkisches war, aber nicht begreifen konnten, wie es sich so nahe wagen dürfte, endlich zu ihnen schickten. Nachdem die Sklaven sich erboten hatten, das Schiff und die Kanonen abzugeben, wenn man sie die übrige Beute unter sich teilen lassen wollte, so ward es am 6ten Oktober desselben Jahrs in den Hafen gebracht. Die vernünftigsten von den Sklaven waren mit ihrem Anteil Beute, welche

sehr ansehnlich gewesen sein soll, nach ihrem Vaterlande zurückgereiset. Andere aber befanden sich noch auf Malta und schienen sich Mühe zu geben, alles so bald als möglich wieder loszuwerden, und einige hatten schon alles verzehrt. Auf diesem Schiffe waren in allem 83 Kanonen und darunter 66 von Metall. Einige waren kaiserliche, andere venetianische und die übrigen von türkischer Arbeit. Das Schiff war nach türkischer Art und sehr schwer gebauet.

Der Orden oder, wie man hier sagt, die Religion, ließ dieses Schiff ausbessern und nach europäischer Art einrichten. Nicht lange nachher aber höreten wir in Ägypten, daß es von Frankreich gekauft und dem Sultan als ein Geschenk zurückgesandt worden sei. Selbst den Franzosen in der Levante kam dieses anfangs unglaublich vor, da es ihrer Nation zu der Zeit beides an Geld und Schiffen zu fehlen schien, um den Krieg gegen England fortzusetzen; allein wegen des starken Handels, welchen die Franzosen in der Levante führen, ist ihnen sehr daran gelegen, dem Sultan auf alle mögliche Weise gefällig zu werden. Der Orden ist wahrscheinlich auch nicht mehr so eifrig auf die Ausrottung der Ungläubigen und machte also vielleicht nicht sehr viele Einwendung gegen die Zurückgabe des Schiffes. Man fürchtete wenigstens eine starke Ahndung von dem Sultan, und deswegen wurden jetzt alle kleine Kastelle an der Seeseite ausgebessert und die Einwohner der Insel sehr fleißig in den Waffen geübt. Der Orden hatte außer diesem türkischen Schiffe noch drei Kriegsschiffe von 64, 62 und 60 Kanonen, 4 Galeeren und 2 Halbgaleeren. Jede Galeere hat 3 Kanonen und 50 Ruder, und auf einer Halbgaleere sind 36 Ruder und eine Kanone. Die Leute, die an die Ruder geschlossen sind, sind teils Missetäter, teils mohammedanische Sklaven aus der Barbarei und der Türkei.

Seitdem den Maltesern nach den Traktaten zwischen dem Könige von Neapolis und dem Sultan nicht mehr er-

laubt ist, in den Archipel zu kommen, höret man selten, daß sie türkische Schiffe aufbringen. Indessen findet man noch bisweilen unter den Christen Privatpersonen, denen es nicht an Eifer fehlt, für den Glauben an Christum zu streiten, wenn sie sonst keine bessere Gelegenheit finden können, ihr Glück zu machen. Denn vermutlich ist die Hoffnung des Gewinnes bei ihnen größer als der Eifer für das Christentum. Wenn sie nur ein Schiff ausgerüstet haben, so brauchen sie nichts weiter, wie man in der Levante behaupten wollte, als einen Paß oder Befehl von dem Fürsten von Monaco oder einem andern italienischen Prinzen, welche bisweilen sehr geneigt sein sollen mit den Mohammedanern, die vielleicht niemals etwas von ihnen gehört und noch viel weniger ihnen wissentlich etwas zuleide getan haben, auf eine so wohlfeile Art Krieg zu führen. Man sagte mir auch, daß allen christlichen Kapern erlaubt sei, die von den Türken eroberten Schiffe nach Malta zu bringen. Man kann es daher den Mohammedanern nicht verdenken, wenn sie eben das von den Maltesern denken, was wir den Marokkanern, den Algirern, Tunesern und Tripolitanern schuld geben. Diese Barbaren leben doch wenigstens mit verschiedenen christlichen Nationen in Freundschaft, die Malteser Ritter aber mit keiner mohammedanischen.

Herr Forskål und ich machten eine kleine Nebenreise nach den Salinen etwa eindreiviertel Meilen von der Stadt. Bei den Salinen zeigt man ein kleines Gewölbe an der See, etwa von der Größe, daß es ein Boot fassen kann. Hier soll die Stelle sein, wo der Apostel Paulus Schiffbruch gelitten hat. Nicht weit davon ist eine Kapelle, etwa 55 Fuß lang und 45 Fuß breit, welche dem Apostel zu Ehren erbauet worden ist [und unweit davon die Stadt Citta Vecchia].

Das merkwürdigste in dieser Stadt ist eine sehr prächtige Kirche und unter derselben eine kleine Grotte, in wel-

cher sich der Apostel Paulus, nachdem er auf dieser Insel Schiffbruch erlitten, die ersten drei Monate verborgen gehalten haben soll. Diese Grotte ist nur klein. Man sieht in derselben auch nichts weiter als eine Bildsäule des Apostels und um dieselbe einen großen Haufen kleiner Stücke Steine von dem Felsen, woraus die Grotte gehauen worden ist. Diese Steine sollen noch jetzt große Wunder tun. Unter andern Tugenden sollen sie auch die Wirkung haben, daß derjenige, welcher ein Stück davon bei sich trägt, keinen Schlangenbiß zu fürchten hat; und da deswegen eine große Menge davon an die Römischkatholische in allen Weltgegenden gesandt wird, so soll die Abnahme dieses Haufens in der Grotte allezeit wiederum durch ein Wunderwerk ersetzt werden.

In dieser Kirche zeigt man auch noch das Bildnis des Grafen Roger, des Normannen, welcher die Sarazenen von Malta vertrieben hat. Nicht weit von gedachter Kirche ist eine Anhöhe, worauf der Apostel Paulus gepredigt haben soll. Hier hat man zum Andenken dieser Begebenheit eine Bildsäule aufgerichtet, die denselben predigend vorstellet. Nahe bei Citta Vecchia sind viele Katakomben oder unterirdische Wohnungen in dem Felsen ausgehauen. Verschiedene Gänge in denselben sind zugemauert, um zu verhüten, daß sich jemand darin verirre. Indessen siehet man hier außer verschiedenen kleinen Kammern auch noch ein großes Gewölbe, wo vielleicht ein Versammlungsplatz gewesen ist, und an einer andern Stelle scheinet eine kleine Mühle gestanden zu haben. Zu welchem Gebrauch auch diese Wohnungen in den Felsen mögen gehauen sein, so ist dies gewiß, daß sie den alten Einwohnern, welche nicht gewohnt waren, in prächtigen Häusern zu wohnen, in der großen Hitze sehr bequem gewesen sein müssen, und überdem hatten sie sich nicht sehr vor einer Plünderung zu fürchten.

Wir verließen die Insel Malta am 20ten Junius und sahen nachher kein Land vor dem 25ten dieses Monats. Mich überfiel ein so heftiger Blutgang, daß ich alle Hoffnung verlor, Konstantinopel, geschweige Arabien zu sehen. Inzwischen hatte ich Ursache, der göttlichen Vorsehung zu danken, daß mir dieser Zufall noch zu einer Zeit begegnete, da es mir nicht gänzlich an Hilfe und Bequemlichkeit fehlete. Ob ich gleich von der großen Hitze dieser Jahreszeit viel ausstehen mußte, so war ich doch noch jetzt unter Europäern und genoß durch die Veranstaltung des Herrn Kommandeurs alle Hilfe und Bequemlichkeit, die ich auf einem Schiffe erwarten konnte.

Am 3ten Julius erreichten wir mit den drei Schiffen, welche mit uns von Marseille abgereiset waren, die Reede von Ismir (Smyrna). Alle meine Reisegefährten gingen hier an Land, allein ich hatte kaum Kräfte genug, so lange aufzustehen, daß ich diese berühmte Handelsstadt in der Ferne aus dem Fenster unserer Kammer sehen konnte. Wir gingen hierauf wieder am 10ten unter Segel und kamen am 13ten bis zu der Insel Tenedos, wo wir noch einige Ruinen auf dem festen Lande sehen konnten, welche man für Überbleibsel von Troja hält. Hier erhielten wir Befehl, das Kriegsschiff zu verlassen und in Begleitung des Dolmetschers, welchen der Herr von Gähler, damals außerordentlicher Gesandter des Königs zu Konstantinopel, uns entgegengesandt hatte, nach der Hauptstadt des türkischen Reichs zu kommen.

Ich durfte mich nicht unterstehen, diese Reise in einem kleinen, offenen Fahrzeuge, in welchem sie sonst viel geschwinder hätte geschehen können, anzutreten; und da wir auf Tenedos kein Fahrzeug mit einer Kammer erhalten konnten, so mußten wir erst ein anderes von den Dardanellen erwarten. Sobald aber dieses nur angekommen war, nahmen wir am 19ten Julius Abschied von dem Herrn

Kommandeur und den übrigen Offizieren auf dem Schiffe, in deren Gesellschaft wir bei Sturm und konträren Winden zwar manche harte, übrigens aber auch manche vergnügte Stunde gehabt hatten, um zu versuchen, wie man mit Mohammedanern reiset. Während der Zeit, da wir bei Tenedos lagen, kamen schon verschiedene Türken an Bord. Unter diesen war auch ein Vornehmer vom festen Lande, der mit seinem Gefolge gekommen zu sein schien, um den Wein unseres Kommandeurs zu schmekken. Ihre Sprache, Kleidung und ihr ganzes Betragen war uns so fremd, daß wir nicht große Hoffnung hatten, in den Morgenländern viel Vergnügen zu finden. Der Wind war uns auf der Reise von Tenedos bis Konstantinopel auch gar nicht günstig, denn wir erreichten diese letzte Stadt nicht eher als am 30ten Julius. Wir legten bei Galata an und wurden durch den Dolmetscher sogleich von hier nach Pera zu dem Herrn von Gähler geführt. Da dieser Minister so gütig war, uns alle in seinem Hause aufzunehmen, so kam mir diese Güte vor der ganzen Gesellschaft besonders darin zustatten, daß ich nunmehr alles erhielt, was nur zur Wiederherstellung meiner Gesundheit beförderlich sein konnte.

Anmerkungen zu Konstantinopel

Man hat schon so viele Beschreibungen von Konstantinopel, daß ich, der ich mich nur eine kurze Zeit in dieser Stadt aufgehalten habe, davon nicht viel neues und wichtiges sagen kann. Überdies hatte ich diesmal nicht Gelegenheit, vieles zu sehen. Ich hatte mich kaum von meiner Krankheit etwas wieder erholt, so eileten wir nach Ägypten. Da ich aber diese Residenz des türkischen Sultans auf meiner Rückreise etwas genauer kennenlernte, so will ich hier noch einige Anmerkungen machen.

Die Stadt Konstantinopel ist freilich sehr groß. Von der Bevölkerung der morgenländischen Städte kann man nichts Gewisses erfahren, weil es in diesen Ländern noch nicht Mode geworden ist, Listen der Gebornen und Verstorbenen zu verfassen. Das Genaueste, was ein Reisender in dieser Absicht tun kann, ist, nachdem er die Größe einer Stadt bestimmt hat, zu beobachten, ob auch alles wirklich bewohnt sei. Und ich glaube, man wird gemeiniglich finden, daß Städte von gleicher Größe bei uns mehr bevölkert sind als in den Morgenländern, wo die Häuser in Vergleichung mit den europäischen gemeiniglich nur niedrig sind und wo man so sehr darauf hält, Platz hinter den Häusern zu haben. Diejenigen Reisenden, welche die Bevölkerung der morgenländischen Städte für außerordentlich stark ansehen, schließen vielleicht aus der Menge der Leute in den Marktstraßen auf die Bevölkerung der

ganzen Stadt. Aber hiebei muß man bedenken, daß die Morgenländer nicht gerne Fremde in das Haus führen, wo ihre Familie wohnt, und daß diese Gewohnheit die Kauf- und Handwerksleute aus ihren Häusern vertrieben hat. Diese arbeiten alle in kleinen offenen Buden an den Marktstraßen. Daher sieht man oftmals in einer ganzen Straße nichts als Tischler, in einer andern lauter Schmiede, Kammacher, Goldschmiede, Juwelen-, Seiden-, Lakenhändler und dergleichen. Von diesen Leuten kommen des Morgens Tausende nach Konstantinopel und gehen des Abends wieder zu ihren Familien zurück, welche in abgelegenen Quartieren und bisweilen in den Dörfern am Kanal nach dem Schwarzen Meer wohnen. Diese große Anzahl Menschen, wovon man in Europa nur sehr wenige auf der Straße sehen würde, und die große Menge Leute, sowohl Weibs- als Mannspersonen, welche sonst, teils wegen ihrer Geschäfte, teils zum Zeitvertreib, die Marktstraßen besuchen, scheinet einem Fremden noch größer zu sein, weil die Straßen gemeiniglich zu schmal sind. Wenn dagegen die Reisenden auch die abgelegenen Quartiere besuchen, so werden sie daselbst oft weniger Leute finden als in den europäischen Städten.

Die Figur der Stadt Konstantinopel ist ein Dreieck, dessen Seiten weder gerade noch gleich lang sind, und der Umfang derselben ist nach meiner Meinung nicht über 13 000 doppelte Schritte, ob er gleich in den meisten Reisebeschreibungen viel größer angesetzt worden ist. Sie ist zwar mit einer Mauer umgeben, die aber nur sehr wenig zur Verteidigung dienen würde. Die Türken verlassen sich auch am meisten auf die vier kleinen Kastelle an dem Kanal nach dem Archipel und auf vier andere am Kanal nach dem Schwarzen Meer, obgleich alle von sehr geringer Bedeutung sind. An dem Hafen oder Meerbusen ist außerhalb der Stadtmauer, von der Vorstadt Ejub bis an das

Seroj (Serail oder die Wohnung des Sultans) durchgehend wenigstens eine Straße, und an einigen Stellen sind schon mehrere Häuser hintereinander. Viele von diesen Häusern stehen noch zum Teil über dem Wasser, und an einigen Stellen wird noch täglich Erde in den Hafen geworfen, um mehr Platz zum Bauen zu erhalten und zugleich die Stadtmauer noch mehr unbrauchbar zu machen.

Der Teil von Konstantinopel gegen den Hafen und die See ist stark bewohnt und scheint noch stärker bebauet zu sein, als er in der Tat ist, weil die Häuser an Anhöhen stehen und also in der Ferne dicht aneinander zu liegen das Ansehen haben. Nach der Landseite zwischen Edrene kapü und den 7 Türmen sind aber auch viele große Gärten innerhalb der Mauer. Das Seroj des Sultans, welches fast eine halbe Meile im Umkreis hat, das sogenannte alte Seroj, wo die Weiber der verstorbenen Sultanen wohnen, ingleichen die vielen großen Moscheen, nehmen einen großen Raum ein, und Moscheen werden noch immer mehr gebauet. Die Anzahl der Einwohner wird sich aber nicht im Verhältnis mit den Tempeln vermehren. Indessen versichert man, daß Konstantinopel in den letzten Jahren noch sehr stark bevölkert worden ist, sogar daß der Sultan vor einiger Zeit sich genötigt gesehen hat, viele Leute wieder nach den Provinzen zu verweisen.

Die Aussichten dieser Stadt, besonders von der Wasserseite, sind sehr schön. Nicht nur Konstantinopel selbst, sondern auch die nahen Städte und Dörfer liegen an vielen Hügeln, die prächtigsten Moscheen stehen oben auf denselben, und zwischen den Häusern und Palästen sind viele Gärten und Bäume. Aber von dieser schönen Lage und diesen vortrefflichen Aussichten muß man nicht auf die innere Schönheit und Annehmlichkeit der Stadt schließen. Die Straßen sind zum Teil sehr eng und die allgemeine Bauart schlecht. Die Häuser sind von so dünnem Holze,

daß man das Gerippe davon in der Ferne für ein Vogelbauer halten könnte, so sind auch die Wände oftmals nur von ungebrannten Ziegelsteinen. Die Paläste und öffentlichen Gebäude sind zwar zum Teil von Steinen und sehr dauerhaft gebauet; allein man sieht davon auf der Straße nichts als die hohen Mauern. Beide, sowohl die Paläste als kleinen Häuser, haben ihre große Unbequemlichkeiten. In den gemauerten Häusern ist man bei einem Erdbeben in Gefahr, unter dem Schutt begraben zu werden, und in den Häusern von Bindungswerk muß man befürchten, bei einer entstehenden Feuersbrunst von den Flammen verzehrt zu werden, und diese beiden Unglücksfälle sind, wie bekannt, in dieser Stadt nicht selten.

Der Hafen zu Konstantinopel ist einer der schönsten in der Welt. Er ist nicht allein groß, und die Schiffe können nicht nur allenthalben in demselben sicher Anker werfen, sondern auch dicht an das Ufer legen und laden. Wegen der schönen Lage dieser Stadt zwischen dem Schwarzen und Weißen Meer (Archipel) und wegen der vielen Verrichtungen, welche die Einwohner aus den Vorstädten oder vielmehr nahe liegenden Städten in der Hauptstadt haben, ist das Meer hier fast beständig mit Schiffen und kleinen Fahrzeugen übersäet.

Auf der östlichen Ecke der Stadt liegt auf einer Anhöhe das Seroj des Sultans, am Eingange des Hafens gerade vor dem Kanal, der nach dem Schwarzen Meer gehet, d. i. vor dem Bosporus. Es hat deswegen nach allen Seiten eine sehr schöne Aussicht, wie man leicht aus der Lage desselben auf dem Grundriß urteilen kann. Es ist durch eine hohe Mauer von der Stadt abgesondert. Diese aber kann den Sultan nur in einem kleinen Aufruhr gegen seine Untertanen schützen und sehr wenig zur Verteidigung der Stadt dienen. Indessen liegen auf der Ecke desselben viele Kanonen am Wasser, die den Eingang in den Hafen und zu dem

Kanal, der nach dem Schwarzen Meer geht, verteidigen können. Das Seroj ist von einem weiten Umfange und hat viele Gärten. Die Gebäude sind alle, wie es scheint, mit Blei bedeckt. Mir ward nicht erlaubt, in demselben weiterzukommen als in den äußersten Vorhof, und hierin sah ich nichts Merkwürdiges als nur die Münze, deren Gebäude sehr schlecht waren, und Pferdeställe.

Man lieset in Beschreibungen von Konstantinopel, daß der bei den Europäern gewöhnliche Ausdruck: Die Pforte oder die Ottomanische Pforte, seinen Ursprung von dem Eingange zu diesem äußersten Vorhof erhalten habe; ich weiß aber nicht, aus welchen Gründen man dieses behaupten kann. Die Türken nennen ein Tor Kapü, und ebenso heißt bei ihnen auch ein Palast. Zu Konstantinopel aber versteht man durch das Wort Kapü insbesondere den Palast des Wisirs. Man sagte mir, wenn man es von dem Palast des Sultans brauchen wollte, so müßte man, um deutlich zu reden, Sultan Kapüsi sagen, so wie man den Palast des Aga der Janitscharen Aga Kapüsi nennet. Nun ist bekannt, daß die Dolmetscher der europäischen Gesandten fast täglich bei der Pforte, nämlich in den Palast des Wisirs kommen; denn allda hat der Dolmetscher des Sultans ein Zimmer, wo er täglich zu einer gewissen Zeit sein muß, um in der Nähe zu sein, wenn der Wisir oder der Reis effendi (Staatsminister) ihn oder einen europäischen Dolmetscher zu sprechen verlangt. Vielleicht haben die Europäer, welche zuerst Nachricht von der Pforte oder dem Gerichtshofe des Wisirs erhielten, geglaubt, daß von dem Hofe des Sultans die Rede sei, und vielleicht hat man also aus einem Mißverständnis den Hof des Sultans der Ottomanen die Ottomanische Pforte genannt. Ich bin zu wenig mit der türkischen Sprache bekannt, als daß ich sollte behaupten können, daß man unrecht rede, wenn man den türkischen Hof die Pforte nennet. Ich glaube indessen

nicht, daß man ihn von der äußern Pforte vor dem Hofe des Sultans also genannt habe.

Die vornehmsten Moscheen oder die sogenannten Moscheen der Sultans sind folgende: St. Sophia [Hagia Sophia], ein Tempel, welcher von dem Kaiser Justinian erbauet und von den Türken in eine Moschee verwandelt worden ist. Da man hievon Zeichnungen in Reisebeschreibungen findet, so kann man sich leicht eine Vorstellung von der Bauart aller der folgenden Moscheen machen; denn diese alte griechische Kirche scheint das Original von allen großen türkischen Tempeln zu sein. Ferner findet man Sultan Achmed; Walide, eine Moschee, die von der Mutter eines Sultans erbauet worden ist; Sultan Osman; Sultan Bajazet; Sultan Soliman; Schah Zade, diese ist unter der Regierung des Sultans Soliman erbauet worden; Sultan Selim; Sultan Mohammed, von Mohammed II., welcher Konstantinopel eroberte. Sie ist 1766 durch ein Erdbeben gänzlich eingestürzt.

Keine von diesen Moscheen ist wohl der St. Sophia in der Bauart gleich zu schätzen, aber einige von ihnen sind viel größer. Alle machen ihren Stiftern Ehre und sind der Stadt eine große Zierde. Die meisten stehen auf den größten Höhen der Stadt, und ihre erhabene Kuppolen und Türme (Minarette), wovon 4 bis 6 an einer Moschee stehen, sind mit Blei gedeckt. Sie liegen auf großen freien Plätzen und sind entweder mit einer Mauer oder mit Gebäuden für die Bedienten der Moscheen und für arme Leute umgeben. Es sind bei denselben Schulen, und bei vielen werden täglich Almosen entweder an Gelde oder Lebensmitteln ausgeteilt. In einigen sind die Stifter der Moscheen begraben. Man findet also jetzt vielleicht wenige Städte in der Welt, die so viele prächtige Grabmäler der Familie ihrer Regenten aufweisen können als Konstantinopel. Außerdem sind noch viele andere Moscheen von Sultanen er-

bauet und mit reichen Einkünften beschenkt, sie fallen nur nicht so sehr in die Augen als die oben erwähnten. Zu Scudar allein sind vier dergleichen, die alle von verwitweten Sultaninnen gebauet sind

Obgleich die Sultanen erst dann verbunden sind, eine Moschee zu bauen, wenn sie einen Sieg über die Feinde erhalten und ihnen so viel Land abgenommen haben, daß die Moschee und die darzu erforderlichen Bedienten davon unterhalten werden können, so hat doch der jetzt regierende Sultan Mustafa schon zwei aufgeführt, nämlich die eine zu Scudar auf einer Anhöhe gegen das Seroj und Pera über und die andere zu Konstantinopel. Letztere aber ist nur klein. Die Moschee Ejub ist darum merkwürdig, weil in derselben einem jeden Sultan bei seiner Gelangung zum Throne der Säbel angegürtet wird. Ferner siehet man zu Konstantinopel noch verschiedene prächtige Moscheen von Wisirs und andern reichen Herren, wie auch griechische Kirchen, die in Moscheen verwandelt worden, und fast in jedem Quartiere findet man eine kleine Moschee. Die großen Chans oder öffentlichen Herbergen, der Bezestan oder die gewölbten Marktstraßen und die prächtigen Bäder sind eine große Zierde und Bequemlichkeit dieser Stadt. Man findet hier Häuser, wo beständig umsonst Wasser ausgeteilt wird. Ein solches Haus steht vor der äußern Pforte des Seroj und ist besonders prächtig. Es ist nach allen Seiten offen, die eisernen Gitter desselben sind vergoldet, und in dem Gebäude sind Leute, die vergoldete kupferne Schalen, welche an Ketten befestigt sind, beständig mit Wasser angefüllt halten.

Die Stadt erhält ihr frisches Wasser jetzt aus drei Bents oder großen Wasserbehältnissen, etwa drei deutsche Meilen weit her. Ein solcher Bent ist im kleinen, was das berühmte Wasserbehältnis der Sabäer bei Mareb im großen war; denn das Wasser, welches sich hier von den umherlie-

genden Hügeln in einem Tal versammelt, wird auch durch eine starke Mauer aufgehalten und erst nach und nach abgelassen. Aber das, was die Mauern vor diesen Bents gekostet haben, ist nur sehr wenig im Vergleich mit dem, was die Regenten zu Konstantinopel sonst noch darauf gewendet, um ihre Residenz mit gutem Wasser zu versorgen. Weil der Boden in dieser Gegend sehr ungleich ist, so muß man das Wasser bald durch, bald um die Hügel leiten, und wo Täler sind, hat man sehr starke und hohe Mauern gebauet, um es zu andern großen Behältnissen in Konstantinopel zu bringen, und alles dies wird auf Kosten des Sultans unterhalten.

Es ist schon aus andern Reisebeschreibungen bekannt, daß man auf dem großen Platz bei der Moschee Sultan Achmed (dem Atmeidan oder Hippodrom) einen Obelisk, eine hohe gemauerte Säule, und eine dreifache, aber zerstümmelte Schlange findet. Die Figuren an dem Piedestal, worauf der Obelisk steht, und die griechische Inschrift, wovon man jetzt nur einen Teil siehet, weil das übrige mit Erde bedeckt ist, trifft man auch schon in andern Büchern an. Aber niemand hat bisher eine Abschrift von den Hieroglyphen geliefert, vielleicht weil keiner sich unterstand, sie auf einem öffentlichen Platz mitten in der Stadt und so nahe bei dem Seroj abzuzeichnen. Auch ich hatte bei meinem ersten Aufenthalt zu Konstantinopel noch so fürchterliche Begriffe von den Mohammedanern, daß ich es kaum wagte, dieses Stück des Altertums nur genau zu betrachten. Aber bei meiner Zurückkunft kopierte ich alle Hieroglyphen, welche man auf diesem Obelisk siehet, ohne etwas von mehr als hundertundfünfzig Türken, die Zuschauer bei dieser Arbeit waren, zu befürchten.

Man findet zu Konstantinopel auch noch große unterirdische Wohnungen oder Keller mit vielen Säulen, welche man «tausend und eine Kolonne» nennet und die jetzt von

Webern bewohnt werden, ehmals aber Wasserbehältnisse gewesen zu sein scheinen. Hier sah ich in einer Abteilung 32 schöne marmorne Säulen von der korinthischen Ordnung; in einer andern Abteilung traf ich eine Menge sehr hohe und so schlecht proportionierte Säulen an, daß man fast daran zweifeln möchte, ob sie von einem griechischen Baumeister herrühren, doch sind sie auch wohl schwerlich ein Werk der Türken. In der Wand war eine zugemauerte Tür, und man behauptete, wie man bei dergleichen Altertümern gerne alles vergrößert, daß man von hier bis Gallipoli unter der Erde habe gehen können.

Galata ist nicht nur ganz mit einer Mauer umgeben, sondern man siehet in derselben auch noch den Überrest von zwei alten starken Mauern, wodurch diese Stadt ehmals in drei Quartiere oder in so viele besondere Festungen eingeteilt war. Sie liegt an einer steilen Anhöhe gerade gegen Konstantinopel über und ist sehr stark bewohnt. Hier wohnen die meisten europäischen Kaufleute und im Verhältnis mit Konstantinopel auch mehr morgenländische Christen als in der Hauptstadt. Zu Pera, welches eine Vorstadt von Galata genannt werden kann, wohnen alle europäische Gesandte, nämlich: Die Botschafter des französischen und engländischen Hofes und der Republik Holland, ingleichen der Bailo von Venedig*, die dänischen, schwedischen, neapolitanischen und preußischen Gesandten, der kaiserliche Internuntius und der russische Resident. Von diesen hatte der erste preußische Gesandte kurz vor unserer Ankunft 1761 seine erste öffentliche Audienz bei dem Sultan.

---

* Die Venetianer haben ihren Botschafter zu Konstantinopel jederzeit Bailo genannt. Die ersten europäischen Konsuln, welche nach der Levante kamen, wollten vielleicht auch als Botschafter angesehen sein und nannten sich ebenso, denn die Araber (wenigstens die zu Basra) nennen einen Konsul noch jetzt Balios.

Die Griechen haben in der Stadt Konstantinopel noch 23, und die Armenier 3 Kirchen. Beide Nationen haben überdies Kirchen zu Galata und in den Vorstädten. Zu Pera wohnt ein Geistlicher, dem der Papst den Titel Erzbischof beigelegt hat. Die Römischkatholischen haben hier und zu Galata sonst auch noch Mönche von 6 verschiedenen Orden, wovon jeder eine Kirche unter dem Schutz des einen oder des andern europäischen Gesandten hat. Auch haben der engländische und holländische Botschafter, ingleichen der schwedische Gesandte jeder eine Kapelle. Die Juden besitzen zu Konstantinopel und in den übrigen erwähnten Städten und Dörfern eine Menge Synagogen. Man sagt, daß hier keiner fremden mohammedanischen oder heidnischen Sekte erlaubt sei, öffentliche Gebethäuser zu bauen, indessen sollen verschiedene ihre Zusammenkünfte halten, ohne daß die Regierung sich viel darum bekümmert.

Reise von Konstantinopel bis Alexandrien

September 1761

Sobald ich von meiner Krankheit nur so viel wieder hergestellet war, daß wir glaubten unsere Reise fortsetzen zu können, machten wir auch gleich Anstalt zur Abreise von Konstantinopel nach Ägypten. Wir hätten zwar noch zu Alexandrien in europäischer Kleidung gehen können, weil die Einwohner daselbst gewohnt sind, Franken, das heißt Europäer zu sehen. Aber zu Kahira und in Arabien würde unsere aus so vielen kleinen Stücken zusammengesetzte Kleidung, die so sehr von der simplen morgenländischen Tracht verschieden ist, uns nicht nur vielen unangenehmen Fragen, sondern bei dem Pöbel auch der Verspottung ausgesetzt haben, und für uns selbst würde sie sehr unbequem gewesen sein, da wir nunmehr lernen mußten, der Stühle und vieler anderer Bequemlichkeiten, welche man überall in Europa antrifft, ganz zu entbehren. Wir ließen uns also schon zu Konstantinopel die lange morgenländische Kleidung verfertigen und kauften auch Küchengerät und Lebensmittel zu unserer bevorstehenden Reise. Der Herr von Gähler, in dessen Palast wir während unseres Aufenthalts zu Konstantinopel so viele Höflichkeiten genossen hatten, hatte uns einen Reisepaß von dem Sultan, ingleichen Empfehlungsschreiben und Wechselbriefe nach Ägypten verschafft, und wir begaben uns am 8ten Sept. an Bord eines Schiffes von Dulcigno, einem Hafen an dem adriatischen Meerbusen, nicht weit von der Republik Ra-

gusa. Wir hofften gleich den folgenden Morgen unter Segel zu gehen, wurden aber teils durch widrigen Wind, teils auch dadurch aufgehalten, daß der Schiffer noch nicht seine völlige Ladung hatte.

Das Schiff lag schon ziemlich weit außerhalb des Hafens, doch wurden, besonders des Nachts, noch viele Waren an Bord gebracht. Wir lichteten unsern Anker nicht eher als am 11ten Sept., und der Wind war uns noch so wenig günstig, daß wir erst am 15ten die Dardanellen erreichen und bei Kumkalla anlegen konnten. Alle Schiffe, die von Konstantinopel kommen, werden von den hiesigen Zollbedienten durchsucht, ob sie etwa entlaufene Sklaven oder Waren an Bord haben, die auf dem Zollhause zu Konstantinopel nicht angegeben worden sind. Zu dieser Arbeit ward der folgende ganze Tag erfordert, und dies war mir sehr angenehm; denn auf der Hinreise hatten wir uns hier nur ein paar Stunden aufgehalten, und ich war zu der Zeit noch so krank, daß ich nicht einmal an Land gehen konnte. Jetzt hatte ich Zeit, diesen berühmten Ort etwas näher zu besehen.

Die Kastelle bei den Dardanellen sind von keiner so großen Bedeutung, als man vielleicht glaubet. Das auf der asiatischen Seite liegende ist bloß ein kleines Viereck von sehr dicken Mauern und mit Türmen. Die Kanonen, welche man hier findet, sind zwar sehr groß, liegen aber alle auf der bloßen Erde oder auf Balken. Diejenigen, welche ich etwas genauer besah, waren wohl in langer Zeit nicht gebraucht worden. Einige waren mit Steinkugeln geladen und hatten viel Sand und Erde auf der Ladung. Der Kanal ist bei den Dardanellen so schmal, daß die Kanonenkugeln das gegenüberliegende Ufer erreichen können; er ist auch so gekrümmt, daß man nicht hoffen darf, seine ganze Länge mit einem guten Winde in einer Nacht zu segeln. Überdies können die Türken mit wenigen Kosten Batterien an

den Krümmungen des Kanals anlegen. Also ist es für eine feindliche Flotte nicht leicht, hier zu passieren und Konstantinopel von der Wasserseite anzugreifen. Gesetzt auch, sie würde von einer Landmacht unterstützt, die die Kastelle und Batterien an dem erwähnten Kanal zugrunde richtete und ihr den Rückweg sicher machte, so hat doch das Meer zwischen den Dardanellen und Konstantinopel so viele Untiefen, daß sie bei jedem kleinen Sturm in Gefahr sein würde, auf den Grund gesetzt zu werden. Wenn also die christlichen Seemächte der Hauptstadt des türkischen Reichs zur See Abbruch tun wollen, so wird es immer am ratsamsten sein, nur die Zufuhr zu verhindern. Sie erhält ihre meisten Lebensmittel über das Schwarze Meer oder aus dem Archipel. Wenn die Türken nur von einer Seite nichts erhalten können, so wird in der Hauptstadt bald eine große Teuerung entstehen, und dann pflegt eine Empörung der Untertanen nicht mehr weit zu sein.

Am 17ten Sept. gingen wir wieder unter Segel, und am 18ten passierten wir die beiden Kastelle am Anfange des Kanals. Man wußte mir von ihnen keine andere Namen zu sagen als das alte und neue Kastell. Man rechnet ihre Entfernung von den Dardanellen auf 36 türkische Meilen. Nachher sahen wir bei Tenedos zwei große Kriegsschiffe und zwei Fregatten, die einen neuen Bailo der Venetianer an Bord hatten, und zwei türkische Galeeren, die gekommen waren, diesen Botschafter von hier nach Konstantinopel zu bringen; denn nach gewissen Uneinigkeiten, so wegen venetianischer Kriegsschiffe in dem Hafen von Konstantinopel entstanden, ist zwischen dem Sultan und der Republik Venedig verabredet worden, daß kein venetianisches Kriegsschiff die Dardanellen passieren, sondern daß der Bailo, welcher gemeiniglich alle drei Jahre abgelöset wird, auf türkischen Galeeren bis Tenedos gebracht oder von da abgeholt werden soll.

Am 20ten segelten wir an der Insel Stanchio vorbei. Unser Schiffer gedachte hier frisches Wasser einzunehmen; da er aber einen Kapitän an Bord hatte, der zu Rhodos ein Kriegsschiff übernehmen sollte, und der Wind uns noch sehr günstig war, so war es unnötig, uns hier aufzuhalten. Wir legten am 21ten auf der Reede bei der Stadt Rhodos vor Anker und trafen hier den Kaputan Pascha oder den Admiral des Sultans mit einigen Kriegsschiffen an. Wir grüßten ihn mit drei Schüssen, und er antwortete mit einem.

Man hat in der Levante nicht gerne einen Besuch von der Flotte des Sultans; denn in welchem Hafen sie Anker wirft, müssen dem Kaputan Pascha große Geschenke gebracht werden. Herr Forskål, Herr Baurenfeind und ich gingen zu Rhodos gleich an Land, um den französischen Konsul zu sprechen; aber seine Tür war der Matrosen wegen verschlossen, und da wir türkisch gekleidet waren, so würde man uns nicht eingelassen haben, wenn wir nicht von ohngefähr einem Kapuziner begegnet wären, der uns wieder zurückführte. Der Konsul war so höflich, uns seinen Dolmetscher zu geben, daß er uns in der Stadt herumführen möchte. Wir waren aber noch Neulinge unter den Türken und hatten, da wir gleich anfangs so viel Übles von den türkischen Matrosen gehört hatten, selbst nicht große Lust, weit zu gehen. Wir sahen indessen, daß die Häuser in dieser Stadt alle sehr dauerhaft gebauet sind. In der sogenannten Straße der Ritter waren noch hin und wieder Wappen an denselben; der Palast aber, wo ehmals der Großmeister gewohnt hat, liegt größtenteils in Ruinen. Weil die Türken sich noch sehr wohl erinnern, wie teuer ihnen die Eroberung dieser Stadt geworden ist, so halten sie sie noch jetzt für unüberwindlich, da sie doch die Festungswerke in dem Zustande gelassen, wie sie sie erobert haben und wie sie nachher von selbst eingefallen

sind. Dem ohngeachtet ist Rhodos eine der besten Festungen in dem ganzen türkischen Reiche. Bei dieser Stadt war ehmals, wie bekannt, der berühmte der Sonne gewidmete Kolossus; allein auf welcher Stelle er gestanden haben mag, kann jetzt wohl nicht mehr mit Gewißheit bestimmt werden. Bei dem Eingange zu dem Hafen ist auf jeder Seite ein Turm, und man glaubt, daß hier die Füße der Bildsäule gestanden haben. Aber ihre Entfernung ist nach dem Augenmaß wenigstens 4 bis 500 Fuß und also wohl zu groß, als daß man es glauben könnte.

Wir versuchten heute zum erstenmal in einer türkischen Garküche zu essen. Die Mahlzeit war gewiß gut, und doch sehr wohlfeil, aber das übrige in dieser Herberge desto schlechter. Wir aßen auf einem breiten gemauerten Sitz in der Küche und an der öffentlichen Straße, ohne Messer und Gabel und aus einer schlechten irdenen Schüssel. Nachher besuchten wir einen Juden, der alle hier ankommende Europäer gerne mit Wein bewirtete. Zwei Mädgens, die er für seine Töchter ausgab, redeten italienisch und schenkten uns kleine Geldbeutel, die sie mit eigenen Händen gemacht hatten. Diese Bewirtung kostete uns mehr als die türkische.

Man findet auf dieser Insel noch sehr viele Griechen, sie dürfen aber nicht in der Stadt Rhodos wohnen. Herr von Haven und Herr Cramer gingen den folgenden Morgen frühe ans Land in Gesellschaft mit einigen Griechen, die ihren Bischof in einem Dorfe dicht bei der Stadt besuchen wollten. Kaum waren sie daselbst angekommen, so kamen einige türkische Musikanten, um sich hören zu lassen. Weil der Bischof hierzu nicht Lust hatte und die Musikanten, ohne etwas verdient zu haben, nicht weggehen wollten, so schieden sie nicht auseinander, bis sie sich rechtschaffen gezankt hatten, und beim Weggehen vertauschte einer der Musikanten die neuen Pantoffeln des

Herrn von Haven gegen ein paar alte. Wären wir von hier wieder nach Europa zurückgekehrt, so würden wir nicht viel Gutes von der Gewohnheit der Morgenländer, die Pantoffeln bei der Türe zu stellen, gesagt haben. Aber weil meines Wissens nachher keinem von unserer Gesellschaft dergleichen mehr begegnet ist, so halt ich diesen kleinen Umstand für nichts Außerordentliches.

Unser Schiffer wollte am 22ten Sept. des Morgens ganz frühe unter Segel gehen.

Wir segelten von Konstantinopel bis Rhodos immer in der Nähe vom festen Lande oder der Inseln, und hatten deswegen nicht nötig, Beobachtungen über den Lauf des Schiffes zu machen. Da wir aber von dieser Insel bis Ägypten kein Land mehr sehen konnten, so vermutete ich, daß unser Schiffer sich der Loglinie bedienen würde; allein ich fand, daß die Türken dergleichen Vorteile noch gar nicht zu brauchen wissen. Er hatte gute Seekarten, Sanduhren, Loglinien und außer dem gewöhnlichen Schiffskompaß einen sehr schönen Azimuthalkompaß; aber alles war nicht gebraucht worden, seitdem er es vor einigen Jahren von einem europäischen Schiffer erhalten hatte. Er hatte vermutlich alles geraubt, denn man beschuldigte die Dulcignotten, daß sie sich bisweilen für Algierer, Tuneser oder Tripolitaner ausgeben und unter diesem Namen auch solche europäische Schiffe nehmen, deren Nationen mit den Türken in Frieden leben. Und wenn sie sich etwa nicht unterstehen, das ganze Schiff aufzubringen, so pflegen sie doch gerne die Karten, Kompasse und einige Lebensmittel mitzunehmen. Ich selbst habe einen Schiffer zu Alexandrien gesprochen, dem ein Türk dergleichen abgenommen hatte.

Auf dieser Reise war unser Schiffer nicht wenig in Furcht, selbst genommen zu werden. Denn es hatte sich ein Gerücht verbreitet, daß sich Malteser oder vielmehr

Kaper mit Pässen und Flaggen von einem italienischen Prinzen an den Küsten von Ägypten und Syrien aufhielten. Unser Schiff war sehr beladen und unsere wenigen Kanonen fast ganz unbrauchbar, indem sie zum Teil auf ihre Lafetten gebunden waren oder gar keine hatten. Unser Schiffer steuerte den Strich, welcher von Rhodos gerade nach Alexandrien führt, und zu unserm Glücke war der Wind uns ziemlich günstig, sonst wüßte ich nicht, wie wir ohne große Gefahr unsern Hafen würden erreicht haben; denn die ganze ägyptische Küste ist so niedrig, daß man sie nicht weit sehen kann, und daher ist sie für ankommende Schiffe sehr gefährlich. Ich nahm alle Mittage die Höhe der Sonne und zeigte dem Schiffer den Ort unseres Schiffes auf der Karte, also auch, wie viele Meilen wir noch von Alexandrien entfernt waren. Dies gefiel ihm so wohl, daß er seinem Schreiber befahl, auch die Sonne zu fragen, wie weit wir noch von Alexandrien wären. Aber als dieser sah, daß das Observieren mit vieler Schwierigkeit verknüpft sei und daß man, um die Polhöhe zu finden, sogar rechnen müsse, glaubte er, daß es besser sei, bei der alten Gewohnheit zu bleiben.

Der Schiffer, sein Schreiber und seine Steuerleute redeten ziemlich gut Italienisch. Der Schreiber war nicht nur zu Venedig und in andern italienischen Häfen gewesen, sondern einmal auch bis nach Wien gekommen. Die Katholiken hatten ihm ebenso große Ungereimtheiten von den übrigen Christen erzählt, als die Sunniten von andern mohammedanischen Sekten zu erzählen pflegen. Ich fragte ihn einmal, ob man in den Ländern des Sultans noch Heiden fände, und er antwortete: Deren sind viele in Deutschland und Ungarn, sie heißen daselbst Lutheraner, sie wissen gar nichts von Gott und seinen Propheten usf. Im Disputieren über die Religion zeigte er sich als ein wahrer Mohammedaner. Einer aus unserer Gesellschaft wollte ihn

von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugen. Der Schreiber stand gleich auf und sagte, daß diejenigen, welche außer Gott noch andere Götter glaubten, Ochsen und Esel wären, und ging gleich zur Türe hinaus. Der gute Mann gab uns dadurch eine Erinnerung, einen jeden glauben zu lassen, daß seine Religion die beste sei, solange er selbst nicht daran zweifelt. Ich hielt es nicht für meinen Beruf, Proselyten zu machen. Aber wenn ich mich nachher bei vernünftigen Mohammedanern nach den Grundsätzen ihrer Religion erkundigte, so erzählte ich ihnen bisweilen auch von dem Christentum, ohne zu behaupten, daß es besser wäre als die Lehren, welche im Koran vorgetragen werden, und keiner ist darüber in Eifer geraten.

Der erwähnte Schreiber vertrat auf dem Schiffe auch die Stelle eines Imams. Nachdem die Mohammedaner sich zum Gebet vorbereitet, das heißt sich nach gewissen Regeln gewaschen haben, so breitet der Imam seinen Teppich voran, und zwar so, daß er das Gesicht gegen Mekka wendet. Alle übrigen, Vornehme und Geringe nebeneinander, legen ihre Teppiche oder Kleider hinter denselben, womöglich so, daß sie seine Bewegung sehen können, ohne ihr Gesicht von der Gegend nach Mekka zu wenden. Wenn nun der Imam bei dem Anfang des Gebets seine Daumen hinter die Ohren setzt zum Zeichen, daß er seine Gedanken von allen weltlichen Sachen entfernt und bloß zu Gott richtet, so tun alle Mitbetenden ebendieses. Wirft er sich auf die Knie und mit der Stirn zur Erde, so machen die übrigen ebendasselbe. Ruft der Imam zwischen dem Murmeln des Gebets: Allah akbar (Gott ist groß!), so wiederholen die Mitbetenden auch dieses. Kurz, der Imam ist bei den Mohammedanern diejenige Person in einer Versammlung, welcher alle übrige bei dem Gebete folgen.

Da ich erst neulich unter Mohammedaner gekommen war, so fürchtete ich, daß ich ein Ärgernis geben möchte,

wenn ich bei ihrem Gebete gegenwärtig bliebe. Allein sie schämen sich ihrer Demut und ihrer Zeremonien nicht, mit welchen sie Gott anrufen. Sie lassen sich deswegen auch gar nicht durch die Gegenwart fremder Religionsverwandten in ihrer Andacht stören. Als ich nachher in dem Hause des Gouverneurs zu Suez war und bei der Ankunft des Imams, als sich alle zum Gebet vorbereiteten, weggehen wollte, sagte der Gouverneur selbst, daß ich bleiben könnte. Nur der mohammedanische Pöbel leidet nicht gerne einen Christen in der Moschee, vornehmlich zur Zeit des Gebets. Einzelne Mohammedaner siehet man sehr oft beten. Sie gehen nicht allezeit zu einer Moschee oder zu einer Versammlung, wo sich ein Imam befindet, sondern beten, wo sie sich zu der bestimmten Zeit befinden, wenn es auch an der öffentlichen Straße ist. So betete des Tages auch ein jeder auf unserm Schiffe, wenn er Zeit und Andacht hatte. Nur das Abendgebet, nämlich gleich nach Untergang der Sonne, ward gemeinschaftlich und mit aller Zeremonie verrichtet. Beim Schlusse desselben riefen alle aus voller Kehle: Gott gebe uns eine glückliche Reise.

Wir hatten die große Kajüte mit einer langen und schmalen Kammer quer über dem Schiffe für uns allein gemietet und konnten also von den Türken ganz abgesondert sein, wenn wir ihrer Gesellschaft überdrüssig waren. Über unserer Kammer war eine andere, gleichfalls quer über dem Schiffe, für die vornehmen Sklavinnen, das heißt solche, die bereits nach den Sitten der vornehmen Türkinnen waren erzogen worden. Der Schiffer und seine Steuerleute hatten ihren Platz über unserer und vor der Kajüte der Frauenzimmer. Die Kaufleute und andere Reisende saßen ganze Tage auf der Stelle des Verdecks, welche jeder für sich gemietet hatte. Die gemeinen Sklavinnen mußten sich in einem Winkel unter dem Verdeck behelfen, und die Sklaven konnten sich selbst Plätze suchen, wo sie

den übrigen nicht im Wege waren. Sie wurden übrigens sehr wohl gehalten; denn da sie in Ägypten verkauft werden sollten, so war ihren Herren daran gelegen, daß sie gesund und munter zu Markt gebracht werden möchten. Herr Forskål und ich setzten uns oft zwischen unsere Bagage in der Kammer, um zu lesen oder zu schreiben. Wir hörten die Stimme einiger Frauenzimmer über uns, und nichts war natürlicher, als daß wir aus der Fensteröffnung sahen, um uns genauer zu unterrichten. Die Sklavinnen, welche eine solche Neugierde nicht gewohnt waren und Fremde sahen (denn wir hatten uns noch nicht so sehr zu den morgenländischen Sitten gewöhnt, daß wir auch in unserer Kammer einen Turban trugen) machten anfänglich ein Geschrei und schalten uns gewaltig aus. Aber wir ließen uns dadurch nicht abschrecken, vornehmlich da wir merkten, daß eine unter ihnen die übrigen zu besänftigen suchte. Sie wurden nach und nach gewohnt, uns zu sehen. Wir zeigten ihnen allerhand Früchte und schönen Zucker, der in Europa zubereitet war, und wenn ihnen etwas gefiel, so ließen sie ihre Tücher aus ihrem Fenster herunter hängen, damit wir es darein binden konnten, ja sie gaben uns auch einige Kleinigkeiten.

Wir redeten noch kein Wort türkisch und keins von diesen Mädchen irgendeine europäische Sprache, sondern wir gaben uns einander unsere Gedanken durch Zeichen zu verstehen. Die artigste unter ihnen sagte einige Worte zu verschiedenen Malen. Um die Bedeutung derselben zu erfahren, fragten wir den Schiffsschreiber nach einer Menge türkischer Worte und lernten daraus so viel, daß sie uns gewarnet hatte, wir sollten behutsam sein und uns gar nicht zeigen als zu der Zeit, wenn das Gebet gehalten würde. Aber auch alsdann wären wir nicht allezeit sicher. Zuletzt gaben die Mädgens uns durch Schlagen an ihre Fensteröffnungen zu erkennen, wenn sie allein waren, und so

hatten wir beide während dieser Reise manchen Spaß. Doch will ich niemand raten, auch nur bloß eine solche Bekanntschaft mit den Sklavinnen der Türken zu suchen. Weil unsere Fensteröffnungen nach hinten zu waren, so konnten wir von den Leuten auf dem Schiffe zwar nicht leicht bemerkt werden. Aber wären wir verraten worden, so hätte diese Neugier, welche doch wirklich eine Torheit war, uns viel Verdruß machen können.

Am 25ten Sept. des Mittags fand ich nach einer genommenen Polhöhe, daß wir noch ziemlich weit von der ägyptischen Küste entfernt waren. Aber unser Schiffer glaubte schon nahe zu sein und nahm deswegen in der folgenden Nacht alle Segel ein. Indessen sahen wir nicht eher Land als am 26ten des Mittags. Wir waren zu weit östlich gekommen, und der Wind drehete sich immer nach Westen. Es geschah daher nicht ohne viele Mühe, daß wir noch diesen Abend den Hafen von Alexandrien erreichten. Bei dieser Stadt sind zwei Häfen, wovon der sogenannte alte der größte, tiefste und sicherste ist, und in diesem warf unser Schiffer seinen Anker. Die Schiffe der Europäer müssen alle in dem östlichen Hafen, welcher sehr schlecht ist, ankern. Wir blieben noch bis den folgenden Tag an Bord. Die meisten der übrigen Reisenden gingen sogleich an Land, und die Sklavinnen wurden des Nachts in der größten Stille abgeholt. Unter den vielen Leuten auf unserm Schiffe waren auf dieser kurzen Reise sechs bis acht Personen und unter diesen auch ein Steuermann, der uns in den ersten Tagen fleißig besuchte, plötzlich gestorben. Man vermutete, daß alle durch die Pest hingerafft worden wären; vielleicht aber waren andere Ursachen daran schuld. Unsere Gesellschaft litt, gottlob!, nichts von einer ansteckenden Krankheit, obgleich unser Arzt verschiedene von den Kranken besucht hatte.

Anmerkungen zu Alexandrien

Die Stadt Alexandrien liegt jetzt auf einer Erdzunge zwischen einer Halbinsel und der alten Stadtmauer und zwischen den beiden Häfen, unter der Polhöhe 31° 12′. Der Grund dieser Stadt ist so niedrig, daß man glauben sollte, der größte Teil davon wäre in den ältern Zeiten mit Wasser bedeckt gewesen. Gleichwohl geben die Moscheen, die Türme auf denselben und einige große Gebäude mit dem Überrest der alten Stadtmauer, der Säule Pompeij, dem Obelisk der Kleopatra und den Dattelbäumen, der Stadt in der Ferne, wenn man von der europäischen Seite kommt, ein schönes Ansehen.

Von dem alten Hafen ist schon bemerkt worden, daß er groß, tief und sicher sei. Der neue hingegen, in welchem alle hier ankommende europäische Schiffe ankern müssen, ist schon sehr unbrauchbar und wird es täglich mehr. Der Grund in demselben ist so voll von Steinen, daß Balken und Tonnen an die Ankertaue gebunden werden müssen, um sie in der Höhe zu halten und zu verhüten, daß sie nicht gleich auf den Steinen zerrissen werden. Einige Ruinen eines großen Gebäudes, welches gleichsam in diesen Hafen hineingebauet gewesen zu sein scheint, sind vielleicht die Überreste von des Antonii Timonium. Überdies sind in dieser Gegend noch verschiedene Ruinen von alten Mauern, ingleichen zerbrochene Säulen und große Steine. Allein diese und viele andere merkwürdige Plätze mehr,

deren bei den alten Schriftstellern erwähnt wird, sind dergestalt verändert worden, daß ich davon nur sehr weniges nach den Beschreibungen der Alten erkennen konnte.

Von der eigentlichen Größe der Stadt Alexandrien, so wie sie von ihrem Stifter angelegt worden ist, sucht man jetzt die Merkmale vergebens; denn die jetzige Mauer des alten Alexandriens ist von den Sarazenen oder Arabern aufgeführt worden, wie man noch aus verschiedenen arabischen Inschriften an derselben, ingleichen aus der Bauart der Mauer und Türme sieht. In diese sind schöne marmorne Säulen horizontal eingemauert. Der Umfang der jetzigen alten Stadtmauer ist viel kleiner, als die Geschichtsschreiber das große Alexandrien beschrieben haben. Indessen war auch diese von den Arabern aufgeführte Mauer ansehnlich, weitläuftig und hoch. Nicht weit von dem Tor, welches nach Raschid führet, wo man noch die ganze Höhe derselben sieht, fand ich sie 43 Fuß und mit der Brustwehr 50 Fuß hoch. Sie ist aber an den meisten Stellen ruiniert.

Alexandrien ist nicht auf einmal verlassen worden, sondern nach und nach in Verfall geraten, so wie ihre Einwohner weniger und ärmer geworden sind. Was also von den alten, prächtigen Palästen hat weggebracht und zu neuen Gebäuden verbraucht werden können, das ist nicht mehr vorhanden. Selbst die Steine von den Grundmauern hat man ausgegraben. Deswegen sieht man hier fast nichts als Hügel von Ruinen. Das Beste, was von diesen Palästen noch übriggeblieben ist, sind einige prächtige Wasserbehältnisse. Da die Stadt außer dem Regen gar kein frisches Wasser als aus dem Nil hat, so müssen die Einwohner des neuen Alexandriens davon noch so viel unterhalten, als durchaus notwendig ist, ihren jährlichen Vorrat von Wasser aufzubewahren. Eben deswegen dürfen die Alexandriner die Kanäle, wodurch das Wasser aus dem Nil in diese

Behältnisse geleitet wird, auch nicht gänzlich zuwachsen lassen. Der Kanal, welcher aus dem Nil kommt und nicht weit von den Mauern dieser Stadt vorbeifließet, ist zwar schon seit vielen Jahren für Schiffe unbrauchbar gewesen, doch wird er noch jährlich etwas gereinigt und, nachdem der Nil zu einer gewissen Höhe gestiegen ist, geöffnet. Von hier wird das Wasser in einem kleinen Kanal unter der Erde von der Ostseite in die Stadt und in die Wasserbehältnisse geführt, und wann diese angefüllt sind, so wird das überflüssige Wasser vermittelst eines kleinen Kanals durch die alte Stadtmauer in den sogenannten alten Hafen abgeleitet.

Das beste Stück des Altertums innerhalb der alten Stadtmauer, welches die Mohammedaner nicht haben wegbringen können, ist der sogenannte Obelisk der Kleopatra. Dieser ist so wie alle andere Obelisken, welche man bei den Palästen und Tempeln der alten Ägypter gefunden hat, von hartem, rotem Granit und ganz von einem Stücke. Jetzt ist ein Teil davon in der Erde. Er ist aber dennoch 61 Fuß 11 Zoll hoch und an der Erde 7 Fuß 3 Zoll breit. Einige Buchstaben von der pharaonischen Schrift sind noch einen Zoll tief. Hieraus siehet man, welche Vorsicht die alten Ägypter gebraucht haben, ihre Nachrichten gleichsam für die Ewigkeit aufzubewahren; es ist nicht ihre Schuld, daß ihre Nachkommen sie nicht mehr lesen können. Nahe dabei sieht man noch einen andern Obelisk, an dem jede Seite 6 Fuß 3 Zoll breit ist. Dieser aber steht nicht mehr aufrecht, sondern liegt zerbrochen auf der Erde und ist zum Teil mit Erde bedeckt.

Von den vielen prächtigen Tempeln der alten Stadt Alexandrien ist nichts mehr übrig, was gesehen zu werden verdiente, als die Kirche des heiligen Athanasius. Diese ist jetzt noch sehr weitläuftig. Man soll daselbst noch eine Menge schöne Säulen, ingleichen einen großen Vorrat von

griechischen Büchern finden. Allein diese schöne Kirche ist schon seit vielen Jahren in eine Moschee verwandelt worden, und also ist den Christen der Eingang darzu verboten. Nahe dabei stehen einige Säulen von rotem Granit, und daran stoßen die Ruinen eines großen Palastes.

Die Kirche der heiligen Katharina, die den Griechen gehört, ist nicht wegen ihrer Größe und prächtigen Baukunst, sondern wegen eines weißen marmornen Steins mit roten Flecken merkwürdig. Dieser Stein soll nach dem Vorgeben der griechischen Mönche die Ehre gehabt haben, daß darauf der heiligen Katharina der Kopf abgeschlagen worden ist. Die roten Flecken sollen davon ein Beweis sein. Nicht weit hievon ist die Kirche des Evangelisten Markus, den Kopten gehörig. Hier zeigt man noch die Grabstätte des erwähnten Evangelisten. Die Kopten öffnen das Grab nicht mehr, weil ihnen, ihrer Sage nach, der Kopf des Evangelisten von den Venetianern entwendet worden ist. Die Römischkatholischen hingegen wollen behaupten, daß sie die Geschicklichkeit gehabt haben, den ganzen Körper aus der Gefangenschaft der Ketzer zu erretten, und daß die Kopten ihnen Unrecht tun, wenn sie sagen, daß die Geistlichen von der römischen Partei nur bloß den Kopf des Heiligen hätten stehlen können. Ihnen sind noch die klugen Maßregeln, nach welchen ihre Brüder diese große Unternehmung ausgeführt haben, bekannt. Sie sollen den Körper in Stücke zerschnitten, wohl eingepackt und für Schweinefleisch ausgegeben haben, um zu verhüten, daß dieser große Schatz nicht von den Mohammedanern und Juden auf dem Zollhause entdeckt und ihnen wieder genommen werden möchte.

Es ist wirklich sehr schwer, tote Körper von Alexandrien nach der Christenheit zu schicken. Die Türken haben sogar verboten, Mumien auszufahren, weil sie es für eine unnütze Neugierde der Europäer halten, wenn sie

diese alten Leichen von der Stelle, wo sie ihre Ruhe haben sollten, wegbringen wollen. Doch ist es jetzt, da die Zollbedienten zu Alexandrien Juden sind, nicht so schwer, tote Körper aus Ägypten zu bringen, als sie mit italienischen Schiffen nach Europa zu versenden. Einige Kasten mit Mumien, welche wir nach Europa schickten, waren schon sicher an Bord gekommen; die Matrosen aber wollten alle das Schiff verlassen, wofern der Schiffer die toten Körper der Heiden nicht wieder zurücksendete. Herr Marion, der übernommen hatte, unsere Mumien nach Europa zu schaffen, mußte sie deswegen wieder zurücknehmen, und ein anderer italienischer Schiffer, der sie nachher an Bord nahm, mußte den Inhalt der Kästen sorgfältig vor seinen Matrosen verschweigen. Das Merkwürdigste, was man jetzt einem Fremden in der Kirche St. Markus zeigt, ist ein Stuhl, welcher völlig ebenso gemacht sein soll als derjenige, auf welchem der Evangelist gesessen hat, wenn er predigte. Auch sind in dieser Kirche einige Protestanten begraben.

Die sogenannte Pompejisäule stand wahrscheinlich zu der Zeit der Griechen innerhalb der Stadt, jetzt aber ist sie beinahe eine Viertelstunde außerhalb der Stadtmauer von dem Alexandrien, welches von den Arabern erbauet worden ist. Weil man wegen ihrer Höhe noch nicht völlig einig zu sein scheint, so unternahm ich noch eine Messung und fand die ganze Säule (die Grundmauer nicht mitgerechnet) nicht höher als 88 Fuß 10 Zoll. Sie ist also nach meiner Messung bei weitem nicht so hoch, als andere Reisende sie angegeben haben. Doch bleibt sie immer ein bewundernswürdiges Stück des Altertums; denn sie ist ganz von einem roten Granit, und dieses erstaunlich große Gewicht besteht nur aus drei Stücken, die also notwendig sehr groß sein müssen. Von der griechischen Inschrift auf der südwestlichen Seite habe ich nur wenige Buchstaben

deutlich unterscheiden können. Herr von Haven gab sich deswegen sehr viele Mühe; er konnte aber auch bei weitem nicht so viele Buchstaben erkennen, als andere vor uns gesehen haben wollen. Es scheint, daß der griechische Bauherr nicht gesucht habe, seinen Namen durch diese Inschrift zu verewigen, oder daß er die Natur des Steins nicht so gut gekannt als die alten Ägypter. Denn hätten die Griechen diese Inschrift auch so tief eingehauen wie die Ägypter die Hieroglyphen auf den Obelisken, so würde sie auch ebensowenig unkennbar geworden sein. Zu dem hatten die Alten die Vorsicht, alle vier Seiten ihrer Obelisken zu beschreiben. Die griechische Inschrift an dieser Säule aber steht gerade an der Seite, welche am meisten vom Wetter gelitten hat. Zu Nordens Zeit war die Grundmauer unter der Säule sehr ruiniert. Sie ist nachher von einem Mohammed Tschurbatschi ausgebessert worden, und wir konnten deswegen nicht sehen, daß die große Säule auf einer kleinern ruhet, wie von andern Reisenden versichert worden ist. Dies ist ein Beweis, daß nicht alle Mohammedaner die Altertümer in ihren Ländern zu zerstören suchen. Allein viele sehen auch ebensowohl auf ihren Vorteil wie die Europäer. Wenn ein armer Mann die schönste alte Säule in seinem Garten finden sollte, so würde er lieber Mühlsteine daraus machen als sie ungenutzt liegen lassen.

Die Araber schwärmten während unsers Aufenthalts zu Alexandrien beständig um die Stadt und unter den Ruinen herum, und ich wollte mich, um einen Grundriß von Alexandrien zu machen, nicht in Gefahr setzen, geplündert zu werden. Da ich aber auf der Anhöhe, worauf die Säule Pompeji steht, einen großen Teil der alten Stadtmauer übersehen konnte, so nahm ich von hier einige Winkel und hoffte auch, noch auf andern Stellen welche nehmen zu können. Einer von den türkischen Kaufleuten, die zu-

gegen waren und bemerkten, daß ich das Astrolabium auf die Stadt gerichtet hatte, war so neugierig, auch durch das Fernglas zu sehen, und ward nicht wenig unruhig, als er einen Turm umgekehrt erblickte.

Dies gab Gelegenheit zu einem Gerüchte, daß ich nach Alexandrien gekommen wäre, um die ganze Stadt über den Haufen zu werfen. Man redete davon in dem Hause des Gouverneurs. Mein Janitschar wollte nicht mehr mit mir gehen, wenn ich mein Instrument mitnehmen wollte, und da ich bisher noch glaubte, ein Europäer dürfe in den morgenländischen Städten nicht ohne einen Janitscharen auf der Straße erscheinen, so erhielt ich hier weiter keine geometrischen Messungen. Als nachher auch ein Araber zu Raschid ein Schiff umgekehrt in meinem Fernglase sah, fehlte wenig, daß er das Instrument nicht zur Erde geworfen hätte. Ich lernete nach und nach, mich bei meinen Beobachtungen vor den Mohammedanern und ihrem Argwohn in acht zu nehmen, welches vornehmlich notwendig war, solange ich selbst nicht mit ihnen reden konnte. Bei einer astronomischen Beobachtung auf der südlichen Spitze von Delta war ein Bauer aus dem Dorfe Daraue gegenwärtig und bezeigte sich sehr höflich. Um diesem etwas zu zeigen, das er noch nicht gesehen hatte, stellte ich das Fernglas an dem Quadranten gegen das Dorf, und auch er erschrak sehr, alle Häuser verkehrt zu sehen. Er fragte meinen Bedienten, was die Ursache davon sein möchte? Dieser antwortete, die Regierung wäre mit den Einwohnern dieses Dorfes höchst unzufrieden und hätte deswegen mich gesandt, daß ich es gänzlich zerstören sollte. Der arme Bauer ward betrübt und bat, daß ich doch noch so lange warten möchte, bis er seine Frau, seine Kinder und eine Kuh in Sicherheit gebracht haben würde. Der Bediente versicherte ihm, daß er noch zwei Stunden Zeit hätte. Er eilete darauf nach Hause, und sobald nur die Son-

ne den Mittagszirkel passiert hatte, brachte ich meinen Quadranten wieder an Bord. Man darf sich eben nicht sehr verwundern, daß die Mohammedaner über dergleichen Beobachtungen argwöhnisch werden, da man nicht vor langer Zeit auch noch Europäer genug gefunden hat, die alles für Zauberei hielten, was sie nicht gleich begreifen konnten.

Nach Westen von Alexandrien waren ehmals die Begräbnisse, und hievon findet man noch jetzt in derselben Gegend eine große Menge. Der Grund ist hier durchgehends (wie zu Malta) ein weicher Kalkstein, nur wenig mit Erde und Sand bedeckt, und man spüret daher selbst auf dem Wege, wenn man reitet, daß es hin und wieder hohl ist. Nicht weit von der Pompejisäule und nahe bei einem kleinen Gebethause ward ich in eine Katakombe geführt. In der, die ich sah, waren zwei Kammern hintereinander ganz aus dem Felsen gehauen. In der vordersten waren an jeder Seite 12 Fächer, in zwei Reihen übereinander. Jedes Fach war zweidreiviertel Fuß hoch, 2 Fuß breit und etwa 6 Fuß tief. Alle diese Fächer waren ohne Zweifel zu Särgen bestimmt und also diese Kammer für 48 Tote hinlänglich. In der hintersten waren an jeder Seite nur 6 Fächer und in der innersten Wand, gerade gegen den Eingang über, eine kleine Vertiefung in der Mauer 4 Fuß hoch und zweieinhalb Fuß breit. Weiter westlich, etwa eine Stunde von Alexandrien, führete man uns in viel weitläuftigere und schönere Katakomben. Der Eingang dazu ist fast verschüttet, und inwendig muß man sich auch noch bisweilen kriechend forthelfen. In dem ersten Gange siehet man oben in dem Felsen einige Höhlungen, welche entweder Luftlöcher oder Plätze zu Lampen gewesen sein können. Von hier kommt man in eine viereckige Vorkammer, worin sich an jeder Seite eine Tür mit einigen schlechten architektonischen Zieraten befindet. Die an der linken Seite

ist von den übrigen darin unterschieden, daß sie noch zwei kleine Türen neben sich gehabt hat. Da aber die Pfeiler zwischen diesen und der großen Tür nach und nach verfallen sind, so sind alle drei nur ein Eingang geworden. Die Kammer an dieser Seite ist rund, oben gewölbt und hat etwa 20 Fuß im Durchschnitt. Sie hat an dreien Seiten wieder drei kleine Nebenkammern, welche den alten Begräbnissen in Syrien und in einigen Stücken den sogenannten Gräbern der Könige bei Jerusalem ähnlich sind; denn auch hier sind an den Seiten Erhöhungen, welche wahrscheinlich Behältnisse für Tote gewesen sind.

Von der im vorhergehenden erwähnten Vorkammer kommt man durch eine andere Tür und durch verschiedene, nunmehr beschwerliche Gänge auf einen sehr großen, jetzt aber niedrigen Platz, welcher von Staub und Sand, vielleicht durch unbekannte Öffnungen, so angefüllet worden sein mag. Hier können Kornmagazine gewesen sein. Da dieser Ort zu groß ist, als daß er ohne Unterstützung die Last über sich hätte tragen können, so hat man reihenweise viereckige Pfeiler 3 Fuß im Quadrat von dem Felsen selbst und ohne alle Zieraten stehen lassen.

Man findet hier überdies noch verschiedene unterirdische Gänge und Kammern, alle aus dem Felsen gehauen, allein ich hielt es nicht für ratsam, mich weiter in denselben umzusehen, da sie gegenwärtig den wilden Tieren zur Wohnung dienen. Wer sie besuchen will, muß sich mit einem Licht versehen, und beim Hineingehen schießet man gemeiniglich eine Pistole ab, um die wilden Tiere, die etwa darin sein möchten, zurückzutreiben. Weiter westlich von diesen Katakomben ist ein kleiner Hafen oder Meerbusen an der See. An der einen Seite desselben scheint ein Palast gewesen zu sein; denn man findet daselbst noch viele kleine Stücke Marmor, die zur Bekleidung der Fußböden oder der Wände gedient haben mögen.

Das merkwürdigste aber ist das sogenannte Bad Pompeji. Dieses besteht noch jetzt aus drei Kammern, nebeneinander in den Felsen gehauen. In jeder Kammer ist nach der Seite des Hafens eine Tür, in welche das Seewasser hineinlaufen kann, und die äußerste dieser Kammern hat auch eine kleine Öffnung auf der andern Seite durch den Felsen, damit das Wasser durchfließen könne.

Die Handlung der Fremden mit den Einwohnern zu Alexandrien ist nicht groß. Aber hier ist der Hafen, wo alle Schiffe, die Waren aus Europa und der Barbarei nach Ägypten bringen oder von hier dahin abholen, zu ankern pflegen. Dies macht die Zolleinkünfte sehr ansehnlich. Es halten sich hier verschiedene europäische Kaufleute auf, und ein französischer, ein venetianischer, ein holländischer und ein ragusäischer Konsul. Der holländische war zugleich engländischer, und Herr Marion dänischer, schwedischer, toskanischer und neapolitanischer Vizekonsul. Die allgemeine Sprache zu Alexandrien ist, wie in ganz Ägypten, die arabische, so wie die Europäer, die das Arabische nicht verstehen, die italienische brauchen. Ich habe hier, und sonst nirgends, auch geborne Mohammedaner angetroffen, die das Provenzalische, das Dänische oder Schwedische fast so gut redeten, als wenn sie in Frankreich, in Dänemark oder Schweden geboren wären. Man könnte daher vermuten, daß die Alexandriner vor andern Mohammedanern besonders geschickt sind, fremde Sprachen zu lernen. Vermutlich aber ist es nur die Hoffnung des Gewinstes und ein geringer Grad von Anhänglichkeit an ihre Religion, was sie aufmuntert, sich auf fremde Sprachen zu legen. Ein Mohammedaner wird die Zeremonien seiner Religion wohl sehr wenig unter den europäischen Matrosen beobachen können; gleichwohl dienen die Alexandriner bisweilen einige Jahre auf europäischen Schiffen. Wenn sie die Sprache gelernt haben, so dienen sie

den europäischen Schiffern, die nach Alexandrien kommen, als Dolmetscher und Einkäufer und gewinnen ihr Brot dadurch gemeiniglich reichlicher und bequemer, als es ihnen sonst möglich gewesen sein würde.

Der Gouverneur zu Alexandrien hängt von der Regierung zu Kahira ab und also auch von dem Sultan zu Konstantinopel. Einige große Stämme Araber, die in Ägypten herumstreifen, bezahlen gewisse Summen an die türkische Regierung und bezeigen sich bisweilen als Vasallen oder Bundesgenossen friedlich, bisweilen aber werden sie auch so verwegen, daß die Regierung genötigt ist, einige hundert, ja wohl tausend Mann gegen sie auszuschicken und sie in abgelegenere Gegenden zurücktreiben zu lassen. Während unsers Aufenthalts zu Alexandrien näherten sich die Araber immer mehr und mehr und berunruhigten die um die Stadt wohnenden arabischen Bauern nicht wenig. Am 11ten Oktober hatten einige hundert von ihnen ihr Lager auf eine halbe Stunde weit von der Stadt aufgeschlagen. Zwei venetianische Schiffer, die des Vormittags, nach der Gewohnheit des Landes auf Eseln, nach der Pompejisäule reiten wollten, wurden gleich vor der Stadt von ihnen angehalten und sollten ihre Kleider und was sie sonst bei sich führeten abgeben. Als ihr Janitschar den Arabern vorstellete, daß die Europäer ihnen niemals etwas zuleide getan hätten und daß sie, wenn sie einige Forderung an die Regierung hätten, es mit dieser ausmachen möchten, so verließen sie selbige und wollten den Janitscharen plündern, der ihnen zwar auch, doch mit zerrissenen Kleidern entging.

Wenn diese feindlichen Araber in die Stadt kommen, um einzukaufen, so gehen sie allezeit einzeln, um nicht von den Einwohnern bemerkt zu werden. Auf diese Weise waren eben an diesem Nachmittage sehr viele nach Alexandrien gekommen, welche uns nachher ein Schauspiel

von unserer Terrasse oder dem Dache unsers Hauses gaben, dergleichen ich auf allen meinen Reisen nicht gesehen habe. Einige sagten, daß der alexandrinische Pöbel, welcher vielleicht mit zu dem schlimmsten im ganzen türkischen Reiche gehört, seine Feinde bemerkt und die Unordnung, welche sie außerhalb der Stadt angerichtet, hätte rächen wollen. Andere hingegen meineten, daß der Sohn eines Schechs, als er in einer Bude Pulver und Blei gekauft, sein Gewehr in der Stadt probiert und eine Kugel in das gegenüberstehende Haus geschossen habe. Als nun der Bürger ihn nicht höflicher als einen gemeinen Araber angeredet und dieser junge Schech ebenso geantwortet habe, als wenn er es mit einem seiner Untergebenen in der Wüste zu tun hätte, so wäre der Streit zuerst zwischen diesen beiden entstanden. Andere Araber kamen dem Schech und andere Bürger dem Alexandriner zu Hilfe. Alle begaben sich nach einem großen Platz bei unserm Hause und nach der Gegend, wohin die Araber sich zurückziehen mußten. Diejenigen Araber, welche zu Pferde waren, hätten sehr leicht entkommen können, sie wollten aber ihre Brüder zu Fuß, die noch in der Stadt waren, nicht verlassen, und diese wurden allenthalben angehalten, gestoßen und geprügelt. Die arabischen Reiter jagten bisweilen spornstreichs mit einer Lanze oder Pistole in der Hand auf einen Haufen von der Gegenpartei, und so wurden eine Menge Alexandriner von einem einzigen Araber zurückgetrieben. Sobald aber dieser sich wieder zurückzog, so verfolgten jene ihn mit Steinen, bis andere mit Feuergewehren herzueileten. Da die Araber sich überlegen sahen, so nahmen sie sich in acht, niemand zu töten. Die Alexandriner waren nicht so vorsichtig. Ein Araber ward mit einem Stein auf dem Pferde getötet und ein anderer erschossen. Endlich entkamen sie mit einem Verlust von 15 Personen und einigen Pferden. Die meisten Gefangenen wurden von dem

alexandrinischen Pöbel in der ersten Hitze sehr übel behandelt, und zwei von ihnen hatten so viele Schläge bekommen, daß sie davon bald nachher starben. Die Araber belagerten hierauf die Stadt und nahmen den Alexandrinern vieles Vieh, welches auf das Gras gebracht werden sollte oder schon außerhalb der Stadt war. Nach zweien Tagen aber ward Friede gemacht und das von beiden Seiten Erbeutete zurückgegeben.

Reise von Alexandrien bis Kahira

Oktober 1761

Die Europäer, welche ihre Reisen von Alexandrien nach Kahira bekannt gemacht, haben alle einen Weg, nämlich nach Raschid und von da auf dem Nil nach Kahira genommen. Wir wünschten daher, zu Lande zu gehen, um solche Gegenden von Ägypten zu sehen, die noch nicht viel bekannt sind. Aus dem Vorhergehenden wird man schon abnehmen können, daß dieses wegen der herumstreifenden Araber unmöglich sei, wofern einer nicht so reisen kann, daß es ihm gleichgültig ist, ob er geplündert werde oder nicht. Selbst einer aus unserer Gesellschaft lernete dies nachher aus eigener Erfahrung. Herr Forskål, welcher in dem folgenden Jahre zu Lande von Kahira nach Alexandrien reisete, mußte den Arabern alles, was er bei sich hatte, geben, und es war noch eine große Höflichkeit von ihnen, daß sie ihm die Beinkleider wieder schenkten. Wir mieteten also von Alexandrien bis Raschid ein kleines Fahrzeug und gingen am 31ten Oktober an Bord, kamen aber wegen widrigen Windes an diesem Tage nicht weiter als bis Abukir, etwa 4 Stunden von Alexandrien. Hier ist ein großer Meerbusen, wo bisweilen die Schiffe, welche den Hafen von Alexandrien nicht erreichen können, Anker werfen, und bei dem Dorfe ist ein kleines Kastell mit einigen Soldaten. Am 1ten November war der Wind uns noch beständig entgegen. Meine Reisegefährten beschlossen deswegen, den Überrest der Reise in Gesellschaft eini-

ger Türken, welche an diesem Orte schon lange auf guten Wind gewartet hatten, zu Lande zu machen. Sie nahmen ein Boot, um über einen Landsee, der einen Zufluß aus dem Nil und einen Ausfluß in das Mittelländische Meer hat, zu gehen, und nachher reiseten sie auf Pferden und Eseln durch eine sandigte Gegend, wo man nichts Merkwürdiges findet als 10 bis 12 gemauerte Pfeiler, die den Reisenden den Weg zeigen, bis Raschid. Indessen kamen sie nicht viel früher an als ich. Der Wind ward wieder günstiger, und auch ich erreichte diese Stadt mit dem Schiffe am 2ten November.

November 1761

Die Stadt Raschid oder, wie die Europäer sie zu nennen pflegen, Rosette, ist schon lange in der arabischen Geschichte bekannt; aber sie scheint erst in Flor gekommen zu sein, nachdem die Handlung zu Fue, einer andern Stadt höher am Nil, abgenommen hat. Sie ist heute die Niederlage von allen Kaufmannswaren, welche von Kahira nach Alexandrien und von hier nach Kahira gebracht werden; denn die kahirinischen Schiffe gehen nicht weiter als bis Raschid, und die von Alexandrien hieher kommenden gehen nicht nach Kahira.

Die Stadt ist ziemlich groß und liegt an der Westseite des Nils auf einer Anhöhe, von welcher man eine vortreffliche Aussicht über den Nil nach Delta hat. Ihre Polhöhe ist 31° 24′. Südlich von Raschid auf einer Anhöhe ist ein alter Wartturm. Nicht weit von hier, bei einem Dorfe Abu mandur, ist eine starke Krümmung des Nils, an welcher man noch in diesem Jahre über 20 marmorne Säulen aus dem Sande gegraben und nach Kahira gebracht hatte. Die zu Raschid wohnenden Europäer glaubten auf dieser Stelle die Lage der Stadt Kanopus wiedergefunden zu haben.


Baurenfeind del

Prospect de



...dt Raschîd.

Zu Raschid wohnt ein französischer und ein venetianischer Konsul, ingleichen einige europäische Kaufleute, um den Transport der Waren ihrer Freunde zwischen Kahira und Alexandrien zu besorgen. Wir wohnten hier bei den Franziskanern. Die Einwohner dieser Stadt werden wegen ihrer Höflichkeit gegen die Europäer sehr gerühmt. Man könnte sich also schon deswegen hier länger aufhalten als in andern ägyptischen Städten, wo die Europäer, bekanntermaßen, nicht sehr geachtet werden. Allein wir eileten, nach Kahira zu kommen. Wir reiseten schon am 6ten November auf einem andern kleinen Schiffe von Raschid und kamen an diesem Tage noch bis Mentubes, wo wir wegen widrigen Windes an Land legen mußten.

Die Reisen auf dem Nil sind, besonders in dieser Jahreszeit, da alle Felder grün bewachsen sind, sehr angenehm. Beide Ufer des Flusses liegen voller Dörfer. Die Häuser derselben sind fast durchgehend zwar nur schlecht, nämlich von ungebrannten Ziegelsteinen und oben platt, indessen geben sie mit den Taubenhäusern, die, wie bekannt, in diesem Lande eine ganz besondere Figur haben, und mit den vielen Dattelbäumen einem neu angekommenen Europäer einen fremden und hübschen Anblick. Auch siehet man noch bei verschiedenen Dörfern große Hügel von den Ruinen alter Städte, und bei Terane lagen große Haufen Salz, oder wahrscheinlicher Nitrum, welches von andern Gegenden hiehergebracht worden war, um auf dem Nil verschickt zu werden. Krokodile habe ich in dem Nil zwischen Raschid, Kahira und Damiat nicht gesehen. Die Ägypter glauben, daß in dem Mikkias bei Kahira ein Talisman eingemauert sei, der diesen Tieren verbiete, den Strom weiter unterwärts zu kommen.

Alle in der Bauart nur etwas verschiedene Schiffe haben sowohl in der arabischen als in den europäischen Sprachen verschiedene Namen. Die, welche zwischen Alexandrien

und Kahira gehen, sind alle klein und unten platt. Das, womit wir von Alexandrien nach Raschid reiseten, nannte man Scherme, und es war ganz offen. Das, welches wir zu Raschid mieteten, nannte man Masch. Dies hatte eine gute Kammer, und mit diesem reiseten wir ziemlich bequem und geschwinde; denn bei einer Windstille ward es gezogen.

Man redet sehr viel von Räubern, die sich beständig auf dem Nil aufhalten; man hat sie aber nicht sehr zu fürchten, wenn man nur des Nachts Wache hält und fleißig hören läßt, daß man mit Feuergewehr versehen ist. Auch hat man des Nachts gemeiniglich eine brennende Laterne; denn hieran kennen sie schon die Schiffe, worauf sich Europäer befinden, und von diesen wissen sie, daß sie sich nicht leicht im Schlafe überfallen lassen. Im März 1762 wurden auf diesem Arm des Nils wirklich drei Schiffe geplündert. Doch glaubt man, daß die hiesigen Räuber sich selten wagen, ein ganzes Schiff anzugreifen, wenn sie nicht vorher wissen, daß nur wenige Leute an Bord sind, oder wenn sie ihren Angriff nicht mit dem Schiffer (Reis) abgeredet haben. Man hat Beispiele, daß die Schiffer die Beute mit den Räubern geteilt haben. Ein Reisender muß sich also wohl erkundigen, wem er sich anvertrauet. Sonst sind die Räuber auf dem Nil in ihrem Handwerk auch sehr geschickt. Da sie, wie alle gemeine Leute in der Nähe dieses Flusses, von Jugend auf schwimmen gelernt haben, teils um in der heißen Jahrszeit einige Stunden angenehm im Wasser zuzubringen, teils auch um geschwinde und ohne Kosten von der einen Seite des Flusses zur andern zu gehen, so kommen sie oft einzeln zu einem Fahrzeuge, wenn sie glauben, daß sie sich mit ihren Booten nicht wagen dürfen, nehmen alles, was sie nur auf dem Verdeck erhaschen können, und springen damit ins Wasser. Man hat Beispiele, daß sie nicht einmal ins Fahrzeug gekommen

sind, sondern nur über Bord gelangt und den Schlafenden Sachen unterm Kopf weggenommen haben.

Die Türken erzählten mir folgende Geschichte von einem dieser Räuber. Ein Pascha, welcher erst neulich nach Ägypten gekommen war, schlug sein Lager in der Nähe vom Nil auf, und seine Leute hielten des Nachts so gut Wache, daß sie einen von den Dieben, welche einen Besuch bei ihnen abstatten wollten, ergriffen. Des Morgens ward der Dieb sogleich vor den Pascha geführt. Dieser drohete ihm, daß er gleich sterben sollte. Der Gefangene bat den Pascha nur noch um die Erlaubnis, ihm ein geheimes Kunststück zu zeigen, weil er gewiß hoffte, daß er ihm deswegen sein Leben schenken würde. Der lernbegierige Pascha erlaubte ihm, sein Geheimnis zu entdecken. Der Dieb fing an, des Paschas Kleider und was er sonst im Zelte liegen sah, zusammenzubinden, so wie die Ägypter es mit ihren eigenen Kleidern zu machen pflegen, wenn sie über einen Fluß schwimmen wollen. Nachdem er nun einige Gaukeleien mit diesem Bündel gemacht hatte, warf er sich in den Nil und brachte sich und die geraubten Sachen auf seinem Kopf an das andere Ufer in Sicherheit, ehe die Türken ihr Feuergewehr holen und ihn damit aufhalten konnten.

Reise nach Damiat und wieder zurück nach Kahira

April 1762

Nachdem ich den einen Hauptarm des Nils von Kahira bis an das Mittelländische Meer gezeichnet hatte, so wünschte ich auch den zweiten, nämlich den, welcher an Damiat vorbeifließet, zu sehen, um eine Karte von der wahren Größe des Teils von Ägypten, welchen die Europäer jetzt Delta zu nennen pflegen, entwerfen zu können. Ich hätte die Reise nach Damiat gerne bald nach meiner Ankunft zu Kahira angetreten; allein wegen der vielen trüben Luft und des Regens, welches beides näher nach der See hin noch stärker zu erwarten war und mich verhindert haben würde, die nötigen astronomischen Beobachtungen zu machen, mußte ich dieses Vorhaben bis zu Anfang des Mais im folgenden Jahre aussetzen. Ich hatte auch keine Ursache, diesen Aufschub meiner Reise zu bereuen, da ich während dieser Zeit schon etwas gewohnt worden war, mit den Morgenländern umzugehen, deren Sprache und Sitten mir bei meiner Ankunft in Ägypten gänzlich unbekannt waren.

Die Europäer, welche in diesen Gegenden reisen, suchen gemeiniglich den Schutz der Obrigkeit, in der Meinung, daß man gar nicht sicher reisen könne, wenn nicht den Schiffern und denen, von welchen man Kamele zu einer Landreise mietet, obrigkeitlich anbefohlen werde, eine besondere Vorsorge ihretwegen zu haben. Die nächste Folge dieser Einbildung besteht oft darin, daß ein Be-

dienter von der obrigkeitlichen Person, zu der man sich gewendet hat, den ersten Schiffer holet, den er nur antreffen oder von dem er ein Geschenk erwarten kann, und dieser, wann er hört, daß ein Reisender von einer so vornehmen Person seiner Aufsicht empfohlen wird, glaubt sein Glück gemacht zu haben. Er versäumt keine Gelegenheit, wo er etwas gewinnen oder wo er sich demjenigen, welcher ihm anvertrauet ist, notwendig machen kann; und um seinen Eifer recht zu zeigen, unterläßt er nicht einen jeden Schritt auch da, wo nichts zu fürchten ist, für gefährlich auszugeben. Ich habe mich immer am besten dabei befunden, wenn ich mich bei dergleichen Gelegenheit an einen der angesehenen einländischen Kaufleute gewendet habe. Diese können gemeiniglich mit ziemlicher Gewißheit wissen, ob in den Gegenden, wohin man zu reisen gedenkt, etwas zu befürchten sein kann. Auch haben sie ihre gewisse Schiffer oder Kamelführer, mit welchen sie ihre Waren zu schicken pflegen und denen mehr daran gelegen ist, die Gunst der Kaufleute als einer obrigkeitlichen Person, wovon sie selten etwas verdienen können, zu erhalten. Da man überdies in einem fremden Lande keine richtige Landkarten entwerfen kann, wenn die Führer die Namen der Dörfer, welche man auf seiner Reise zu sehen Gelegenheit hat, selbst nicht wissen oder einem Fremden nicht sagen wollen, so brauchte ich einen Schiffer, welcher die Reise nach Damiat sehr oft gemacht hatte, der die Dörfer, wo man des Nachts nicht sicher ist, genau kannte und der es sich gefallen lassen mußte, ohne besondere Ursachen nicht des Nachts zu reisen, damit ich desto besser die Lage der Dörfer und die Krümmungen des Nils sehen könnte. Ich ersuchte also einen Kaufmann, es mich wissen zu lassen, wenn einer seiner Schiffer, welcher die Eigenschaften hätte, die ich verlangte, wieder abreisen wollte, und ich war nachher auch mit dem, welchen er mir zu-

schickte, völlig zufrieden. Herr Baurenfeind, der während unsers Aufenthalts zu Kahira nur wenig außerhalb der Stadt gekommen war, entschloß sich, mir auf dieser Reise Gesellschaft zu leisten. Wir mieteten einen Janitscharen und gingen mit diesem und einem Bedienten, der zugleich unser Koch sein mußte, am 30ten April 1762 wiederum nach Bulak. Das kleine Schiff, womit wir nach Damiat reiseten, nannte man Kandsje. Wir trafen auf demselben eben die Bequemlichkeit an, die wir auf dem Fahrzeuge, womit wir von Raschid gekommen waren, gehabt hatten.

Mai 1762

Den 1sten Mai des Morgens frühe waren wir in so großer Stille von Bulak abgereiset, daß ich nicht eher erwachte, als bis wir schon ein paar Meilen zurückgelegt hatten. Indessen hatte ich dadurch nichts versäumt, da ich diesen Weg schon gekommen war. Nachher sahen wir bei der südlichen Ecke von Delta, dessen Polhöhe ich schon bei einer andern Gelegenheit beobachtet hatte, das Schloß zu Kahira nach Südsüdost, und ich bestimmte also die Lage dieser Stelle so genau, als man es nur in der Erdbeschreibung erwarten kann. Die Araber nennen diese Spitze Batn el bakkara und glauben nach einer alten Tradition, daß hier in den heidnischen Zeiten eine große Bildsäule eines Ochsen gestanden habe. Von Kahira bis Delta ist der Nil sehr breit und voller Inseln. Von diesen werden einige zu der Zeit, wenn der Nil am stärksten steigt, bisweilen durch die Gewalt des Wassers gänzlich weggeführt und nach andern Stellen versetzt. Da der Unterschied der größten und niedrigsten Höhe des Wassers hier sehr groß ist, so sahen wir jetzt viel mehr Inseln als im Monat November; denn im Mai war das Wasser so niedrig, daß wir mit unserm platten Schiffe einigemal auf den Grund gesetzt wurden. In

jedem Dorfe am Nil sind des Nachts Wächter, die es sogleich anzeigen sollen, wenn sich ein Räuberboot nähert. Allein in einigen Dörfern schicken die Einwohner bisweilen selbst Boote aus, und diejenigen, welche des Nachts bei ihnen Schutz suchen, müssen allezeit befürchten, geplündert zu werden. Wir legten heute bei Tahhle an Land, weil unser Schiffer bei den übrigen Dörfern, die wir sonst noch hätten erreichen können, nicht sicher zu sein glaubte.

Den 2ten Mai segelten wir sehr frühe von Tahhle, aber der Wind ward so stark, daß wir bei Msidr el chadder wieder an Land legen mußten. Des Nachmittags kamen wir nicht weiter als bis Mietel attar. Gegen Abend ward der Wind auf einmal ganz stille; nach einer halben Stunde aber kam der Sturm so stark aus S. W., als er vorher aus N. O. gewehet hatte, und der Staub und Sand in der Luft war noch stärker als vorher. Weil die Schiffe auf dem Nil sehr große Segel haben und die dasigen Schiffer sie schlecht zu regieren wissen, so werden bisweilen Schiffe auf dem Nil durch einen Wirbelwind oder bei einem unvermuteten Sturm umgeworfen. Wir legten beizeiten an Land und waren also in Sicherheit.

Am 3ten Mai gingen wir des Morgens um 5 Uhr wieder unter Segel und erreichten die Stadt Sifte noch so frühe, daß ich daselbst des Mittags die Sonnenhöhe beobachten konnte. Von Sifte bis an den Arm des Nils, der von Kahira nach Raschid gehet, sind nur 6 Stunden, und bis hier ist, nach der Rechnung der Schiffer, der halbe Weg von Kahira nach Damiat. Dieser Ort gehört einem ehmaligen Kislar Aga aus Konstantinopel, der zu Kahira wohnete und hier seinen Gevollmächtigten (Kaimakan) hatte. Man findet in dieser Stadt drei Moscheen, aber auf zweien derselben sind nur Türme. Überdies ist hier, wie fast in allen Dörfern am Nil, eine Kubbe oder ein kleines Gebäude über dem Grabe eines vermeinten Heiligen, dessen Heiligkeit von dem Pö-

bel gemeiniglich nach der Kostbarkeit des Gebäudes über ihn geschätzt wird.

Zu der hiesigen koptischen Gemeine rechnet man ohngefähr 300 Häuser. Diese guten Leute nötigten mich, ihre Kirche zu sehen, und ich fand sie in einem ebenso schlechten Zustande als die übrigen Kirchen dieser Nation, welche ich in der Gegend von Kahira gesehen hatte. In allen diesen Tempeln ist der Fußboden mit Strohmatten belegt, und da diese selten verändert oder nur gereinigt werden, so kann man sich leicht vorstellen, daß die Flöhe bei der Hitze dieser Gegenden sich in selbigen sehr vermehren. Eine gute Anzahl davon suchte Quartier bei mir. Da die Kopten während des ganzen Gottesdienstes stehen und dies für manchen sehr unbequem ist, so lehnen sich viele auf Krücken. Zu dieser Absicht liegt eine große Menge hölzerne Krücken auf dem Fußboden, und dies ist in den Augen eines Europäers eben kein schöner Zierat in einer Kirche. Die Gemälde der Kopten sind überhaupt sehr schlecht. Ich erinnere mich, in einer Kirche zu Masr el atik Christum, die Jungfrau Maria und andere Heilige alle zu Pferde gesehen zu haben. Vielleicht halten die Kopten es für unanständig, diese berühmten Leute auf Eseln reiten zu lassen, weil sie selbst in Kahira nicht anders als auf Eseln reiten dürfen. Die Türschwelle war in der Kirche zu Sifte dasjenige Stück, welches mir am besten gefiel. Diese schien ehmals eine hübsche marmorne Bildsäule von einem griechischen Meister gewesen zu sein. An der Ostseite des Nils, und gerade gegen Sifte über, ist Miet Ghrammer, eine Stadt, in welcher man 6 Moscheen und eine koptische Kirche findet. Es ist bekannt, daß die schmalen Türme an den Moscheen alle rund zu sein pflegen. Der eine Turm zu Miet Ghrammer ist viereckig, also vielleicht ehmals ein Glockenturm auf einer Kirche gewesen.

Es ist für die Schiffe, welche von Kahira kommen, eine große Hilfe, daß sie des Nachts gemeiniglich Windstille finden; denn so können sie zu der Zeit, wenn der Wind des Tages aus Norden wehet, des Nachts mit dem Strom treiben, wenn sie bei sichern Dörfern oder in so großer Gesellschaft sind, daß sie von Räubern nichts zu fürchten haben. Wir konnten diesen Nachmittag wegen des Nordwindes auch nicht reisen; aber nachdem sich dieser gegen Abend gelegt hatte, so gingen wir mit dem Strom in Gesellschaft von zwei andern Schiffen von Sifte ab. Wir hatten kaum eine Meile zurückgelegt, als wir ein Räuberboot gerade auf uns zukommen sahen; es entfernte sich aber, sobald wir unser Feuergewehr hören ließen. Wir sahen nachher noch verschiedene kleine Boote unter Bäumen und hinter kleinen Inseln, die unser Schiffer auch für Räuber hielt; aber keins wagte es, uns anzugreifen. Am folgenden Tage sahen wir verschiedene Flöße aus Töpfen und Krügen bestehend, die aus Oberägypten zum Verkauf hieher gebracht wurden. Zu einem solchen Floß sind so viele Töpfe unter ganz leichten Palmholz aneinander gebunden, daß es 40 bis 70 Fuß lang und etwa ein Drittel oder die Hälfte so breit wird, und dies regieren 6 bis 8 Leute, die sich statt der Ruder nur der Äste von Bäumen bedienen. Diese haben auf demselben ihre Küche und ganze Wirtschaft. Man sagt, daß sie auch kostbare Waren in ihren Töpfen haben. Aber letzteres ist nicht wahrscheinlich, da sie darin nicht gut verwahrt sein würden; denn das Wasser dringt so stark durch diese Töpfe, daß sie es oft ausschöpfen müssen. Gegen die Räuber sollen diese Leute sich gut mit Schleudern verteidigen können. Wenn sie ihre Töpfe und also ihr Schiff verkauft haben, so gehen sie wieder zu Fuß nach Oberägypten zurück. Weiter sah ich heute nichts Merkwürdiges als Mansura, die Stadt, bei welcher Ludewig IX. gefangen wurde. Sie schien mir größer zu sein als

Damiat, ich hatte aber keine Gelegenheit, sie näher zu sehen als bloß im Vorbeisegeln. Am 5ten Mai sahen wir auf unserer fernern Reise bis Damiat nichts, welches verdiente, hier bemerkt zu werden, als etwa 20 Schiffe, die alle mit Bienen beladen waren. Der Sandsjak von Mansura hatte mit mehr als 40 Sklaven und Bedienten sein Lager zwischen den Dörfern Bedoui und Kafr Bedoui aufgeschlagen, um den Bienenzoll zu heben. Auf jede Schiffsladung rechnete man 200 Körbe, und also waren in den 20 Schiffen etwa 4000 Bienenkörbe. Jeder Korb hatte ohngefähr 3 Fuß in der Länge und einen Fuß im Durchschnitt. Sie lagen alle horizontal und hatten die Eingänge an den Enden.

Die Stadt Damiat hat eine ebenso vortreffliche Lage zur Handlung als Raschid; denn alle Waren, welche von Syrien und den umliegenden Ländern nach Kahira gehen oder von da wieder zurückkommen, müssen hier passieren, und überdies wird hier ein großer Handel mit Reis getrieben, der in der umherliegenden Gegend gebauet wird. Dem ohngeachtet findet man in dieser Stadt keinen einzigen europäischen Kaufmann, ja nicht einmal europäische Mönche, da hier doch viele Maroniten und andere morgenländische Christen wohnen, die sich mit der römischen Kirche vereinigt haben. Die Franzosen hatten ehmals auch zu Damiat einen Konsul und verschiedene Kaufleute; als aber die Einwohner zu bemerken glaubten, daß die Europäer den mohammedanischen Weibern zu sehr gewogen würden, ermordeten sie alle, die sich nicht mit der Flucht retten konnten, und seitdem darf hier, auf Befehl des Königs von Frankreich, nicht einmal ein französischer Schiffer an Land gehen, sondern muß, wenn er Geschäfte zu Damiat hat, alles durch Gevollmächtigte bestellen lassen und seine Handlung an Bord auf der Reede treiben.

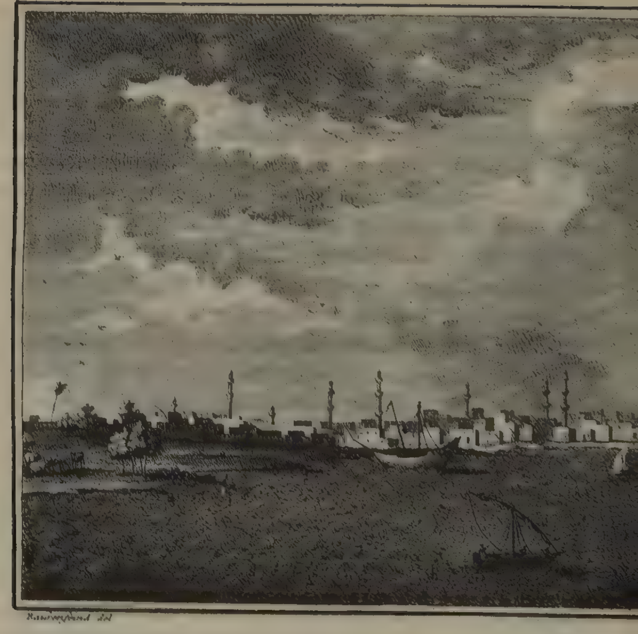
Dennoch traf ich zwei französische Schiffer in dieser

Stadt an. Man konnte es aber an ihnen merken, daß sie sich nicht wenig vor den Einwohnern fürchteten, welche sich außer der erwähnten Begebenheit vielleicht auch noch der Kreuzzüge erinnern und deswegen große Feinde von allen Europäern sind. Sie versicherten, daß, wenn sie hier etwa gemißhandelt werden sollten, sie sich deswegen nicht bei dem französischen Ambassadeur zu Konstantinopel beklagen dürften oder von ihm Hilfe erwarten könnten. Anstatt daß man zu Alexandrien und Raschid in kurzen Kleidern gehen kann, so trugen diese Schiffer einen Turban auf dem Kopf und einen Benisch oder türkischen Oberrock über der Weste. Weil wir gänzlich auf türkisch gekleidet waren und auch schon etwas mit den Einwohnern reden konnten, so brachten wir unsere Zeit in dieser Stadt ruhig zu, ohne viel von dem Pöbel zu befürchten. Ich hatte Empfehlungsschreiben an einen griechischen Kaufmann, ingleichen an einen Italiener, welcher in seinen jüngern Jahren ein angesehener Kaufmann in Kahira gewesen war, aber wegen seiner Schulden nicht wieder nach seinem Vaterlande hatte zurückgehen können, sondern sich entschlossen hatte, ein Mohammedaner zu werden. Zu der Zeit war einer der mächtigsten Beys zu Kahira sein so großer Gönner, daß er hoffen konnte, viel Glück in Ägypten zu machen; aber sein Freund ward gestürzt, und er mußte sich glücklich schätzen, eine Bedienung beim Zoll zu Damiat zu erhalten. Doch lebte er auch hier sehr anständig, vermutlich aber nicht von seiner Bedienung, sondern vornehmlich durch seine Korrespondenz mit den Europäern; denn er besorgte den Transport aller Waren, die diese über Damiat sandten, oder sie schrieben an ihn, wenn sie hier sonst Verrichtungen hatten. Er bezeigte sich also noch immer sehr freundschaftlich gegen die Europäer, ohngeachtet er schon viele Jahre ein Mohammedaner gewesen war. Die gemeinen Renegaten pflegen sonst ge-

meiniglich größere Feinde der Europäer zu sein als die gebornen Mohammedaner.

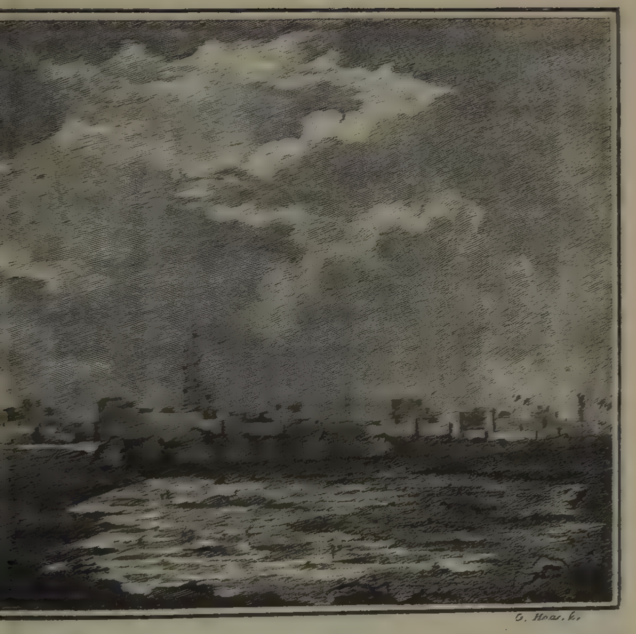
Die Stadt Damiat liegt nach meinen Beobachtungen eine viertel Meile nördlicher als Raschid, nämlich unter der Polhöhe 31° 25′. Sie ist ohngefähr 2 deutsche Meilen und also auch etwas weiter von dem Mittelländischen Meer entfernt als die erwähnte Stadt an dem andern Arm des Nils. Das Land erstreckt sich also auf der Ostseite von Ägypten weiter nach Norden als auf der Westseite. Ich sah zu Damiat gar keine Spuren von einer Stadtmauer; vielleicht ist selbige auch nach 648 der Hedschra, als sie nach dem Berichte des Abulfeda niedergerissen wurde, nicht wieder aufgebauet worden. Die Stelle aber, wo der Nil mit einer Kette verschlossen gewesen sein soll, scheint noch kenntbar zu sein; denn auf der Norderseite innerhalb der Stadt ist ein alter hoher Turm, der Fluß ist hier nicht viel über hundert Fuß breit, und gegenüber an der Westseite des Ufers siehet man noch die Grundmauer von einem ähnlichen Turm, wovon alles, was über der Erde war, bereits abgetragen ist.

Weil ich dem Mittelländischen Meere wieder sehr nahe gekommen war, so machte ich noch eine kleine Reise von Damiat nach dem Ausfluß des Nils. Dieser ist für die Schiffe nicht so gefährlich als der bei Raschid; denn man findet hier Zeichen auf den Sandbänken, und es liegt auch jederzeit ein Boot in Bereitschaft, um den fremden Schiffern helfen zu können. So gehen durch diesen Ausfluß noch ziemlich große Schiffe bis zu der Stadt, aber die meisten werfen wegen des sehr niedrigen Wassers auf dieser Küste über eine Meile vom Lande ihren Anker. An der Ostseite dieses Nilarms und 350 doppelte Schritte von der See (ich bemerke diese Entfernung deswegen so genau, damit künftig Reisende untersuchen können, ob Ägypten so stark zuwächst, als einige Schriftsteller haben behaup-



Rawwynfrad del

Prospect



G. Haas, k.

Damiát.

ten wollen) liegt ein altes Kastell. Dies ist 29 doppelte Schritte lang und 23 solcher Schritte breit. Unter einer Inschrift über der Tür zu diesem Kastell wollte mein Bedienter die Jahreszahl 1069 gesehen haben. Es wohnt jetzt niemand in diesem Gebäude, wie man sagt, aus Furcht vor Gespenstern. Die Mohammedaner, welche bei uns waren, hielten schon ein Gebet, als wir uns dem Kastell näherten, und sobald wir daselbst angekommen waren, verrichtete jeder sein Gebet nochmals auf den großen Kanonen, welche sich noch auf der Batterie befinden. Gleich darauf mußte ich wieder mit ihnen gerade nach dem Schiffe zurückkehren, ohne das Kastell inwendig gesehen zu haben. Dies ist das einzige Mal auf meiner ganzen Reise, daß ich Mohammedaner furchtsam vor Gespenstern gesehen habe, und unter den Arabern habe ich niemals etwas davon gehört. Etwas weiter südlich an der Westseite des Nils und 75 doppelte Schritte vom Ufer ist das sogenannte neue Kastell, welches nach einer Inschrift an demselben im Jahr 1116 erbauet. Dies Kastell ist noch bewohnt. Weiter südlich und an der Westseite des Nils ist ein anderer alter Turm, aber so verfallen und ebensowenig bewohnt als der in Damiat.

Beschreibung der Städte Kahira, Bulak, Masr el atik und Dsjise

Die Gegend von Kahira hat sich in den letzten 1100 Jahren, nämlich in der Zeit da die Mohammedaner Herren von Ägypten gewesen sind und Städte zerstöret oder vernachlässiget und an deren Statt ganz neue wieder aufgebauet haben, gar sehr verändert. Sie eroberten bald nach ihrer Ankunft in Ägypten durch die Verräterei des Mokaukas eine Stadt Masr. Es scheint, daß man wegen der Lage dieser Stadt noch zweifelhaft ist, wenigstens behaupten die Verfasser der allgemeinen Welthistorie, daß es das berühmte Memphis gewesen sei. Aber Mokaukas zog sich nach dem Berichte der morgenländischen Geschichtsschreiber mit einem großen Teil seiner Besatzung auf eine Insel im Nil zurück, und die Griechen, welche er bei sich hatte, nahmen ihren Weg nach dem gegenseitigen Ufer und weiter nach Alexandrien. Masr lag also an der Ostseite des Nils, Memphis aber sowie Alexandrien an der Westseite dieses Flusses, und die Griechen hätten gar nicht nötig gehabt, über den Nil zu gehen, wenn sie sich von dieser Stadt nach Alexandrien zurückziehen wollten. Dies Masr war vielleicht das Babylon der griechischen Schriftsteller und lag ohne Zweifel südlich von Kahira zwischen dem Berge El mokattam und dem Nil. In dieser Gegend trifft man unter andern Kennzeichen einer ruinierten Stadt auch noch einige alte Kirchen an, die von den Kopten in

Ehren gehalten werden, und die Juden, welche in Ägypten jederzeit sehr zahlreich gewesen sind, haben ihren Totenacker auch noch in dieser Gegend, obgleich der Weg von Kahira bis dahin ziemlich weit, ja bisweilen unsicher ist.

Die erste Stadt, welche die Mohammedaner in Ägypten baueten, nannten sie Fostat. Von ihrem Ursprunge findet man einige Nachrichten bei den arabischen Schriftstellern. Als Amru, der General des Kalifen Omar, diesen Teil Ägyptens erobert hatte und mit seiner Armee gegen Alexandrien rücken wollte, soll er ein Zelt hier haben stehen lassen, um eine Taube, welche auf demselben ihr Nest gemacht hatte, nicht zu stören, und die Araber sollen dieses für eine so gute Vorbedeutung gehalten haben, daß sie deswegen auf dieser Stelle eine Stadt baueten. Aber die Araber hatten auch andere Ursachen, warum sie sich in dieser Gegend niederließen. Die wenigen neuangekommenen Mohammedaner hielten es wohl nicht für ratsam, unter den christlichen Einwohnern in der Stadt zu wohnen, sondern baueten, vielleicht wegen ihrer Sicherheit, vielleicht aus andern Ursachen, außerhalb der Stadt auf der Stelle, wo sie sich vorher gelagert hatten. Alle andere Araber, die zu der Zeit ihr Glück in Ägypten suchten, und diejenigen von den Christen, welche Mohammedaner wurden, ließen sich bei ihnen nieder, und also kann auch dies der Ursprung der Stadt Fostat gewesen sein. Wenn die Griechen und Römer Alexandrien zu der Hauptstadt des Landes machten, weil dieser Ort ihnen am nächsten war, so können die Araber aus einer ähnlichen Ursache die Gegend von Fostat gewählt haben; denn diese war für die Truppen, welche sie nach Ägypten sandten, am nächsten. Überdies hatten sie den Vorteil, daß der Statthalter von Ägypten von hier aus nach allen Provinzen, wo es nötig sein möchte, eiligst Truppen schicken konnte, da er fast mitten im Lande wohnte

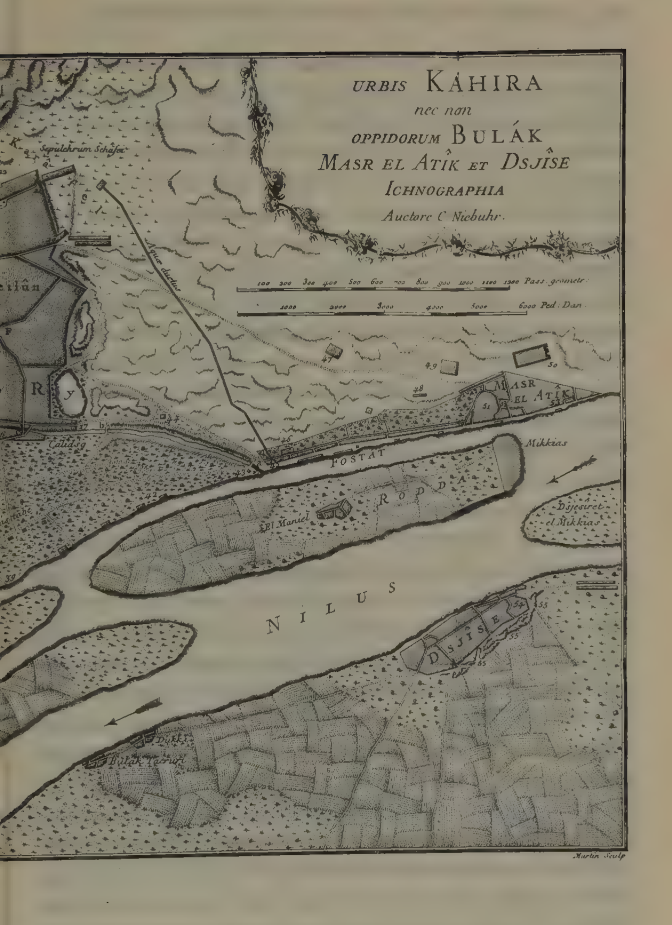
Nachdem Fostat die Hauptstadt von Ägypten geworden war, erhielt sie auch den Namen Masr. Sie behielt aber diese Ehre nicht, sondern verfiel nach und nach, so wie Kahira emporkam. Als Kahira endlich die Hauptstadt des ganzen Landes ward, nannte man sie gleichfalls Masr; Fostat oder das bisherige Masr aber Masr el atik, das heißt alt Masr. Demohngeachtet haben die Ägypter die alten Namen beständig beibehalten und nennen die jetzige Stadt Masr gemeiniglich Kahira so wie die lange Straße am Nil, welche einen Teil von Masr el atik ausmacht, Fostat. Nur haben die Europäer den Namen dieser letzten Stadt verändert. Diese pflegen Fostat oder Masr el atik allezeit Alt Kahira zu nennen, da sie doch niemals bei den Eingeborenen Kahira geheißen hat.

Die Stadt Kahira ist, wie bekannt, schon im Jahr 358 oder 359 nach der Hedschra von Jaur (oder Dsjohar), dem General des fatemitischen Kalifen El moas, angelegt worden. Aber diese neue Stadt ward vielleicht bis das Jahr 572, als Salah ed din hieselbst prächtige Moscheen, Schulen und Hospitäler bauete und eine Mauer um selbige aufführete, noch immer als eine Vorstadt von Fostat angesehen.

Ob die Größe der Stadt Kahira in den letzten Jahrhunderten zu- oder abgenommen hat, kann wohl nicht mit Gewißheit bestimmt werden, da wir bisher noch keinen Grundriß von ihr gehabt haben. Doch man wird von mir keine Geschichte dieser Stadt verlangen, sondern nur, daß ich ihre Lage und Größe so beschreibe, wie ich selbst sie gefunden habe. Zu der Absicht habe ich auf Seite 124/125 einen Grundriß von Kahira und den nahe dabei liegenden Städten Bulak, Masr el atik und Dsjise entworfen. Dieses war freilich eine so mühsame und, in Ansehung der bekannten Insolenz der Kahiriner gegen alle fremde Religionsverwandte, so gefährliche Arbeit, daß noch wohl kein Europäer sie unternommen hat oder so bald wieder



El Juſbeck
Kaid bey
Kubbet el haue ruin
Kubbet el Aſſab
K Á H I R A
Bâb es
El Juſbekie
Bâb el Luk
B U L Á K



URBIS KÂHIRA
nec non
OPPIDORUM BULÁK
MASR EL ATÎK ET DSJÎSE
ICHNOGRAPHIA
Auctore C. Niebuhr.
Pass. geometr.
Ped. Dan.
Sepulchrum Schâfei
Aquæ ductus
MASR EL ATÎK
FOSTAT
Mikkias
RODDA
El Maniel
Dsjesiret el Mikkias
NILUS
DSJÎSE
Dukki
Bulak Taerwi
Calidsg
Martin Sculp.

unternehmen wird. Aber ich habe es gewagt, alle Straßen, nämlich diejenigen, welche zwei Ausgänge haben, durch Schritte zu messen und ihre Lage nach einem kleinen Kompaß zu bestimmen. Zwischen diesen Hauptstraßen findet man viele Quartiere, wovon einige wieder aus vielen kleinen Straßen bestehen, die aber alle nur einen Ausgang zu einer Hauptstraße haben. Daselbst wohnen gemeiniglich Handwerker und andere arme Leute, welche in den morgenländischen Städten nicht in ihren Häusern, sondern in kleinen Werkstuben im Suk oder an den Marktstraßen arbeiten. Weil man also hier den Mann des Tages nicht in seinem Wohnhause sucht und es bei den Morgenländern nicht Mode ist, daß man seine Aufwartung bei der Frau oder Tochter seines Freundes macht, so urteilt man gleich, daß ein Fremder, welcher in ein solches Quartier kommt, sich verirret habe, und es wird ihm gleich von dem ersten, den er nur antrifft, angezeigt, daß die Straße an der andern Seite keinen Ausgang habe und daß er also wieder zurückkehren müsse. Daher wird ein Fremder nicht leicht alle abgesonderte Quartiere besuchen können. Indessen habe ich auch Gelegenheit gefunden, einige wenige davon zu sehen, und diese habe ich mit auf dem Grundriß angezeigt, um eine Probe von der besondern Anlage der Straßen in Kahira zu geben. Bei allen übrigen Städten, welche ich in den Morgenländern gesehen habe, habe ich mich nur bemüht, ihre Lage, Größe, Tore und merkwürdigen Plätze genau auf einem Grundrisse anzuzeigen. Um die kleinen Straßen der morgenländischen Städte wird man sich in Europa wohl nicht viel bekümmern, und daher wird man von einem Reisenden auch nicht verlangen, daß er sich dieser Kleinigkeiten wegen in Gefahr setze.

Die Stadt Kahira, Masr oder, wie die Europäer zu schreiben pflegen, Kairo, Groß-Kairo, liegt in der Länge

von einer Stunde und in der Entfernung von mehr als einer halben deutschen viertel Meile von Bulak und dem Nil und eine viertel Meile von Masr el atik größtenteils in einer sandigten Ebene, am Fuße und am äußersten Ende des Berges Mokattam. Man kann die Stadt am besten von dem Berge Mokattam und im Kastell übersehen. An den übrigen Seiten ist sie zum Teil mit großen Hügeln umgeben, die nach und nach von den in der Stadt gesammelten Unreinigkeiten, welche täglich auf Eseln dahin gebracht werden, entstanden sind, so wie die Hügel an dem Kanal außerhalb der Stadt von der jährlichen Reinigung desselben entstehen. Diese sind schon so hoch, daß man von der Seite des Nils kaum die Spitzen der Türme sehen kann. Kahira ist zwar groß, doch muß man daraus nicht schließen, daß sie ebenso stark oder noch stärker bevölkert sei als eine gleich große Stadt in Europa. In dieser ägyptischen Hauptstadt findet man sehr große Teiche, die zu der Zeit, da sie mit Wasser angefüllet sind, ebenso viele kleine Seen vorstellen können. Die vielen Moscheen nehmen auch viel Platz ein. Die Häuser zu Kahira sind auch nicht so hoch als die in den europäischen Städten, ja die in den kleinen Quartieren sind größtenteils von ungebrannten Ziegelsteinen und nur von einem Stockwerk. Einige Europäer haben die Stadt Kahira vielleicht deswegen für überaus volkreich gehalten, weil sie auf die besondere Anlage ihrer Straßen nicht Achtung gegeben haben. In einigen Gegenden der Stadt können zwei Nachbarn aus verschiedenen Quartieren hinten in ihren Häusern miteinander sprechen und müssen wohl eine Viertelstunde weit gehen, ehe sie zueinander kommen können, weil jedes ihrer Quartiere nur einen Ausgang zu einer Hauptstraße hat. Daher findet ein Fremder, der von Kahira weiter nichts zu sehen pflegt als die Hauptstraßen, zwar diese des Tages mit Leuten angefüllt, vornehmlich da die Straßen hier so eng sind als in

Mauer des Kastells der Janitscharen nach dem Berge und aufs Feld führet, und diese sind des Nachts, nach Gewohnheit des Landes, nur mit hölzernen Schlössern verwahrt. In dem Quartier des Pascha ist auch die Münze. Hier werden Sequins, eine goldene Münze, Para, eine kleine silberne Münze, und Burben, eine kleine Kupfermünze, geschlagen, aber alle von schlechterm Gehalt als das Geld, welches zu Konstantinopel gemünzt wird. Das Quartier der Janitscharen sieht einer Festung mehr ähnlich, denn es hat eine Mauer mit Türmen nach Manier der übrigen türkischen Festungen und nach der alten Befestigungsart der Europäer. Das Korps der Janitscharen wird zwar sowie die übrigen ägyptischen Truppen von dem Sultan bezahlt, aber weil die Offiziere größtenteils Sklaven vornehmer Kahiriner gewesen sind und daher größere Freunde ihrer alten Herren als des Sultans zu sein pflegen, so sind es gemeiniglich diese, welche einen von den Ägyptern abgesetzten Pascha bald mit Kanonen aus seiner Wohnung vertreiben, wenn er nicht auf der von den Beys festgesetzten Zeit gleich abziehet. Doch scheinen die Araber sich nicht viel vor den Janitscharen zu fürchten, denn sie rauben oftmals dicht unter dieser Festung. Dies Quartier ist voller Häuser.

Hier ist auch der berühmte Brunnen Josephs, welchen alle Reisende als eine der größten Merkwürdigkeiten von Kahira sehen. Dieser Brunnen muß gewiß viel Arbeit und Geld gekostet haben, weil er sehr tief und ganz in dem Felsen ausgehauen ist. Aber der Felsen ist ein weicher Kalkstein und die Arbeit überhaupt sehr gering in Vergleichung mit andern ähnlichen Altertümern, zum Beispiel mit den alten Pagoden in Indien, die ganz aus harten Felsen ausgehauen sind. In dem Quartier des Korps Assab ist der sogenannte Palast Josephs das Merkwürdigste. Hier wird das kostbare Tuch verfertigt, welches jährlich auf Kosten

des Sultans nach Mekka gesandt wird. Man findet in diesem Gebäude noch einige Überbleibsel seiner ehemaligen Pracht. In dem Zimmer, wo die Weber sitzen, siehet man an den Wänden Bäume, Häuser und dergleichen in schöner Mosaikarbeit von Perlmutt und allerhand Arten von kleinen Steinen und gefärbtem Glase. In einem andern Zimmer, wo das Tuch brodiert wird, sind noch einige gut erhaltene Inschriften an den Wänden. In einem dritten Zimmer ist die Decke sehr schön gemalt.

Die ehmalige Vorstadt El karafe ist jetzt nur sehr wenig bewohnt. Man trifft aber daselbst noch eine Menge prächtige, zum Teil zerfallene Moscheen und Begräbnisse der ehmaligen Beherrscher Ägyptens an. Hier ist auch das Begräbnis des berühmten Schafei, des Stifters einer der vier Sekten, welche sich Sunniten nennen. Diese Gegend wird besonders am Freitage sehr viel von den mohammedanischen Weibern besucht, zum Teil aus Andacht, zum Teil um eines Spaziergangs willen. Auf der andern Seite des Kastells sind zwischen dem Berge Mokattam und der Stadt noch eine Menge große, zum Teil zerfallene Moscheen und Gebethäuser über den Gräbern reicher Mohammedaner. Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß zu der Zeit, als der Regent dieses Landes noch zu Kahira wohnte, ein armer Schech hier ein ganzes Jahr durch täglich eine andere Moschee, wo ihm Essen, Trinken und Nachtlager umsonst gegeben worden, habe besuchen können. Von den übrigen vielen Moscheen dieser Stadt ist Dsjami el ashar die älteste, weitläuftigste und reichste. Eine große Anzahl Arme erhalten bei derselben täglich freie Wohnung, Essen und Trinken. Auch ist hier eine berühmte Akademie der Mohammedaner mit vier Muftis von den vier sogenannten orthodoxen Sekten, nämlich Schafei, Hanefi, Hanbali und Maleki.

Die Anzahl der Moscheen zu Kahira ist so groß, daß es

verdrießlich sein würde, eine Liste davon zu lesen, und noch mehr, alle ihre Namen zu sammeln und ihre Lage auf einem Grundriß zu bestimmen. Ich will also nur noch bemerken, daß verschiedene derselben mehr als ein Minarett und auf denselben keine Glocken, sondern um selbige ein, zwei bis drei offene Gallerien haben, von welchen die Leute zum Gebet gerufen werden. Die Mohammedaner sagen, daß das Geläute der Glocken für Lasttiere gehöre, so wie sie auch ihren Kamelen und Mauleseln in den Karawanen gemeiniglich kleine Glocken anhängen. In den Moscheen findet man keine andere Zieraten als eine schlechte Kanzel, große kostbare Teppiche oder nur Strohmatten auf dem Boden, große goldene Inschriften, welche gemeiniglich Sprüche aus dem Koran sind, an den Wänden und eine Menge schlechte Lampen an großen horizontal hängenden Ringen. Zwischen diesen hängen gemeiniglich Straußeier und andere schlechte Zieraten. Nach der Seite, wo Mekka liegt, ist eine von schönem Marmor gebauete Nische, welche man die Kebbla nennet, und vor derselben stehen ein paar große Leuchter mit Wachskerzen. Wenn es nicht an Platz fehlet, so wird die Moschee allezeit so gebauet, daß das eine Ende gegen Mekka liegt. Sonst findet man die Kebbla auch wohl schief in der Wand, und alle Mohammedaner richten beim Gebet ihr Angesicht gegen selbige.

Der Muristan ist eigentlich ein Hospital für Kranke und Unsinnige. Man soll in den arabischen Beschreibungen von Kahira sehr vieles von den großen Einkünften sowohl dieses Hospitals als auch vieler großen Moscheen lesen können. Aber diese werden oftmals so verwaltet, daß die Rechnungsführer bald reich, die Moscheen aber nach und nach arm werden, wenn nicht immer neue Vermächtnisse den Verlust wieder ersetzen. In diesem Hospital war für alles gesorgt, was ein Kranker nur nötig haben konnte. So-

gar die Musik war nicht vergessen. Ich habe nur den Teil dieses Gebäudes gesehen, wo die Kranken sich befinden, und dieser waren gewiß nur sehr wenige in Vergleichung mit der Größe der Stadt.

Die Oqals oder Khans sind große, von starken Mauern aufgeführte Gebäude mit vielen kleinen Kammern und Warenlagern für Kaufleute. Hievon findet man in Kahira sehr viele. Die Anzahl der öffentlichen Bäder ist auch groß. Diese haben von außen eben kein hübsches Ansehen, inwendig aber sind sie geräumig, reinlich und schön. Der Fußboden ist oft mit kostbarem Marmor belegt. Man findet in denselben verschiedene Bediente, wovon jeder seine besondere Verrichtungen hat. Die Zeremonien, welche diese mit einem, der sich baden will, vornehmen und die schon von andern weitläuftig beschrieben worden sind, scheinen einem neu angekommenen Europäer so besonders, daß er glauben muß, sie wollen ihn zum Gelächter haben. Aber die Morgenländer sind hierzu nicht aufgelegt, sondern man kann nur alles mit sich machen und sogar alle Glieder ausrecken lassen, und man wird sich wohl darnach befinden. In dem Innersten des Gebäudes findet man eine kleine Kammer und mitten in selbiger einen etwa zweieinhalb Fuß hohen Pfahl, auf welchen diejenigen sich setzen, die ihre Haare an den heimlichen Teilen vermittelst einer Salbe, die man in den Bädern verkauft, abnehmen wollen. Diese Stelle war mir deswegen merkwürdig, weil ich mich erinnerte, unter den Zeichnungen der Alten nackte Personen auf einem Pfahl sitzend gesehen zu haben, und daher vermute, daß ihr jetziger Gebrauch in den Bädern schon sehr alt sei. Zu den öffentlichen Gebäuden in Kahira gehören auch die Häuser, in welchen täglich allen Vorbeigehenden, die es verlangen, umsonst Wasser gegeben wird. Einige von diesen Häusern haben ein schönes Ansehen, und die Aufwärter in denselben müssen bestän-

dig einige kupferne, schön verzinnte Tassen, mit Wasser angefüllt, nach der Seite der Straße vor dem Gitter stehen haben. Die Birkets, deren man verschiedene in und um Kahira findet, sind niedrige Plätze, welche innerhalb zwölf Monaten kleine Seen, dann schöne Gärten und Wiesen und endlich Wüsteneien vorstellen. An diesen und besonders um Birket el fil wohnen viele Vornehme. Aber die Mohammedaner zeigen ihre Pracht nicht auswärts an ihren Häusern, und daher siehet man von ihren Palästen nichts weiter als hohe Mauern.

Der Überbleibsel von Heliopolis, etwa zwei Stunden nach Nordnordost von Kahira, habe ich schon im Vorhergehenden erwähnt. Dabei liegt ein Dorf Matare, wo man einen Sykomorenbaum zeigt, der von den morgenländischen Christen sehr geehrt wird, weil er so höflich gewesen sein soll, sich zu öffnen und die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Ägypten so lange zu verbergen, bis ihre Verfolger vorübergegangen waren. Doch betrügt man sich gar sehr, wenn man glaubt, hier noch den Baum zu finden, welchen man vor 1800 Jahren sah. Der Prinz Radzivil beschreibt ihn als sehr hoch und dick und mit einer wunderbaren Spalte, und Wilde sagt, der Stamm wäre dicht über der Erde in drei Teile geteilt. Solche Merkzeichen erinnere ich mich nicht an dem Baum gesehen zu haben, den man mir hier zeigte, und daher glaube ich kaum, daß noch derselbe Baum vorhanden ist, den man vor 200 Jahren verehrte. Inzwischen nehmen doch die hieherkommenden Christen gern ein kleines Stück von diesem vermeinten heiligen Baum mit zurück, und daher ist schon ein großer Teil seines Stammes weggetragen worden. Auch sieht man hier in der Nähe einen Brunnen, der gleichfalls bei der Gelegenheit, als diese Stelle von der heiligen Familie besucht worden, frisches Wasser bekommen haben soll.

Vier Stunden nach Osten von Kahira ist Birket el hadsj (Versammlungsort der Pilger), ein ziemlich großer inländischer See, der sein Wasser von dem Nil erhält und den man deswegen so nennet, weil die Pilgrime sich hier jährlich bei ihrer Abreise versammeln und bei ihrer Zurückkunft wieder auseinandergehen. Bei diesem Birket sind ein paar kleine Dörfer, und verschiedene große, aber meistenteils zerfallene Landhäuser der Vornehmen aus Kahira, ingleichen einige Gärten mit Dattelbäumen. Sonst findet man an diesem Orte nichts Merkwürdiges, ausgenommen in der kurzen Zeit, wenn die Pilgrime ihr Lager hier aufgeschlagen haben. Und auch in diesem unordentlichen Lager ist nichts, was gesehen zu werden verdient, als einige große und prächtige Zelte sowohl derer, welche nach Mekka gehen wollen, als einiger ihrer Freunde aus Kahira, die sie bis hieher begleiten.

Zu Bulak findet man vielleicht das Litopolis der griechischen Schriftsteller. Man siehet hier einen großen bedeckten Basar oder Marktplatz, den die Einwohner Kissarie nennen. Jetzt ist Bulak eine ziemliche Stadt und der vornehmste Hafen der Stadt Kahira; denn alle Waren, die auf dem Nil von Damiat und Raschid nach der Hauptstadt gebracht oder von da nach dem Mittelländischen Meer abgesandt werden, müssen hier passieren. Deswegen ist hier das größte Zollhaus in Ägypten. Man findet zu Bulak auch die Niederlage von Reis, Salz, Nitrum, Holz und von dem Safranon, welcher in Oberägypten wächst, derjenige aber, der in dem mittleren Teil von Ägypten gebaut wird, wird nach Kahira geliefert. Auch hat der Sultan hier ein Haus, wo alles Korn, welches er jährlich von Ägypten nach Mekka und Medina sendet, aufgeschüttet wird, und ein altes Arsenal, worin man Schiffsgerätschaft von der Zeit her aufbewahret, da noch eine Flotte zu Suez gehalten ward.

dig einige kupferne, schön verzinnte Tassen, mit Wasser angefüllt, nach der Seite der Straße vor dem Gitter stehen haben. Die Birkets, deren man verschiedene in und um Kahira findet, sind niedrige Plätze, welche innerhalb zwölf Monaten kleine Seen, dann schöne Gärten und Wiesen und endlich Wüsteneien vorstellen. An diesen und besonders um Birket el fil wohnen viele Vornehme. Aber die Mohammedaner zeigen ihre Pracht nicht auswärts an ihren Häusern, und daher siehet man von ihren Palästen nichts weiter als hohe Mauern.

Der Überbleibsel von Heliopolis, etwa zwei Stunden nach Nordnordost von Kahira, habe ich schon im Vorhergehenden erwähnt. Dabei liegt ein Dorf Matare, wo man einen Sykomorenbaum zeigt, der von den morgenländischen Christen sehr geehrt wird, weil er so höflich gewesen sein soll, sich zu öffnen und die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Ägypten so lange zu verbergen, bis ihre Verfolger vorübergegangen waren. Doch betrügt man sich gar sehr, wenn man glaubt, hier noch den Baum zu finden, welchen man vor 1800 Jahren sah. Der Prinz Radzivil beschreibt ihn als sehr hoch und dick und mit einer wunderbaren Spalte, und Wilde sagt, der Stamm wäre dicht über der Erde in drei Teile geteilt. Solche Merkzeichen erinnere ich mich nicht an dem Baum gesehen zu haben, den man mir hier zeigte, und daher glaube ich kaum, daß noch derselbe Baum vorhanden ist, den man vor 200 Jahren verehrte. Inzwischen nehmen doch die hieherkommenden Christen gern ein kleines Stück von diesem vermeinten heiligen Baum mit zurück, und daher ist schon ein großer Teil seines Stammes weggetragen worden. Auch sieht man hier in der Nähe einen Brunnen, der gleichfalls bei der Gelegenheit, als diese Stelle von der heiligen Familie besucht worden, frisches Wasser bekommen haben soll.

Vier Stunden nach Osten von Kahira ist Birket el hadsj (Versammlungsort der Pilger), ein ziemlich großer inländischer See, der sein Wasser von dem Nil erhält und den man deswegen so nennet, weil die Pilgrime sich hier jährlich bei ihrer Abreise versammeln und bei ihrer Zurückkunft wieder auseinandergehen. Bei diesem Birket sind ein paar kleine Dörfer, und verschiedene große, aber meistenteils zerfallene Landhäuser der Vornehmen aus Kahira, ingleichen einige Gärten mit Dattelbäumen. Sonst findet man an diesem Orte nichts Merkwürdiges, ausgenommen in der kurzen Zeit, wenn die Pilgrime ihr Lager hier aufgeschlagen haben. Und auch in diesem unordentlichen Lager ist nichts, was gesehen zu werden verdient, als einige große und prächtige Zelte sowohl derer, welche nach Mekka gehen wollen, als einiger ihrer Freunde aus Kahira, die sie bis hieher begleiten.

Zu Bulak findet man vielleicht das Litopolis der griechischen Schriftsteller. Man siehet hier einen großen bedeckten Basar oder Marktplatz, den die Einwohner Kissarie vonennen. Jetzt ist Bulak eine ziemliche Stadt und der vornehmste Hafen der Stadt Kahira; denn alle Waren, die auf dem Nil von Damiat und Raschid nach der Hauptstadt gebracht oder von da nach dem Mittelländischen Meer abgesandt werden, müssen hier passieren. Deswegen ist hier das größte Zollhaus in Ägypten. Man findet zu Bulak auch die Niederlage von Reis, Salz, Nitrum, Holz und von dem Safranon, welcher in Oberägypten wächst, derjenige aber, der in dem mittleren Teil von Ägypten gebaut wird, wird nach Kahira geliefert. Auch hat der Sultan hier ein Haus, wo alles Korn, welches er jährlich von Ägypten nach Mekka und Medina sendet, aufgeschüttet wird, und ein altes Arsenal, worin man Schiffsgerätschaft von der Zeit her aufbewahret, da noch eine Flotte zu Suez gehalten ward.

Fostat, Masr el atik oder, wie die Europäer zu schreiben pflegen, Alt-Kairo kann zwar noch jetzt eine Stadt genannt werden, sie ist aber nur klein in Vergleichung mit dem, was Fostat zu der Zeit war, als es noch die Hauptstadt von Ägypten genannt ward. Hier ist ein Zollhaus, wo die Waren, welche von Oberägypten kommen oder dahin abgehen, verzollt werden müssen, ingleichen ein großer, mit einer starken Mauer umgebener Platz, wo die Regierung Korn unter freiem Himmel aufschütten läßt. In dieser Gegend ist auch ein mit einer sehr alten Mauer umgebener Platz. Hier lag vielleicht die in den Nachrichten der Araber von der Eroberung Ägyptens erwähnte Zitadelle der Stadt Masr. Jetzt ist dieses zerfallene Kastell von Christen bewohnt. Man findet darin verschiedene Kirchen und Totenäcker der Griechen und Kopten, ein Kloster für koptische Weiber und eine Grotte unter einer koptischen Kirche, die deswegen in großen Ehren gehalten wird, weil man glaubt, daß die heilige Familie daselbst einige Zeit gewohnt habe. Die Engländer und Franzosen haben daselbst auch einen Totenacker und die Franziskaner eine Kapelle, bei welcher einer von ihrem Orden wohnt. Die Kirche des heiligen Gregorius, den Griechen gehörig, ist wegen der Wunderwerke berühmt, die nach dem Vorgehen der Mönche daselbst geschehen. Man behauptet nämlich, daß tolle Leute, sowohl Mohammedaner als Christen, ihren Verstand wieder erhalten, wenn sie nur an einem Halseisen, welches an einer Säule in dieser Kirche befestigt ist, geschlossen und gewisse Gebete ihretwegen gelesen worden sind.

An der andern Seite des Kanals, welcher durch Kahira geht, und dicht am Nil ist Kasr el ain, ein großes Gebäude mit einer prächtigen Kuppel. Die Derwische, welche es jetzt bewohnen und große Einkünfte dabei haben, zeigen hier eine Stelle, wo Sultan Selim gesessen haben soll. Über

der Türe dieses Klosters haben sie noch andere Merkwürdigkeiten, zum Beispiel einen Stiefel, dessen Fußsohle 22 dänische Zoll lang ist und den ein Derwisch mit Namen Ibrahim zur Zeit des Sultans Bebers getragen haben soll; einen Pfeifenkopf von proportionierter Größe und noch andere Seltenheiten von dieser Art, welche diese reisende Brüderschaft gesammelt und hier zum Andenken aufgehoben hat. Nicht weit von diesem Kloster sind große Plätze, wo sich die vornehmen Kahiriner mit ihren Haustruppen gemeiniglich des Mittwochs und Sonnabends im Büchsen- und Bogenschießen üben. Einige haben hier Steine zum Merkzeichen aufrichten lassen, wie weit sie mit einem Bogen haben schießen können.

An der Westseite des Nils, der Stadt Masr el atik gegenüber, ist eine kleine Stadt Dsjise. Ihr Ursprung ist mir nicht bekannt. Wenn man aber aus den umherliegenden Hügeln, welche von den auf den Straßen gesammelten und dahin gebrachten Unreinigkeiten entstanden zu sein scheinen, auf das Alter dieser Stadt schließen darf, so ist sie nicht mehr neu. Sie ist vielleicht mit Fostat zugleich emporgekommen und wieder gefallen. Hier wohnten wahrscheinlich viele Handwerksleute, die ihr Brot täglich in Fostat verdienten, die aber, nachdem diese Stadt in Abnahme geraten ist, sich nach Kahira begeben haben.

Zwischen Masr el atik und Dsjise liegt die Insel Rodda. Es scheint, daß sie in den letzten 600 Jahren weder größer noch kleiner geworden ist. Nachdem Kahira die Hauptstadt geworden ist, so findet man nicht einmal eine Brücke von Fostat nach der erwähnten Insel, sondern die Kahiriner haben ihre Landhäuser nach Masr el atik, Bulak, ja bis nach Birket el hadsj verlegt. Daher ist jetzt auf Rodda nichts Merkwürdiges als ihre südliche Ecke, auf welcher man nicht nur eine starke Mauer, um die Gewalt des Wassers abzuhalten, siehet, sondern es sind hier auch einige

alte Gebäude, besonders eine Moschee und in derselben der berühmte Mikkias oder der Nilmesser. Weil die Türken darauf nicht viel Geld wenden, so ist es nach und nach sehr zerfallen.

Der Kanal, welcher durch Kahira geht, wird alle Jahre gereinigt, und wenn dies geschehen ist, so wird er als eine Straße gebraucht. Aber dieses dauert nur wenige Tage, weil man mit der Reinigung des Kanals bis auf die letzte Zeit wartet, da der Damm bald durchgestochen werden soll. Die ersten paar Monate nachher, solange nämlich das Wasser in dem Kanal noch fließet, wohnet man an demselben ziemlich angenehm. Aber die übrige Jahreszeit ist er ein sehr schlimmer Nachbar; denn es werden so viele Unreinigkeiten aus den umherliegenden Häusern in denselben gelassen, daß er in der Stadt nicht trocken werden kann, und diese stillstehende Unreinigkeiten verursachen in diesem heißen Lande einen sehr unangenehmen Geruch.

Man hat in Kahira kein trinkbares Wasser, sondern holet täglich alles in ledernen Schläuchen auf Kamelen und Eseln aus dem Nil. Unter einigen Moscheen sind große öffentliche Wasserbehältnisse, die man in einer gewissen Jahreszeit anfüllet, um die Stadt auch alsdann mit trinkbarem Wasser versorgen zu können, wenn der Nil anfängt zu steigen und das Wasser trübe und vielleicht auch ungesund ist. Das Nilwasser ist immer etwas trübe. Wenn man aber die großen Wassertöpfe, welche man fast in allen Häusern dieser Stadt findet, inwendig mit Mandeln reibet, die auf eine gewisse Art zubereitet sind, so wird es in denselben in wenig Stunden klar, und man hält es für sehr leicht und gesund. Die meisten Einwohner zu Kahira bekommen in einer gewissen Jahreszeit, wie man glaubt, von dem Nilwasser einen Ausschlag auf dem ganzen Leibe. Doch ist dieser nur unbequem und schadet gar nicht.

Einwohner, Regierungsform und Handlung der Stadt Kahira

Die größte Anzahl der Einwohner zu Kahira besteht aus Arabern, Türken und andern Mohammedanern aus allen Provinzen des türkischen Reichs. Dazu kommen noch Maghrebiner oder Araber aus der Barbarei, Afrikaner, Tartaren und Perser. Die eingebornen Mohammedaner sind Sunniten und bekennen sich größtenteils zu der Sekte Schafei. Nach den Mohammedanern ist die Gemeinde der koptischen Christen die zahlreichste. Diese sind Abkömmlinge der alten Ägypter und werden von den Türken noch bisweilen spottweise die Nachkommen des Pharao genannt.

Nach den Mohammedanern und Kopten ist die Gemeinde der Juden wohl die stärkste. Es sind hier nicht nur Pharisäer oder Talmudisten, sondern auch die Karaiten haben ihre besondere Synagoge; jedoch diese letzte Gemeinde ist sehr klein. Die Talmudisten befinden sich in Ägypten sehr gut. Sie haben alle Zölle, nämlich zu Bulak, Masr el atik, Alexandrien und Damiat, schon seit vielen Jahren angepachtet, überdies können sie durch Geschenke und andere ähnliche Mittel bei der hiesigen republikanischen Regierung mehr Schutz erhalten als in andern Provinzen des türkischen Reichs, wo die Zollbedienten unter den Paschas oder dem obersten Zollbedienten zu Konstantinopel stehen. Ein Beweis, daß die Juden sehr vieles bei der Regierung zu Kahira ausrichten können, ist dieses, daß das Zoll-

haus am Sonnabend geschlossen ist und daß daselbst an diesem Tage keine Waren passieren, sie mögen Mohammedanern oder Christen gehören. Die Griechen haben zu Kahira nur zwei Kirchen. Bei der einen residiert ihr Patriarch von Alexandrien und bei der zweiten der Bischof von dem Berge Sinai.

Von den europäischen Nationen ist zu Kahira ein französischer, ein venetianischer und ein holländischer Konsul. Man trifft hier auch verschiedene französische und italienische Kaufleute an, aber der einzige holländische Kaufmann, der sich erst kurz vor unserer Ankunft zu Kahira niedergelassen hatte, ging schon während unsres Aufenthalts in dieser Stadt wieder nach Ismir zurück. An europäischen Mönchen fehlet es in Ägypten nicht, denn zu Kahira sind Jesuiten, Kapuziner, *Patres de propaganda fide* und *Patres de terra saneca* oder Franziskaner. Alle diese Väter haben einen sehr großen Trieb zu bekehren, und oft glückt es ihnen auch, aus einem morgenländischen Christen einen römischen zu machen. Die Mohammedaner glauben zwar nicht, daß diese Neubekehrten bessere Mitbürger werden, allein die Regierung hat doch keine Ursache, den europäischen Aposteln entgegen zu sein, denn durch die Uneinigkeiten, welche sehr oft zwischen den Neubekehrten und denen, welche bei der alten Kirche bleiben, entstehen, haben die Paschas manche Gelegenheit, große Strafgelder bald von der einen, bald von der andern Partei zu erhalten, und bisweilen müssen die Mönche selbst rechtschaffen bezahlen.

Der Pascha, welcher hier residiert, pflegt allezeit drei Roßschweife zu haben, das heißt vom ersten Range zu sein, aber er hat in diesem Lande keine so große Macht als die Paschas in den übrigen Provinzen, sondern hängt größtenteils von der Republik ab oder von seinem Diwan, das heißt von den Beys (Begks Sandsjaks, Prinzen), von

den Häuptern der ägyptischen Truppen und vielen andern vornehmen Kahirinern. Da nun diese gemeiniglich anders denken als der Pascha, welchen sie als ihren Tyrannen ansehen, so geschieht es nicht selten, daß dieser Statthalter des Sultans von den Ägyptern abgesetzt wird, wenn er nicht Verstand genug hat, die verschiedenen Parteien gegeneinander aufzuwiegeln und zu rechter Zeit bald die eine, bald die andere zu unterstützen. Zu der Zeit, da ich zu Alexandrien war, ward ein Pascha von den Kahirinern verjagt. Mustafa Pascha, welcher schon zweimal Großwisir gewesen war und nachher noch einmal zu diesem großen Posten gelangt ist, hatte Befehl erhalten, nach Dsjidda zu gehen; aber unter dem Vorwande, daß er bei der Abreise der großen Karawane krank gewesen, hatte er einen Gevollmächtigten dahin gesandt und war in Ägypten zurückgeblieben. Die Kahiriner wählten ihn zu ihrem Pascha und wußten es dahin zu bringen, daß der Sultan, der doch Ursache hatte, mit dem neuen Pascha und den Ägyptern mißvergnügt zu sein, ihn zum Statthalter von Ägypten ernannte. Doch er bekleidete seinen neuen Posten nur etwa sieben Monate und mußte die Regierung einem andern Pascha übergeben, der von Konstantinopel nach Kahira kam. Diesen folgte bald ein Kapidsji Baschi, und der neue Pascha starb in der folgenden Nacht ganz plötzlich. Es regierten also in der kurzen Zeit, da ich in Ägypten war, drei Statthalter. Der oberste Kadi zu Kahira wird auch gemeiniglich alle Jahre durch einen andern aus Konstantinopel abgelöset.

Die Beys bekleiden in Ägypten die vornehmsten Bedienungen (Ämter) nach dem Pascha oder Statthalter des Sultans. Sowohl diese als noch verschiedene andere große Stellen werden zwar vom letztern besetzt, aber die Personen darzu von den Ägyptern vorgeschlagen. Diese sind größtenteils geborne Christen, die in ihrer Jugend aus

Georgien und Mingrelien nach Konstantinopel und von hier nach Kahira gebracht worden sind, wo sie vielleicht für 60 bis 100 Piaster verkauft wurden. Die Beys und andere vornehme Kahiriner kaufen eine Menge solcher jungen Christensklaven. Sie lassen sie in allem, was man von einem wohlerzogenen mohammedanischen Herren verlangt, ebensogut als ihre eigenen Kinder unterrichten und befördern sie nach ihrer Geschicklichkeit zu Zivilbedienungen oder unter ihre eigenen Truppen; denn jeder von den Beys hat seine Leibgarde oder andere Truppen, teils um seine Größe zu zeigen, teils um die ihm untergebene Provinz und Distrikte in Ordnung zu halten. Weil also diese Leute ihren Herrn ihre ganze zeitliche Wohlfahrt zu danken haben, so sind sie ihnen auch sehr ergeben. Wenn der Herr außerordentliche Fähigkeiten und Treue bei einem seiner Sklaven bemerkt, so befördert er ihn oft, wie kostbar es ihm auch wird, zu einer weit größern Bedienung als er selbst bekleidet, weil er dadurch seine Partei bei der Regierung verstärkt. So habe ich einen alten reichen Kaufmann gekannt, der selbst nur einen Bedienten bei sich hatte und auf einem Esel ritt, wenn er seiner Geschäfte wegen ausgehen mußte, der aber einige seiner Sklaven zu vornehmen Offiziersstellen bei den ägyptischen Truppen verholfen hatte, die mit großer Pracht auf der Straße erschienen, jedoch jederzeit bereit waren, ihn als ihren Wohltäter zu schützen. Ein gewisser Hassan Kichja hatte auch verschiedene von seinen Sklaven zu großen Bedienungen und Reichtümern erheben helfen. Unter diesen war ein Othman Kichja, der wiederum Herr eines Ibrahim Kichja war. Letzterer erhob so viele von seinen Sklaven und Bedienten zu den größten Ehrenstellen, daß er durch ihre Hilfe in den letzten Jahren fast ganz Ägypten regierte, obgleich er selbst nur die Bedienung eines Katchuda el woke, welche alle Jahre abwechselt, bekleidete, das heißt nur Kichja oder

die erste Person nach dem Aga bei dem Korps der Janitscharen gewesen war. Zu meiner Zeit regierte ein Abd er rachman Kichja, ein Sohn des vorher erwähnten Hassan Kichja, der auch nur Katchuda el wokt gewesen war. Er allein hatte keine große Macht, aber weil viele Beys und Agas ihr Glück seiner Familie zu danken hatten, so waren die Mächtigsten auf seiner Seite, vornehmlich da er sehr reich war und sich nicht nur durch die Menge seiner Haustruppen Respekt verschaffen, sondern auch durch viele milde Stiftungen eine allgemeine Liebe bei den Geistlichen und dem Pöbel erwerben konnte. Man sagt zwar, daß alle Beys in Ägypten von christlichen Eltern abstammen und in ihrer Jugend als Sklaven verkauft sind, aber einige, obgleich wenige, sind von mohammedanischen Eltern geboren und niemals Sklaven gewesen.

Es sollen eigentlich 24 Beys in Ägypten sein. Allein diese Anzahl ist niemals voll, vielleicht weil die Revenüen dieses Landes nicht mehr so groß sind als ehmals, vielleicht aber auch weil der Pascha und die Beys die Einkünfte der übrigen unter sich geteilt haben.

Weil sich eine Menge kleine Tyrannen zu Kahira befinden, die alle ihre Leibwache und ihre Parteien heimlich und öffentlich haben und wovon jeder zu regieren und seine Nebenbuhler zu stürzen sucht, so vermutet man vielleicht, daß unter der großen Menge Leute auf den engen Straßen dieser Stadt nur sehr wenig Sicherheit sei. Allein man hört hier nicht so viel von Diebstahl und Totschlag als in mancher großen Stadt in Europa. Außer dem obersten Kadi sind hier noch eine Menge andere Richter, die täglich in ihren bestimmten Quartieren und in gewissen Häusern sitzen müssen, um streitende Parteien zu vergleichen. In allen Hauptstraßen sind Janitscharen, welche Ordnung halten müssen. Jedes Handwerk hat seinen Altermann, der alle, die zu seiner Zunft gehören, wohl ken-

net. Sogar Huren und Diebe haben in den Morgenländern ihre besonderen Vorsteher; doch haben die Diebe keine Freiheit zu stehlen, sondern wenn derjenige, dem etwas gestohlen worden ist, sich an den Vorsteher der Diebe wendet, so kann er seine Sachen oft gegen ein gutes Trinkgeld wiedererhalten. Es gehen vornehme Gerichts- und Polizeibediente sowohl des Nachts als des Tages mit einem großen Gefolge bald in dieses, bald in jenes Quartier der Stadt, um auf Maß, Gewicht und die zu Markt gebrachten Waren Achtung zu geben, um alle verdächtigen Leute aufzuheben, zu prügeln oder ohne weitern Prozeß sogleich aufzuknüpfen, wenn sie sie auf einer bösen Tat antreffen. Also hält die beständige Furcht, von diesen Gerichtspersonen überrascht zu werden, den übelgesinnten Pöbel in Schranken. Sooft ich einem solchen Offizier auf der Straße begegnet bin, habe ich Furcht und Schrecken bei dem ägyptischen Pöbel bemerkt, und wenn mein mohammedanischer Bedienter ihn nur in der Ferne sah, so würde er allezeit gerne wieder zurückgegangen sein, um nicht mit mir als einem Fremden, den er durch Straßen begleitete, wohin die Europäer sonst niemals zu kommen pflegen, bemerkt zu werden, wenn ich ihn nicht genötigt hätte, mir zu folgen.

Die vielen Türen sowohl vor den abgesonderten Quartieren als auf den Hauptstraßen der Stadt tragen auch sehr viel zu der Sicherheit ihrer Einwohner mit bei, denn diese werden alle Nacht, ausgenommen in dem Monat Ramadan, geschlossen. Bei einer jeden solchen Türe ist ein Pförtner, der allen denjenigen, welche des Nachts Geschäfte auf der Straße haben und mit einer Leuchte kommen, für ein kleines Trinkgeld aufschließt, alle verdächtigen Leute aber anhält. Also können diejenigen, welche des Nachts ausgehen, um zu stehlen, niemals weit kommen. Überdies ist bei einem solchen Tore eine kleine Kammer

für einen oder zwei Janitscharen. Diese werden nicht nach gewissen Stunden abgelöst, sie präsentieren auch nicht ihr Gewehr, wenn ein vornehmer Kahiriner vorbeireitet, sondern sie bleiben bisweilen einige Jahre auf ihrem Posten, vertreiben sich des Tages die Zeit mit Tabakrauchen, Schachspielen und dergleichen, und wenigstens einer von ihnen muß in der erwähnten Kammer des Nachts schlafen. Sie müssen für die Sicherheit und Ordnung in dem Quartier, wovon sie bezahlt werden, sorgen, und wenn sie hierin nachlässig sind, so verlieren sie ihren Unterhalt, den sie sonst reichlich und mit Bequemlichkeit verdienen können. Diese Anstalten haben auch ihren vortrefflichen Nutzen, wenn etwa plötzlich ein Streit zwischen den Großen zu Kahira entsteht. Dann werden die Tore auf den Straßen sogleich geschlossen und der Pöbel dadurch verhindert, sich zu versammeln. Man sagt sogar, daß die Beys bisweilen sowohl in der Stadt als auf dem freien Felde scharfe Scharmützel halten, ohne daß deswegen viele Unruhe unter der Bürgerschaft entstehet.

Die Juden, die morgenländischen Christen und sogar die Europäer in der Stadt Kahira dürfen bloß auf Eseln reiten, ja, sie müssen absteigen, wenn ein Bey oder anderer vornehmer Kahiriner ihnen entgegenkommt. Diese Herren erscheinen nicht anders auf der Straße als zu Pferde. Einer ihrer insolenten Bedienten geht mit einem dicken Knüppel voran und sagt zu dem auf einem Esel entgegenkommenden Christen oder Juden, der etwa nicht von selbst absteiget: Ensil! (Steige ab!), und wenn er diesem Befehl nicht gleich gehorcht, so läßt der Bediente ihn bisweilen schon seinen Unwillen fühlen, ehe er ihn zum zweitenmal erinnert, seinem Herrn die gebührende Ehre zu erweisen. Vor einigen Jahren ward ein französischer Kaufmann bei einer solchen Gelegenheit auf seine Lebenszeit zum Krüppel. Unser Arzt ward auch insultiert, weil er

nicht bei Zeiten abgestiegen war. Deswegen kann hier kein Europäer ohne einen Menschen ausreiten, der alle die Herren kennet, welche das Recht zu haben glauben, daß fremde Religionsverwandte vor ihnen absteigen müssen.

Ich ritt anfänglich mit einem Janitscharen vor und einem Bedienten hinter mir. Beide waren Mohammedaner und blieben auf ihren Eseln sitzen, wenn ich absteigen mußte. Dies verdroß mich noch mehr als die Demut, welche ich dem vornehmen Herrn zu bezeigen genötigt war; ich ging daher fast beständig zu Fuß. Auch darf ein Christ oder Jude an dem Haus des Kadi, an ohngefähr 24 anderen Häusern, wo täglich Gerichtspersonen sitzen, an der Pforte der Janitscharen, Dsjamea el ashar und verschiedenen anderen Moscheen nicht vorbeireiten, doch ist es ihm erlaubt, daselbst zu Fuß vorbeizugehen. Bei der Moschee Sette Seineb in der Nähe von Kantaret es saba und bei einer anderen Moschee nicht weit von Bab Nasr, ingleichen bei vielen Moscheen der ehmaligen Beherrscher von Ägypten in dem Quartier El karafe darf er gar nicht kommen, sondern muß einen Umweg nehmen, er mag zu Esel oder zu Fuße sein. An diesen Stellen bemerkte ich an beiden Seiten der Gasse große Moscheen. Der Weg zwischen denselben wird also von dem Pöbel vielleicht für ebenso heilig gehalten als ihre Tempel, und in diese darf zu Kahira kein Christ oder Jude kommen.

Doch ich weiß nicht einmal gewiß, ob es den Europäern wirklich verboten ist, in Kahira zu Pferde zu reiten. Vor nicht gar vielen Jahren war ein reicher engländischer Konsul in dieser Stadt, der sich wie ein vornehmer Türk kleidete und auch beständig zu Pferde ritt. Sein Vermögen setzte ihn in den Stand, daß er sich von den vornehmen Kahirinern bewirten lassen und sie wieder bewirten konnte. Wenn er auf der Straße erschien, so teilte er reichlich Almosen aus, und der Pöbel sah ihn gerne. Jetzt reiten die

Herrn Konsuls nur an dem Tage zu Pferde, da sie Audienz bei dem Pascha haben. Sie sind alsdann auf europäisch und aufs prächtigste gekleidet. Mich wundert daher gar nicht, daß sie bei dieser Gelegenheit von dem Pöbel so viele Schimpfworte geduldig anhören müssen; denn unsere kurze und enge Kleidung ist in den Augen der Morgenländer für einen ehrbaren Mann höchst unanständig, und Gold oder Silber siehet man gar nicht auf den Kleidern der hiesigen Einwohner. Sonst tragen sie die lange türkische Kleidung und bequemen sich, so wie die europäischen Kaufleute und wie die morgenländischen Christen und Juden, von ihren Eseln abzusteigen, wenn sie zu den erwähnten Plätzen kommen oder wenn ihnen ein vornehmer Mohammedaner auf der Straße begegnet.

Obgleich Ägypten nicht mehr so bewohnt ist wie in den ältern Zeiten, so fehlet es hier doch noch nicht an Landesprodukten; und da es eine so vorteilhafte Lage zur Handlung hat, so findet man in der Hauptstadt Kahira eine Menge reiche Kaufleute, die noch beständig einen großen Handel mit Europa, Asien und Afrika unterhalten. Über den arabischen Meerbusen erhält man in Ägypten fast alles, was man aus Indien, Persien und Arabien brauchen kann. Der Nil befördert die Handlung mit Nubien und von der Seite des Mittelländischen Meers auch mit Syrien, der Türkei, der Barbarei und mit Europa, und aus den Gegenden, wo man die Bequemlichkeit der Wasserreisen nicht haben kann, kommen jährlich große Karawanen, welche die schätzbaren Waren aus ihren Ländern gegen diejenigen, welche ihnen fehlen, austauschen. Anstatt daß bei uns der größte Handel durch Korrespondenz geführt wird und die Kaufleute in den großen Städten sich zu einer gewissen Zeit auf der Börse versammeln, so reisen die morgenländischen Kaufleute oder ihre Bedienten und Sklaven größtenteils selbst, und alle diejenigen, welche

aus einer Gegend kommen und also einerlei Waren haben, wohnen in besondern großen Oqals, Khans oder Karwanserois, so wie die Europäer zu Kahira fast alle in einer Straße, wenigstens nicht weit voneinander. Der Aufenthalt der fremden Kaufleute oder derjenigen, die mit fremden Waren handeln, ist also bekannt. Man findet hier auch viele Makler, und es ist deswegen nicht nur leicht für die Verkäufer, Bekanntschaft zu erhalten, sondern auch für die Käufer, die Waren zu finden, welche sie suchen. Es ist überdies eine große Bequemlichkeit für Reisende, welche in einer Karawane ankommen oder abzugehen gedenken, nahe beisammen wohnen zu können; denn so können sie sich untereinander viele kleine Dienste leisten, deren sie sonst in einer so großen Stadt würden entbehren müssen.

Ich bin nicht imstande, eine vollständige Nachricht von der Handlung der Ägypter zu geben, aber da ich während meines Aufenthalts zu Kahira Gelegenheit hatte, verschiedene zuverlässige Nachrichten, die Ein- und Ausfuhr betreffend, von einem erfahrnen französischen Kaufmann zu erhalten, so zweifle ich nicht, daß diese meinen Lesern angenehm sein werden, indem man hieraus wenigstens siehet, an welchen Produkten dies Land einen Überfluß hat und welche es vornehmlich von den Auswärtigen braucht.

Von den ausgehenden Waren ist das rohe Leder ein großer Artikel. Man rechnet jährlich 70 bis 80 000 Häute, welche außerhalb Ägypten verfahren werden, und hievon gehen etwa 10 000 gute Büffelhäute nach Marseille. Nach Italien wird eine viel größere Menge verschickt, und zwar von allen verschiedenen Sorten, nämlich von Büffeln, Ochsen, Kühen und Kamelen. Die von den Büffelochsen, welche zwar nicht viel größer, aber viel dicker und schwerer sind, gehen meistenteils nach Syrien. Weil die Grasung in Niederägypten am schönsten ist, so werden die Häute aus dieser Gegend für die besten gehalten, vornehmlich

wenn das Vieh in den Monaten Januar, Februar, März und April geschlachtet worden ist; denn in dieser Jahreszeit geht es auf der Weide, da es sich sonst während verschiedener Monate mit trockenem Futter behelfen muß. Man findet das rohe Leder das ganze Jahr durch, besonders aber nach dem Opferfeste, das heißt zu der Zeit, wenn die Pilgrimme sich zu Mekka und auf dem Berge Arafat versammelt haben. In diesen Tagen schlachtet man in Ägypten sowie in allen übrigen mohammedanischen Ländern eine erstaunliche Menge Viehes.

Die Ernte der Blume, welche die Franzosen *Saffranon* nennen, ist am Ende des Monats Mai und im Anfange des Junius. Das mehreste und beste davon geht nach Marseille, Livorno und Venedig; das übrige, was im Lande selbst nicht verbraucht wird, nach Ismir, Syrien und Dsjidda.

Die Flachsernte ist im Monat Julius. Die beste Zeit, Flachs zu kaufen, ist im Winter. Der größte Handel damit wird zu Raschid getrieben, und dasjenige, was im Lande selbst nicht verbraucht wird, geht nach der Türkei und Livorno. Der Handel mit Leinwand ist in Ägypten sehr beträchtlich; denn man schickt sie von hier nach der Barbarei, Marseille, Livorno, der Türkei, Syrien, Dsjidda, ja bis Jemen. Man hat davon verschiedene Sorten.

Baumwolle wird vornehmlich in Niederägypten gebauet und gleichfalls im Julius geerntet; es ist aber am vorteilhaftesten, sie nicht eher als im Dezember und Januar zu kaufen. Die Baumwolle, welche das Land selbst nicht verbraucht, wird größtenteils nach Marseille und Livorno gesandt.

Die Reisernte fällt in den Oktober, indessen wird der neue Reis nicht eher als im Dezember verkauft. Jetzt dürfen die Europäer nur zu Damiat Reis laden, und überdies ist diese Handlung seit einigen Jahren verpachtet.

Zuckerrohr wird besonders in Oberägypten sehr viel gebauet. Es wird im Junius geerntet; der Zucker aber ist im November und Dezember, wenn er nämlich von Saiid nach Kahira gebracht wird, am wohlfeilsten. Allein man weiß ihn in Ägypten nicht wohl zuzubereiten; zudem ist er gemeiniglich ebenso teuer, wie die Europäer diese Ware aus Amerika haben können.

Der Handel mit dem Salmiak ist für den Käufer zu Raschid, und zwar im Winter, am vorteilhaftesten. Fast zwei Drittel von allem, was ausgefahren wird, geht nach Marseille und Livorno, das übrige wird in den türkischen Provinzen verteilt. Und da man seit einigen Jahren für die Türkei mehr als gewöhnlich verlangt hat, so hat dies den Preis um sehr viel erhöhet.

Gelbes Wachs ist in Ägypten nicht viel mehr, als das Land selbst bedarf; indessen lassen die morgenländischen Christen auch davon etwas auf den Dörfern aufkaufen und schicken es nach Livorno.

Zu den durch Ägypten gehenden Waren, wovon die Europäer etwas kaufen, gehört der sogenannte arabische Gummi, wovon die Araber aus der Gegend von Tor und des Berges Sinai gemeiniglich im Oktober in zwei bis drei kleinen Karawanen nach Kahira bringen. Dieser Handel ist bloß in den Händen der mohammedanischen Kaufleute. Die Araber bringen diese ihre Ware niemals in die Stadt, sondern bleiben eine viertel Meile Weges außerhalb Kahira, und die Kaufleute müssen sich bequemen, bis dahin zu ihnen zu kommen. Sie verkaufen ihren Gummi auch weder nach Gewicht noch nach gewissen Proben, sondern in kleinen, unzubereiteten und zusammengenäheten Fellen. Sie erlauben es selten, daß der Käufer vor geschlossenem Kaufe ein solches Fell aufhauet, und wenn nachher gegen die Güte ihrer Ware Einwendung gemacht wird, so nehmen sie sie niemals wieder zurück. Einige von

diesen Arabern mengen kleine Kieselsteine, Sand oder Holz unter den Gummi. Da es vielleicht geschehen sein mag, daß diese nachher in der Stadt angehalten worden sind, so geben die Araber auch keinen Kredit, sondern vertauschen ihre Ware gemeiniglich auf der Stelle gegen Kleider, Gewehre oder was sie sonst nötig haben, und gehen damit gleich wieder nach ihrer Wüste zurück.

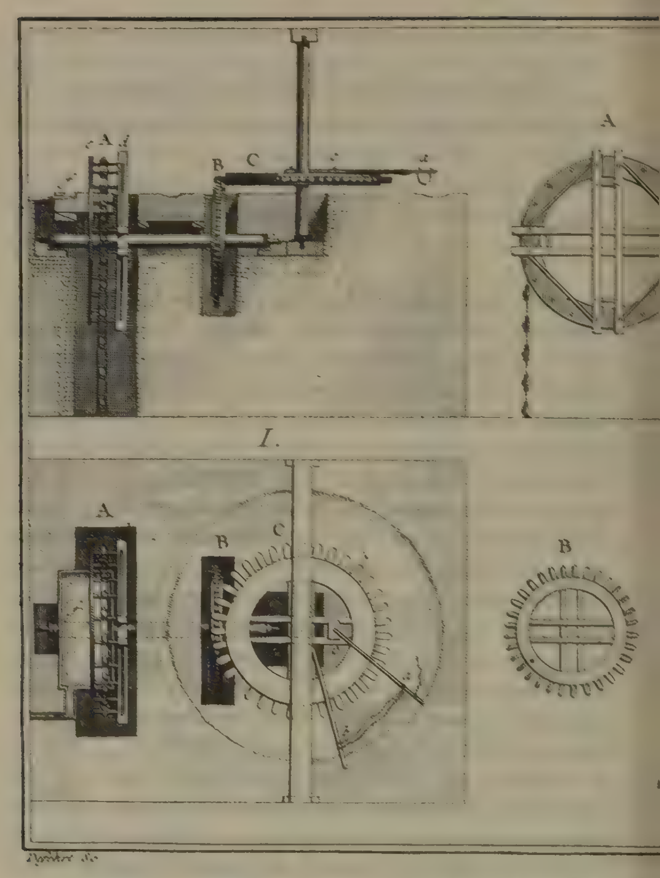
Ich weiß nicht, ob man die Araber in diesem Stücke mehr Betrüger oder unerfahrne Kaufleute nennen kann. Sie lieben die Freiheit und wenige Worte. Verstünden sie dagegen einen jeden Vorbeigehenden anzurufen und ihre Ware herauszustreichen, so würden wenigstens die, welche ihren Gummi gut gereinigt haben, ihn auch viel teurer verkaufen können. Das meiste von dieser Ware geht nach Marseille und Livorno. Auch kommen jährlich in den Monaten April, Mai und Junius mehrere Karawanen aus Afrika mit drei verschiedenen Sorten von diesem Gummi, ingleichen mit Elefantenzähnen, Tammerhinden (Tamarinden), Sklaven, sowohl verschnittenen als unverschnittenen, mit Papageien, Straußfedern und Goldstaub und nehmen Leinwand, Glasperlen, Korallen, Bernstein, Säbel, allerhand Kleider, welche die Kahiriner nach dem Geschmack dieser Afrikaner verfertigen lassen und wozu man seit einigen Jahren auch etwas grobes Laken verlangt hat, wieder mit zurück.

Von dem in diesem Lande gebräuchlichen Gewichte bin ich nicht vollkommen unterrichtet; indessen will ich hier das wenige bemerken, was ich davon aufgezeichnet habe. Man rechnet zu Kahira nach Ocke, Rottel, Wekie, Metkal, Derhem und Kerat, und zwar: 16 Kerat machen 1 Derhem. Eineinhalb Derhem machen 1 Metkal [ca. 4,7 g], 12 Derhem machen 1 Wekie, 12 Wekie machen 1 Rottel. 400 Derhem machen 1 Ocke. Die größern Gewichte rechnet man nach Kantar [44,93 kg]. Aber der Kantar ist in Ägyp-

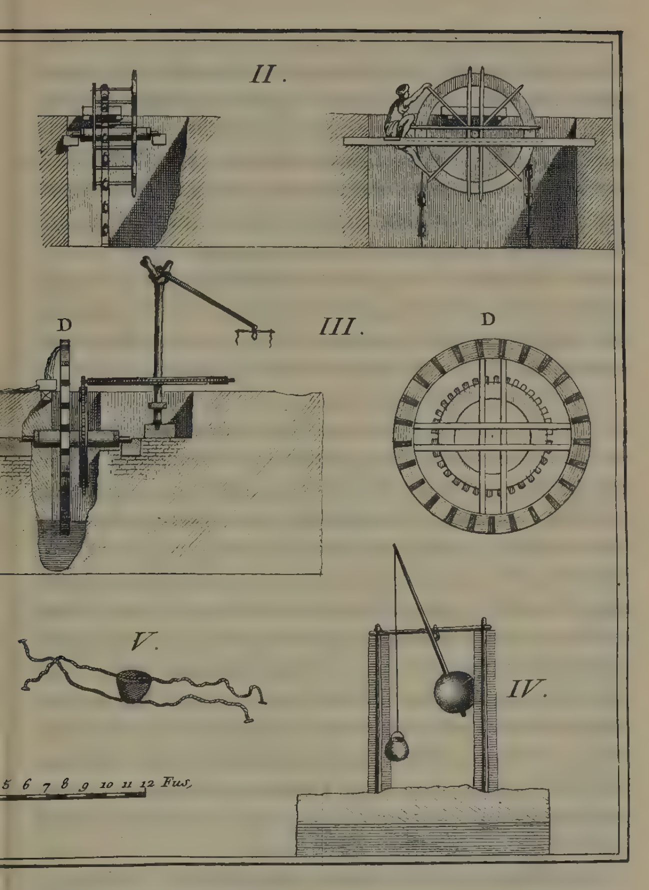
ten nach den verschiedenen Kaufmannswaren oft sehr verschieden: denn bei einigen wiegt er 100, bei andern 102, 105, 110 bis 150 Rottel [1 Rottel = 444,73 g]. Bei gewissen Waren rechnet man nach Ocke, nämlich 44, ja 78, 82 bis 80 Ocke auf einen Kantar. Das größte Kornmaß, welches ich bei den Kornhändlern zu Bulak gesehen habe, nannte man Wehbeh [ca. 32 l]. Eine Wehbeh hält 4 Robba oder Rubbe und eine Robba 4 Kudde.

Wassermaschinen, Mühlen, Ölpressen, Ackergerät, Salmiak- und Hühneröfen in Ägypten

Von den ägyptischen Maschinen sind diejenigen, deren man sich bedient, das Land zu wässern, nachdem der Nil wieder in seine Ufer zurückgetreten ist, die merkwürdigsten. Man hat hier verschiedene Manieren, das Land zu wässern. Die Maschine, welche auf Seite 154 bei I abgebildet ist, ist in Ägypten am meisten gebräuchlich und ist die Maschine, welche durch Ochsen getrieben wird. Bei dieser besteht das große Rad A aus zwei Ringen *d, e,* wovon der hinterste und stärkste durch Speichen mit der Achse verbunden ist. Der vorderste Rand *e* aber, welcher an dem hintersten durch horizontale Speichen befestigt ist, dienet nur, die Krüge zu halten. Hierunter und gleichsam in das Wasserrad wird auch der Trog *f,* in welchem das Wasser aufgefangen wird, gestellet. Die Menge der Krüge, welche über diesem Rade aus Stroh oder von Dattelbäumen verfertigten Stricken hangen, ist nach ihrer Größe, der Tiefe des Wassers, der Stärke des Rades und den Kräften des Ochsen verschieden; über der Maschine, wonach ich diese Zeichnung entworfen habe, waren 22 Krüge. *a* und *c* ist eine bei *c* bewegliche Deichsel, die einem Ochsen über den Hals gebunden wird, und von der Deichsel *a* gehen Stricke nach einer stärkern *b,* welche die Hauptdeichsel genennet werden kann und wodurch die Räder C, B, A, kurz die ganze Maschine bewegt wird. Wenn das Wasser nach einem höhern Teil des Gartens geleitet werden soll, als der



Verschiedene Wass



schinen in Egypten.

Boden da ist, wo die Maschine steht, so liegen die Räder alle so hoch, daß der Ochse unter denselben weggehen kann. Die ägyptischen Gärten sind voller kleiner Rinnen, vermittelst welcher man ein Stück nach dem andern wässert, und zwischen den Gartenfrüchten, bei welchen man das Wasser nur zu der Wurzel führt, sind diese Wasserrinnen oftmals so künstlich angelegt, daß sie einen Grundriß von artigen Irrgängen vorstellen könnten.

Bei II handelt es sich um die Abbildung einer andern Maschine, vermittelst welcher die Ägypter das Land wässern, und vermutlich ebendieselbe, wovon Moses, Deuteronomium XI, 10 redet. Sie ist eine Wassermaschine, die vermittelst der Füße getrieben wird. Sie ist nur kleiner, übrigens in der Hauptsache mit der vorhergehenden einerlei. Ich habe davon in Ägypten nur eine einzige zu Kahira angetroffen, indessen sah ich sie nachher auch in Indien. Die ganze Maschine besteht aus einem Rade mit 8 Speichen, welche an der Achse befestigt sind, und noch 4 kleinern, wovon 2 und 2 an jeder Seite an der Achse des Rades gegeneinander stehen. Um davon Gebrauch zu machen, gräbt man einen Brunnen, legt über selbigen 2 Balken, die Maschine zu tragen, und an einem Ende des Rades wird über die beiden Balken ein Stück Holz gelegt, worauf sich der Arbeiter setzt. Dieser braucht weiter keine Unterstützung, sondern arbeitet mit Händen und Füßen, wie aus der Zeichnung erhellet. Der Wassertrog steht auch hier auf solche Art unter den Krügen innerhalb des Rades, daß er die Bewegung desselben nicht hindert.

Die Maschine III ist in der Gegend von Damiat gebräuchlich, weil die Veränderung der Höhe des Nils hier so gering ist, daß Räder, welche 10 bis 13 Fuß im Durchmesser haben, selbst das Wasser berühren können. Diese Maschine ist die kostbarste, aber zugleich diejenige, durch welche man das meiste Wasser in die Höhe bringen kann.

Der Rand des Rades D ist in verschiedene Fächer mit Öffnungen sowohl an der Peripherie als an der Seite desselben eingeteilt und inwendig so eingerichtet, daß, wenn das Wasser unten in die Peripherie getreten und nach oben gekommen ist, es an der Seite in einen davorstehenden Trog abfließen kann. Damit so wenig Wasser als möglich verlorengehe, so steht dieses Rad nicht völlig senkrecht, sondern es lehnet sich oben etwas auswärts. Bei einigen Maschinen geht der Ochse um das große Rad, bei andern zwischen diesem und dem Kammrade. Im letztern Falle liegt die Deichsel auf dem horizontal Rade wie bei der Maschine I, und man spannet bisweilen bis 3 Ochsen an verschiedenen Deichseln vor eine solche Maschine.

Diejenigen, welche dicht am Nil wohnen und nur ein kleines Stück Land zu wässern haben, bedienen sich der Maschine IV. Weil Holz und Steine in diesem Lande sehr kostbar sind, so macht der ägyptische Bauer die Pfosten und das Gegengewicht an der Stange gemeiniglich bloß von Leimerde, und der Eimer ist von Leder. Wenn der Nil niedrig ist, so sieht man in der Gegend von Kahira bisweilen vier von diesen Maschinen hintereinander. Es ist daher sehr mühsam, das Land auf diese Art zu wässern. Wenn das Wasser nur auf eine kleine Höhe gebracht werden soll, zum Beispiel wenn man einen Graben austrocknen will, so bedienen sich die Ägypter in Ermangelung großer Schaufeln eines Korbes mit 4 Stricken, welche durch zwei Personen regiert werden. Einen solchen Korb siehet man bei V.

Wasser- und Windmühlen habe ich in Ägypten nicht gesehen. Eine allgemeine Kornmühle zu Kahira. Auf dieser Mühle wird auch der Same gemahlen, aus welchem man Öl presset. Der gemeine Mann in Ägypten mahlet sein Korn auf den allersimpelsten Handmühlen, und auf derselben werden auch die Bohnen für die Esel geschrotet.

Das Ackergerät der Ägypter ist sehr schlecht. Ihr Pflug ist nicht besser als der Araber ihrer und wird auch durch Ochsen gezogen. Um das Land eben zu machen, nehmen die Ägypter statt der Eggen einen Baum oder ein starkes Brett, binden an dessen beiden Enden einen Strick und spannen Ochsen davor. Der Treiber stellt sich gemeiniglich auf den Baum oder das Brett, denn die ägyptischen Bauern gehen nicht gerne, wenn sie sich ziehen lassen können. Die Ägypter brauchen noch jetzt Ochsen zum Dreschen, so wie schon die Israeliten zu Moses Zeiten, aber ihre Dreschmaschine ist kein Stein wie der Araber ihre, sie besteht auch nicht aus Brettern, unter welchen scharfe Feuersteine befestigt sind wie die Dreschmaschinen der Syrer, sondern sie ist ein Schlitten. Diese Maschine nennt man Nauredsj. In derselben sind drei Walzen, die sich um ihre Achsen drehen, und in jeder einige runde und platte Eisen. Herr Forskål und ich sahen im Anfang des Junius in der Gegend von Dsjise zu verschiedenen Malen, wie man in Ägypten das Korn drescht. Jeder Bauer wählte sich hier einen ebenen Platz etwa 80 bis 100 Schritt im Umkreis auf freiem Felde. Dahin brachte man das in Garben zusammengebundene Korn auf Kamelen und Eseln und machte davon einen Kreis ohngefähr 6 bis 8 Fuß breit und 2 Fuß hoch. Auf diesem Kreise ließ man den erwähnten Schlitten durch zwei Ochsen herumschleppen, und dies geschah mit aller Bequemlichkeit des Treibers; denn dieser setzte sich auf den Stuhl, welchen man auf dem Schlitten siehet. Er ließ die Ochsen ungehindert auf das Stroh und Korn stallen, doch stieg er ab, sobald sie etwas anders machen wollten, hielt die Hände dicht unter, verwahrte das, was er erhalten hatte, und brauchte es nachher mit Stroh vermengt zur Feuerung. An einem Tage werden zwei solcher Lagen abgedroschen, und jede Lage wird bei achtmal mit einer hölzernen Gabel von 5 Zähnen, welche

man Meddre nennet, gewendet. Hierauf wird das Stroh mitten im Kreise auf einen Haufen geworfen, der also nach und nach höher wird. Wenn die erste Lage abgedroschen ist, so wird das Stroh wiederum im Kreise herumgelegt und wie vorher gedroschen. Das Stroh wird also jedesmal mehr klein gemacht und endlich fast so klein wie grober Häckerling. Nachher wirft man alles mit der erwähnten Gabel ein paar Ellen weit gegen den Wind, das Stroh wird alsdann von der Luft zurückgeschlagen, und das Korn und die ungedroschenen Ähren fallen auch auf einen Haufen. Ein Kerl sammelt die Erdklumpen und andere Unreinigkeiten, in welche sich Korn gesetzt hat, und wirft sie in ein Sieb. Den Haufen, in welchem noch viele ganze Ähren sind, breitet man nachher in einem Kreis aus und treibt bis zehn paar Ochsen, welche paarweise zusammengebunden sind, 4 bis 5 Stunden hintereinander auf denselben herum, bis sie die Frucht mit Füßen ausgetreten haben, und nachher wird es mit einer hölzernen Schaufel (Luhh) geworfen.

Wagen und Karren habe ich ebensowenig bei den Ägyptern als bei den Arabern gefunden. Als man den Kanal außerhalb Kahira reinigte, spannete der Bauer zwei Ochsen vor eine Maschine [ein dreieckiger, vorne und hinten offener Lattenboden], ließ sich auf selbiger so lange in der losen Erde herumschleppen, bis sie angefüllet war, und brachte sie so ans Ufer. In der Stadt, wo der Kanal noch nicht trocken war, schüttete man Staub von der Straße in den Morast, füllete alsdann wieder alles mit den Händen in Körbe und brachte es auf Eseln außerhalb der Stadt. Dergleichen Art zu arbeiten werden die Europäer schwerlich nachahmen.

Daß man in Ägypten vielen Salmiak aus Ruß von gebranntem Mist von allerhand Tieren verfertigt, ist bekannt. Herr Forskål und ich besuchten eine solche Fabrik

zu Dsjise. Wir erkundigten uns bei dem Meister nach der Manier, wie der Salmiak verfertigt wird.

Die Mauern sind alle bogenweis gebauet. [Waagrecht über den Mauerbögen stehen nebeneinander aufgereiht] bombenförmige Gläser von dunklem und starkem Glase, mit einem kurzen und weiten Hals. Der Eigner der Fabrik hatte selbst einen kleinen Ofen, um diese Glasbomben zu verfertigen. Wenn selbige gebraucht werden sollen, so werden sie auswendig viermal nacheinander mit Tonerde oder dem Mudder aus dem Nil, vermengt mit Flachs oder vielmehr mit dem, was abfällt, wenn Flachs gebrochen wird, überschmiert und jedesmal in der freien Luft getrocknet; denn ohne diese Bekleidung würde das Glas die Hitze nicht aushalten können. Diese übertünchten Gläser werden alsdann mit Ruß von gebranntem Mist angefüllt, doch wird er nicht fest eingedrückt, sondern das Glas wird während des Einfüllens nur ein wenig geschüttelt oder gerollet. Wenn nun der Ofen mit gedörreter Mistfeuerung angefüllt ist, so werden die Gläser in einer kleinen Entfernung über den Öffnungen zwischen den gewölbten Bogen gesetzt und ihre Mündungen nicht verstopft. Man legt Stücke von Ziegelsteinen um sie, und nachher werden alle Zwischenräume so weit mit Erde angefüllt, daß zwei Drittel der Gläser ganz bedeckt werden.

Alsdann wird der Mist in dem Ofen angezündet, und so, wie er nach und nach verbrennt, in drei aufeinanderfolgenden Tagen und Nächten immer frische Feuerung hineingeworfen. Die Hitze muß allezeit gleich oder am Anfange stärker sein als gegen das Ende. Diese Arbeit erfordert eine genaue Aufsicht; denn wenn die Feuerung nur ein paar Stunden versäumt oder wenn eine kleine Öffnung in der Erde um die Gläser nicht gleich wieder verstopft wird, so wird der Salmiak schon dadurch dergestalt beschädigt, daß der Eigentümer, wenn das Salz herausge-

nommen wird, es sehen und die Bediente für ihre Nachlässigkeit bestrafen kann. Nach 18 Stunden ist die Mündung des Glases von dem Salmiak der von dem Ruß in die Höhe steigt, von selbst verstopft. Nach dreimal 24 Stunden schlägt man das Glas auf der Stelle, wo es im Ofen steht, in Stücke und nimmt das Salz, welches ganz oben aufliegt. Das übrige, welches fast die ganze Kugel ausfüllt, ist eine grünliche Asche, die, wie man sagt, zu nichts taugt.

Es ist gleichviel, ob der Mist, aus dessen Ruß man den Salmiak verfertigt, von Kamelen, Pferden, Ochsen, Schafen oder andern Tieren sei. Kamele und Esel werden in diesem Lande am meisten auf dem Wege gebraucht, und ein großer Teil Mist, der zur Feuerung angewandt wird, wird von kleinen Mädgens auf dem Wege gesammelt. Diesen vermengt man mit Stroh, welches nach der Manier der Ägypter zu dreschen, fast so klein wie Häckerling ist. Alsdann macht man Kuchen davon und trocknet selbige in der Sonne an den Wänden der Häuser oder an Hügeln. Die Bauern auf dem Lande haben gewölbte Kammern von ungebrannten Ziegelsteinen. Daselbst kochen sie bei gedörreten Mistkuchen oder heizen damit das Zimmer im Winter, indem sie sie mit Stroh oder Stengeln von Kräutern in einem steinernen Gefäß brennen. Der Ruß von allem diesen Rauch setzt sich oben unter dem Gewölbe ab und wird hernach für einen geringen Preis an die Salmiakfabriken verkauft. Der, welcher sich von der Mistfeuerung in den Salmiaköfen ansetzt, wird auch gesammelt und gebraucht. Die Fabrikanten probieren ihn durch den Geschmack, ob er viel Salz hat oder nicht. Man sagte, daß der Ruß von Holz kein Salz habe und deswegen keinen Salmiak gebe. Man findet auch in Europa hin und wieder Gegenden, wo man aus Mangel am Holze den Mist von Tieren brennet; vielleicht könnte man auch daselbst den Salmiak ebenso-

gut und so wohlfeil verfertigen als in Ägypten, wenn Proben damit gemacht würden. Vielleicht könnte man auch solchen Ruß bekommen, wenn man ihn auf eben die Art brennte, wie man Kienruß bei uns brennet.

Kleidertracht der Morgenländer

Die Türken, die Araber, die Perser, kurz alle Mohammedaner tragen lange und weite Kleider, doch hat jede Nation hierin etwas Besonders, woran man sie gleich von der andern unterscheiden kann. Die in Städten wohnenden Morgenländer verändern überdies ihre Moden ebensowohl als die Europäer. Die Kleidertracht der Kahiriner, nämlich der Vornehmen und derer vom mittlern Stande, ist beinahe einerlei mit der Türken ihrer, denn auch in den Morgenländern richten sich die Moden nach dem Geschmack der Vornehmsten in der Hauptstadt des Reichs. Weil auch wir auf türkisch gekleidet waren, so will ich hier kürzlich die Kleidung beschreiben, die ich selbst getragen habe.

Ein türkisches Hemd hat die Figur der europäischen Weiberhemden, nur die Ärmel desselben sind viel weiter. Unter, nicht über dem Hemde tragen die Morgenländer große Beinkleider von weißer Leinwand. An den Füßen haben sie leinene Socken, über denselben Terliks oder kleine Pantoffeln von ganz dünnem Leder, hierüber Mests oder andere lederne Socken, welche an die Schakschir oder überaus große rote Beinkleider genähet sind. Die Sohlen der Terliks und Mests sind von ebenso dünnem Leder als das Oberleder, weil man damit nur auf Tapeten oder Strohmatten, kurz nur da gehet, wo es rein ist und wo man sich zu setzen pflegt. Übrigens gehet man mit diesen

Schuhen in Pantoffeln, die den unsrigen völlig ähnlich sind, nur daß sie keine Absätze haben. Über dem Hemd und der Schakschir trägt man einen Entari. Dieser ist mit Leinwand gefüttert, und reicht etwa zwei Handbreit unter die Knie. Über dem Entari hat man einen Kaftan, der nach der jetzigen Mode bis über die Füße herunterhangen muß. Aber man bindet über demselben und um die Hüfte einen großen Gürtel, und in diesem wird der Kaftan an den Seiten aufgesteckt, damit man desto freier gehen und zugleich den Entari und die Schakschir zeigen könne.

Die Türken tragen in dem Gürtel ein großes Messer, welches sie Khansjar nennen, dessen Handgriff bisweilen mit Silber oder Gold beschlagen und auch wohl mit Steinen besetzt ist. Über dem Kaftan trägt man eine Juppe, im Winter mit, im Sommer ohne Pelzwerk. Diese hat so kurze Ärmel, daß sie kaum die Ellbogen erreichen, sie ist unten auch wohl zwei Handbreit kürzer als der Kaftan. Über der Juppe hat man noch einen Pelz oder statt dessen einen Benisch, der gemeiniglich bis auf die Erde herunterhängt. Der Entari, der Kaftan und der Benisch haben nicht sehr weite, aber so lange Ärmel, daß sie über die Hände herunterhängen; man schlägt sie deswegen auf den Armen zurück, und der Entari wird bei kaltem Wetter auch wohl über den Händen zugeknöpft. Weil es für Personen von geringem Stande zu kostbar oder wegen ihrer Geschäfte unbequem sein würde, alle diese Kleidungsstücke zu tragen, so haben viele nur die Beinkleider von Leinwand, das Hemd, den Entari und einen Benisch, und der gemeine Mann nur die beiden ersten Stücke, aber allezeit einen Gürtel um die Hüfte. Auf der Reise tragen die Türken nicht gerne die Schakschir, sondern eine Schirwal oder große blaue Beinkleider ohne Mests.

Die Morgenländer winden auf der Reise große wollene Tücher um die Füße und Beine, und mit diesen gehen sie

in weiten Stiefeln. Sie sind also sehr schwer zu Fuß; allein die Tücher sind ohnweit wärmer als unsere Strümpfe. Wenn diese einmal naß gewesen sind, so wärmen sie hernach nur wenig, hingegen können die Tücher alle Morgen in einer andern Lage um den Fuß gewunden werden. Oft trägt man auf der Reise alle Oberkleider unter der Schirwal. Auch die Janitscharen tragen oftmals den Entari und Kaftan in der Schirwal und haben einen kleinen Überrock ohne Ärmel und rote Pantoffeln mit Hackleder über die bloßen Füße. In Konstantinopel sind den Christen und Juden nicht allein alle lebhaften Farben zu ihren Kleidern verboten, sondern wenn sie ihre Häuser auswendig anstreichen wollen, so muß dies gleichfalls mit einer dunklen Farbe geschehen. In Ägypten kann jeder die Farbe seiner Kleider nach eigenem Gefallen wählen, wenn er nur nicht grün nimmt; denn diese Farbe haben die Mohammedaner unter der türkischen Regierung bloß ihren Glaubensgenossen vorbehalten. Man hat darüber vielleicht kein ausdrückliches Gesetz von der Obrigkeit. Man könnte aber von dem Pöbel insultiert werden, wenn man sich grün kleidete, und darum ist es am vernünftigsten, in einer solchen Kleinigkeit nicht eigensinnig zu sein, vornehmlich da die Mohammedaner selbst allerhand Farben tragen. Den Europäern ist erlaubt, gelbe Pantoffeln und Mests zu haben, den morgenländischen Christen und Juden als Untertanen des Sultans ist diese Farbe verboten. Diese müssen rot, schwarz oder blaues Leder dazu nehmen.

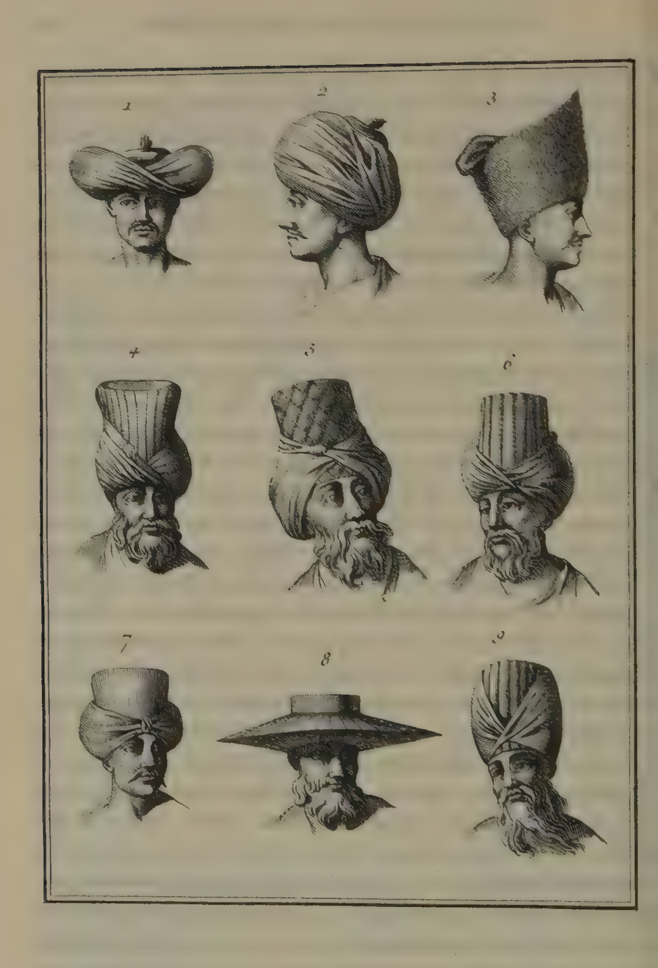
Von allen Kleidungsstücken scheinet bei den Morgenländern nichts der Veränderung mehr unterworfen zu sein als die Kopftracht. Sie haben davon drei Hauptarten, die sehr voneinander verschieden sind. Einige tragen eine hohe Mütze, die mit Laken überzogen und mit Baumwolle gefüttert ist und um welche sie ein großes Tuch von feiner Leinwand wickeln: Diese Kopftracht nennet man

Kaouk, und sie scheinet ihren Ursprung von den Turkmannen zu haben, das heißt, eigentlich türkisch zu sein. Andere haben kleine Mützen und um selbige ein langes Stück Leinwand gewunden. Dies nennet man Sasch oder Turban, und es scheinet ursprünglich arabisch zu sein. Die dritte Art ist eine hohe mit Baumwolle gefütterte, oben mit Laken, unten aber mit Lämmerfell überzogene Mütze. Diese heißt Kalpak und ist die eigentliche Kleidung der morgenländischen Christen und Tartaren. Überdies haben die Vornehmen zu Konstantinopel gewisse Arten von Kopftracht, die mit ihren Bedienungen verknüpft sind; die verschiedenen hohen und niedrigen Bedienten in dem Seroj des Sultans, ingleichen die Soldaten von gewissen Korps haben ihre besonderen Mützen: Kurz, wenn einer Zeit, Lust und Gelegenheit hätte, alle verschiedenen Kopftrachten der Morgenländer zu sehen, so könnte er Materie finden, darüber ein ganzes Buch zu schreiben. Weil dies dasjenige Stück der Kleidung ist, woran man in den türkischen Ländern nicht nur die verschiedenen Nationen, sondern auch die verschiedenen Stände erkennet, und da es der Veränderung am meisten unterworfen zu sein scheinet, so habe ich vornehmlich gesucht, die verschiedenen Kopftrachten abzubilden. Aber meine Sammlung davon ist bei weitem nicht vollständig, und zudem bin ich nicht gewiß, ob einige Kopftrachten, die ich nur bei Personen von gewissen Ständen gesehen habe, auch nicht von andern getragen werden.

Alle Morgenländer (die Mönche von einigen Derwischorden und einige Santons in Ägypten ausgenommen) lassen ihren Kopf mit dem Schermesser abscheren, nur oben lassen sie einen kleinen Zopf stehen, wie man dergleichen in vielen Zeichnungen findet. Ich weiß nicht, was dieser Zopf eigentlich bedeuten soll. Aber als ich einmal in eine Barbierstube kam, sah ich auf der Stelle, wo man sich setz-

te, einen Faden am Boden hängen, und der Barbierer knüpfte daran den Zopf eines alten Türken, damit er seinen Kopf desto bequemer über das Becken halten konnte, wenn er ihn waschen sollte; denn die Morgenländer suchen eine Art Wollust darin, wenn sie lange unter des Barbieres Händen sitzen können. Ein jeder trägt auf dem bloßen Kopf unter seinem Kaouk, Turban oder Kalpak eine kleine rote Mütze, welche man Fez nennet.

Die Europäer in Ägypten trugen ehmals einen weißen Turban, welcher von dem der Mohammedaner ihrem in nichts weiter unterschieden war als in einem schmalen roten Streifen an der einen Seite quer über demselben. Die Kaufleute fanden dies sehr bequem, weil der Pöbel, vor dem man sich zu Kahira zu fürchten hat, sie nicht sogleich von Mohammedanern unterscheiden konnte. Jetzt aber tragen sie auf der Straße allezeit einen Kalpak oder rauhe Mütze von der Figur 3 auf der Seite 168. Dieser ist zu Konstantinopel das Unterscheidungszeichen der europäischen Dolmetscher, und mit diesem grüßen sie sich auch wie mit einem Hut, eine Mode, die den Morgenländern sehr besonders scheint, indem sie ihren Kopf nicht einmal vor einem Pascha oder dem Sultan entblößen. Zu Hause tragen die Europäer einen großen Fez und um selbigen ein großes Tuch, Sasch oder Turban. Diesen Turban bindet jeder nach seiner eigenen Manier. Der meinige war von der Figur 2 auf der erwähnten Seite. Einige Italiener, die viele Jahre in Ägypten gewesen waren, trugen noch nach der alten Mode sowohl zu Hause als auf der Straße das sogenannte Schiff 1. Auch habe ich alte Mohammedaner mit einem solchen Turban gesehen, nur war dieser weiß und der Europäer ihrer bräunlich. Bei 4 und 5 siehet man die Figur der Kaouks der vornehmen Türken in der ganzen Türkei. Der Kaouk ist mit gelben Laken bekleidet und das Tuch um selbigen von feiner, weißer Leinwand, wenn der


1
2
3
4
5
6
7
8
9

Eigentümer kein Scherif ist; letztere tragen beständig ein grünes Tuch um den Kopf, es sei um einen Kaouk oder zu einem Turban. Aber man trifft auch sehr selten einen Scherif in der türkischen Regierung an, vornehmlich zu Kahira, wo die meisten Beys und viele andere große Herren von christlichen Eltern geboren und in ihrer Jugend als Sklaven nach Ägypten gebracht sind. 6 ist der Kaouk angesehener türkischer Herren im Dienste des Pascha, 7 der Kaouk der geringern Offiziere bei den Paschas und den Beys in Ägypten. 8 ist ein großer Hut der Tsjaus und einiger anderer hohen Bedienten zu Kahira. Der Rand ist mit feinem Leinwand umwunden. 9 ist der Kaouk der Offiziere bei dem Korps der Janitscharen.

Auf der Seite 170 bei 10 siehet man die Figur des Turbans der gemeinen Janitscharen in Ägypten. Diese tragen bisweilen auch einen schwarzen, seidenen Turban. 11 ist der Turban der Janitscharen zu Konstantinopel, 12 die Zeremoniemütze der Janitscharen zu Konstantinopel. Diese tragen sie nur dann, wenn der Sultan zur Moschee reitet, oder bei andern öffentlichen Aufzügen. Die Offiziere von diesem Korps haben dann Mützen mit großen, nach vorne und hinten zu gebogenen schönen Federn. 13 ist die Mütze der Bostandsjis; sie ist ganz mit dickem rotem Laken überzogen. Die Bostandsjis sind die Leibwache des Sultans; sie hatten ehmals bloß die Aufsicht über die Landhäuser und Gärten ihres Herren und erhielten daher ihren Namen. Die Köche des Sultans sollen sonst auch diese Art Mützen getragen haben, nachher aber hat man ihnen eine kleine von Filz und von der Figur 14 gegeben. Andere Bediente des Sultans und der Paschas haben gleichfalls ihr Kennzeichen an der Mütze; diese ist also bei ihnen als eine Lieberei anzusehen. 15 ist der Kalpak einiger Bedienter des Paschas. Die Spitze oben ist steif ausgefüttert und mit Laken bekleidet. 16 ist der Kalpak der Baratoli, eines Infanteriekorps des



Defehrt S.

Paschas zu Bagdad. Ich habe diese Mütze auch in andern Provinzen gesehen, aber seltener; sie war also daselbst wohl nur ein Unterscheidungszeichen gewisser Bedienten. 17 ist der Kaouk einiger Kavalleristen der Paschas zu Bagdad, Mosul und Diarbekr. Man nennet sie in diesen Gegenden Lavend. Die herumstreifenden Turkmannen in Syrien tragen auch diesen Kaouk. 18 ist der Kalpak einiger Kavalleristen zu Haleb, welche man Deli nennet. 19 ist die Figur des Turbans der Matrosen von der Flotte des Sultans. Deren Kleidung ist kurz wie die Kleidung der gemeinen Griechen auf den Inseln im Archipel. 20 ist der Kalpak der Tartaren. Ihre übrige Kleidung ist der polnischen und persischen ähnlicher als der türkischen.

Auf der Seite 172 bei 21 siehet man ohngefähr die Figur des Turbans der Muftis in den türkischen Städten. 22 ist ein breiter, mit Baumwolle ausgenäheter Kaouk gewisser Rechtsgelehrter zu Konstantinopel, die mit im Diwan sitzen. 23: Figur des Turbans der Rechtsgelehrten zu Kahira. 24: Kaouk vornehmer Geistlicher in der ganzen Türkei. 25: Kaouk angesehener Schechs oder Geistlichen zu Kahira. 26: Kaouk einiger Geistlicher in Natolien. Die türkischen Geistlichen tragen übrigens ihre Kleider von ebendem Schnitt wie die weltlichen, nur haben sie, wie die Araber, in ihren Oberkleidern weite Ärmel. Man wird die ägyptischen Santons oder sogenannten Heiligen wohl nicht mohammedanische Geistliche nennen. Von jenen Narren kleidet sich jeder nach seiner eigenen Phantasie, ja einige tragen gar keine Kleider. 27: Mütze verschiedener Derwischorden. Sie ist von grauem Filz. Die Vorsteher ihrer Takkie (Klöster) haben um selbige ein Tuch gewunden wie bei 28. Die Christen zu Kaisar tragen auch diese Kopftracht; aber wenn das Tuch weiß ist, so muß ein blaues Zeichen an demselben sein, woran diejenigen, welche den Charadsj oder die Kopfsteuer einfordern, sie erkennen.


21
22
23
24
25
26
27
28
29

29: Eine hohe und spitze Mütze von grauem Filz, mit einem großen Tuch umwunden, ein Unterscheidungszeichen der in Syrien wohnenden Kurden.

Auf der Seite 174 bei 30 siehet man die Figur eines Kaouks von Filz, der in der Gegend von Kutahja gebräuchlich ist. 31: Figur des Turbans eines jungen mohammedanischen Indianers. Sonst habe ich keinen Turban so gewunden gesehen. 32: Turban der Kopten zu Kahira. 33: Kaouk dieser Nation. Die Christen in Ägypten, welche Turbane oder Kaouks tragen, haben fast alle blau und weiß gestreiftes Leinwand, und also auch die Kopten. Die Jesuiten und die *Patres de propaganda fide* in Ägypten tragen gleichfalls diesen Kaouk und kleiden sich übrigens so wie die Landeschristen, die Franziskaner und Kapuziner aber tragen in dem ganzen türkischen Reiche ihre Ordenskleider und gehen gemeiniglich mit schmutzigen Händen und Füßen. Die Mohammedaner, denen die Reinlichkeit als eine Hauptpflicht der Religion anbefohlen ist, verabscheuen dies gar sehr und denken deswegen ohngefähr ebenso von diesen guten Vätern wie die Europäer von den ägyptischen Santons. 34: Mütze der griechischen Geistlichen. Sie ist gemeiniglich von schwarzem Filz. Diese Geistlichen lassen ihre Haare wachsen, die armenischen und andere morgenländische Priester lassen ihren Kopf scheren. 35: Turban einiger griechischer Kaufleute von den Inseln im Archipel. Ich sah sie in Ägypten. 36: Turban einiger syrischer Christen zu Kahira. Die Figur des Turbans und des Kaouks der ägyptischen Juden ist von der der hiesigen Christen fast gar nicht verschieden; aber anstatt daß die Christen blau und weiß gestreiftes Leinwand tragen, so haben die Juden gemeiniglich dunkelbraun. 37: Kalpak der Griechen. 38: Kalpak der Armener. Beide diese Nationen tragen ihre rauhe Mütze bald größer, bald kleiner nach den verschiedenen Moden in den Hauptstädten.



Desèhre Sc

Die Mütze 39 auf der Seite 176 ist ein Kalpak der Armener zu Karahissar in Natolien. 40: ein Kalpak nach tartarischer Art, wie ihn die Bedienten der Christen zu tragen pflegen. 41: Eine Mütze von rotem Laken und mit einem schwarzen, samtenen Rande, wodurch sich die Armener aus Persien, welche sich in Natolien niedergelassen haben, zu unterscheiden pflegen. 42 und 44: Figur zweier Kaouks der Christen zu Haleb und Damask. Er ist mit rotem Laken überzogen und unten mit gestreiften Leinwand umwunden. 43: Kaouk der gemeinen Christen in Natolien.

Die Kleidung des morgenländischen Frauenzimmers ist in verschiedenen Gegenden gleichfalls sehr verschieden. Zu Diarbekr tragen die Weiber der Christen und Juden einen Kopfschmuck von Messing oder geschlagenem Silber von der Figur 45. Die Weiber der Drusen haben eine Mütze von der Figur 46 gleichfalls von Messing oder geschlagenem Silber, die Bauernmädgens haben sie oft nur von Pappendeckel (dickem Papier). Die Figur 47 scheint mehr nach dem Geschmack der Europäerinnen zu sein, doch ist er gleichfalls von Messing oder Silber. Diese letzte Kopftracht sah ich bei den Griechinnen in Natolien, aber nur in ihren Häusern; denn auf der Straße bedecken sowohl diese als die Weiber aller Mohammedaner, der Drusen und die Christinnen zu Diarbekr den ganzen Kopf mit einem großen Schleier. 48: Ist die Figur des Kopfputzes der Frau eines Schechs im Tal Faran bei dem Berge Sinai. Diese Kleidung hat viel Ähnlichkeit mit der Kleidung der Ägypterinnen. Die erwähnte Frau hatte ein großes, schwarzes Tuch über den Kopf, so wie es die Weiber in Kahira und auch in einigen Städten von Deutschland zu tragen pflegen. Auf der Stirne hatte sie eine geflochtene Locke und in derselben eine rote Koralle. Vor dem Gesichte, wie alle Ägypterinnen, ein langes, schmales Tuch, das an dreien Stellen, nämlich an beiden Seiten und über der


39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
Defehrt Sc

Nase, mit kleinen silbernen Ringen an einer Binde befestigt war, so daß nur die Augen frei waren. Ihre silbernen Ohrringe waren so groß, daß man eine Hand dadurch hätte stecken können. Sie hatte einen großen Ring von starkem Silberdraht um den Hals und sehr dicke Ringe, gleichfalls von Silber, um die Füße, überdies um den Hals eine bunt geflochtene, seidene Litze und zu beiden Seiten des Kopfs solche kleinen Litzen unten mit einer roten Koralle. Über den kleinen Fingern auf beiden Händen trug sie silberne Ringe mit schlechten Steinen. Die Zierate um die Arme schienen mir ebenso unbequem als die um die Füße. Um den rechten Arm hatte sie eine Schnur von gedrechselten Knochen (bei andern ist selbige bisweilen von Bernstein), ferner eine silberne Kette, einen breiten Ring, aus einem Knochen gedrechselt, und dann wieder eine Kette. Um den linken Arm trug sie einen messingnen Ring, eine Schnur von gedrechselten Knochen, einen breiten Ring von gefärbtem Glase und eine silberne Kette. Die übrigen Kleidungsstücke habe ich nicht auf der Stelle bemerkt und kann sie deswegen jetzt nicht mehr genau beschreiben.

Alle Morgenländerinnen tragen große Beinkleider am bloßen Leibe. Die Bauernweiber in Ägypten und die gemeinen Weiber zu Kahira haben darüber nur ein weites blaues Hemd mit langen und von der Schulter bis an die Hüfte breiten Ärmeln. An ihren geflochtenen Haaren haben sie oftmals Schellen und andere Zierate auf dem Rükken herunterhängen, und die kleinen Mädgen hängen bisweilen Schellen um die Füße. Auch bindet man den Mädgens ganze Reihen kleiner Silbermünzen, ja wohl Dukaten um den Kopf; aber auf der Straße siehet man von diesen Kostbarkeiten gar nichts und überhaupt von dem Gesichte nichts weiter als in der Figur 48. Die gemeinen Weiber haben Ringe in den Ohren und auch wohl in der Nase und

andere große Ringe um die Arme und Füße. Auf den Lefzen, dem Kinn, zwischen den Brüsten und so weiter unterwärts haben einige schwarze oder blaue Zierate in der Haut, nach eben der Art wie einige Christen, die zu Jerusalem gewesen sind, sich Zeichen auf den Armen machen lassen, und hier hält man es auch für eine Schönheit, wenn die Weiber ihre Hände und Füße gelb und die Nägel rot färben.

Kein Kleidungsstück scheinet für die Morgenländerinnen so notwendig zu sein als das Tuch, womit sie das Gesicht bedecken, wenn sich ihnen eine Mannsperson nähert. Ein Engländer überraschte einmal eine Frauensperson, die sich bei Basra im Euphrat badete, und diese hielt nur die Hände vor das Gesicht, ohne sich darum zu bekümmern, was der Fremde sonst sehen möchte. In den Bädern haben die Weiber bloß ein Tuch um die Hüfte oder ein Ihhram. Eine Demoiselle zu Konstantinopel erzählte mir, daß, als sie einmal in der Tür des Vorzimmers von der Aufwärterin im Bade empfangen worden, unvermutet eine Mannsperson gekommen wäre und daß die Türkin sich geschwinde das Gesicht mit dem Ihhram bedeckt hätte. Die Bauern in Ägypten geben ihren Töchtern selten vor ihrem 7ten oder 8ten Jahre ein Hemd; aber sie haben ein langes schmales Tuch vor dem Kopf gebunden, um es übers Gesicht fallen zu lassen, wenn sich ihnen eine fremde Mannsperson nähert. Ich selbst habe in Ägypten solche Bauernmädgen gesehen, die ganz nackend herzueileten, um uns zu sehen, nachdem sie nur das Gesicht verborgen hatten.

Das türkische Frauenzimmer zu Konstantinopel kleidet sich auf der Straße wie folgt: Der Kopfschmuck, das Gesicht und der Hals ist mit großen weißen Tüchern dergestalt umwunden, daß man davon weiter nichts siehet als die Augen. Ein enges Oberkleid, von welchem auf den Schultern ein viereckiges Stück herabhängt, bedeckt den

ganzen Körper von dem Hals bis auf die Füße. Zu Kahira trägt das vornehme Frauenzimmer über ihre kostbare Kleider ein weites Kleid von ordinärer Leinwand, über den Kopf einen großen Schleier und vor dem Gesicht ein langes, schmales Tuch, wie schon bemerkt worden. Alles dieses wird abgelegt, sobald die Dame in ein Bad oder in das Haus ihrer Freundin kommt, um daselbst ihre Juwelen und prächtige Kleider zu zeigen.

Weil viele Europäer in der Levante sich mit Griechinnen oder mit solchen, die von griechischer Abkunft sind, verheiraten, so ist es eben nicht schwer, mit Damen von dieser Nation in Gesellschaft zu kommen. Deren Kleidung ist zwar nicht völlig einerlei mit der Kleidung der Türkinnen; allein in der Hauptsache sind sie doch nicht unterschieden. Ich will sie daher so gut beschreiben, als ich sie habe kennenlernen: Alle tragen lange Beinkleider, die ihnen bis auf die Füße reichen. Sie gehen mit Socken von dünnem Leder in weiten Pantoffeln ohne Absätze. Sie tragen ein feines Hemd über die Beinkleider. Über das Hemd haben sie eine Weste mit langen Ärmeln und darüber einen breiten Gürtel. Die Weste ist bei den Griechinnen vorne überschlagen, bei den Türkinnen steht sie wohl eine Handbreit offen. Über der Weste haben sie noch ein Kleid oder einen Pelz mit etwa zwei Handbreit kurzen Ärmeln. Der Schnitt dieser Kleidungsstücke wird oft etwas verändert. Nichts aber ist der Veränderung mehr unterworfen als der kostbare Kopfschmuck; denn bei diesem denken die Morgenländerinnen ebensoviel, wo nicht mehr, auf Moden wie das Frauenzimmer in Europa. Man muß gestehen, daß ihre Kleidung überaus kostbar sei, und verschiedene Manieren des Kopfputzes sind meiner Meinung nach schöner als die europäischen; allein man muß diese Damen nur auf ihrem Sofa sitzen sehen, um die vorteilhaftesten Gedanken von ihrer schönen Bildung und ihrer Kleidung zu behalten. Da

sie beständig mit untergeschlagenen Beinen sitzen und mit ledernen Socken in weiten Pantoffeln gehen, so sind sie sehr schlecht zu Fuß. Einige Abkömmlinge der Europäer zu Konstantinopel, die sich sonst fast wie die Griechinnen kleiden, tragen zwar europäische Schuhe; allein man sieht es doch gemeiniglich an ihrem Gange, ob sie sich nach europäischer oder morgenländischer Manier zu setzen pflegen.

Das vornehme Frauenzimmer zu Konstantinopel kann die Bequemlichkeit haben, in Kutschen zu fahren, obgleich es sich derselben selten bedienet. Zu Kahira, wo es gänzlich an Fuhrwerk fehlt, müssen die vornehmen Damen sich bequemen, auf Eseln zu reiten, wenn sie nicht zu Fuß gehen wollen; doch haben die Christinnen und Jüdinnen den Vorteil vor ihren Männern, daß man sie nicht nötigt abzusteigen, wenn sie einem vornehmen Kahiriner begegnen. Eine türkische Kutsche hat ohngefähr eben die Figur wie eine europäische; aber weil man auch in der Kutsche mit untergeschlagenen Beinen sitzt, so hat man einen breiten Sofa und keine hohen Türen darin, sondern man steigt auf einer kleinen Leiter, die man gemeiniglich hinten auf hangen sieht, durch die Fensteröffnungen. Statt unserer schönen Gläser sieht man in einer türkischen Kutsche bloß ein schlechtes Gitter. Auf Reisen haben die vornehmen morgenländischen Damen eine Art Sänfte, die von zwei Mauleseln oder Kamelen getragen wird.

Leibesübungen und Zeitvertreib der Morgenländer bei müßigen Stunden

Es ist von keiner großen Erheblichkeit zu wissen, womit die Morgenländer bei müßigen Stunden ihre Zeit vertreiben. Aber die kleinen Spiele, welche unter dem Pöbel gebräuchlich sind, sind gemeiniglich sehr alt, und da hiedurch vielleicht einige Ausdrücke der alten Schriftsteller erklärt werden können, so will ich hier dasjenige von den Leibesübungen und den kleinen Belustigungen der Morgenländer anzeigen, was ich davon beiläufig aufgezeichnet habe. Ich muß gestehen, daß ich mir nicht die Mühe gegeben habe, mich hievon vollkommen unterrichten zu lassen.

Die Osmanli, das heißt die vornehmen Türken, scheinen ein großes Vergnügen am Reiten zu finden, und hierin besteht auch ihre vornehmste militärische Übung. Die Vornehmen zu Kahira versammeln sich wöchentlich zweimal auf einem großen Platz mit einer Menge Sklaven und Bedienten, alle zu Pferde. Einige von ihnen spielen alsdann mit dem Dsjerid, das heißt, zwei und zwei verfolgen sich sporenstreichs mit einem Stock von einem Dattelbaum, etwa vier Fuß lang, in der Hand, und diesen werfen sie horizontal so treuherzig aufeinander, daß, wenn der, nach dem er geworfen wird, sich nicht wohl in acht nimmt, ihm bisweilen die Knochen zerbrochen werden. Ich habe einen vornehmen Herrn gekannt, dem in seiner Jugend ein Arm und ein Bein beim Dsjeridwerfen zerbro-

chen worden war. Andere stellen einen Wassertopf (Bardak) auf einen Sandhaufen und schießen darnach mit einer Kugel, indem sie sporenstreichs vor ihm vorbeijagen. Die Ägypter haben zwar Schlösser an ihren Büchsen, aber wenn sie im vollen Jagen nach einem Ziel schießen, so bedienen sie sich eines Gewehrs mit einer Lunte, weil die schnell in Bewegung gebrachte Luft das wenige Feuer des Feuersteins nicht bis auf das Pulver kommen lassen würde. Die vornehmen Herren üben sich bisweilen auch, von einer gewissen Stelle mit dem Bogen zu schießen, und denen zu Ehren, welche hierin außerordentliche Kräfte gezeigt haben, sind in dieser Gegend kleine Pfeiler gesetzt worden. Wenn der Nil hoch ist, so vergnügen sich die kahirinischen Vornehmen in ihren prächtigen kleinen Fahrzeugen auf den großen Birkets in der Stadt; man sieht alsdann oftmals Feuerwerke, und Musik fehlt bei solchen Gelegenheiten auch nicht. Sonst ist jeder vornehme Herr des Abends in seinem Harem, und womit er sich allda vergnügt, das bekommt kein reisender Europäer zu sehen. Einer aus Tripolis in der Barbarei erzählte mir, daß der dasige Pascha vor einiger Zeit an einem gewissen Tage im Jahr zwei Gerüste hätte aufrichten lassen, zwischen welchen kleine Schiffe mit Kanonen von proportionierter Größe auf Stricken von einem zu dem andern gezogen werden konnten. Diese kleinen Schiffe hielten Seegefechte in freier Luft. Bei einem jeden Gerüste kommandierte ein Seekapitän, der sein Schiff hin und her ziehen ließ, wie er es für gut befand, und der, dessen kleine Kanonen des andern Schiff beschädigten, hatte den Sieg davongetragen. Dies ward mir als ein artiges Schauspiel beschrieben, aber obgleich dies Gefecht nur zum Vergnügen geschieht, so ist deswegen doch bisweilen Streit zwischen den kommandierenden Offizieren entstanden, und weil einmal beide Parteien mit ihren Untergebenen dieser Lustbarkeit wegen

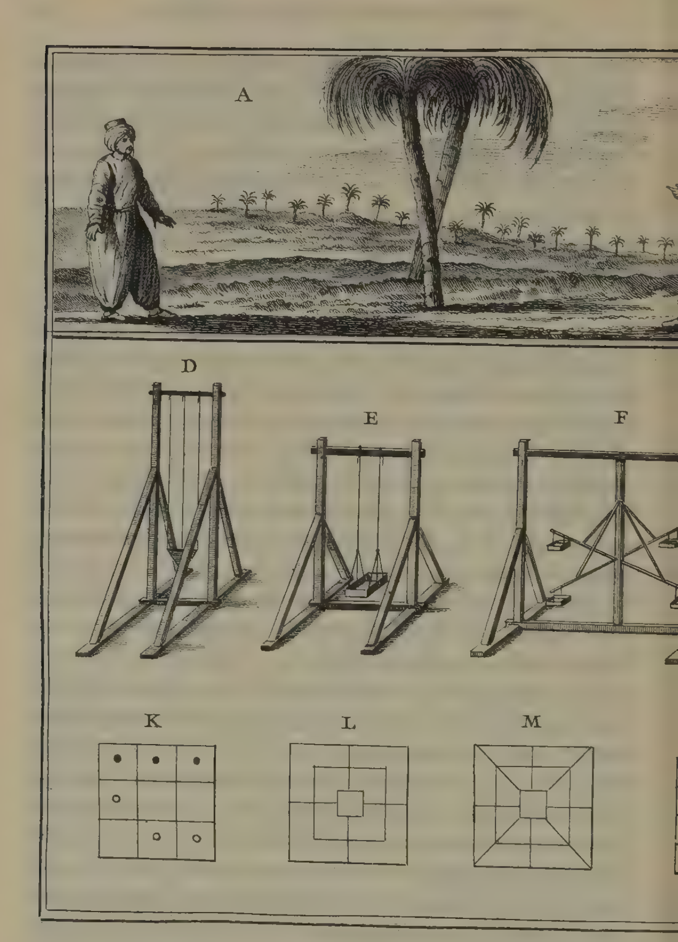
ein Gefecht im Ernst gehalten haben, so ist es wieder abgeschafft worden.

Bisweilen habe ich die Bedienten der vornehmen Kahiriner sich üben sehen, einen Stock 5 bis 6 Fuß lang in einer horizontalen Richtung zu werfen, wie bei A auf Seite 186/187 abgebildet worden. Dies ist die Vorbereitung, um den Dsjerid zu Pferde brauchen zu können. Die gemeinen Ägypter bis auf die Felachen, das sind Bauern, fechten nach gewissen Regeln mit großen Stöcken, wie die Figur B zeiget. Die Kunst erfordert beim Anfange dieses Spiels, gewisse Wendungen mit dem Stock zu machen, welche ich als ein Kompliment ansehe, und jeder schlägt nachher nur nach dem Kopf seines Gegners, der alsdann verstehen muß, den Schlag mit seinem Gewehr abzuhalten. Andere ägyptische Kopffechter sind bei C abgebildet. Diese haben in der rechten Hand einen Stock und in der linken ein Polster mit einem Handgriff und schlagen nur bloß nach den Armen. Dies Spiel nennet man Lab el hakkem. Sonst habe ich auf öffentlicher Straße auch Ringer gesehen, die bloß enge lederne Beinkleider anhatten, sonst aber ganz nakkend und mit Öl überschmiert waren und so zeigten, wie sie sich einander zur Erde werfen konnten. Aber diese machten ihre Kunst nur schlecht. Sie würden sich wohl nicht unterstehen dürfen, ihre Geschicklichkeit in Persien zu zeigen. Daselbst sah ich zu Schiras ein Haus, wo sich alle Morgen zu einer gewissen Stunde viele und unter diesen sogar vornehme Leute versammelten, um sich nicht nur im Ringen zu üben, sondern auch andere Leibesübungen vorzunehmen, wodurch sie ihre Gesundheit erhalten und ihre Kräfte vermehren können.

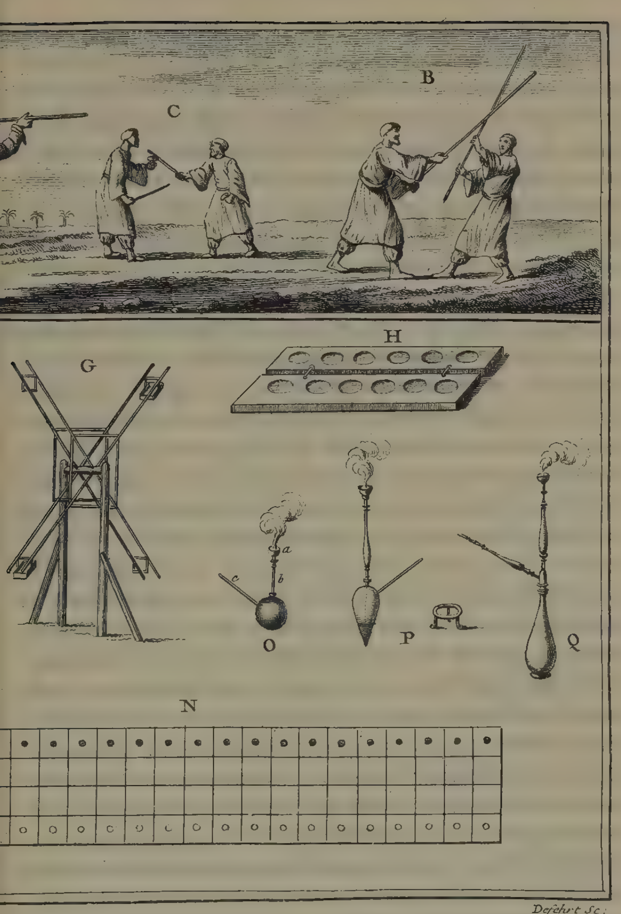
Die öffentlichen Lustbarkeiten zu Kahira bei der Abreise der Pilgrimme und an dem Tage, wenn der Nil durch die Stadt geleitet wird, sind schon von andern umständlich beschrieben worden. Hier wird auch jedem Stifter einer

Moschee ein Tag im Jahr gefeiert. Einige Schechs und eine Menge Pöbel gehen dann in Prozession zu der Moschee, und letzterer belustigt sich auf einem Platz in der Nähe. Wenn die Prozession des Abends geschieht, so tragen die gemeinen Ägypter einen Rost auf einen Stock genagelt und brennen in demselben kleine Stücke Kienholz anstatt Fackeln. Andere tragen Maschinen von der Figur eines kahirinischen Zuckerhuts, wovon nämlich der Durchschnitt der Grundfläche ebenso groß und wohl größer ist als die perpendikuläre Höhe desselben. Diese ist von leichtem Holz, mit Papier überzogen und auf einem Stock befestigt. In der Grundfläche einer solchen Maschine stehen wohl 20 Glaslampen (Kandil), sie hat oftmals ein gebrochen Dach und andere Zierate, und dann kann sie noch weit mehr Lampen fassen. Zu den großen Festtagen sowohl der Kopten als der Mohammedaner bauen gewisse Leute auf den großen Plätzen die Maschinen D, E, F, und nicht nur Kinder, sondern auch erwachsene Leute lassen sich in denselben gegen eine kleine Bezahlung schaukeln oder herumdrehen. D ist eine gemeine Schaukel mit dreien Stricken, und der Sitz ist ein Brett von der Figur eines Triangels. Diese Maschine ist also bequemer und auch sicherer wie die europäischen Schaukeln mit zwei Stricken. E ist eine ähnliche Maschine, in welche sich zwei bis drei Kinder zugleich setzen, F eine aufrecht stehende Achse mit horizontalen Balken, an deren Enden kleine Kasten hängen, worin man sich herumdrehen läßt wie auf den hölzernen Pferden, welche man bisweilen in solchen Maschinen in Europa siehet. Die Maschine G sieht man besonders sehr häufig in den Dörfern der europäischen Türkei. Hier setzt sich der Passagier in einen kleinen Kasten oder auf einen Sitz, der sich um seine Achse bewegt, und kommt also bald oben, bald unten in dem Zirkel, den das Rad macht, wenn es umgedrehet wird.

Die Spiele der Bauernkinder scheinen in der ganzen Welt dieselbigen zu sein. Ich erinnere mich zum Beispiel, die Kinder am Euphrat zwischen Basra und Helle mit fünf kleinen Steinen spielen gesehen zu haben, von welchen sie einen in die Höhe warfen und ihn wieder auffingen, wenn sie vorher einen, zwei, drei oder die vier übrigen von der Erde aufgenommen hatten. Dies Spiel nennen die Araber Lakud. Tachtein u kamse nennen sie das Spiel, wenn die jungen Leute einige Schritte laufen und dann einen großen Sprung machen. In Persien sah ich die jungen Bauernkerle Ball schlagen. Von dem Spiel, gerade oder ungerade, hört man bei den Türken und den Arabern. Das Brettspiel, arabisch Tavle, und das Dammspiel, arabisch Dama, sind gleichfalls bei den Morgenländern bekannt. Das Schachspiel ist bei ihnen so beliebt, daß man Leute ganze Tage lang dabeisitzen sieht. Ihre Steine sind alle sehr simpel, doch wohl nicht deswegen, weil die Mohammedaner einen Abscheu vor Figuren haben, sondern weil ihre Künstler sie nicht besser machen können oder weil man dafür nicht viel Geld bezahlen will. Anstatt eines mit kostbarem Holze eingelegten Brettes der Europäer bedienen sie sich eines Tuchs, auf welchem die Vierecke von Laken von verschiedenen Farben genähet sind, und in demselben werden auch die Schachsteine nach aufgehobenem Spiele verwahrt. Das Mankalebrett ist bei H abgebildet. Dies besteht aus zwei Brettern, jedes mit 6 Löchern oder Häusern. Jeder der beiden Spielenden legt in jedes seiner 6 Häuser sechs kleine Steine oder Schnecken. Alsdann nimmt einer aus einem beliebigen Hause alle Steine und legt nach der rechten Hand herum in jedes Haus einen Stein, bis ihm nichts mehr übrigbleibt. Kommen nun in das Haus, wohinein er seinen letzten Stein gelegt hat, die Zahl 2 oder 4 oder 6, so hat er nicht nur diese gewonnen, sondern auch alle in den nächsten Häusern rückwärts gerechnet, wenn



Verschiedene Spie



Morgenländer .

sich die benannte Anzahl Steine darin befindet. Wenn alle Steine herausgenommen sind, so wird gezählt, und derjenige, welcher die größte Anzahl hat, hat gewonnen. Das in Niedersachsen nicht unbekannte Spiel Trip Trap Trul. Figur K heißt bei den Arabern Dris et talate. Dies spielet man gemeiniglich mit Scherben von zwei verschiedenen Farben. Das Spiel L oder M nennet man Dris et tessa. Lab el kab spielet man mit kleinen Knochen aus den Gliedern in den Beinen der Schafe oder Ziegen, nach gewissen Regeln, was eine jede der vier Seiten, welche oben kommt, gelten soll. Dies Spiel hat wahrscheinlich Anlaß zur Erfindung der Würfel gegeben. Das Spiel Tab u duk ist auch noch jetzt in den Morgenländern sehr viel gebräuchlich. Dies wird mit Scherben von verschiedenen Farben gespielt, nämlich in Syrien mit 21, in Ägypten gemeiniglich nur mit 19 oder 17, aber allezeit mit einer ungeraden Anzahl von Steinen, die jeder beim Anfang des Spiels alle in die äußere Reihe legt. Die Maroniten, bei welchen ich dies Spiel in Kahira sah, hatten ein Brett mit vier Reihen und in jeder Reihe 21 Fächer, wie die Figur N weiset. Überdies gehören hierzu 4 kleine platte Stäbe, die an der einen Seite schwarz und an der andern weiß sind. Diese wirft man, wenn man auf bloßer Erde spielet, gegen ein in die Erde gestecktes Messer, oder wenn die Kaufleute in ihren Häusern spielen, gegen eine in den Sofa gestecke Packnadel. Der eine beginnt sein Spiel an der rechten und der andere an der linken Hand, damit die Steine sich entgegengehen. Hat der erste Tab, das heißt drei weiße und einen schwarzen geworfen, so rückt er den einen Stein von der ersten in die nächste Stelle in der zweiten Linie, sonst wirft der Gegner und dies so lange, bis einer Tab geworfen hat. Jeder Stein in der äußern Linie kann zum erstenmal nur mit dem Wurfe Tab fortgerückt werden. Die übrigen Würfe sind: 2. Duk et nejn oder 2 weiße und 2 schwarze. Nach diesem

Wurf rückt man einen Stein, der schon mit Tab den Anfang gemacht hat, um 2 Fächer vorwärts. 3. Duk et talate oder drei schwarze und einen weißen. Nach diesem Wurf kann man einen Stein 3 Fächer weit rücken. 4. Arba oder 4 schwarze bringen einen Stein um vier Stellen vorwärts. 5. Sette oder 4 weiße rücken einen Stein 6 Fächer vorwärts. Und solange einer Tab oder Arba oder Sette trifft, kann er immer aufs neue werfen und seine Steine fortrükken. Hat einer bis zu Ende der zweiten Linie gespielt, so geht er in der dritten wieder zurück, und wenn er seine Steine auch durch diese gebracht hat, ohne daß sie genommen worden, so spielt er weiter in der vierten Reihe, solange der Gegner noch einen Stein in dieser Linie hat, sonst kehrt er von der dritten wieder in die zweite Linie zurück, und dies so lange an der einen Seite auf und an der andern nieder, bis einer alle Steine verloren hat. Auch sah ich bei den morgenländischen Christen zu Kahira, daß sie Geld in die Erde steckten und mit einer Kugel darnach warfen.

Europäische Karten habe ich wohl bei den Griechen zu Kahira und zu Konie gesehen, aber nicht bei den Mohammedanern. Man nennet dies Spiel in der arabischen Sprache Lab el kamar. Zu Bombay spielten alte arabische Kaufleute mit chinesischen Karten. Diese sind sehr dick und unbequem. Ich erinnere mich, vier Personen spielen gesehen zu haben, wovon jede zu ihrem Anteil so viel erhielt, daß sie sie kaum in beiden Händen halten konnte. Es ist im Koran verboten, um Geld zu spielen, und deswegen spielen die Mohammedaner bloß zum Zeitvertreib. Aber so wie viele Christen die Gesetze ihrer Religion vorsätzlich übertreten, so geschieht es auch bei den Mohammedanern. Ich besuchte einmal meine jungen mohammedanischen Bekannten zu Bombay, die eben im Spiel begriffen waren. Kaum hatte ihnen ein Bedienter gesagt, daß ein Fremder

käme, so versteckten sie das vor ihnen liegende Geld, aus Furcht, daß sie von einem alten Mohammedaner überrascht werden möchten. Aber sobald ich mich gesetzt hatte, nahmen sie es wieder hervor und setzten ihr Spiel auch in meiner Gegenwart fort. Doch spielten sie nur um eine solche Kleinigkeit, daß einer in einem ganzen Tage kaum einen Taler verlieren konnte.

Ein großer Zeitvertreib der Ägypter, Syrer und Araber ist, des Abends in den Kaffeehäusern zu sitzen, eine Pfeife Tabak zu rauchen und ihre Historienerzähler, Musikanten und Sänger zu hören, welche diese Örter besuchen, um eine Kleinigkeit zu verdienen. Hieran finden die Morgenländer, welche oft ganze Stunden in Gesellschaft sitzen, ohne ein Wort mit ihrem Nachbarn zu sprechen, ein sehr großes Vergnügen. In Ägypten raucht man gemeiniglich aus langen Pfeifen, deren hölzerne Röhren bisweilen mit Seidenzeug oder feinen Laken bekleidet sind. Hierüber gießt man in der heißen Jahreszeit Wasser, damit also der Rauch durch eine kalte Röhre gehe und angenehmer werde. Die Röhre ist oftmals von einem dünnen und schlechten Rohr, der Pfeifenkopf von gebrannter Tonerde. Die persische Pfeife, bei welcher der Rauch durchs Wasser geht, ist auch in diesen Ländern gebräuchlich. Der gemeine Mann macht sie so wohlfeil als möglich, nämlich bloß von einer Kokosnuß mit einem Pfeifenkopf von gebrannter Tonerde auf einer hölzernen Röhre und mit einem dikken Rohr anstatt des Pfeifenstiels, alles von der Figur O auf der Seite 187.

Eine andere Figur dieser Pfeife, so wie man sie noch jetzt oft in Persien sieht, ist bei P abgebildet. Diese ist von der vorhergehenden in nichts unterschieden, als daß unten an der Kokosnuß eine Spitze von Messing oder Silber ist. Die gewöhnliche Figur der Pfeife, welche jetzt in Persien Mode ist, sieht man bei Q. Weil selbige sehr leicht auf Rei-

sen ist und die Ehre hat, die Favoritpfeife des Statthalters Kerim Khan zu sein, so wird sie nach ihm Kerim Khani genannt.

Für einen angesehenen Türken und Araber wird es unanständig gehalten, die Musik zu verstehen und zu tanzen. Weil also die vornehmen Morgenländer selbst keine großen Kenner der Tonkunst sind und diejenigen, welche sich darauf legen, nicht so gut bezahlt werden wie bei uns, so wird man sich gar nicht wundern, daß diese Kunst hier nicht so hoch gestiegen ist wie in Europa. Weder in Ägypten, Arabien noch Indien habe ich bemerken können, daß man verstanden hätte, eine Melodie zu Papier zu bringen. Und ob man gleich in den türkischen Provinzen sagte, daß einige große Künstler zu Konstantinopel darzu geheime Zeichen hätten, so habe ich doch auch hier, selbst unter den Derwischen von dem Orden Mevlani, die bekanntermaßen die größten Tonkünstler der Türken sind, keinen antreffen können, der die Noten nur gekannt hätte. Indessen sind auch nicht alle morgenländischen Sänger und Musikanten gleich schlecht. Ich habe oftmals Schechs ein Stück aus dem Koran singen hören, welches mir wegen der natürlichen Musik, indem sie ihre Stimme niemals zu hoch zwingen, sehr wohl gefiel, und ich war in einigen türkischen Konzerten zu Bagdad und Konstantinopel, die zwar nicht mit den unsrigen verglichen werden konnten, aber meiner Meinung nach von einem jeden Europäer, der nicht eben eine große Kunst erwartet, mit Vergnügen würden gehört worden sein. Ein reisender Europäer hört in den Morgenländern selten eine andere Musik als die auf den Straßen, und diese ist sehr schlecht. Den Abend vor unserer Abreise von Kahira nach Damiat sangen unsere Matrosen einige Liebeslieder, in welchen sie ihre Geliebten mit den Gurken von Damaskus und ihre großen schwarzen Augen mit den Augen einer Ghasell verglichen. Die

Melodie aller ihrer Lieder war abwechselnd, nämlich ein Vorsänger sang eine Strophe, und die übrigen wiederholten dieselben Worte und dieselbe Melodie um 3, 4 oder wohl 5 Töne niedriger. Alsdann fuhren sie erwähntermaßen fort, und weil es ihnen an einer Handtrommel fehlte, um den Takt darzu zu schlagen, so klatschten alle mit den Händen. Das Schreien der ägyptischen Tänzerinnen wird auch kein Europäer schön finden. Hingegen gefällt unsere Musik den Türken und Arabern ebensowenig. Die Melodien der Morgenländer sind alle ernsthaft und simpel. Sie verlangen von ihren Sängern, sie sollen so deutlich singen, daß man jedes Wort verstehen kann. Wenn verschiedene Instrumente zusammen gespielt werden und noch darzu gesungen wird, so hört man von allen fast dieselbe Melodie, wenn nicht etwa einer einen beständigen Baß, nämlich durchgehends denselben Ton darzu singt oder spielt. Und so wie dies eben nicht nach unserm Geschmack ist, so können sie auch nicht viel Schönes in der Musik der Europäer finden. Ich habe davon Beispiele in den Morgenländern gehabt. Zu Kahira hatten wir ein Konzert, in welchem einige Kaufleute, einige Mönche, Herr Baurenfeind und ich spielten. Als wir vergnügt nach Hause gingen und glaubten, für diese Gegend sehr wohl gespielt zu haben, trafen wir auf der Straße und im Dunkeln einen Ägypter an, der ein Lied sang, und einen andern, der auf der Flöte dazu blies. Dies gefiel einem unserer Bedienten aus Sennar so wohl, daß er ausrief: Bei Gott, das ist schön, Gott segne euch. Wir verwunderten uns hierüber gar sehr und fragten ihn, wie ihm unser Konzert gefallen hätte? Eure Musik ist ein wildes und unangenehmes Geschrei, sagte er, woran kein ernsthafter Mann Vergnügen finden kann. Herr Baurenfeind und ich spielten sonst noch einigemal in Gegenwart vornehmer Araber, die uns besuchten. Und obgleich diese nicht so gerade heraus tadelten, so glaubten sie doch,

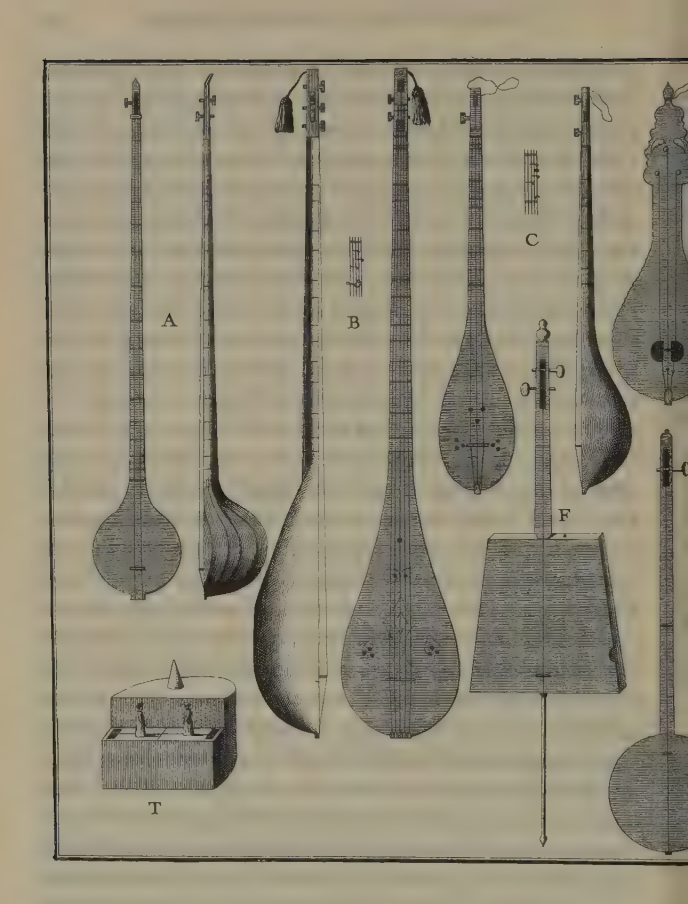
daß ihre Musik weit männlicher und daher schöner wäre als die unsrige.

Da ich selbst nur ein mäßiger Tonkünstler bin und weder Zeit noch Gelegenheit hatte, mich von den Morgenländern in ihrer Art zu musizieren unterrichten zu lassen, so wußte ich kein besseres Mittel, um den Europäern einigermaßen einen Begriff von dem Zustande der Musik in diesen Ländern zu geben, als die hier gebräuchliche Instrumente zu zeichnen. Man findet meine Sammlung hievon auf den Seiten 196/197. Das Instrument A sieht man vornehmlich bei den Griechen, welche von den Inseln aus dem Archipel nach Ägypten kommen, und diese nannten es Icitali in ihrer eigenen und Tambura in der arabischen Sprache. Es hat zwei stählerne Saiten, die beide auf einen Ton gestimmet werden. Das Instrument B nennen die Griechen Sewuri. Es hat gemeiniglich 4 stählerne und eine doppelte messingene Saite. Demjenigen, welches ich sah, fehlten zwei Saiten; die übrigen drei waren nach den dabei stehenden Noten gestimmt. C wird von den Griechen zu Kahira Baglama und Tambura genannt. Ersterer ist wahrscheinlich der griechische und letzterer der allgemeine arabische Name für griechische Saiteninstrumente. Dies ist von dem vorhergehenden nur in der Größe unterschieden, sonst hat es auch nur drei Saiten, nämlich eine stählerne und zwei messingene, welche nach beistehenden Noten gestimmt werden. Um den Hals dieser drei Instrumente sind Darmsaiten gebunden, um die verschiedenen Töne scharf angeben zu können. Sie werden mit einer Feder berührt, und zu allen wird gemeiniglich gesungen. Der Bauch dieser Instrumente ist von dünnem Holze, der Deckel ist fast gar nicht gekrümmt, und die Wirbel stehen nicht alle an den Seiten des Kopfes, sondern einige davon aufrecht auf demselben, wie die Zeichnung ausweiset. D ist ein Bogeninstrument, welches die Griechen Lyra

nennen. Es hat drei Darmsaiten, wovon die beiden äußern schon hoch liegen und die mittlere noch höher. Sie werden nicht von oben gedrückt, sondern von der Seite mit den Nägeln der Finger berührt, wie die Saiten der europäischen Leier vermittelst der Tangenten. Wenn ich nicht irre, so wurden bisweilen alle drei Saiten zugleich gestrichen, und eine davon machte einen beständigen Baß. Dies Instrument ist noch hoch, indessen wird es in ebender Stellung gespielt wie unsere Baßgeigen, und der Bogen ist so schlecht wie der Bogen zu allen arabischen Instrumenten mit Darmsaiten: nämlich er besteht nur aus einem kleinen Stock, so wie er vom Baum geschnitten ist, und an diesem sind die Pferdehaare so lose gebunden, daß sie während dem Spielen mit dem kleinen Finger gespannt gehalten werden müssen. Der Bauch dieser Lyra war von starkem Holz. In dem Boden war ein kleines Loch, und der Steg, worauf die Saiten liegen, stand in zwei Löchern durch den Deckel und auf dem Boden des Instruments. E ist die Figur eines Bogeninstruments, welches die Griechen Repab und die Araber Semendsje nennen. Es soll bisweilen drei Darmsaiten haben; aber diejenigen, welche ich zu Kahira sah, hatten nur zwei Darmsaiten oder, in Ermangelung dieser, zwei Saiten von Pferdehaaren, wovon die eine um eine große Tertie höher gestimmt war als die andere. Der Bogen zu diesem Instrument ist ebenso schlecht wie der zu der Lyra. Der Fuß ist von Eisen und geht durch den Bauch in den Hals, wie in der Zeichnung bemerkt worden. Der Bauch ist gemeiniglich eine Kokosnuß, bisweilen auch von hartem Holz, und hat unten ein kleines Loch. Der Deckel ist ein ausgespanntes Fell, wie auf unsern Trommeln. Dies ist das gewöhnliche Instrument der Fiedler, die mit den ägyptischen Tänzerinnen herumgehen, und die dabeistehenden Noten sind die Melodie von einem Liede, welches die Tänzerinnen zu der

Semendsje sangen und oft wiederholten. Das arabische Bogeninstrument F auf der Seite 196 nennet man Marabba. Dies soll zwei Saiten haben, aber das Instrument, welches ich in einem Kaffeehause zu Kahira sah und nachher nach Hause kommen ließ, um es abzuzeichnen, hatte nicht mehr als eine Saite, und diese war von Pferdehaaren. Es ist nicht über zwei Zoll dick, hat unten und oben ein ausgespanntes Fell und oben in dem Seitenstück nahe bei dem Halse ein Loch der Resonanz wegen. Dies Instrument ist also zugleich eine Art Violine und eine Trommel. Der Musikant wußte sich desselben auf beiderlei Art sehr gut zu bedienen, indem er bei gewissen Strichen mit dem Bogen ziemlich taktmäßig auf den Deckel als auf eine Trommel schlug. Die Marabba akkordiert ziemlich gut zu der Stimme der gemeinen arabischen Musikanten, die nämlich aus vollem Halse singen. G ist noch ein anderes Bogeninstrument mit einer Saite und einem ausgespannten Fell anstatt des Deckels. Dies zeichnete ich zu Basra. In Indien, zu Bagdad und Konstantinopel sah ich noch einige andere musikalische Instrumente; aber zu der Zeit hatte ich andere Beschäftigungen, als sie zu zeichnen, zudem war ich schon so zu den morgenländischen Gebräuchen gewohnt, daß mir ihre Instrumente nicht mehr merkwürdig vorkamen.

Der ägyptische Pöbel liebt die schreienden Instrumente, es scheint aber, daß die südlichern Einwohner von Afrika mehr von der sanften Musik halten. Wenigstens sah ich bei den sogenannten Barbari, welche aus Dongola nach Kahira kommen, eine Art Harfe von der Figur H, die sie in ihrer Sprache Kussir, die Araber aber auch so wie die ausländischen Instrumente, welche mit einer Federspul gespielet werden, Tambura nennen, und dies Instrument machte gewiß nicht viel Geräusch. Der Bauch desselben ist eine hölzerne Schüssel unten mit einem kleinen Loche und oben mit einem ausgespannten Fell, welches in der Mitte


A
B
C
F
T


E
H
I
M
K
L
N
O
R
P
Q
S
Heckel Sc

höher als an den Seiten war, überzogen. Zwei Stücke, die oben durch einen dritten verbunden sind, gehen schräg durch das Fell. Fünf Darmsaiten liegen über demselben auf einem Steg. Wirbel findet man an diesem Instrument nicht, sondern jede Saite wird dadurch gestimmt, daß man mit ihr etwas Leinwand um den Querstock windet. Die Noten, welche bei der Zeichnung stehen, zeigen, wie es gestimmt werden soll, wenigstens war das, worauf ein Barbari in meiner Gegenwart spielte, also gestimmt. Es wird auf zweierlei Art gespielt, nämlich entweder mit den Fingern gekniffen oder mit einem an der Seite hängenden Stücke Leder über die Saiten gerissen, und mein Barbari tanzte während dem Spielen. Das Band hinter dem Instrument dient dazu, die Hand oder vielmehr die Finger bequem gegen die Saiten halten zu können. Sollte dies Instrument nicht viel Ähnliches mit der Harfe Davids haben?

Von allen türkischen Blaseinstrumenten macht dasjenige, welches man in Ägypten Surme nennet, das größte Geräusch. Dies ist aus sieben Stücken zusammengesetzt und hat viel Ähnliches mit unsern Trompeten, wie aus der Figur I erhellet. Das Instrument K nennet man in Ägypten gleichfalls Surme. Dies ist eine Art Hautbois mit 7 Löchern und einem Daumloche. Man hat noch eine andere Hautbois von ebender Figur und 21 Zoll lang. Diese soll wegen ihres tiefern Tons in den Morgenländern wahrscheinlich ebendas vorstellen, was bei uns das Fagott. Die Trompete, Hautbois und verschiedene Arten Trommel sind die Hauptinstrumente bei der Feldmusik, und alles macht in den Ohren der Europäer ein unangenehmes Geräusch. Sie sind auch ein Unterscheidungszeichen des Ranges; denn ein Pascha von 3 Roßschweifen hat von jeder Art mehr als ein Pascha von zwei Roßschweifen, und dieser hat deren mehr als ein Bey. L ist die Abbildung einer

Salamanie oder einer türkischen Flöte von Rohr, oben mit einem bleiernen Ring oder auch wohl ganz von feinem Holz. Wenn dies Instrument geblasen wird, so wird es ohngefähr in ebender Stellung gehalten wie unsere Flöte-douce. Es ist sehr schwer, darauf einen Ansatz zu bekommen, denn es hat kein besonderes Mundstück, sondern ist oben ganz offen. Ich sah diese Flöte auch bei verschiedenen Schäfern der Turkmannen in Persien. Die Türken haben sie also wahrscheinlich noch von ihren Vorfahren aus Turkistan. Die Derwische Mevlevie, welche von den Europäern gemeiniglich die tanzenden Derwische genannt werden, blasen dies Instrument am besten. Weil diese Mönche die Musik bei ihrem Gottesdienst eingeführt haben, so findet man jetzt die größten türkischen Tonkünstler unter ihnen, und besonders diese Flöte scheint ihr Favoritinstrument zu sein. M ist eine Sumara oder ein Blasinstrument von zwei Röhren und mit ebenso vielen Mundstücken. Auf der kurzen Röhre wird die Melodie gespielt, die lange Röhre dienet bloß, um einen beständig Baß zu machen wie die lange Röhre an der bulgarischen Sackpfeife. Letztere kann durch einige kleine Stücke, die an derselben hangen, nach den verschiedenen Tönen, woraus man spielt, verkürzt oder verlängert werden. N ist eine Sackpfeife, Sumara el kurbe genannt und in Ägypten gebräuchlich. Das oberste der beiden Flöten an derselben ist von hartem Holz, die untern weiten Öffnungen sind Hörner. Sie ist nur schlecht in Vergleichung mit der bulgarischen Sackpfeife. Nirgends in den Morgenländern hat mir auf freiem Felde ein musikalisches Instrument so wohl gefallen als die Sackpfeife in Bulgarien; ich weiß nicht, ob es wegen der Kunst war, mit welcher man es allda zu traktieren weiß, oder weil die dortigen Melodien schon mehr nach dem Geschmack der Europäer sind als der Türken und Araber ihre.

Die morgenländischen Trommeln sind von verschiedener Figur und Größe. O ist die große türkische Trommel, Tabbel genannt. Diese wird horizontal gehalten und an dem einem Ende mit einem darzu geschnittenen Stücke Holz und an dem andern mit einer kleinen Schwangrute (nicht zusammengebundenen Rute) geschlagen. Sie gehört zu der Feldmusik der vornehmen Türken, ingleichen wird sie mit den übrigen Feldinstrumenten bei den Hochzeitsprozessionen in Kahira gebraucht. P ist ein breiter Reif, an der einen Seite mit einem ausgespannten Fell überzogen. Im Rande sind gemeiniglich dünne runde Scheiben von Metall, die auch etwas Geräusch machen, wenn diese Trommel unten mit der einen Hand in die Höhe gehalten und mit den Fingern der andern Hand geschlagen wird. Kein musikalisches Instrument wird wohl in der Türkei so viel gebraucht als dieses. Denn wenn die Weiber in ihrem Harem tanzen oder singen, so wird allezeit auf dieser Trommel der Takt darzu geschlagen. Sie heißt Doff. Q ist eine andere kleine Trommel. Der Boden derselben ist gemeiniglich von Holz, bisweilen aber auch von Kupfer. R ist die Abbildung einer Trommel, bei welcher ein Fell über einen von Tonerde gebrannten Topf, der eigentlich darzu von dieser Figur gemacht ist, gespannet wird. Diese wird unter einem Arm gehalten und mit der andern Hand geschlagen. Man nennet sie Durbekke. Einige Bettler in Jemen finden es für gut, ihre Gegenwart auf der Straße durch einen geistlichen Gesang anzuzeigen, worzu sie eine Trommel schlagen. Weil es aber unbequem ist, ein Instrument mit der einen Hand zu halten und mit der andern zu schlagen, so machen sie sich eine kleine Trommel von der Figur S und hängen an jede Seite derselben eine kleine Kugel. Wenn also die Maschine geschwind bei dem Handgriff herumgedrehet wird, so schlagen die Kugeln an beiden Seiten auf die Trommel, und der Bettler erreicht seine Ab-

sicht mit großer Bequemlichkeit. Ich erinnere mich, zu Basra Derwische von dem Orden Kalendar oder Karendal gesehen zu haben, die vor den Türen der Mohammedaner in ein großes Horn bliesen und dadurch zu erkennen gaben, daß sie Almosen verlangten. Die kleinen metallenen Teller (Kastagnetten), wovon die morgenländischen Tänzerinnen auf jeder Hand zwei nehmen, nämlich über den einen Finger und den Daumen, können in diesen Ländern auch mit zu den musikalischen Instrumenten gerechnet werden. Zu der Feldmusik hat man große Teller von ebenderselben Figur. Die Flöte oder die Orgelpfeifen, mit welchen man den Gott Pan zu malen pflegt, sah ich von Rohr und in den Händen eines Bauern zu Kahira. Das sogenannte Hackbrett sah ich bei einer türkischen Kammermusik zu Bagdad, wo es ebenso traktiert ward als bei uns. Eine Dame zu Alexandrien berührte die Saiten nicht mit kleinen Stöcken, sondern mit den Fingern, die sie zu dem Ende mit silbernen Nägeln gewaffnet hatte.

Es würde zwar einem ehrbaren Mohammedaner übel genommen werden, wenn er seine Geschicklichkeit im Tanzen zeigen wollte, aber ihre Weiber bemühen sich nicht nur, ihren Männern durch diese Kunst noch mehr zu gefallen, sondern auch, wenn sie nur bloß unter sich versammelt sind, so suchen sie sich darin vor andern hervorzutun. Ein Tripolitaner erzählte mir zu Kopenhagen, wie die Damen in seiner Vaterstadt sich bei Hochzeiten vergnügen, und ich glaube, es ist ebenso in der ganzen Türkei und in Arabien. Er war niemals ein Augenzeuge davon gewesen, aber seine Frau hatte ihm alles umständlich erzählt. Er sagte, bei einer so großen Versammlung unterstünde sich keine zu erscheinen, die nicht schön wäre oder wenigstens glaubte, recht schön und wohl gebildet zu sein und prächtige Kleider zu haben. Bei einer großen Hochzeit versammelten sich also wohl 50 der größten Schönheiten

aus der Stadt, alle auf das prächtigste gekleidet. Eine jede derselben bringt einige ihrer schönsten Mädgen oder Sklavinnen mit, die mit einem ganzen Kasten voll Kleider in einem andern Zimmer warten. Nachdem die Damen sich eine Zeitlang gesetzt haben und mit allerhand Erfrischungen bewirtet worden sind, kommen schöne Mädgens oder Sklavinnen, die die Gesellschaft sowohl mit Instrumenten als Vokalmusik vergnügen. Dann zeigt die vornehmste Dame ihre Geschicklichkeit im Tanzen, aber nur für eine kurze Zeit, sie geht darauf in das Nebenzimmer, um alle ihre Kleider bis auf die schönen, mit Gold oder Silber brodierten Pantoffeln zu verändern, nur der Kopfschmuck und die Armbänder, die gemeiniglich stark mit Juwelen besetzt sind, ausgenommen. Während der Zeit tanzen andere und verlassen auch die Gesellschaft, um ihre Kleider zu verwechseln, und so erscheint eine Dame an einem Abend bisweilen in 8 bis 10 verschiedenen Kleidern, wovon das eine noch kostbarer ist als das andere. Jede sucht die Bewunderung der übrigen auf sich zu ziehen, und es geschieht daher nicht selten, daß viele die Gesellschaft ganz mißvergnügt verlassen. Auch die Griechinnen verändern ihre Kleider bei einem Besuch. Ein Europäer zu Konstantinopel, der einmal seinen griechischen Freund besuchte, versicherte mich, daß dessen Frau innerhalb zwei Stunden ihre Kleider und besonders ihren Pelz mehr als fünfmal verwechselt hätte. Dies heißt, die Pracht recht übertreiben. Diejenigen Europäer, welche sich beschweren, daß ihre Frauen zu viel auf Kleider verwenden, können sich also wenigstens damit trösten, daß sie hierin noch weit von den Morgenländerinnen übertroffen werden.

Für Mannspersonen ist es bei Hochzeiten oder andern Zusammenkünften auch ein großes Vergnügen, Tänzerinnen zu sehen. Diese öffentlichen Tänzerinnen sind zu

Konstantinopel Tschingane oder Zigeuner, zu Kahira nennet man sie Ghasie. Sie leben von den übrigen Mohammedanern abgesondert und verheiraten sich überaus selten mit Fremden, wenn sie gleich Mohammedaner sind. Die Männer treiben gemeiniglich das Schmiedehandwerk, ihre jungen Weiber und die Mädgens aber tanzen und singen vor einer jeden Gesellschaft, die dafür bezahlt. Sie werden nur von einer Mannsperson begleitet, die auf dem Instrumente Semendsje spielt, und etwa noch von ein paar alten Weibern, die gleichsam die Aufsicht über ihre Aufführung haben sollen.

Man glaubt nicht, daß diese Tänzerinnen die tugendhaftesten unter den Mohammedanerinnen sind. Doch kann jeder Mohammedaner sie in sein Haus kommen lassen. Die morgenländischen Christen und die Europäer, welche verheiratet sind, können auch das Vergnügen haben, sie bei sich tanzen zu sehen, aber kein unverheirateter Europäer und also kein französischer Kaufmann; denn diese dürfen sich, wie bekannt, nach einem Befehl des Königs von Frankreich in der Levante nicht verheiraten. Wir mußten uns begnügen, sie auf öffentlicher Straße tanzen zu lassen, wenn wir sie nicht bei unsern verheirateten Freunden sehen konnten oder etwa in einem öffentlichen Hause außerhalb der Stadt antrafen.

Weil die Häuser vieler europäischer Kaufleute zu Kahira an der einen Seite des Kanals liegen, welcher durch die Stadt gehet, so haben die Ghasie von den Europäern in den wenigen Tagen ihren besten Gewinn, wenn der Kanal schon gereinigt, der Nil aber noch nicht so hoch gestiegen ist, daß der Damm in dem Kanal durchgestochen werden kann. Diese Zeit fiel kurz vor unserer Abreise nach der Wüste. Wir suchten uns die fürchterlichen Gedanken von unserer bevorstehenden Reise so viel möglich auch dadurch zu vertreiben, daß wir die eine oder die andere Ban-

de von diesen Tänzerinnen in dem trockenen Kanal, der zu dieser Zeit als eine Straße gebraucht ward, singen, tanzen und spielen ließen. Und ob wir gleich im Anfange kein großes Vergnügen hatten, diese Art Schauspiele zu sehen, weil die Instrumental- und Vokalmusik sehr schlecht ist und die Weiber allerhand, für ein ehrbares Auge unanständige Stellungen machten; ob wir gleich sie alle häßlich fanden, weil ihre gelb gefärbten Hände und blutroten Nägel, die schwarzen oder blauen Zierate im Gesicht, auf den Armen und der Brust, die großen Ringe um die Füße, in den Ohren und in der Nase, die viele Pomade in ihren Haaren, die man weit riechen konnte usf. gar nicht nach unserm Geschmack waren und fast keine einzige unter ihnen eine angenehme Stimme hatte, so glaubten wir doch endlich, weil wir nichts Besseres hörten oder sahen, daß die eine oder die andere sehr hübsch sänge, ja daß sie sogar schön wäre, und zuletzt hörten und sahen wir sie ebenso gerne wie in Europa die besten Sänger und Tänzerinnen. Ihre Oberkleider sind von den Kleidern der gemeinen Ägypterinnen nicht verschieden. Aber beim Tanzen schlagen sie das lange und schmale Tuch über den Kopf zurück und legen das Oberkleid beiseite, um in den Unterkleidern des türkischen Frauenzimmers zu erscheinen, nämlich mit einem weißen Hemde über langen und weiten Beinkleidern, mit einer Juppe, die vorne meistenteils offen ist, und über dieser mit einem Gürtel mit zwei großen Buckeln, die bisweilen von Silber sind. Die Tschingane zu Konstantinopel tanzen nach der Beschreibung, welche man mir davon gemacht hat, auf ebendie Art wie die Ghasie in Ägypten. In einigen Weinhäusern der Griechen zu Galata, die oft von liederlichen Türken besucht werden, sah ich auch Knaben tanzen, die nach einer besondern Art angekleidet waren. Solche Christen, die den Mohammedanern zu dergleichen Vergnügen und dem daraus erfolgenden

Laster mit ihren eigenen unschuldigen Glaubensgenossen Gelegenheit geben, verdienen gewiß, noch weit unter die Klasse der Zigeuner gesetzt zu werden.

Sonst haben die verschiedenen morgenländischen christlichen Nationen auch verschiedene Tänze und gewisse Manieren im Spielen, so wie die Engländer, Franzosen, Deutschen, Polen usf. Ich erinnere mich, einmal die Jakobiten und Nestorianer zu Mosul an einem Festtage in einem geschlossenen Kreise tanzen gesehen zu haben. Die Griechen tanzen auch zwar in der Rundung, indem jeder seinen Nachbarn anfasset. Allein der Kreis ist gemeiniglich offen, und eine Person von den Tanzenden kann als Vortänzer angesehen werden. Keine morgenländische Nation tanzt so gerne als die griechische, und ihr Tanz ist artig genug, vornehmlich wenn er bloß von hübschen Griechinnen aufgeführt wird. Die Walachen und Bulgaren haben auch ihre besonderen Tänze, sie gefielen mir aber nicht so gut als der Griechen ihre.

Weil die Türken gar nicht tanzen, so glaubt man vielleicht, daß auch die Europäer zu Konstantinopel sich darnach richten; allein es scheint, daß diese verlangen, die Mohammedaner sollen alle unsere Sitten und Gebräuche durchaus gut finden. Sie leben in ihren Häusern völlig ebenso wie in der Christenheit. Man hat zu Pera zwar keine Opern und Komödien, aber an Bällen und Maskeraden fehlet es nicht, vornehmlich in der Zeit des Karnevals. Alsdann lebt man vortrefflich. Aber ich glaube doch, es wäre besser, wenn die Europäer sich in diesen Ländern alles dessen enthielten, was die Mohammedaner verabscheuen; denn weil diese von ihrer Nation niemand tanzen sehen als nur die allerschlechtesten Leute, so kann man sich gar nicht darüber verwundern, wenn sie uns mit diesen vergleichen. Ich habe sie deswegen zu verschiedenen Malen sehr schlecht von den Europäern und besonders

von der Freiheit unseres Frauenzimmers reden hören, gegen welche sie gewiß mehr Respekt gehabt haben würden, wenn sie nichts von ihrem Tanzen in öffentlicher Gesellschaft mit fremden Mannspersonen gehört hätten. In Ansehung der Maskeraden will ich noch einer kleinen Anekdote erwähnen, die mir in den Morgenländern erzählt worden ist. Ein aus Europa zurückkommender Türk ward nach den Merkwürdigkeiten gefragt, die er in der Christenheit gesehen hätte. Zu Venedig, antwortete er, wird der größte Teil Einwohner in einer gewissen Jahreszeit närrisch, sie laufen verkleidet auf den Gassen herum, und diese Raserei wird endlich so groß, daß die Geistlichkeit sie hemmen muß. Hierunter sind große Beschwörer. Diese lassen die Leute an einem gewissen Tage (am Aschermittwoch) in die Kirche kommen, und sobald sie ihnen nur ein wenig Asche auf die Köpfe gestreuet haben, so werden alle Einwohner wieder vernünftig, und jeder treibt seine Hantierung wie zuvor.

Weil die weiblichen Anverwandten eines verstorbenen Mohammedaners glauben, daß sie allein nicht hinlänglich sind, den Tod ihres Freundes zu beweinen, oder weil es für sie allein zu beschwerlich sein würde, beständig zu heulen, so werden darzu gemeiniglich einige Weiber gemietet, die das Handwerk zu weinen verstehen. Diese machen dann ein jämmerliches Geschrei von dem Augenblick an, da einer gestorben ist, bis man ihn zum Grabe gebracht hat. Für diese ist es eine sehr gute Gewohnheit, daß die Weiber öffentlich nicht anders als mit bedecktem Angesicht erscheinen; denn so kann man es nicht bemerken, wenn etwa keine Tränen erfolgen. Ebenso wie man in Europa eine gewisse Zeit zu der tiefen oder halben Trauer bestimmt, um seine Betrübnis äußerlich zu erkennen zu geben, so muß man auch in den Morgenländern wissen, wie viele Tage und zu welcher Zeit des Tages eine Frauensperson

den Tod ihres Anverwandten zu Hause, in einer Moschee oder auf dem Grabe beweinen soll. Es ist daher nicht ungewöhnlich, in diesen Ländern einige Weiber zu einer gewissen Stunde an gewissen Tagen in der Woche munter durch die Straße bis zu dem Grabe ihres Anverwandten oder zu einer Moschee gehen zu sehen, und sobald sie sich an einem gewissen Platz gesetzt haben, eine ganze Stunde lang weinen und schreien zu hören und sie nachher wieder ohne einiges Zeichen der Betrübnis weggehen zu sehen. Aber diese Zeremonie wird nur bloß von Weibern beobachtet. Die Männer sind in diesem Stücke so wenig Heuchler, daß sie jene bisweilen erinnern, vernünftig zu sein, wenn sie ein gar zu starkes Geschrei machen. Nicht nur die Weiber der Mohammedaner beweinen ihre Toten, sondern auch der morgenländischen Christen ihre, und diese mieten bisweilen gleichfalls Klageweiber.

Schauspiele wird man in Ägypten vielleicht nicht vermuten; indes war zu Kahira wirklich eine starke Bande Komödianten, die aus Mohammedanern, Christen und Juden bestand. Ihr Aufzug war so beschaffen, daß man bloß daraus schon abnehmen konnte, daß dergleichen Leute in diesen Ländern wenig verdienen. Sie kamen zu einem jeden, der ihnen nur einigermaßen etwas bezahlen wollte, ins Haus. Der freie Hofplatz war ihre Schaubühne, und bloß in einer Ecke hatten sie einen Schirm, hinter welchem sie sich umkleideten. Weil auch einige Europäer, die schon viele Jahre in Ägypten gewesen waren, niemals ein arabisches Schauspiel gesehen hatten, so ward man mit diesen Komödianten einig, daß sie ihr Stück in dem Hause eines verheirateten Italieners aufführen sollten. Allein weder die Musik noch die Akteure waren nach unserm Geschmack. Ich verstand zu der Zeit noch nicht genug Arabisch und hielt es auch nicht der Mühe wert, mir den Inhalt des Stückes vollständig erklären zu lassen, weil alles

wirklich sehr schlecht war. Indes war darin die Hauptperson eine Araberin (eigentlich ein Kerl in Weibskleidern, der Mühe hatte, seinen großen Bart zu bedecken), die alle Vorbeireisenden überredete, in ihr Zelt abzutreten, und nachdem sie den Fremden ihr bei sich habendes Vermögen mit der höflichsten Manier abgelockt hatte, so ließ sie sie prügeln und fortjagen. Sie hatte schon verschiedene geplündert, und es schien, daß noch eine ganze Reihe nachfolgen würde. Ein junger französischer Kaufmann ward überdrüssig, diese Possen länger anzusehen. Und da erst einer anfing, seinen Unwillen über diese schlechte Bande zu bezeigen, so wollten auch verschiedene von den übrigen keinen schlechtern Geschmack haben, sondern befahlen den Komödianten aufzuhören, wie das Stück vielleicht kaum halb geendigt war.

Marionetten sind zu Kahira mehr gebräuchlich. Ich sah zu verschiedenen Malen ein solches kleines Schauspiel mitten auf der Straße. Die Schaubühne war ein Kasten von der Figur T auf der Seite 196 und nicht größer, als daß sie von einer Person bequem getragen werden konnte. Man sieht also, daß sie nach einem viel kleineren Maßstabe entworfen ist, als derjenige war, nach welchem ich die musikalischen Instrumente gezeichnet habe. Hinter oder vielmehr in diesen Kasten setzte sich der Komödiant so, daß er durch die Löcher in dem Brette *a* sowohl seinen Schauplatz als seine Zuschauer sehen konnte, ohne von jemandem gesehen zu werden. Dann ließ er seine Puppen durch die Löcher *b* auf den Schauplatz treten, bewegte sie auf Eisendraht mit seinen Händen vorwärts, rückwärts und in der Mitte auch seitenwärts, wie er es für gut befand. Wenn die Puppen miteinander reden sollten, so würde es nicht wohl gepaßt haben, wenn der Komödiant seine natürliche Stimme darzu gebraucht hätte. Er redete deswegen ganz fein, vermittelst einer Maschine, die er in den Mund nahm, und

alles dies war artig genug, wenn nur die Stücke, welche er vorstellte, besser gewesen wären. Aber im Anfang machten seine Puppen viele Komplimente, nach und nach gerieten sie in einen Streit, und dann endigte sich das Stück mit Prügeleien. Schattenspiele an der Wand sind in den morgenländischen Städten viel gebräuchlich. Ich habe bei diesen nicht gerne gegenwärtig sein wollen, weil die Kleidung und die Sitten der Europäer daselbst gemeiniglich auf das lächerlichste vorgestellt werden.

Unter den kleinen Künstlern, welche auf den Straßen zu Kahira herumlaufen, sah ich einen mit einem steinernen, sogenannten Markschreierbrunnen *(Fons intermittens)*, der eine gewisse Zeit fließt, dann aufhört und hernach wiederum anfängt zu laufen. Da er die Beschaffenheit seiner Maschine kannte, so kommandierte er dem Wasser zu laufen oder aufzuhören, wie die Umstände es erforderten, und dafür gab ihm der Pöbel eine Kleinigkeit, womit er, obgleich kümmerlich, sein Leben erhalten konnte. Ein anderer warf Staub in einen Topf mit Wasser und nahm ihn trocken wieder heraus. Ein anderer hatte einen Becher mit zwei Boden und einem Deckel. In dem obersten hatte er ein Ei und in dem untersten zwei junge Hühnlein. Nach einer langen Rede und vielen Gaukelpossen blies er auf eine große Schnecke, nahm zuerst den Deckel weg und zeigte das Ei. Nachdem er andere Possen gemacht hatte, nahm er den obersten Becher mit dem Deckel weg und zeigte die Verwandelung des Eies in zwei junge Hühner. Diese Leute locken zwar dem Pöbel das Geld aus dem Beutel, sie verlangen aber keine Bezahlung vorher, sondern überlassen es einem jeden am Ende ihres Spiels, ob er ihnen etwas bezahlen will oder nicht.

Die Affen ernähren auch einige Menschen in Ägypten. Diese sind alle von der Art, welche man in Jemen häufig wild in den Wäldern herumlaufen sieht, weil diese am be-

sten geschickt sind, etwas zu lernen. Andere lassen Schlangen tanzen. Dies wird manchem, der die natürliche Neigung dieser Tiere nicht kennet, unglaublich vorkommen; allein gewisse Arten Schlangen scheinen die Musik zu lieben, sie heben ihren Kopf in die Höhe, wenn sie eine Trommel hören, und diese ihre natürliche Neigung, den obersten Teil ihres Leibes in die Höhe zu heben und einige Wendungen zu machen, nennet man tanzen. Es ist ebenso leicht, die Affen tanzen zu lehren. Ein Hauptmann im Dienste der engländischen ostindischen Handlungsgesellschaft versicherte mich, daß er auf der Coromandelküste große und prächtige Pagoden angetroffen hätte, in welchen, von den heidnischen Einwohnern ungestört, Affen wohnten, daß er einigemal seine Tambours mit sich in diese alten, von Menschen verlassenen Tempel genommen hätte und daß unter einigen hundert Affen bisweilen die Mutter mit ihren Kindern auf den Armen aus ihren Löchern hervorgekommen wären und getanzt hätten. Weil die lange morgenländische Kleidung sich nicht wohl für einen Affen schickt, da er die meiste Zeit auf allen vieren geht, so kleidet man in Ägypten die zum Tanz abgerichteten Affen oftmals nach europäischer Art. Dies gibt dem gemeinen Mohammedaner Anlaß, uns mit diesen Tieren zu vergleichen, vornehmlich wenn er einen wohlgeputzten Europäer mit bloßem Kopfe und einem horizontal hängenden Degen sieht, der ihm, so wie dem Affen der Schwanz, hinten zwischen den Kleidern heraussteckt.

Altertümer in Ägypten

Von den ägyptischen Altertümern fällt nichts so sehr in die Augen als die Pyramiden, wovon die nächsten schräg gegenüber Kahira, nämlich an der Westseite des Nils und auf dem ersten Hügel an dieser Seite des Flusses liegen. Kein Europäer, der bis Kahira gekommen ist, reiset gerne aus Ägypten, ohne diese erstaunlichen Werke in der Nähe betrachtet zu haben. Sie sind daher schon von vielen Reisenden umständlich beschrieben worden, doch ist es vielleicht nicht überflüssig, wenn auch ich meine Beobachtungen hier anführe.

Als ich die Pyramiden das erste Mal besuchen wollte, ritt ich mit den zu Kahira sich aufhaltenden Europäern, welche zu Dsjise eine Sommerwohnung hatten, auf die Jagd und kam bis zu einer Brücke über einen ansehnlichen Arm des Nils auf dem Wege zwischen Dsjise und den Pyramiden. Die ganze Gesellschaft kehrte von hier wieder zurück, nur Herr Forskål entschloß sich, mich bis zu den Pyramiden zu begleiten. Wir beide nahmen zwei Beduinen zu Geleitsmännern, die wir nicht weiter kannten, als daß wir sie bei der erwähnten Brücke antrafen. Sie waren zu Pferde, und wir ritten ganz demütig auf Eseln. Ich hatte mein Astrolabium mitgenommen, um davon gelegentlich Gebrauch zu machen.

Es würde hier leicht gewesen sein, die Höhe der Pyramide zu bestimmen, wenn ich nur in einem Standpunkt

die Höhe ihrer Spitze hätte nehmen können. Aber wir sahen einen Araber in vollem Galopp auf uns zukommen, und wir, die noch nicht gewohnt waren, mit herumstreifenden Arabern umzugehen, hielten es für ratsam, das Instrument gleich einzupacken. Dieser Araber war der Sohn eines Schechs und, wie es schien, vornehmer als unsere beiden Begleiter. Er fragte ganz höflich, warum wir in dieser abgelegenen Gegend ganz allein wären? Und da er hierauf Antwort erhalten hatte, offerierte er sich, uns zu den Pyramiden und allenthalben, wo wir nur hinwollten, zu begleiten. Wir verbaten sein Anerbieten, weil wir nicht glaubten, mehrere Begleiter nötig zu haben. Aber er wollte bei uns bleiben und antwortete nun ziemlich ernstlich, wir würden es ihm nicht verbieten können, mit uns zu reiten, doch versicherte er, daß er uns in keinem Stücke hinderlich sein wollte. Wir ritten hierauf weiter nach den Pyramiden. Als wir hinter einen kleinen Hügel gekommen waren, gefiel es diesem jungen Herren, seine Lanze vor Herrn Forskål in die Erde zu stecken und ihm zu verbieten weiterzugehen, ohne ihm ein Trinkgeld zu geben. Dieser weigerte sich, ihm weder etwas zu geben noch zu versprechen. Indessen waren wir auf unsern Eseln und unbewaffnet zu schwach, uns gegen den Schech zu verteidigen, vornehmlich da wir uns nicht auf unsere Geleitsmänner verlassen konnten. Ich ritt hierauf geschwinde auf den Hügel und rief Forskål zu, daß in der Ebene Leute auf dem Felde arbeiteten. Sobald der Schech dies merkte, ward er wieder ganz höflich. Doch wollten wir nicht weiterreiten, sondern kehrten zurück bis zu einem Dorfe, etwa eine halbe deutsche Meile von Dsjise, wohin die Araber uns zu begleiten versprochen hatten, und auf diesem Wege war der junge Schech bisweilen sehr übermütig, indessen mußten wir Geduld haben. Beim Abschiede verlangte der junge Araber nochmals, daß wir ihm ein Trinkgeld geben

sollten, und würde vielleicht mit wenigem zufrieden gewesen sein, aber Forskål hatte sich fest vorgenommen, ihm gar nichts zu geben. Als er in der Güte nichts erhalten konnte, griff er meinem Reisegefährten nach dem Kopf und nahm ihm seinen Turban. Mein Freund verhielt sich dabei vortrefflich. Er blieb ganz kaltsinnig und sagte zu den beiden andern Arabern: «Ihr Beduinen, man glaubt in unsern Ländern, daß die Franken unter eurem Schutz jederzeit sicher sind. Ich habe mich unter den eurigen begeben. Wenn ihr es also erlaubt, daß euer Bekannter mich plündert, so werde ich es meinen Landsleuten erzählen, daß bei euch keine Treue und Glauben anzutreffen ist.» Hiedurch ward die Ehrbegierde der beiden Araber so rege, daß sie den dritten nötigten, den Turban gleich wieder zurückzugeben. Nun wandte der junge Schech sich zu mir, und ich wollte ihm auch nichts geben. Er griff hierauf nach dem Astrolabio, welches ich vor mir auf meinem Esel hielt. Ich war dabei nicht so kaltsinnig, als Forskål gewesen war, sondern ergriff sein großes Tuch, welches er um sich gewunden hatte, und da er seinem Pferde in die Seite stieß, ohne den Zügel zu halten, so ging es fort, und der Araber fiel zur Erde. Dies hätte mich in große Gefahr bringen können; denn der junge Herr hielt es für einen so großen Schimpf, daß er, in Gegenwart vieler Bauern, die sich nach und nach um uns versammelt hatten, durch einen Christen vom Pferde geworfen war, daß er sogleich eins von seinen Pistolen holte und es mir auf die Brust setzte. Ich kann nicht leugnen, daß ich in dem ersten Anlauf glaubte, dem Tode nahe zu sein. Aber das Gewehr war vermutlich nicht geladen. Die andern Araber suchten ihn zu besänftigen, und ich befriedigte ihn endlich ganz mit einem halben Speziestaler. Bei unserer Zurückkunft nach Dsjise wurden wir ausgelacht. Man hatte es vorher gesagt, daß wir uns nicht auf die Beduinen verlassen

könnten, ja daß wir sogar geplündert werden würden. Aber hätten wir auch dem dritten Araber gleich von Anfang an nur etwas zu bezahlen versprochen, so glaube ich gewiß, wir würden diese Reise nach den Pyramiden mit aller Sicherheit haben machen können. Die Araber sind nicht so fürchterlich, als wir Europäer sie gemeiniglich finden, bevor wir ihre Denkungsart kennen und ihre Sprache reden können.

Über den vorher erwähnten Arm des Nils zwischen Dsjise und den Pyramiden sind zwei schöne Brücken, die eine 60 und die andere 50 doppelte Schritte lang. Jede Brücke hat 10 Bogen, aber davon waren 9 entweder zum Teil mit Erde angefüllt, oder sie hatten eine Mauer von einer gewissen Höhe, damit das Wasser bei dem Anwachs des Nils nicht zu geschwinde hindurchdringen und, wenn es bis auf die bestimmte Höhe gefallen ist, sich nicht weiter zurückziehen möge. An beiden Seiten und zwischen den Brücken ist ein teils von gebrannten, teils von gehauenen Steinen gemauerter Damm bei 1500 doppelte Schritte lang. Dies Werk scheinet von den Mohammedanern gebauet zu sein. Es ist wenigstens von ihnen erneuert worden; denn man sieht an den Brücken große Inschriften mit den neuern arabischen Buchstaben.

Nachher reiseten wir noch einmal in Gesellschaft von verschiedenen Kaufleuten nach den Pyramiden. Herr Meynard, ein französischer Kaufmann, der schon viele Jahre in Ägypten und oft bei den Pyramiden gewesen war, war unser Anführer und verschaffte uns alle Sicherheit, die wir nur erwarten konnten. Doch ward einer aus unsrer großen Gesellschaft geplündert. Dieser war ein neu angekommener Italiener. Unter unsern vielen arabischen Bedienten und Eseltreibern hatten sich bei den Pyramiden auch viele Araber aus den Dörfern und einige in dieser Gegend sich aufhaltende Beduinen gemischt. Als wir uns

auskleideten, um in die Pyramiden zu gehen, gab jeder seine Kleider seinem eigenen oder einem bekannten Bedienten, der erwähnte Italiener aber hatte die seinigen dem nächsten dienstfertigen Araber gegeben, und dieser hatte sich damit entfernt. Überdies fehlte bei unserer Abreise dem einen noch ein Pistol, dem andern ein Pantoffel usf. Ich möchte aber deswegen die Araber überhaupt noch nicht Räuber nennen, obgleich andere Reisende vielleicht nicht mehr Ursache gehabt haben, ihnen einen solchen Namen beizulegen. Sie taten weiter nichts, als was auch bei einem Auflauf des europäischen Pöbels zu geschehen pflegt. Herr Baurenfeind zeichnete heute die Kleidung der Araber dieser Gegend auf der Seite 216.

Auf dieser Reise war meine vornehmste Absicht, die Höhe der beiden größten Pyramiden zu bestimmen. Allein wenn man nur wenig Zeit hat, solche erstaunlichen Gebäude zu betrachten, und mit Leuten umgeben ist, die man für Räuber hält, so wählt man nicht immer den kürzesten und sichersten Weg, und meine Messung ist daher nicht so genau, als ich wohl wünschte.

Die Steinart, wovon die beiden großen Pyramiden gebauet sind, und der Felsen, worauf sie stehen, ist gar nicht verschieden, sondern alles ist ein weicher Kalkstein. Also ist wohl kein Zweifel, daß man die Steine zu diesen Pyramiden in der Nähe und vielleicht rund um den Sphinx genommen habe; denn dieser scheint gänzlich aus dem Felsen gehauen zu sein, und der Felsen um die zweite Pyramide ist nicht nur eben gemacht, sondern man hat auch einen Teil davon zu der Pyramide selbst stehen lassen. Um die erstaunliche Arbeit und Kosten, welche zu diesen Gebäuden oder zu den von gehauenen Steinen gebaueten Bergen haben angewendet werden müssen, noch zu vergrößern, haben einige geglaubt daß sie mit Marmor bedeckt gewesen sind. Aber dies ist wenigstens bei der zweiten Pyrami-



Abbildung der Araber in Egÿpten.

de ganz falsch. Noch jetzt sieht man oben um die Spitze dieses Gebäudes einen ziemlichen Teil seines Daches, und obgleich dieses in der Ferne, besonders wenn die Sonne darauf fällt, annoch glatt und von einem härtern Stein zu sein scheinet, so ist es doch von ebendem weichen Kalkstein, wovon das übrige der Pyramiden gebauet worden. Ich bin, bloß um dies zu untersuchen, auf diese Pyramide bis an das Dach geklettert und habe davon Stücke mit zurückgebracht, eine Mühe, die sich vielleicht noch kein Europäer gegeben hat, weil die Reisenden gemeiniglich nur auf die erste Pyramide zusteigen und die zweite nicht zu achten pflegen, da sie auf selbiger nicht bis zu der Spitze kommen können. Bei diesem Gebäude scheinet die letzte Arbeit des Baumeisters gewesen zu sein, alle Steine, die nur etwas hervorragten, abzuhauen und also die vier Seiten von der Spitze bis zur Erde völlig eben zu machen. Das glatte Dach konnte alsdann der Zeit viel besser widerstehen, als wenn die Steine auswärts treppenweis übereinander lagen. Indessen ist auch schon der größte Teil des Daches dieser Pyramide ausgewittert und heruntergefallen oder vom Winde weggeführt worden. Man kann hieraus schließen, daß auch die Pyramiden dereinst bloß durch die Zeit werden ruiniert werden. Allein bis zur gänzlichen Zerstörung dieser erstaunlichen Werke werden noch viele tausend Jahre erfordert, wenn sie bloß der Zeit überlassen wird.

Bei der dritten Pyramide, welche gleichfalls von Kalkstein gebauet ist, liegt noch eine Menge Granitsteine. Hieraus könnte man vermuten, daß selbige ehmals zum Teil mit diesem Stein bedeckt gewesen sei, wie die ältern Geschichtsschreiber bemerkt haben. Ich habe aber in der kurzen Zeit, welche mir übrig war, dies Gebäude zu sehen, keinen Beweis finden können, daß nur eine einzige Lage von den äußern Steinen gänzlich von Granit gewesen sei.

Doch habe ich an derselben hin und wieder zwischen den Kalksteinen auch große Granitsteine gesehen, und diese waren nicht schräg abgehauen wie das Dach auf der zweiten Pyramide.

Man würde mit der alten Geschichte dieses merkwürdigen Landes viel besser bekannt sein, wenn man die Schriften der ehmaligen Einwohner lesen könnte; denn kein Land in der Welt hat so viele Denkmäler mit alten Schriften als Ägypten. Aber der Fleiß der alten Einwohner dieses Landes, ihre Nachrichten in harten Steinen gleichsam für die Ewigkeit aufzuzeichnen, nutzet uns sehr wenig, weil wir sie nicht verstehen.

Um eine so vollständige Sammlung hieroglyphischer Schriften zu erhalten, daß man eine Erklärung derselben von den Gelehrten erwarten könnte, müßte ein Reisender sich eine lange Zeit in Oberägypten aufhalten und daselbst alle vollständigen (nicht zerstümmelten) Inschriften, deren ich sehr viele an den alten Tempeln vermute, kopieren. In den Mumiengräbern bei Sakkara könnte er auch viele Arbeit finden. Wer weiß, ob man nicht das Glück haben könnte, in diesen trockenen, unterirdischen Wohnungen der Toten außer den Mumien und Töpfen mit alten Schriften noch andere Merkwürdigkeiten und sogar Bücher zu finden. Welcher Europäer hat sich bisher wohl entschließen können, sich viele Mühe zu geben, um die Freundschaft der gemeinen Araber zu gewinnen und mit ihnen alles selbst nach Bequemlichkeit nachzusuchen? Ein jeder eilet gemeiniglich, wieder nach Kahira zurückzukommen, wenn er nicht alles, was er wünscht, sogleich für Geld bekommen kann. Die Reisenden scheinen sich bisher auch mehr um die Figur und Lage der Steine als um die Inschriften, welche man auf ihnen findet, bekümmert zu haben. Die meisten beschweren sich schon über die Verdrießlichkeiten, welche sie gehabt haben, um nur Ruinen

abzuzeichnen, und hierzu wird doch nicht so viel Zeit erfordert als zu den hieroglyphischen Schriften, bei welchen man auch auf jeden kleinen Strich aufmerksam sein muß, wenn man sie den untersuchenden Gelehrten als genaue Abschriften vorlegen will. Die viele Mühe und Verdrießlichkeit, welche man in Ägypten bei dergleichen Arbeit erwarten muß, hätte auch mich fast abgeschreckt, Hieroglyphen und hieroglyphische Schriften zu zeichnen, vornehmlich da Kahira nicht der Ort ist, wo man eine große Menge derselben erwarten kann, und weil die Untersuchung der Altertümer nicht eigentlich mir aufgetragen war. Allein, da ich einen Grundriß von dieser Stadt machte und einige hieroglyphische Inschriften zu verschiedenen Malen sah, so entschloß ich mich, diese zu meinem eigenen Vergnügen zu kopieren. Zu der ersten Inschrift brauchte ich viel Zeit, weil mir die Zeichen noch alle unbekannt waren. Bei der zweiten hatte ich schon nicht so viele Mühe, und zuletzt ward ich mit den hieroglyphischen Zeichen so bekannt, daß ich sie wie eine griechische oder kufische Inschrift abschreiben konnte.

Die größte hieroglyphische Inschrift, welche ich in Ägypten gesehen habe, steht auf einem großen Kasten von schwarzen Granit an der Moschee Teilun bei Kalla el kebsch und ist auf der Seite 220 abgeschrieben. Dieser Kasten ist ohngefähr 7 Fuß lang und an dem obersten Ende breiter als unten. Man kann daher vermuten, daß er einem vornehmen Ägypter zum Sarge gedient habe. Er steht in einer Nische. Deswegen kann man nur die Inschriften an der vordersten Seite sehen, indessen sind wahrscheinlich auch die übrigen Seiten beschrieben. Sogar inwendig waren Schriften; aber diese hatte man mit Kalk bedeckt, weil der Kasten jetzt als ein Trog gebraucht wird, woraus man das Vieh tränket.

Einige Griechen, die in Ägypten waren, als die Gelehr-



Hieroglyphen *auf einem Kasten*



tzen Granit bey Kallá el Käbſch in Káhira.

ten dieses Landes die hieroglyphischen Schriften noch lesen konnten, haben zwar die Bedeutung einiger Figuren aufgezeichnet, ich weiß aber nicht, ob dies zur Erklärung der eigentlichen hieroglyphischen Schrift dienen könne. Sie bemerkten, so wie einige neuere Reisende, bloß die großen Figuren, welche ihnen zuerst in die Augen fielen, und diese gehören meiner Meinung nach gar nicht zu der Schrift der alten Ägypter. Sie scheinen Sinnbilder zu sein, welche bloß gewisse Personen oder Begebenheiten vorstellen sollen. Ich glaube, dies ist aus den meisten Inschriften, welche man noch jetzt findet, ganz deutlich. In der erwähnten Inschrift auf dem Kasten bei Kalla el kebsch bemerkt man drei solche Figuren und über denselben einige kleinere Zeichen. Letztere nenne ich die hieroglyphische Schrift und vermute, daß sie die großen Figuren erklären. Aus dieser Tabelle bemerkt man weiter, daß die Ägypter ihre Schriftzüge, wenn ich es so nennen darf, beides recht und verkehrt geschrieben haben, zum Beispiel die Vögel, welche auf der einen Seite zur Rechten sehen, halten ihre Köpfe auf der andern Seite zur Linken. Es ist auch merkwürdig, daß einige perpendikulare Linien sich fast gleich sind, nur daß die Figuren auf erwähnte Art verkehrt stehen. Man sollte daher fast vermuten, daß die alten Ägypter verschiedene Inschriften einerlei Inhalts auf einen Stein gehauen haben, damit noch die eine leserlich bliebe, wenn etwa die andere schadhaft werden sollte. Doch ich übergebe den Gelehrten hier die Abbildung der ganzen Seite dieses Kastens und überlasse es ihnen, sie zu erklären.

Damit man eben nicht glaube, daß es mir nicht viele Mühe gekostet habe, so viele Hieroglyphen zu sammeln, als ich hier liefere, so will ich die Schwierigkeiten kürzlich anzeigen, welche ich bei der Zeichnung dieser Tabelle angetroffen habe. Ich glaubte, eine solche Arbeit am sichersten in der Gesellschaft eines mohammedanischen Gelehr-

ten unternehmen zu können, und ritt mit einem Mulla nach Kalla el kebsch. Weil der Kasten an einer Straße steht, wo beständig viele Leute passieren, so hatte ich bald eine Menge Zuschauer, aber keiner sagte mir ein böses Wort, sie wunderten sich vielmehr über die Neubegierde der Europäer, vornehmlich darüber, daß ich alle Figuren ebenso nachzeichnen konnte, wie sie auf dem Kasten stunden, und dies bloß mit einem Stock (Bleifeder), ohne ihn in Tinte zu tauchen. Kaum war ich mit dem vierten Teil der Inschrift fertig, so kam ein Saradsj. Diese Leute sind gemeine Gerichtsbediente der Beys, die sich in Gegenwart des Pöbels gerne ein großes Ansehen zu geben suchen, besonders wenn sie einen Juden oder Christen insultieren können; denn diese dürfen die Mohammedaner nicht wieder schimpfen oder schlagen, und wenn sie auch von ihnen gemißhandelt werden. Ich weiß nicht, ob dieser Saradsj in dem Quartier Ordnung halten sollte und es nicht leiden konnte, daß sich so viele Leute versammelt hatten, oder ob er seine Größe vor dieser Menge Zuschauer zeigen wollte. Kurz, er sagte mir Grobheiten, und mein Mulla glaubte, wir müßten vor diesmal wieder zurückkehren, oder ich würde Schläge bekommen. Wir setzten uns also auf unsere Esel und ritten wieder zurück, aber ich war sehr gegen den Saradsj aufgebracht, ich wollte mich erkundigen, wer sein Herr wäre, und mich bei demselben beschweren. Mein Freund, der Mulla, welcher diese Leute besser kannte als ich, widerriet dieses und besänftigte mich endlich durch Gleichnisse, da er durch Vorstellungen nichts hätte ausrichten können. Kannst du es einem Hunde verbieten, sagte er, daß er dich anbellet? Oder wenn du von einem Esel geschlagen worden bist, macht es dir Ehre, oder bist du damit gebessert, wenn du ihn wieder schlägst? Du kannst ein andermal zurückkommen und in der Stille alles abzeichnen, was du verlangest. Nach eini-

gen Tagen ging ich mit meinem Freunde wieder nach Kalla el kebsch und bezahlte einem Saradsj aus diesem Quartier eine Kleinigkeit, daß er mich gegen seine Kameraden schützen sollte. Ich bekam abermals viele Zuschauer, und unter diesen war wieder ein Saradsj, welcher mich fragte, wer mir Erlaubnis gegeben hätte, die Schriften auf dem Kasten zu kopieren? Mein Saradsj antwortete, sein Herr hätte es mir erlaubt. Aber, sagte der andere, mein Herr will es ihm nicht erlauben. Wir gingen wieder nach Hause. Einige Tage nachher kam ich zum drittenmal. Ich war noch nicht völlig fertig, als ein Imam in einem Gebäude bei der Moschee mich bemerkte und anfing, Lärm zu machen. Jetzt hielt ich es nicht der Mühe wert, mir noch mehrere Verdrießlichkeiten zuzuziehen, sondern eilete nach Hause. Ich erhielt also die ganze Inschrift bis auf einige wenige Zeichen, ohne daß es mich viel Geld kostete. Hätte ich mich gleich von Anfang an den Vorsteher der Moschee oder einen Bey gewandt, so hätte ich gegen ein ansehnliches Geschenk vielleicht Freiheit erhalten können, alles nach Bequemlichkeit zu zeichnen, vielleicht wäre mir auch gänzlich verboten worden, nur das geringste davon abzuzeichnen. Es ist daher für einen in den Morgenländern reisenden Europäer jederzeit am besten, wenn er seine Beobachtungen machen kann, ohne mit den vornehmen Mohammedanern bekannt zu werden. Aber dazu wird ein gewisser Mut und Kaltsinn erfordert. Hätte ich mich gleich durch den ersten Saradsj abschrecken lassen, so würden meine Leser nur wenige Inschriften und andere Zeichnungen durch mich erhalten haben. Man muß in den Morgenländern bei Abzeichnung der Altertümer oft Hindernisse erwarten. Aber sie sind eben nicht gefährlich, und deswegen muß man sie nicht achten, wenn man nur seinen Endzweck erreichen kann.

Reise von Kahira nach Suez und dem Berge Sinai

August 1762

Arabien und vornehmlich der südlichste Teil dieser Halbinsel war das eigentliche Ziel unserer Reise. Aber uns Christen ist es nicht erlaubt, mit den Pilgrimen zu Lande von Kahira nach Mekka zu reisen, um dahin zu kommen; wir mußten die Jahreszeit abwarten, da die Schiffe von Suez nach Dsjidda abgehen. Wir konnten nicht einmal die Reise nach dem Berge Sinai antreten, um den Dsjebbel el mokatteb oder den Berg der Inschriften, wovon man in den letzten Jahren in Europa so viel geredet und geschrieben hat, aufzusuchen. Während dem ganzen Sommer war Krieg zwischen den Kahirinern und einem kleinen Stamm Araber in der Gegend von Tor. Es war nämlich eins von den Schiffen, die die Kahiriner jährlich mit Korn beladen von Suez nach Dsjidda abschicken, bis nach dem erwähnten Hafen gekommen, um wie gewöhnlich Wasser einzunehmen, weil dies hier nicht nur sehr gut, sondern auch in der Nähe und fast umsonst zu bekommen ist, anstatt daß man das schlechte Wasser zu Suez sehr teuer bezahlen muß. Die herumstreifenden Araber in der Gegend von Tor konnten ein mit Weizen beladenes Schiff nicht ansehen, ohne Lust darzu zu bekommen; und da sie nicht hoffen konnten, daß die Türken ihnen einen Teil davon gutwillig schenken würden, so machten sie sich Meister von dem Schiffskapitän und dem größten Teil der Matrosen und Passagiere, welche an Land gegangen waren, um Was-

ser zu holen oder ihre Freunde zu besuchen oder sich sonst zu erquicken. Hierauf bemächtigten sie sich der Schiffsboote und der kleinen Fischerfahrzeuge der Einwohner zu Tor und plünderten das Schiff. Dies machte in Kahira ein großes Aufsehen. Der erwähnte kleine Stamm, welcher den Transport der Waren zwischen dieser Stadt und Suez mit den übrigen Arabern dieser Gegend gemeinschaftlich gehabt hatte, durfte nicht wieder nach Ägypten kommen, weil man ihn daselbst wegen seiner Räuberei zur Rechenschaft würde gefordert haben. Indes bekümmerte er sich darum auch nicht, solange er noch von dem erbeuteten Vorrat von Lebensmitteln zehrte, und nachher suchte er, auf gut arabisch Friede zu machen. Diese Araber ließen keine Karawane zwischen Suez und Kahira ruhig passieren, jedoch nahmen sie sich in acht, nur ledige Kamele zu erschießen oder wegzuführen, und ließen dabei den Kahirinern wissen, daß sie entschlossen wären, alle Karawanen zu plündern, wofern sie zu dem Transport der Waren nicht mit verlangt werden und dadurch wieder Gelegenheit bekommen sollten, ihren Unterhalt zu verdienen. So schwach war die Regierung des volkreichen Ägyptens und ihres mächtigen Herrn, des Sultans, der sich auch den Herrn Arabiens nennet, daß ein ganz kleiner Stamm Araber sich unterstehen durfte, in dieser Gegend den Weg von einer Stadt zur andern unsicher zu machen. Dies alles verursachte, daß wir uns beinahe ein ganzes Jahr in Ägypten aufhalten mußten.

Wenn ein nach den Morgenländern reisender Europäer etwas von der Landessprache weiß, so hat er schon viel gewonnen, aber wenn er einigermaßen mit Bequemlichkeit reisen will, so braucht er auch Bediente, die schon verschiedene Reisen in diesen Ländern gemacht haben, sonst wird er viele Beschwerlichkeiten antreffen. Wir waren bei unserer Abreise von Kahira nur schlecht mit Bedienten

versehen. Unser europäischer Bedienter, ein geborner Schwede, der mit uns von Kopenhagen gereiset war, war noch nicht mehr in den Morgenländern gereiset als wir selbst. Unser Koch, ein Grieche von einer Insel im Archipel, war zwar viele Jahre bei den europäischen Kaufleuten zu Kahira gewesen, aber nicht weit in die Wüste gekommen. Außer diesen beiden hatten wir in unserm Dienste einen Juden aus Sana, einen artigen Menschen von etwa 26 Jahren, der nicht nur Ägypten gesehen und also die Reise, welche uns bevorstand, schon gemacht hatte, sondern auch in Indien und Persien gewesen war; aber dieser war bei den Mohammedanern, mit welchen wir doch am meisten zu tun hatten, äußerst verachtet. Herr Cramer fand es überdies für gut, einen Dolmetscher mitzunehmen, weil er es noch nicht weit in der arabischen Sprache gebracht hatte und doch als Arzt viel mit Mohammedanern umgehen mußte. Dieser war ein geborner Grieche, der wegen seiner schlechten Aufführung ein Mohammedaner geworden war, und war darzu ganz unwissend auf Reisen. Übrigens waren wir mit allem, was wir auf unserer bevorstehenden Reise nötig zu haben glaubten, wohl versorgt. Wir hatten reichlich Lebensmittel, ein Zelt, Betten.

Unser weniges Küchengerät war von Kupfer und inwendig und auswendig gut verzinnt. Die Butter hatten wir in einer Kruke von dickem Leder. Tischtücher brauchten wir nicht. Ein großes rundes Stück Leder war unser Tisch. Dies hatte an dem äußern Rande eiserne Ringe und in denselben einen Strick, bei welchem wir nach aufgehobener Tafel unsern Tisch als wie einen Beutel an ein Kamel hingen. Unsere Laterne war von Leinwand und konnte zusammengelegt werden wie die kleinen papiernen Laternen, welche die Kinder in Europa zu machen pflegen; die unsrige war nur viel größer und hatte Deckel und Boden aus Eisenblech. Jeder von uns hatte eine Wasserkruke von

dickem Leder, um daraus zu trinken, und weil wir in ein paar Tagen kein Wasser fanden, so führten wir noch viele Ziegenfelle mit Wasser angefüllet bei uns. Unsern Wein hatten wir in großen gläsernen Flaschen, wovon jede bei 20 Boutelien hält. Dies Gefäß schien uns zu dieser Absicht das beste zu sein; allein wenn ein Kamel fällt oder mit seiner Ladung an ein anderes läuft, so zerbricht es leicht, und deswegen ist es besser, den Wein und Branntwein auf Reisen in den Morgenländern in Ziegenfellen bei sich zu führen. Die Felle, welche man zum Transport des Wassers braucht, haben die Haare auswendig, die aber, welche man zum Wein gebraucht, haben die Haare inwendig und sind so wohl gepicht, daß das Getränke davon gar keinen schlimmen Geschmack erhält. Holz oder Kohlen führen die Reisende selten mit sich. An den Stellen, wo die Karawanen zu lagern pflegen, finden sie gemeiniglich getrockneten Mist von Tieren, und diesen brauchen sie zur Feuerung, wenn sie kein Holz oder Gesträuch in der Nähe erhalten können.

Meine vier Reisegefährten nahmen auf dieser Reise Pferde, ich wählte aus Neugierde einen Dromedar und befand mich dabei sehr gut, ohngeachtet ich anfangs fürchtete, daß ich auf diesem hohen Tiere nicht bequem würde reiten können. Der Dromedar legt sich nieder so wie das Kamel, wenn er seinen Reiter aufnehmen soll. Wenn er aufstehen will, so hebt er sich hinten zuerst, und dann muß sich der Reiter in acht nehmen, daß er nicht vorne herunterfällt. Man darf ihn beim Aufsteigen nicht einmal aufhalten, weil er so gewöhnt ist, daß er während dem Gehen auf ein gewisses Zeichen seinen Kopf zur Erde hält, damit der Reiter seinen Fuß auf den Hals setzen könne, und wenn er dann seinen Kopf in die Höhe hält, so kann man nach ein wenig Übung sehr leicht auf den Sattel kommen. Ein Reitsattel auf einem Dromedar oder Kamel ist von den gewöhnli-

chen Reitsatteln nicht viel verschieden, er bedeckt also den großen Klumpen Fett auf seinem Rücken. Auf diesen Sattel legte ich meine Matratzen und konnte mich bald nach der einen, bald nach der andern Seite und bald gerade setzen, nachdem ich die Sonnenstrahlen, welche in dieser Jahreszeit sehr beschwerlich waren, meiden wollte. Meine Reisegefährten hergegen mußten auf ihren Pferden beständig in derselben Stellung bleiben und wurden dadurch sehr abgemattet, da ich gemeiniglich des Abends vom Reiten nicht viel mehr ermüdet war, als wenn ich den ganzen Tag beständig auf einem Sattel hätte sitzen müssen. Wenn man mit einem so hohen Tiere traben sollte, so würde es freilich sehr unbequem sein.

September 1762

In den ältern Zeiten, als die Schiffe noch höher in den arabischen Meerbusen hinaufkommen konnten, lag dicht bei der Stelle, worauf nachher Suez gebauet worden, die bei den arabischen Schriftstellern berühmte Stadt Kolsum. Hievon sieht man zwar nichts weiter als große Hügel von Ruinen, ohne einige Altertümer, welche einiger Aufmerksamkeit wert sind, aber ihr Name hat sich bisher erhalten; denn man nennet sie zu Suez noch bis auf diesen Tag die Ruinen von Kolsum.

Die hiesige Schiffsbauerei ist noch jetzt ansehnlich, obgleich alles Holz, Eisen und was sonst darzu erfordert wird, auf Kamelen von Kahira hergebracht und daher sehr teuer wird. Diese Schiffe gehen nicht weiter als bis Dsjidda, und man nennet sie kahirinische, weil die Eigentümer alle zu Kahira wohnen. Ich habe versäumt, die zu Suez und in den übrigen Hafen liegenden alle selbst zu zählen. Man hat mich versichert, daß 4 bis 5 Schiffe jährlich auf Rechnung des Sultans Korn von Suez und Kossir nach Jambo

und Dsjidda für die Städte Mekka und Medina bringen und daß 14 Kaufmannsschiffe mit Frachtgütern und Passagieren zwischen Suez und Dsjidda zu gehen pflegen.

Die meisten davon sind zu Suez gebauet worden. Das merkwürdigste, was ich an denselben gefunden habe, ist das Ruder. Unten daran ist ein starker Balken, der schräg aufwärts hintenaus stehet. Ein Balken vor der Kajüte quer über dem Schiffe hat an beiden Enden Blöcke, wovon große Taue zu dem erwähnten Balken am Ruder gehen, um es zu regieren. Diese Taue sind zwar über dem Wasser befestigt, aber sie berühren durch ihre Schwere gemeiniglich die Oberfläche der See und hindern also das Schiff im Segeln, geschweige daß das Ruder auf diese Art sehr unbequem zu regieren und bei etwas konträrem Winde fast gänzlich unbrauchbar ist. Die Indianer sowohl als die Türken haben ihre Ruder nach der Manier der Europäer verändert, aber die hiesigen Steuerleute sind ihrer alten Gewohnheit so ergeben, daß sie sogar das Ruder an einem Schiffe, welches zu Surat gebauet und von einem Kahiriner gekauft war, nach ihrer Manier hatten einrichten lassen. Pumpen sah ich auf diesen Schiffen nicht, sondern das unreine Wasser ward in einem ledernen Sack aus einem Brunnen aufwärts gezogen. Um den Mangel der Wassertonnen zu ersetzen, haben nicht nur diese, sondern auch die indianischen Schiffe ein großes Wasserbehältnis bei dem großen Mast. Dies ist gewiß bequem und nimmt nicht so viel Platz ein als die vielen Tonnen auf unsern Schiffen. Aber wird ein solches Wasserbehältnis leck, so werden nicht allein die um dasselbe liegenden Waren naß, sondern man kann auch wegen Mangel an frischem Wasser leicht in Verlegenheit geraten, wenn man noch weit von einem Hafen entfernt ist. Ich habe einen Engländer gekannt, der bloß dieser Ursache wegen auf einer Reise von Surat nach Dsjidda in großer Gefahr gewesen war.

Die Stadt Suez liegt an der Westseite und also nicht eigentlich an dem äußersten Ende des arabischen Meerbusens. Sie hat keine Stadtmauer, doch sind ihre Häuser an der Landseite gegen einen Überfall von den Arabern so miteinander durch Mauern verbunden, daß man nur durch zwei Straßen in die Stadt kommen kann. Von diesen ist die an der Seeseite, welche nach Westen geht, ganz offen, die Hauptstraße an der Nordseite aber kann durch eine schlechte Pforte verschlossen werden. Von dem Kastell, welches die Türken auf den Ruinen der Stadt Kolsum gebauet hatten, findet man fast gar keine Überbleibsel mehr. Die Häuser der Stadt sind alle sehr schlecht, nur einige öffentlichen Herbergen sind groß und dauerhaft gebauet. Die Anzahl ihrer eigentlichen Einwohner ist nicht groß, und unter ihnen findet man viele Griechen und drei bis vier Häuser Kopten. Doch ist es hier zu der Zeit sehr lebhaft, wenn die hiesigen Schiffe nach Dsjidda abgehen oder wieder zurückkommen. Die Gegend umher ist felsigt, nur wenig mit Sand bedeckt und auf einigen Stellen wie mit Kieseln besäet. Sie ist daher so dürre und unfruchtbar, daß man fast kein Kraut, geschweige Bäume, Gärten, Wiesen oder Felder siehet*.

Die Einwohner dieser Stadt erhalten ihre vornehmsten Lebensmittel drei Tagereisen weit aus Ägypten oder fünf bis sechs Tagereisen von dem Berge Sinai oder sieben bis acht Tagereisen von Ghassa; nur an Fischen und allerhand Arten Muscheln ist hier ein Überfluß, und dabei befinden

---

* Auf dem Wege zwischen Kahira und Suez sahen wir unter den verdörrten Kräutern die sogenannte Rose von Jericho sehr häufig. Die morgenländischen Weiber machen mit diesem Kraute abergläubische Versuche, es wird deswegen auch in den Städten verkauft. Die schwangern Frauen legen diese sogenannte Rose ins Wasser und glauben, daß sie eine leichte oder schwere Geburt haben werden, nachdem sie sich bald oder langsam öffnet.

sich die in dieser Stadt wohnenden morgenländischen Christen während ihrer Fastenzeit sehr wohl. An gutem Wasser ist hier ein großer Mangel. Das Wasser aus Bir Suez ist schlecht; indes ist dies am nächsten zu haben. Die Einwohner tränken daselbst auch täglich einiges von ihrem Vieh und nehmen darauf Wasser für das übrige Vieh mit zurück. Das Wasser in dem besten von den sogenannten Brunnen Moses ist fast ebenso schlecht, zudem liegen diese Brunnen noch weiter von der Stadt und an der andern Seite des Meerbusens. Das beste Wasser, was man zu Suez kaufen kann, kommt aus einem Brunnen Naba. Dieser Brunnen liegt zwei Stunden weit nach Osten von der Stadt und an der andern Seite des Meerbusens.

Der Statthalter von Suez war zu unser Zeit ein Bey oder Sandsjak aus Kahira und hatte ziemlich viele Haustruppen; es schien aber, daß die Araber sich nicht viel um ihn bekümmerten. Wenn diese mit dem türkischen Statthalter oder mit den Einwohnern unzufrieden sind, so bringen sie ihnen kein Wasser; sie versperren ihnen auch den Weg zu allen den erwähnten Brunnen, damit sie das Wasser nicht selbst holen können. Ja, es würde ihnen zu der Zeit, wenn sich keine Reisenden zu Suez befinden, leicht sein, die Stadt ganz zu ruinieren, wenn es ihnen gleichgültig wäre, ob sie mit ihren Kamelen durch den Transport der Waren zwischen Kahira und Suez und durch die Versorgung der Stadt mit Wasser etwas verdienten oder nicht. Weil die Araber, welche uns nach dem Berge Sinai begleiteten, ihr Versprechen nicht erfüllten und wir ihnen deswegen nach unserer Zurückkunft nicht alles bezahlen wollten, was sie verlangt hatten, so sahen wir bei dieser Gelegenheit einen Beweis von ihrem Übermut. Da sie wußten, daß wir uns bisweilen weit aus der Stadt gewagt hatten, so droheten sie, daß sie uns erschießen wollten, wenn sie uns auf freiem Felde antreffen würden. Wir zeigten ihnen dagegen

unsere Gewehre, welche viel besser waren als ihre Lanzen, Messer und Flinten, und versicherten dabei, daß wir wissen würden, uns damit zu verteidigen. Ein andermal drohete der vornehmste unter diesen Arabern, daß wir kein Wasser aus dem Brunnen Naba bekommen und für Durst sterben sollten, woferne wir nicht bezahlen würden. Herr von Haven antwortete dem Schech hierauf, daß die Europäer keine Wassertrinker, sondern Weintrinker wären und daß also seine Drohung nicht wohl überlegt wäre. Diese unerwartete Antwort brachte alle Türken und Christen, die gegenwärtig waren, zum Lachen, und die Araber wurden beschämt. Den folgenden Tag baten einige vornehme Mohammedaner, wir möchten uns doch bald mit den Arabern vergleichen, der Gouverneur selbst sagte, sie hätten gedrohet, daß sie unsertwegen kein Wasser mehr nach der Stadt bringen würden, und da wir es nicht für ratsam hielten, es aufs äußerste kommen zu lassen, so mußten wir uns bequemen zu bezahlen.

Wir erkundigten uns gleich nach unserer Ankunft zu Suez bei Griechen, die den Berg Sinai oft besucht hatten, nach den in Europa so berühmt gewordenen Dsjebbel el mokatteb, allein keiner erinnerte sich, diesen Namen jemals gehört zu haben. Sie führten einen Schech von dem Stamme Said zu uns, der sozusagen seine ganze Lebenszeit mit Reisen zwischen Suez und dem Berge Sinai zugebracht hatte, und auch dieser kannte den Namen von dem erwähnten Berge nicht. Als er aber hörte, daß derjenige eine gute Bezahlung erhalten sollte, welcher uns zu diesem Berge führen würde, so meldete er sich den folgenden Tag mit einem Schech von dem Stamme Saualha, welcher behauptete, nicht nur den erwähnten Berg, sondern auch alle Stellen in der Wüste, wo man Inschriften findet, sehr genau zu kennen. Doch nach einigen Fragen und Antworten fanden wir bald, daß auch dieser den Ort nicht kannte,

welchen wir zu sehen wünschten. Endlich ward ein Schech von dem Stamme Leghat zu uns gebracht, aus dessen Reden wir überführt wurden, daß er wirklich unbekannte Schriften auf Steinen kenne. Und weil er schon wußte, daß der Berg, den wir sehen wollten, Dsjebbel el mokatteb heißen sollte, so beehrte er auch seinen Berg mit diesem Namen, mit der Versicherung, daß alle Araber, denen er bekannt wäre, ihn ebenso nenneten.

Wir waren froh, wenigstens einen Einwohner der Wüste gefunden zu haben, der uns in seinem Vaterlande wirklich eine Stelle mit alten und unbekannten Inschriften anweisen konnte. Wir alle wünschten diese Gegend gleich selbst besuchen zu können; aber Herr Baurenfeind, unser Maler, dessen Hilfe der Philolog auf dieser Reise nicht gerne entbehren wollte, hatte auf der bisherigen Reise so viel gelitten, daß er gleich nach unserer Ankunft zu Suez in eine hitzige Krankheit fiel, die in einigen Tagen so sehr zunahm, daß wir fast ganz an seiner Genesung zweifelten. Indessen mußten wir eilen, um noch vor Abreise der ersten Schiffe, nämlich innerhalb einem Monate, wieder nach Suez zurückzukommen; denn mit den Schiffen, welche am Ende des Septembers oder im Anfang des Oktobers von hier nach Dsjidda abgehen, reiset man am sichersten. Die Reisen mit den Schiffen, welche noch im November oder Dezember abzugehen pflegen, sind gemeiniglich mit vieler Gefahr verknüpft, weil der Wind alsdann nicht mehr so beständig aus den nördlichen Gegenden wehet. Da wir also die Wiederherstellung des Malers nicht abwarten konnten, so mußte auch der Arzt, Herr Cramer, zurückbleiben, und Herr Forskål entschloß sich gleichfalls, unsern Freund, der ihm bei Zeichnung der Naturalien so sehr behilflich und nötig war, in seiner Krankheit nicht zu verlassen. Also konnten nur Herr von Haven und ich die Reise nach dem Berge der Inschriften antreten.

Weil dieser Berg nahe bei der Wohnung unsers Schechs sein sollte, so glaubten wir, daß wir nur einen Vergleich mit ihm allein schließen dürften, damit er uns dahin führte. Allein dagegen machten die andern Schechs, welche ihn zu uns geführt hatten, Einwendungen. Diese sagten, und die Einwohner zu Suez versicherten gleichfalls, daß von den verschiedenen Araberstämmen zwischen Suez, Akaba und Tor die drei Stämme Saiid, Sanalha und Leghat am Wege nach dem Berge Sinai wohnten und daß wir Ghafirs oder Geleitsmänner von allen diesen drei Stämmen nehmen müßten, wenn wir mit Sicherheit in diese Gegend reisen wollten. Ich hörte bei dieser Gelegenheit, ein Ghafir sei hier so nützlich, daß viele mohammedanische und griechische Matrosen, die von Suez nach Dsjidda reisen, und auch fast alle Griechen, die zu Suez wohnen, sich einen solchen Beschützer unter den Arabern wählen und ihm nach glücklich zurückgelegter Reise oder sonst zu gewissen Zeiten ein kleines Geschenk geben. Wir wurden mit den drei Schechs von drei verschiedenen Stämmen, die wir schon kannten, einig, daß sie uns begleiten sollten. Ingleichen mieteten wir von ihnen Kamele für uns und unsere Bedienten, nämlich den Juden und einen griechischen Matrosen, den wir auf dieser Reise zu unserm Koch machten, um unsern eigentlichen Koch bei unserm kranken Freunde zu lassen.

Um mehrerer Sicherheit wegen ließen wir unsern Vergleich mit den Arabern von dem Kadi und in Gegenwart des Statthalters von Suez schreiben. Dieser ägyptische Sandsjak war gleichsam von Kahira vertrieben worden. Es schien, daß er großes Zutrauen zu den Künsten hatte, wodurch die Morgenländer zukünftige Dinge vorhersagen zu können vorgeben. Er verlangte in allem Ernst, daß ich vermittelst der den Mohammedanern unbekannten Schriften, die wir in der Wüste zu finden glaubten, untersuchen

möchte, wie lange er noch in seiner Landesverweisung würde verbleiben müssen? Ich wollte ihm die Meinung der Europäer von dergleichen Prophezeiungen sagen; er versicherte aber, daß einer der größten mohammedanischen Gelehrten ihm diese Zeit schon bestimmt hätte, er wollte nur wissen, ob das, was wir davon unter den Inschriften in der Wüste antreffen würden, damit übereinstimmte. Ich muß gestehen, daß ich einen solchen Aberglauben bei einem so vornehmen Manne nicht erwartete. Da ich aber nicht in diese Länder gesandt war, um dergleichen Meinungen auszurotten, so entschuldigte ich mich damit, daß ich in dieser hohen Wissenschaft unerfahren sei.

Herr von Haven und ich gingen am 6ten September gegen Abend in einem Boot über den Arm des arabischen Meerbusens und schliefen die folgende Nacht an der Ostseite desselben gegen Suez über unter freiem Himmel, wo sich unsere neue arabische Gesellschaft schon versammelt hatte. Am 7ten des Morgens frühę traten wir unsre Reise nach dem Dsjebbel el mokatteb an. Nicht nur die drei erwähnten Schechs begleiteten uns, sondern auch noch einige von ihren Freunden und Knechten, die seit einiger Zeit Wasser von dem Brunnen Raba nach Suez gebracht hatten, jetzt aber ihre Angehörigen in der Wüste besuchen und zum Teil auf unsere Kosten leben wollten. Denn wenn ein vornehmer Araber reiset, so ißt gemeiniglich die ganze Gesellschaft aus seiner Küche, und da wir viel Geld bezahlten, nur um alte Inschriften in der Wüste aufzusuchen, so hielt man auch uns für reiche Leute.

Der Weg geht in der Ebene dreiviertel Meilen nach Südosten, nachher zwischen kleinen Hügeln einein-viertel Meilen nach Südsüdosten bis Aijun Musa. Hier ruheten wir unter einem Palmbaum auf einem kleinen Hügel.

Von Aijun Musa gingen wir durch die Ebenen Attuwerik, Wardan und Etti. Die Araber nennen alle diese Ebenen Wadi oder Täler, vielleicht weil sich darin nach einem starken Regen etwas Wasser sammelt. In der zuletzt erwähnten Ebene lagerten wir uns im Sande. Der Wind war diesen Abend sehr stark und also der in Bewegung gebrachte Sand uns ziemlich unbequem, doch nicht mehr, als er es unter gleichen Umständen in Europa gewesen sein würde. Solche Gegenden, wo ein Reisender befürchten muß, unter den Sandbergen begraben zu werden, sind nicht häufig in der Welt und wahrscheinlich gar nicht in dem steinigten Arabien zu finden.

Die Gegend, welche wir durchzureisen im Begriff waren, ist eine der merkwürdigsten im Morgenlande, weil Moses uns die Reise der Kinder Israel in dieser Wüste aufgezeichnet hat. Ich bemühte mich daher, den Weg auf meiner Reise so genau als möglich zu messen und alles zu bemerken, was sowohl zur Verbesserung der Karten als auch vielleicht zur Erklärung der heiligen Schrift einige Erläuterung geben konnte. Das schwerste dabei war, die rechten Namen der Berge und Täler zu erfahren, weil die Araber sich vorgenommen zu haben schienen, uns allezeit falsche Namen zu sagen; denn sie konnten nicht begreifen, aus was vor Ursachen wir uns darum bekümmerten, da sonst kein Reisender darnach gefragt hatte. Aber ich gewann das Zutrauen eines Arabers aus unserer Gesellschaft, teils durch kleine Geschenke, teils dadurch, daß ich ihn bisweilen hinter mir auf dem Kamel sitzen ließ. Ich fragte ihn sowohl auf der Hin- als Zurückreise und erhielt gemeiniglich dieselben Namen. Mein Reisegefährte wollte sich nicht erniedrigen, sich mit diesen Beduinen so gemein zu machen, und erhielt daher bisweilen eine verkehrte oder gar unangenehme Antwort auf seine Frage.

Die Direktion des Weges fand ich leicht nach einem klei-

nen Kompaß, ohne daß es die Araber bemerkten oder daß es einigen Argwohn erwecken konnte; denn obgleich die mohammedanischen Gelehrten Kompasse haben, um darnach die Kebla in ihren Moscheen zu bauen, so schien doch keiner von den herumstreifenden Arabern, der meinen Kompaß gesehen hat, den Gebrauch desselben zu kennen. Es ist also wohl nicht sehr zuverlässig, wenn man in Beschreibungen von Arabien lieset, daß die Karawanen daselbst nach dem Kompaß reisen. Es ist in diesen Ländern auch nicht so schwer, die Länge des Weges zu bestimmen, als in Europa, wo der Postillion in der Nähe von einem Wirtshause gemeiniglich eilet, sonst aber langsam fährt. Die Karawanen gehen sehr gleichförmig. Ich zählte täglich des Morgens und Abends in der Kühle und des Nachmittags in der größten Hitze meine eigenen Schritte während einer halben Stunde, die ich bei der Karawane zu Fuße ging, und fand gemeiniglich, daß ich in der Hitze in der erwähnten Zeit 1580, in der Kühle aber 1620 doppelte Schritte machte. Ich nahm das Mittel, nämlich 1600 doppelte Schritte für eine halbe Stunde an, wenn der Weg eben war, und der Weg war fast beständig geebnet. Nun brauchte ich weiter nichts, als die Direktion des Weges und die Zeit zu bemerken, welche wir nach einer jeden Gegend reiseten. Hiernach berechnete ich die Länge des Weges in Schritten und in deutschen Meilen, nämlich 1180 von meinen Schritten auf eine viertel Meile.

Die Schritte des Kamels gehören eigentlich nicht hierher. Indessen bemerkte ich auch diese um derentwillen, welche vielleicht niemals Gelegenheit gehabt haben, die Geschwindigkeit dieses Tiers kennenzulernen. Eines von den Kamelen in unserer kleinen Karawane machte in einer halben Stunde 1400 doppelte Schritte, nämlich es verrückte so oft in dieser Zeit einen seiner Füße. Es ist leicht zu vermuten, daß die Schritte aller Kamele nicht gleich groß

sind. Die in dieser Wüste sind wohl von den schlechtesten, die ich auf meiner ganzen Reise gesehen habe.

Den 8ten September brachen wir vor Sonnenaufgang auf und reiseten durch die Ebene Girdan dreieinviertel Meilen nach Hadsjar rekkabe. Dies ist ein großer Stein, der vom Felsen heruntergefallen zu sein scheinet und bei dem die Araber abzusteigen und Kaffee zu trinken pflegen. Von dort gingen wir eine deutsche Meile bis an das große Tal Girondel und nachher eine Meile in diesem Tal bis in der Nähe von Dsjebbel hammam Faraun. Wir legten also auch heute fünfeinviertel Meilen zurück und waren nunmehr zehneinhalb Meilen von Suez entfernt. In der Regenzeit findet man in dem Tal Girondel einen starken Strom, der sich in den arabischen Meerbusen ergießt. Jetzt war er trocken, doch erhielten wir in demselben ziemlich gutes Wasser, das wenigstens besser war als das, was man gemeiniglich zu Suez bekommt; wir mußten es nur eineinhalb bis 2 Fuß tief im Sande suchen, weil es in langer Zeit nicht geregnet hatte. Weil in dem Tal Girondel kein Mangel an Wasser ist, so siehet man hier auch viele Bäume, die für einen von Kahira kommenden einen schönen Prospekt machen. In dieser Gegend wohnen viele herumstreifende Araber, sie haben aber ihre Zelte nicht gerne nahe am Wege. Die Felsen, die wir heute unterwegs sahen, schienen Kalkstein zu sein, sie waren aber so weiß und glatt wie Talk.

Am 9ten September des Morgens frühe sandten wir unsere Bedienten mit den Lebensmitteln geradeaus auf dem Wege nach dem Berge Sinai. Herr von Haven und ich gingen mit zwei Schechs in dem Tal Girondel erst eine halbe Meile durch kleine Waldungen über Hügel und Täler und nachher noch dreiviertel Meilweges über eine Ebene an der See bis Hammam Faraun. Dies Bad hat zwei Öffnungen in dem Felsen nahe beieinander und etwa 10 Fuß hoch

über der Oberfläche des Meers. Aus demselben kommt ein heißer und starker Schwefeldampf, und das Wasser, welches unten aus dem Felsen an verschiedenen Stellen hervorquillet, ist so heiß, daß man kaum einen Finger darin halten kann. Es sollen oft Kranke nach diesem Bade kommen, sich bei Stricken in die erwähnten Öffnungen hinunterlassen, sich 40 Tage nacheinander in dem heißen Wasser baden und fast nichts als eine Frucht Lassaf essen, welche in dieser Gegend häufig wächst. Was für Wirkungen diese Kur habe, weiß ich nicht. Ich sah aber einen ziemlich großen Totenacker in der Nähe. Eben die Araber, welche vorher geglaubt hatten, daß die Kinder Israel bei Aijun Musa durchs Rote Meer gegangen wären, setzten nun die Stelle des Durchganges in die Nähe von Girondel. Ihrer Meinung nach befindet sich Pharao, der die Israeliten verfolgte und im Roten Meer umkam, in dem Abgrund, der das heiße Wasser und den Schwefeldampf aus dem erwähnten Bade heraustreibt; und nicht nur das Bad soll nach diesem Pharao benannt sein, sondern auch ein Teil des arabischen Meerbusens, den man noch jetzt Birket Faraun nennet und der in gewissen Jahreszeiten sehr ungestüm ist.

An der Ostseite des Meerbusens ist die Küste von Suez bis an Dsjebbel hammam Faraun eben, wenn man die kleinen Hügel, welche man hin und wieder sieht, nicht achtet. Aber an der Westseite findet man große Gebirge und zwischen diesen nur zwei große Täler, nämlich das eine gegen die Ebene Etti und das andere gegenüber Girondel. Einige Gelehrte haben behaupten wollen, daß die Kinder Israel durch das erste, andere, daß sie durch das zweite Tal gekommen und daselbst gerade durchs Meer gegangen sind. Mir ist keines von beiden wahrscheinlich, wie schon in der Beschreibung von Arabien bemerkt worden. Denn obgleich das Meer nach Norden von Birket Faraun nur

schmal zu sein scheint, so halte ich es doch für zu breit und zu tief, als daß Moses die Kinder Israel daselbst sollte durchs Meer geführt haben.

Den 10ten September gefiel es unsern Arabern, 5 Stunden vor Sonnenaufgang aufzubrechen. Ich hoffte ganz gewiß, daß ich endlich an diesem Tage so glücklich sein würde, die berühmten Inschriften, welche die Ursache unserer Reise in die Wüste waren, zu sehen, vornehmlich da ich selbige nahe am Wege und in so großer Menge vermutete, daß die Berge damit an allen Seiten angefüllt wären. Allein die jetzigen Reden unsers Arabers ließen mich noch zuletzt fürchten, daß unsere Reise ganz vergebens sein würde. Er wußte von keinen andern Inschriften als auf dem Gipfel eines sehr hohen und steilen Berges, und zu diesen wollte und konnte er uns nicht ehe als den folgenden Tag begleiten. Er erwartete noch heute Besuch von einigen seiner Freunde, die schon durch die Araber zu Nasbe von seiner Zurückkunft unterrichtet waren, und diese, sagte er, würden uns zu unserer Ankunft in die Wüste Glück wünschen. Dergleichen Zeremonien, welche uns besonders an diesem Tage höchst unangenehm waren, erwartete ich nicht bei den Beduinen. Aber ohngeachtet die Araber zerstreuet wohnen, so sind sie doch nicht Feinde des gesellschaftlichen Lebens und ganz ungesittete Leute. Wenn sich hier zwei gute Freunde, die einander in einer langen Zeit nicht gesehen haben, begegnen, so geben sie sich zu verschiedenen Malen die Hand, legen die Backen oder vielmehr die rechte Seite des Kopfes verschiedenemal zusammen und wiederholen die Fragen: Wie befindest du dich? Ist alles wohl? usf. Kommt ein Schech in eine Gesellschaft, so erfordert die Höflichkeit, daß alle aufstehen, und der Fremde geht entweder bei der ganzen Gesellschaft herum oder nur zu seinen besten Freunden und bietet ihnen die Hand und den Kopf zum Gruß mit den gewöhnlichen

Fragen und Wünschen. Die Morgenländer haben keine Zeitungen, sie können daher bei ihren Zusammenkünften nicht soviel von der Politik reden als die Europäer. Das Wetter ist bei ihnen beständiger als bei uns, also können sie auch davon nicht so viel sagen als wir Europäer. Die herumstreifenden Araber reden von ihrem Handwerk. Wenn sich daher zwei Beduinen, wovon der eine die Kamele oder andere Tiere des andern kennet, sich untereinander fragen, wie sich selbige befinden, so ist dies nicht mehr außerordentlich, als wenn die Bauern in Europa sich einander fragen, wie das Korn steht, ob das Vieh fett werde und dergleichen.

Es versammelten sich in kurzer Zeit 10 bis 12 Personen, wovon die meisten Schech genannt wurden, obgleich die wenigsten unter ihnen ein ehrwürdiges Ansehen hatten oder besser gekleidet waren als die gemeinen Araber. Ich vermute daher, daß der Titel Schech hier nicht viel mehr bedeutet als Monsieur bei den Franzosen. Alle diese unsere Gäste mußten mit Kaffee und Essen bewirtet werden. Noch an demselben Abend ward eine Ziege geschlachtet, und gleich gegessen. An dem folgenden Tage ward eine andere Ziege zu Mittage und noch eine andere des Abends geschlachtet. Doch sind die Araber nicht allein alsdann so gastfrei, wenn es auf Kosten eines Fremden geschehen kann. Unser Schech von dem Stamme Said, der nachher mit unsern beiden andern Schechs in den Gärten im Tal Faran schmausete, invitierte diejenigen, welche sie bewirtet hatten, auf unserer Rückreise von dem Berge Sinai, sich an einem gewissen Orte nicht weit vom Wege zu versammeln, und auch daselbst schlachteten und verzehrten sie eine Ziege.

Diese Araber führen ebendieselbe Lebensart wie die übrigen herumstreifenden Araber, Kurden und Turkmannen. Ihre Zelte sind ebenso wie der Araber ihre in Ägyp-

ten. Man braucht darzu gemeiniglich sieben oder neun Stäbe, wovon drei höher als die übrigen und der mittelste am höchsten ist. Diese Stäbe sind mit einem dicken schwarzen oder schwarz und weiß gestreiften groben Tuch, welches die Weiber in der Wüste selbst machen, bedeckt. Die Zelte haben bisweilen zwei oder drei Abteilungen, damit die Weiber von den Männern oder die Menschen von den Tieren abgesondert sein können, wenn es ihnen nicht gefällt, gemeinschaftlich zu leben. Diejenigen, welche kein großes Zelt bezahlen können, legen ein Tuch über vier oder sechs Pfähle, und andere spannen bei einem Baum ein so großes Tuch aus, als sie es haben, oder sie suchen die Klüfte in den Felsen, um sich gegen Hitze und Regen zu schützen. Bäume sind in den heißen Gegenden überhaupt wegen der kalten Luft, die daselbst spielet, sehr angenehm, und deswegen lagern sich die Araber gerne unter oder bei denselben. Hausgerät findet man in einem solchen arabischen Zelte nicht viel, aber allezeit eine Strohmatte, die ihnen anstatt der Tische, Stühle und Bettstellen dienet. Die Kleider oder was ein vornehmer Araber sonst etwa haben möchte liegen in verschlossenen Säcken an der Wand. Ihr Küchengerät ist so eingerichtet, daß sie es leicht fortbringen können. Die Töpfe sind von verzinntem Kupfer. Die Schüsseln sind von ebender Materie oder von Holz. Ihr Feuerherd ist bald gebauet, sie setzen ihre Töpfe nur auf lose Steine oder über ein in die Erde gegrabenes Loch. Messer, Gabel und Löffel brauchen sie beim Essen nicht. Ein rundes Stück Leder ist der Araber Tischtuch, und in diesem werden auch die übriggebliebenen Brocken aufbewahrt. Die Butter, welche in den heißen Ländern gleich niedergeschmolzen wird, führen sie in ledernen Kruken bei sich. Das Wasser holen sie in Ziegenfellen und trinken es aus einer kupfernen, in- und auswendig gut verzinnten Tasse. Wind- und Wassermühlen kennet man hier

nicht, sondern das Korn wird auf einer kleinen Handmühle gemahlen. Backöfen hat man auch nicht in der Wüste, sondern wenn die Araber von dem Teige einen großen platten Kuchen gemacht haben, so backen sie ihn auf einer runden eisernen Platte, oder wenn diese fehlt, so machen sie große Klümpe oder Klöße, legen selbige in glühende Kohlen und bedecken sie auch damit, bis der Teig gar geworden ist. Die vornehmste Nahrung der Morgenländer überhaupt ist frisches Brot; sie versorgen sich deswegen auf ihren Reisen in der Wüste vornehmlich mit Mehl.

Wie begierig ich auch war, noch an diesem Tage wenigstens eine Probe von den alten Inschriften zu sehen, so konnte ich doch keinen Araber dazu bewegen, daß er mir selbige hätte zeigen wollen. Da ich auf dem Grund und Boden meines Ghafirs nichts zu fürchten hatte, so ging ich ganz allein in die umliegenden Täler und auf steile Hügel. Ich kam aber des Abends ganz ermüdet zurück, ohne das geringste von Inschriften gefunden zu haben. Auf diesem Spaziergange sah ich von ohngefähr ein einzelnes schlechtes Zelt hinter einem Hügel und darin die Frau und die Schwester unsers Schechs, welche beschäftigt waren, Korn auf einer kleinen Handmühle zu mahlen und Brot zu backen. Die gemeinen arabischen Weiber in Dörfern pflegen nicht sehr sorgfältig zu sein, sich zu verhüllen, wenn sich von ohngefähr ein Fremder nähert; die eine von diesen aber kam mir außerhalb dem Gezelt mit bedecktem Gesicht entgegen und brachte mir etwas Gummi. Vielleicht geschah dieses, um ein besseres Geschenk wiederzuerhalten; denn sie schlug eine Kleinigkeit an Gelde, welche ich ihr anbot, gar nicht aus. Vielleicht aber erfordern die Sitten der Araber, einem Fremden allezeit mit einem Geschenke entgegenzukommen. Auf einer andern Stelle traf ich einen kleinen Sohn unsers Schechs bei den Ziegen an. Er war schon unterrichtet, daß sein Vater mich in die Wü-

ste begleitete. Ich unterredete mich lange mit ihm und bewunderte seine Ernsthaftigkeit und seine dreiste Antwort. Ohngeachtet ich noch sehr schlecht arabisch redete und er wahrscheinlich niemals eine Person von einer fremden Nation gesehen hatte, so machte ihn dies doch gar nicht schüchtern, wie man sonst die Bauernkinder zu sehen pflegt. Er nötigte mich, mit nach seinem Hause zu gehen und schönes kaltes Wasser zu trinken, das erst heute aus der Quelle war geholt worden, und dies geschah mit einer solchen Treuherzigkeit, daß ich es ihm nicht würde abgeschlagen haben, wenn es nicht schon spät gewesen wäre.

Den 11ten September des Morgens frühe ritten Herr von Haven und ich in Begleitung einiger Araber, alle wohl bewaffnet, als wenn wir einen Feind zu fürchten gehabt hätten, durch krumme Wege bis an den Fuß des sogenannten Dsjebbel el mokatteb. Dieser ist so steil und hoch, daß wir unsere Kamele am Fuße des Berges stehen lassen und über eineinhalb Stunden zubringen mußten, um hinaufzuklettern. Nachdem wir diesen beschwerlichen Berg erstiegen hatten, glaubten wir endlich, die Inschriften an dem Felsen selbst zu finden. Wir verwunderten uns aber nicht wenig, als wir hier mitten in der Wüste auf einem so hohen und nach dieser Seite so steilen Berge einen prächtigen ägyptischen Totenacker sahen; denn so wird jeder Europäer ihn nennen, wenn er gleich keinen Totenacker von dieser Art in Ägypten gefunden hat, wo die meisten Altertümer nach und nach mit Erde bedeckt sind. Man sieht hier noch eine Menge, teils aufrechtstehende, teils umgefallene oder zerbrochene Steine, 5 bis 7 Fuß lang und eineinhalb bis 2 Fuß breit, voller ägyptischer Hieroglyphen. Diese können wohl nichts anderes als Leichensteine gewesen sein. Von einem Gebäude ist fast nichts mehr übrig als die Mauern. Es scheint zum Teil in der Erde gebaut gewesen zu sein; denn inwendig ist es noch viel tiefer

als die Erde umher, und auch in diesem Gebäude sieht man viele mit Hieroglyphen beschriebene Steine. An dem breitern Ende ist eine kleine Kammer, die noch jetzt bedeckt und von einem viereckigen Pfeiler unterstützt ist, und in derselben viele hieroglyphische Schriften sowohl rundum an den Wänden als an dem Pfeiler. Man findet in diesem Gebäude auch Brustbilder nach dem Geschmack der alten Ägypter und architektonische Zierate, ingleichen eine kleine viereckige Säule oben mit vier Köpfen. Alle die Leichensteine mit den Hieroglyphen und die Brustbilder sind ein feiner und harter Sandstein. Die ägyptischen Altertümer mit Hieroglyphen bestehen, wie bekannt, aus einem harten Granit.

Die Araber erlaubten uns, alles genau in Augenschein zu nehmen und auch einiges aufzuschreiben. Ich hatte aber bei meiner Zurückkunft nach Europa einen Beweis nötig, daß die hier befindlichen Inschriften wirklich ägyptische Hieroglyphen sind, und wollte deswegen einige Steine kopieren. Diesen Augenblick schienen die Araber erwartet zu haben. Sie eilten alle herzu und verboten mir, ohne Erlaubnis des Schechs von diesem Berge nicht das geringste abzuschreiben. Weil unsere Ghafirs wußten, daß wir nicht allein gekommen waren, um die Inschriften zu sehen, sondern daß ich auch Abschriften davon zu nehmen gedächte, so war bei dem gestrigen Schmause verabredet worden, daß auch einer von ihren Freunden, vielleicht ein vornehmerer Schech als unser Ghafir, etwas von uns gewinnen und daß dieser der Schech des Dsjebbel el mokatteb genannt werden sollte. Er war schon oben auf dem Berge, als wir daselbst ankamen, und wandte nichs dagegen ein, daß wir alles genau besahen. Jetzt aber versicherte er, daß er es mir nicht für 100 Speziestaler erlauben würde, nur die Inschrift von einem einzigen Stein abzuschreiben, mit der gewöhnlichen Entschuldigung, daß er es nicht zugeben

könnte, daß Fremde die vergrabenen Schätze von da abholten.

Die Araber scheinen wirklich zu glauben, daß die Europäer und die Maggrebi oder westlichen Araber, die vergrabenen Schätze finden durch gewisse Künste, wenn sie nur die Inschriften haben, nach ihrem Vaterlande marschieren lassen können. Allein dies ist gemeiniglich nur ein Vorwand, um ein gutes Trinkgeld zu erhalten. Ich glaube wenigstens nicht, daß ein Araber einen kleinen sichern Gewinst für große Schätze, wovon er niemals etwas zu erhalten hoffen kann, fahren läßt. Man muß ihre Sprache und Gedenkungsart kennen und sie auf eine bescheidene Manier vorbereiten, und wenn sie sich einmal für die vergrabenen Schätze erklärt haben, sie auf eine höfliche Art auf andere Gedanken zu bringen suchen. Sie taten mir verschiedene Vorschläge, nämlich daß ich dem Schech des Berges ein Drittel und unsern Ghafirs das zweite Drittel von dem Schatz, den ich finden würde, versprechen sollte, wenn ich dem Schech nicht die 100 Speziestaler bezahlen und den Schatz für mich behalten wollte. Ich hatte aber noch nicht gelernt, ihnen hierauf gehörig zu antworten. Ich lachte über ihre Vorschläge und versicherte, daß ich nichts von dem vergrabenen Schatz verlangte, ich wollte nur die Schrift abschreiben, sie selbst möchten aufpassen, wenn der Schatz zum Vorschein käme. Als ich glaubte, daß ich an diesem Tage nichts würde ausrichten können, so ward ich heimlich mit einem unserer Ghafirs einig, der sich allezeit sehr dienstfertig und aufrichtig gegen mich bezeigt hatte, daß er mich auf der Rückreise vom Berge Sinai allein hieher führen und mir Zeit lassen sollte, von einigen Steinen Abschriften zu nehmen. Ich versprach ihm dafür vier Speziestaler. Mein Ghafir hielt auf der Rückreise sein Wort, und ich kopierte den größten Teil der Hieroglyphen von drei Steinen.

Sollte man hier nicht die Lustgräber, 4. Buch Mosis XI, 34, oder den Berg Hor, 4. Buch Mosis XXXIII, 38, suchen können? Dieser Totenacker mag von den Israeliten oder von den ältern Einwohnern dieses Landes herrühren, so kann er den Gelehrten zu weitläuftigen Untersuchungen Gelegenheit geben. Erstern war wohl nicht verboten, sich der in der hieroglyphischen Schrift vorkommenden Figuren zu bedienen oder sonst Abbildungen von Menschen und Tieren zu haben, sie sollten sie nur nicht anbeten. Die Juden graben auch noch jetzt allerhand Figuren, ja sogar Porträts in Petschaften.

Nach der Beschreibung, welche man von einem andern Dsjebbel el mokatteb, der in dieser Gegend sein soll und den wir eigentlich suchten, gemacht hat, glaubten wir, wenigstens einen ganzen Monat Zeit nötig zu haben, um nur die daselbst befindlichen Inschriften zu kopieren, wir aber waren hier in einem Tage mit unsern Anmerkungen fertig. Da indessen die Schiffe noch nicht so bald von Suez abreiseten, so beschlossen wir vorher noch eine Reise nach dem Berge Sinai zu machen. Wir reiseten am 12ten September den vorherbeschriebenen Berg an der Vorderseite vorbei. Das Land ward immer mehr und mehr bergigt, und nachdem wir etwa zwei Stunden zurückgelegt hatten, zeigte man uns den Berg Sinai oder vielmehr Dsjebbel Musa. Hier war ein Totenacker der Araber, zu welchem bisweilen Leichen einige Tagereisen hergebracht werden. Nachher reiseten wir durch ein ebenes Tal Chamele, das zu beiden Seiten ganz steile Sandsteingebirge und, wenn ich mich recht erinnere, schon hin und wieder Granitadern hat. Des Nachmittags gingen wir durch das Tal Debur und das Tal Barak und ruheten in letzterm an einem Berge Et man. In dieser Gegend sahen wir zwei Totenäcker, wovon der eine, wo auf den Gräbern viele Steine aufgehäuft waren, schon viele hundert Jahre alt sein soll. Nachher

hatten wir einen schlimmen Weg über einen Berg und kamen darauf in das Tal Israitu, wo wir sehr gutes Wasser fanden. Des Abends lagerten wir uns in dem Tal Genne, wo auch auf eine halbe Stunde weit gutes Wasser war.

Die Prospekte von Bergen und Tälern können einem Gelehrten sehr gleichgültig sein. Um aber eine Probe zu geben, daß man auch in der Wüste bisweilen artige Aussichten hat, so zeichnete ich auf meiner Rückreise noch einen Prospekt in dem Tal Israitu auf der Seite 250. Es war in diesem Tal, wo uns eine vornehme Araberin mit einem Bedienten begegnete, sich aber aus Respekt vor den Schechs, welche uns begleiteten, vom Wege entfernte, von ihrem Kamel abstieg und uns zu Fuß vorbeiging. Eine andere Frauensperson, die so wie die Araberinnen zu Suez und Kahira ganz verhüllet war und uns auf einer engen Stelle in dem Tal Genne zu Fuß entgegenkam, setzte sich so lange an der einen Seite des Weges mit dem Gesichte abwärts gekehrt, bis wir vorbeigeritten waren. Ich erinnerte mich hiebei an die Geschichte der Tamar. Aber als ich ihr den Frieden wünschte und meine arabischen Begleiter aus dieser meiner Aufführung merkten, daß ich ein Fremdling in ihren Sitten sei, belehrten sie mich, daß diese Frau aus Ehrfurcht gegen fremde Mannspersonen uns den Rücken zukehrte und daß ich sie nach ihren Sitten gar nicht hätte grüßen sollen.

Die Wohnung unsers Ghafirs von Beni Said war in dem Tal Faran, nicht weit vom Wege nach dem Berge Sinai. Er wollte also nicht so weit in die Wüste gekommen sein, ohne seine Familie gesehen zu haben, und ging heute auf einem Dromedar voraus. Wir folgten ihm den 13ten September durch das Tal Ertame. Diese Gegend ist vierundzwanzigundeineviertel Meile von Suez entfernt. Hier verließen wir den Weg nach dem Berge Sinai und reiseten eine gute halbe Meile nach Westen, den Berg Sirbal vorbei, bis



Prospect eines Felsens auf der Ebene Warsân.



Prospect in dem Thal Israitu.

G. Haas sculps.

nahe zu der Wohnung oder den Zelten unsers Schechs. Die Araber schlugen daselbst unser Zelt bei einem Baum auf und ließen uns in der Einsamkeit ausruhen, da sie unterdessen ihre Freunde in der umliegenden Gegend in den Dattelgärten besuchten. Ich hörte, daß man da noch Überbleibsel von einer alten Stadt findet, und hatte große Lust, selbige zu sehen. Aber als die Araber dies merkten, reiseten sie von uns, ohne mir die geringste Nachricht davon zu geben. Das Lager unsers Schechs bestand aus 9 bis 10 Zelten. Wir sahen hier eine große Menge Ziegen, viele Kamele, einige Esel und wenige Hühner und Hunde.

Wir waren also in dem berühmten Teil Pharan, arabisch Wadi Faran, einer Gegend dieser Wüste, die ihren Namen seit Moses Zeiten nicht verändert hat. Die Berge, welche dies Tal zu beiden Seiten einschließen, sind sehr steil, hier von Sandstein und hin und wieder mit rot und schwarz gesprenkeltem grobem Granit vermengt. Es war in dieser Jahreszeit trocken, aber nach einem lange anhaltenden Regen ergießt sich das Wasser von den umherliegenden Gebirgen in demselben dergestalt, daß die Araber an einigen Gegenden mit ihren Zelten auf Anhöhen flüchten müssen. Wir sahen nur einen kleinen Teil von diesem Tal und vielleicht nur einen Nebenarm, der nicht fruchtbar war, man rühmt indessen noch jetzt die Fruchtbarkeit des Tals Faran. In der Gegend, wohin unsere Ghafirs gereiset waren, sollen (nach dem Berichte der Araber) so viele Dattelgärten sein, daß sich viele tausend Menschen davon ernähren. Die dasigen Araber und die, welche an der Westseite des Dsjebbel Musa wohnen, bringen jährlich auch viele Datteln, Weintrauben, Äpfel, Birnen und andere schöne Früchte nach Suez und Kahira. Die in andern Gegenden verkaufen in den erwähnten Städten Ziegen, Gummi, Holzkohlen und kleine Steine zu Handmühlen und neh-

men dagegen Nahrungsmittel und Kleider nach ihrer Wüste mit zurück.

Es ist bekannt, daß den Arabern erlaubt ist, bis vier Frauen zugleich zu haben. Indes begnügen sich die meisten mit einer und behalten selbige zeitlebens, wenn sie sich nur einigermaßen nach dem Willen des Mannes bequemt. Unser Schech von Beni Saiid hatte zwei Frauen, wovon die eine, welche da wohnte, wo wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, auf die Bedienten Achtung geben mußte, die das Vieh hüteten. Die andere wohnte in einer andern Gegend und hatte die Aufsicht über einen Garten mit Dattelbäumen. Seine häuslichen Geschäfte wurden also von seinen beiden Frauen besorgt, wenn er seine Freunde besuchte oder wenn er zu Suez war, um Geld mit Wasserholen zu verdienen, oder wenn er Waren nach Suez und Kahira brachte. Unsere Frau Nachbarin, die vornehmste Dame im Lager, beehrte uns des Nachmittags in Gesellschaft von einigen andern Araberinnen mit einem Besuch und schenkte uns ein Huhn und einige Eier. Nun war ich schon eine ziemliche Zeit in den Morgenländern gewesen, aber dies war doch das erste Mal, daß ich mit einer Mohammedanerin redete, wenn ich die Tänzerinnen zu Kahira davon ausnehme. Die Araberinnen wollten nicht in unser Zelt kommen, sondern setzten sich alle außerhalb, doch so nahe, daß sie im Schatten saßen und wir bequem miteinander reden konnten. Ihnen gefiel von allem, was wir von Europa erzählten, nichts so gut, als daß ein Christ nicht mehr als eine Frau nehmen dürfe. Die Frau unseres Schechs beklagte es, daß sie eine Nebenbuhlerin hätte, sie beschwerte sich vornehmlich darüber, daß ihr Mann jene mehr liebte, da sie ihn doch zuerst geheiratet und sich jederzeit wohl aufgeführt hätte. Ich überließ es meinem Reisegefährten, weiter mit dieser Dame zu reden.

Wir hatten heute auch Besuch von Arabern, die uns fri-

sche gelbe Datteln brachten; sie waren aber in dieser Jahreszeit noch kaum zur Reife gekommen. Gegen Abend kamen unsere Ghafirs wieder zurück. Wir brachen am 14ten September des Morgens auf und gingen eine gute halbe Meile auf demselben Wege, den wir gekommen waren, bis an den Weg, der nach dem Berge Sinai führt. Nachher reiseten wir in einer Ebene, die man noch Wadi Faran nannte, zwei deutsche Meilen bis an den Fuß des Dsjebbel Musa. Von hier gingen wir dieses Gebirge aufwärts und durch schlechte Wege und lagerten des Abends siebenundzwanzigeinhalb Meilen von Suez bei einem Stein, der etwa 16 Fuß im Durchschnitt hat. Dieser Stein war nach meiner Beurteilung in der Mitte voneinander geborsten; die Araber glaubten, daß Moses ihn durch einen Schwertschlag so künstlich voneinander geteilt habe. Auf diesem Gebirge trafen wir verschiedene Quellen an, aus welchen das kalte Wasser mir, der ich in so langer Zeit in Ägypten und in der Gegend von Suez kein gutes Quellwasser gesehen hatte, vortrefflicher schmeckte als der kostbareste Wein in Europa.

Am 15ten September hatten wir auf dem Dsjebbel Musa nur noch eineinviertel Meilen bis an das Kloster St. Katharina. Dies Kloster liegt also nach meiner Rechnung achtundzwanzigdreiviertel Meilen von Suez entfernt. Der Grund, worauf das Kloster steht, ist sehr abhängig, nämlich er ist an der Südwestseite viel höher als an der östlichen Seite. Das Hauptgebäude ist etwa 60 doppelte Schritte lang und 55 dieser Schritte breit und meistenteils von gehauenen Steinen aufgeführt, eine Arbeit, welche so weit in der Wüste viel Geld und Mühe gekostet haben muß. Vorne an diesem Hauptgebäude ist ein anderes kleines von schlechter Arbeit. In demselben ist die einzige Tür des Klosters, und auch diese ist die meiste Zeit zugemauert. Alles, was man in das Kloster hineinbringen will, es sei Menschen oder Lebensmittel, das wird an einem Strick

über eine Rolle bis auf das Dach in die Höhe gezogen. Dicht vor dem Kloster ist ein großer Garten mit den schönsten Fruchtbäumen, zu welchem die Mönche, wie die Araber versicherten, einen Gang unter der Erde haben.

Kein Fremder, wenigstens kein Europäer, darf in dies Kloster gelassen werden, wenn er nicht einen Brief von dem Bischof des Berges Sinai mitbringt, der gemeiniglich zu Kahira residiert. Dies hörten wir schon in Ägypten. Wir hatten deswegen mit diesem Prälaten geredet, aber er war eilig nach Konstantinopel gereiset, ohne daß wir etwas davon erfuhren, und wir erhielten daher kein Schreiben von ihm an die hiesigen Mönche. Indes hatten wir durch den engländischen Botschafter zu Konstantinopel einen Brief von einem abgesetzten Patriarchen erhalten, der über drei Jahre in diesem Kloster gewesen und erst neulich zurückgekommen war, und wir zweifelten nicht, daß dieser uns die Erlaubnis, in das Kloster zu kommen, verschaffen würde. Wir mußten lange warten, bevor die Mönche jemand schickten, um mit uns zu reden. Als endlich einer kam und hörte, daß wir Europäer wären, fragte er gleich nach einem Brief von dem Bischof. Da wir nichts von ihm aufweisen konnten und die Ursache davon anzeigten, aber den Brief von dem gewesenen Patriarchen abgeben wollten, dauerte es wieder eine lange Zeit, bis uns angezeigt ward, wir sollten den Brief durch ein kleines Loch in der Wand hineinreichen.

Während der Zeit versammelten sich viele Araber, die von den umherliegenden Bergen gesehen hatten, daß Fremde bei dem Kloster angekommen waren. Diese sind den griechischen Mönchen sehr schlimme Nachbarn. Man sagte, daß sie bisweilen von den naheliegenden Bergen mit ihren Flinten in das Kloster feuern. Und wenn sich die Griechen nur ein wenig von dem Kloster entfernen, so halten sie sie bisweilen an und liefern sie nicht eher wieder

aus, als bis sie reichlich bezahlt worden sind. Ihnen ist auch für jeden Pilgrim, der in das Kloster eingelassen wird, etwas Gewisses bewilligt. Wenn der Bischof selbst hier ist, so muß die Türe beständig offenstehen, und alle Araber, welche während dieser Zeit kommen, müssen bewirtet werden. Dies wird den griechischen Mönchen, die zum Teil, wo nicht gänzlich von Almosen leben, sehr kostbar, vornehmlich da sie den größten Teil ihrer Lebensmittel aus Ägypten haben müssen und ihre Karawanen bisweilen unterwegs gar geplündert werden. Wir sahen eine Probe von der Aufführung der Araber gegen die Mönche. Einer von denen, welche nicht bloß aus Neugierde gekommen waren, um die angekommenen Fremden zu sehen, war sehr ungestüm, um die Mönche zu bewegen, ihm Brot zu geben. Und da ich ihn zu besänftigen suchte, nannte er sie Unmenschen, weil sie einen Menschen, der hungrig zu ihrem Hause käme, nicht speisen wollten.

Da wir genötigt waren, sehr lange vor dem Kloster zu warten, so zeichnete ich unterdessen den Prospekt dieses Gebäudes und eines Teils des Gebirges, wovon die Griechen die eine Spitze den Berg Sinai nennen, wie auf der Seite 256.

Nachdem die Mönche unsertwegen lange beratschlagt hatten, ward der Brief uns endlich uneröffnet wieder zurückgegeben, mit der Entschuldigung, daß sie zwar versichert wären, der Patriarch hätte diesen Brief geschrieben, daß sie ihn aber nicht erbrechen könnten, weil er nicht von einem Briefe vom Bischof begleitet wäre, und daß sie ohne des letztern ausdrücklichen Befehl niemand einlassen dürften. Wir gingen darauf mit unsern Arabern und Kamelen eine gute Viertelstunde zurück, damit sich nicht noch mehr Araber bei dem Kloster versammeln und die Mönche noch länger beunruhigen möchten. Diese schickten uns gleich nachher ein Geschenk von sehr schönen



Prospect des Klosters am Berge Sinai von der Stelle A. auf der Tabelle XLIV.

Weintrauben aus ihrem Garten, die uns nach einer so langen Reise durch unbebauete Gegenden vortrefflich schmeckten.

Ob wir nun gleich nicht in das Kloster kommen konnten, so wollte ich doch nicht so weit in die Wüste gekommen sein, ohne selbst den Berg Sinai erstiegen zu haben. Ich brauchte zur Begleitung Leute, die diese Gegend wohl kannten und mir alle merkwürdigen Stellen zeigen konnten. Und da wir hier mit so vielen einheimischen Arabern umgeben waren, so wollte ich unter diesen einen suchen, der mich noch heute auf den erwähnten berühmten Berg führen sollte. Aber unsere Ghafirs hielten mich mit der Versprechung auf, daß sie selbst mir den folgenden Tag alles zu meiner Zufriedenheit zeigen wollten.

Am 16ten des Morgens frühe brachten unsere Ghafirs einen Menschen zu mir, den sie Schech vom Berge Sinai nannten, der aber einige Tagereisen mit uns gekommen war und auch wieder zurückging. Dieser sollte mich nunmehr begleiten und dafür ein gutes Trinkgeld erhalten. Ich hielt es nicht für ratsam, vieles dagegen einzuwenden, um keine Zeit unnütz zu verlieren. Ich ging mit diesem neuerwählten Schech und einem von unsern Ghafirs von unserm Lager wieder nach dem Kloster zurück.

Der Berg Sinai liegt an der Südwestseite des Klosters, wie schon erwähnt worden. Er ist hier so steil, daß Moses ihn wohl schwerlich von dieser Seite erstiegen hat. Aber die Griechen haben da, wo der Felsen steil und fast senkrecht ist, Treppen aus dem Felsen gehauen und an andern Stellen Treppen von gehauenen Steinen gemacht; der Weg ist also jetzt nicht sehr beschwerlich. Einige hundert Schritte vom Kloster sieht man eine schöne Quelle am Wege, worin man das ganze Jahr durch Wasser findet. Überdies hat die Natur und ein wenig Kunst diesen Ort sehr angenehm gemacht. Die Quelle ist mit einem so gro-

ßen Felsen bedeckt, daß man daselbst zu allen Zeiten des Tages vor Sonnenschein und Regen bedeckt sein kann. Weiter aufwärts kommt man zu einer kleinen Kapelle. Meine arabischen Schechs hielten ein andächtiges Gebet vor derselben, und als wir hineingingen, küßten sie das Bildnis Christi und der Jungfrau Maria sehr andächtig, da sie doch Mohammedaner waren, und hielten darauf wieder ein langes Gebet. Vielleicht hatten sie dergleichen von griechischen Pilgrimen gesehen und glaubten, daß sie mir einen Gefallen erzeigten, wenn sie sich stellten, als beteten sie diese Bilder an. Meine beiden Araber ließen sich mit vieler Mühe überreden, mich weiter zu begleiten, aber weil ich entschlossen war, auch allein höher zu steigen, so folgten sie.

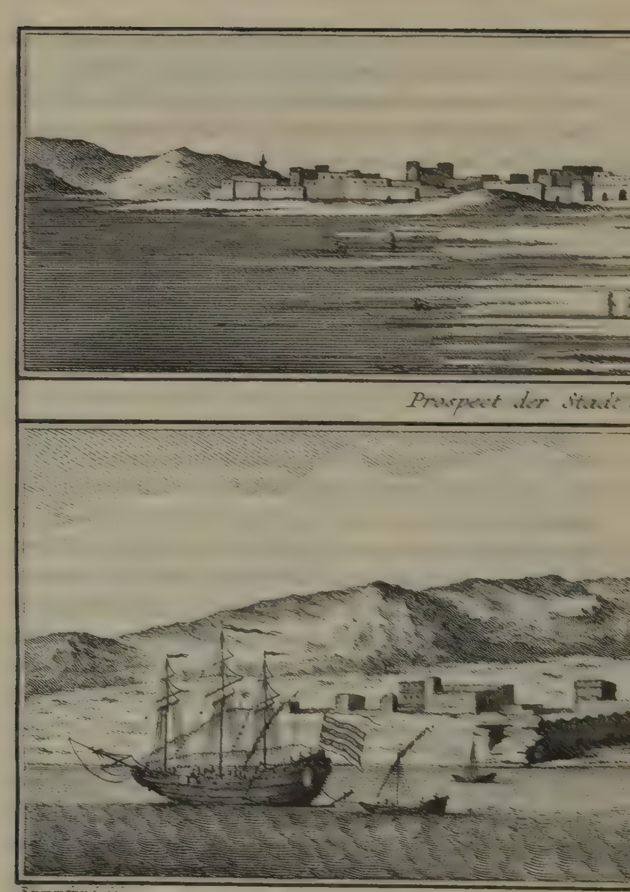
Wir passierten hierauf zwei kleine gemauerte Pforten und kamen endlich auf eine große Ebene, auf welcher wir ein Gebäude mit einer mohammedanischen und einer griechischen Kapelle nebeneinander sahen. Die Araber beteten hier abermal vor allen Bildern und küßten sie. Meine Führer wußten die Namen dieser Kapellen nicht, oder sie wollten sie nicht sagen; denn sie behaupteten, daß hier schon die Oberfläche des Berges Sinai wäre. Auf der erwähnten Ebene sind zwei große Bäume, unter welchen die Araber bei großen Festtagen auf Kosten der Griechen zu schlachten und lustig zu sein pflegen.

Da ich meine Begleiter nicht überreden konnte, mich höher auf den Berg Sinai und noch weniger, mich auf den Berg St. Katharina zu begleiten, so gingen wir zurück. Gleich nach Mittag brachen wir wieder auf und gingen noch heute den Dsjebbel Musa herunter und lagerten uns im Tal Faran.

Man sieht also, daß der Berg, den die Griechen Sinai nennen, nicht in einer großen Ebene liegt, wie vielleicht manche geglaubt haben. Indes kann man hieraus nicht

schließen, daß der Sinai der Griechen nicht der wahre sei; denn auch unsere Araber nannten dies ganze Gebirge von dem Tal Faran an Dsjebbel Musa, das heißt das Gebirge Moses, und den Teil desselben, wo das Kloster liegt, Tur Sina. Überdies glauben einige aufmerksame europäische Gelehrte, die diese Gegend sehr genau zu untersuchen Gelegenheit gehabt haben, daß Moses auf diesem Berge das Gesetz erhalten habe. Wenngleich also das ganze israelitische Lager an dieser Seite nahe an dem Berge Sinai im engern Verstande nicht Platz genug gehabt hat, so findet man vielleicht größere Ebenen an der andern Seite, oder sie stunden um Dsjebbel Musa und also ein Teil davon in dem Tal Faran.

Am 17ten September reiseten wir nur 3 Stunden, nämlich bis zu dem Lager der Familie unsers Schechs von Beni Saiid. Hier ließen unsere Ghafirs uns abermals zurück und begaben sich alle wieder nach den Dattelgärten im Tal Faran. Auf der heutigen Tagereise kam ein junger Araber, der seinen Freund in einem Garten besucht hatte, ganz betrunken auf seinem Dromedar zu unserer kleinen Karawane. Als er hörte, daß wir Europäer und Christen waren, prüfte er unsere Geduld nicht wenig, indem er ohngefähr ebenso mit uns scherzte, als etwa ein junger übermütiger und betrunkener Europäer mit einem Juden tun würde. Es scheint also, daß die Beduinen dieser Gegend auch selbst Wein zubereiten. Ich dankte dabei Gott, daß Mohammed den Anhängern des Korans verboten hat, starke Getränke zu trinken. Denn wenngleich unter den Mohammedanern in den Städten viele sind, die sich berauschen, so suchen sie es doch, es sei aus Furcht vor der Strafe oder aus Schamhaftigkeit, weil sie das Gesetz übertreten, zu verbergen. Ich erinnere mich nicht, auf meiner ganzen Reise außer diesem einen betrunkenen und deswegen unbescheidenen Araber auf der Straße angetroffen zu haben.

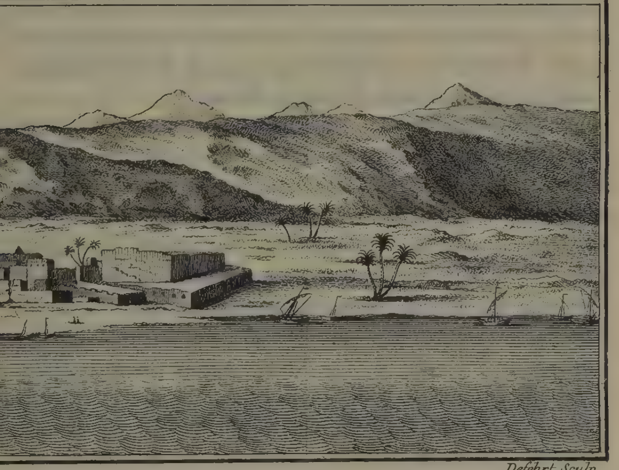


Prospect der Stadt

Prospect der ehmahl



der Seite S. S. O.



Defehrt Sculp.

Tôr von der Seite S. S. W.

Am 25ten kamen wir nach Suez zurück und fanden unsern Reisegefährten, Herrn Baurenfeind, von seiner Krankheit ziemlich wiederhergestellt. Unsere Ghafirs, denen die Ebbe und Flut auf dem arabischen Meerbusen nicht unbekannt sein konnte, da es ein Teil ihrer Beschäftigung war, den Einwohnern zu Suez Wasser aus dem Brunnen Naba zu bringen, hatten gesagt, daß wir uns der Stadt gegenüber vielleicht ein paar Stunden würden lagern müssen, wenn wir nicht den großen Umweg um das Äußerste des Meerbusens nehmen oder in einem Boot übergehen wollten. Aber da die Flut bei unserer Ankunft noch nicht hoch gewachsen war, so gingen wir im Norden von Suez gleich durch den Arm des Meers und über zwei Inseln, Herr von Haven und ich auf Dromedaren und die Araber zu Fuß, nach den Ruinen von Kolsum, welche so wie Suez an der Westseite des Meerbusens liegen. Die Fußgänger kamen kaum bis an die Knie ins Wasser.

Weil mir der Arm des Meerbusens bei Suez in Vergleichung mit dem Meerbusen selbst zu schmal schien, als daß Gott ihn sollte gewählt haben, um darin Pharao und sein ganzes Heer umkommen zu lassen, so geriet ich während meines Aufenthalts zu Suez noch nicht auf die Gedanken, daß die Kinder Israel vielleicht bei Kolsum durchs Rote Meer gegangen sind, und versäumte darüber, die Stunde zu bemerken, in welcher wir bei unserer Zurückkunft von dem Berge Sinai hier durchs Meer gingen. Aber nachdem ich meine Karten von dieser Gegend genauer untersucht und auch andere Schriftsteller gelesen, die von dieser Begebenheit geschrieben haben, so glaube ich, daß man die Stelle des Durchganges der Kinder Israel wohl nirgends anderswo suchen könne als hier.

Reise von Suez bis Dsjidda

Oktober 1762

Während unserer Reise nach dem Berge Sinai waren noch verschiedene kleine Karawanen zu Suez angekommen. Die meisten Kaufleute und Pilgrime, welche zur See nach Dsjidda zu gehen gedenken, pflegen erst kurz vor der Abreise der Schiffe von Kahira abzureisen und eine große Karawane auszumachen. Diese kam am 29ten September an, und Suez ward dadurch auf einmal, im Verhältnis seiner Größe, eine volkreichere Stadt als Kahira. Ob man gleich auf dem arabischen Meerbusen nichts von Seeräubern hört, so reiset man hier auch zur See gleichsam in Karawanen. Es sollten jetzt vier Schiffe zugleich abgehen. Vielleicht deswegen, damit die Karawanen von Kahira nach Suez desto größer würden und sich besser gegen die Araber verteidigen könnten, vielleicht fürchtete man sich auch vor den in der Gegend von Tor sich aufhaltenden Beduinen, welche neulich ein einzelnes zu Tor angekommenes Schiff geplündert hatten.

Alle Reisenden mieteten unterdessen gewisse Plätze auf den Schiffen. Wir hatten von Kaufleuten aus Kahira Empfehlungsbriefe an zwei Schiffer; wir besahen ihre Gelegenheiten und mieteten die oberste Kajüte auf dem größten Schiffe für uns ganz allein, um von den Mohammedanern abgesondert leben zu können, wenn wir allein sein wollten. Wir waren bereits zu Wasser und zu Lande mit Mohammedanern gereiset und also schon ziemlich gewohnt,

mit ihnen umzugehen, allein nie fürchteten wir uns mehr als vor unserer bevorstehenden Reise von Suez bis Dsjidda, weil wir noch immer glaubten, daß die Mohammedaner die Christen nicht wert hielten, diesen von ihnen für heilig gehaltenen Weg zu betreten. Die Griechen hatten uns versichert, daß wir dieser Ursache wegen auf dem Schiffe nicht einmal in Pantoffeln würden gehen dürfen. Sobald wir aus unserer Kajüte kamen, ward es uns auch angezeigt, daß wir die Pantoffeln ablegen müßten; ich glaube aber doch, daß dies nicht der erwähnten Ursache wegen geschah, sondern weil die Mohammedaner das ganze Verdeck des Schiffes als ein Zimmer ansahen, und daß ein jeder deswegen seine Pantoffel ablegen mußte. Es waren viele einfältige Pilgrime auf dem Schiffe, die die Christen mit einer ebenso eifrigen und erboßten Miene ansahen als ein eifriger Franziskanermönch die vermeinten Ketzer und Ungläubigen, welche er auf seiner Reise nach Jerusalem antrifft. Da die Mohammedaner unsere Furchtsamkeit merkten, so fehlte es auch nicht an einigen, welche Lust bekamen, sich aus ebender Ursache lustig über uns zu machen, weswegen der Pöbel unter den Christen sich oftmals über die Juden ergötzet, nämlich weil er weiß, daß der Jude sich nicht wohl verantworten darf, und weil sogar die vernünftigen Christen sich selten eines Juden annehmen, solange der Pöbel nur nicht schlimmer mit ihnen verfährt, als sich im Scherz über ihn zu belustigen. Wir waren also auf dieser Reise wirklich schlecht daran, aber doch darin glücklich, daß wir eine große Kammer für uns allein hatten, in welche niemand gegen unsern Willen kommen durfte. Ich hatte es meinesteils darin sehr bequem, daß ich astronomische Beobachtungen machen konnte, fast ohne bemerkt zu werden.

Unser Schiff war stark beladen. In der untern und größern Kajüte waren über 40 Weiber und Sklavinnen mit ih-

ren Kindern. Jeder von den Kaufleuten hatte die Stelle, welche er oben auf dem Verdeck für sich gemietet hatte, rundum mit Kasten und Packen besetzt und nur in der Mitte einen kleinen Platz, um darin seine Wirtschaft zu treiben, seinen Kaffee und seinen Pilau zu kochen, seine Pfeife Tabak zu rauchen, zu sitzen und zu schlafen. Nicht nur das Verdeck war ganz mit Waren und Menschen bepackt, sondern es waren auch viele große Bojanen (Wasserkrüge) und andere leichte Packen außen an das Schiff gebunden. Weil diese Schiffe jährlich nicht mehr als eine Reise zwischen Suez und Dsjidda machen, so waren unsere Seeleute alle sehr schlecht geübt, zudem fehlte es ihnen an Platz zu arbeiten. Wenn die Segel eingenommen werden sollten, so ward die Rah heruntergelassen; und da die Matrosen, welche zum Teil Griechen waren, alsdann bisweilen genötigt waren, auf den Packen der Kaufleute herumzulaufen, so gab es oftmals Zänkereien mit den Reisenden. Unser Reis (Schiffer) mit Namen Schoreibe war ein Kaufmann aus Kahira und verstand sehr wenig von der Kunst, ein Schiff zu regieren. Dies beruhete gänzlich auf seinen Lotsen. Beide hatten ihren Platz ganz vorne auf dem Schiffe, damit sie selbst desto besser Achtung geben könnten, wenn Klippen unter Wasser in der Nähe wären, dabei glaubten sie viel geschickter und aufmerksamer zu sein als die europäischen Schiffer, weil diese allezeit die offene See suchen, sie aber den Weg von Suez bis Dsjidda nahe am Lande und zwischen vielen Klippen finden können. Die Schiffsboote werden hier nicht auf das Verdeck gesetzt wie bei den Europäern, sondern sind alle hinten angebunden. Unser Schiff, welches so groß war, daß es etwa 40 bis 45 Kanonen hätte führen können, hatte nicht weniger als vier Boote. Das größte davon hatte ein Segel, die übrigen wurden beständig geschleppt, und in allen, nur das kleinste Boot ausgenommen, waren Passagiere, Pfer-

de, Schafe und, wie man sagte, auch einige gemeine Weibsleute, die den Titel Hadsjie von Mekka holen oder vielmehr die während der Reise ihren Unterhalt verdienen wollten. Zum guten Glücke ist der Wind auf dem arabischen Meerbusen sehr beständig; sonst weiß ich nicht, ob man bei allen den erwähnten Umständen es wagen dürfte, mit diesen Schiffen zu reisen.

Wenn wir mit einem europäischen Schiffe hätten reisen sollen, so würden wir nicht haben eilen dürfen, um zuerst an Bord zu kommen. Aber weil auf unserm Schiffe das ganze Verdeck mit Kasten und Ballen besetzt werden sollte, so gingen wir schon am 5ten Oktober an Bord, um nachher keine Verdrießlichkeit mit den mohammedanischen Passagieren zu haben, vor welchen wir sonst mit unsern Sachen hätten vorbeigehen müssen. Die ganze Fracht von Suez bis Dsjidda war schon gleich nach geschlossenem Vergleich entrichtet. Jetzt mußte auch das Trinkgeld für die Matrosen bezahlt werden, bevor sie das geringste von unsern Sachen ins Schiff nehmen wollten. Dies befremdete uns noch mehr, als daß der Schiffer die Vorsichtigkeit gebraucht hatte, sich vorausbezahlen zu lassen. Indes mußten wir uns nach der Gewohnheit des Landes bequemen, und wir hatten wirklich auch nicht Ursache, uns darüber zu beschweren. Man findet sowohl in den Morgenländern als in Europa Reisende, die viel Trinkgeld versprechen und zuletzt doch nichts geben. Die hiesigen Matrosen nehmen deswegen ihr Trinkgeld zum voraus und lassen den Reisenden bei seiner Ankunft in Dsjidda vom Schiffe gehen, ohne etwas mehr von ihm zu fordern.

Zwischen Suez und Girondel hat man keine Klippen unter dem Wasser zu befürchten, daher lichteten alle vier Schiffe am 10ten schon eine halbe Stunde nach Mitternacht den Anker. Wir erreichten die Gegend Girondel noch vor Mittage, und weil die Schiffe an dem ersten Tage nicht

weiter zu gehen pflegen, so ankerten wir hier nicht weit vom Ufer auf 13 Faden tief Wasser und unter der Polhöhe 29° 10'. Am 11ten sahen wir viele Korallenbänke, zwischen welchen wir mit nur etwas widrigem Winde nicht ohne große Gefahr würden haben passieren können. Aber der Wind war uns so günstig, daß wir schon des Nachmittags um 3 Uhr bei Tor hinter einer Klippe oder sogenannten Korallenbank, die bei der niedrigsten Ebbe nur eben mit Wasser bedeckt wird, in sechszweidrittel Faden Wasser vor Anker legten. Auf der äußersten Spitze dieser Klippe steht ein Merkzeichen von Steinen zur Warnung für die Schiffer. Übrigens ist auch die ganze Küste in dieser Gegend voller Korallenbänke.

Um den Hafen von Tor liegen verschiedene kleine Dörfer. Herr Forskål war der einzige von unserer Gesellschaft, welcher zu Tor weiter als bis an den Brunnen an Land ging. Seine lange Abwesenheit machte Aufsehen unter den Arabern. Einige Janitscharen aus Kahira hörten es, daß diese beschlossen, den Franken, der an Land gekommen war, um ihre Berge abzuzeichnen, aufzusuchen und anzuhalten. Die Janitscharen eilten deswegen nach Belled en Nassara, und da sie Herrn Forskål auf dem Rückwege von den Dattelgärten antrafen, so brachten sie ihn gleich mit zurück und sicher an Bord. Sollten wohl viele Christen sich entschließen, eine halbe Meile zu gehen, um einen Juden, den sie nicht genauer kennen als diese Mohammedaner unsern Reisegefährten, aus einer ihm bevorstehenden Gefahr zu retten? Von Türken vermutete ich dies gar nicht und am wenigsten von Janitscharen. Allein diese Leute waren zugleich vernünftige Kaufleute, die gewohnt waren, mit fremden Nationen umzugehen, und die es für ihre Pflicht hielten, uns als Fremde, die Sicherheit in ihrer Gesellschaft gesucht hatten, zu beschützen.

Nachdem wir am 14ten des Morgens frühe mit einem

Landwind aus dem Hafen von Tor gekommen waren, segelten wir erst gegen Süden und nachher nach Südosten fast beständig zwischen Korallenbänken. Des Nachmittags legten wir bei Ras Mohammed, oder wie andere es nennen, Ras Mahhmud, auf 10 Faden Wasser vor Anker. Bisher hatten wir beständig in der Nähe vom Lande gesegelt und alle Abend Anker geworfen. Zwischen Ras Mohammed und der arabischen Küste mußten wir uns der offenen See auf ein paar Tage und Nächte anvertrauen. Obgleich jeder Europäer diesen Weg für den sichersten auf der ganzen Reise zwischen Suez und Dsjidda halten wird, weil man daselbst gar keine Klippen und Korallenbänke sieht, so war er den Mohammedanern doch so fürchterlich, weil sie kein Land sehen konnten, daß ich glaube, sie würden lieber von Ras Mohammed nach der Insel Tyran und von da nach der arabischen Küste gegangen sein, wenn wir nicht die größte Hoffnung gehabt hätten, daß der Wind uns auf dem geraden Weg günstig sein würde.

Den 16ten Oktober sahen wir die von den alten griechischen und arabischen Schriftstellern erwähnten Smaragdgebirge, arabisch Dsjebbel Sumrud, auf der ägyptischen Küste. Unsere Steuerleute hielten auch bei dem schönsten Winde nicht allezeit denselben Strich. Der Schiffer hatte zwischen seinen zwei Kompassen an dem Ort, wo die Europäer das Licht zu stellen pflegen, einen großen Magnetstein gelegt, in der Meinung, dies sei ein Mittel, daß seine Kompasse ihre Kraft nicht verlieren könnten, weil man ihm gesagt hatte, daß man den schwachen Kompassen vermittelst dieses Steins wieder ihre vorige Stärke geben könne. Hieraus kann man unter andern abnehmen, wie wenige Kenntnisse die hiesigen Seeleute besitzen. Doch ließ unser Schiffer sich leicht überreden, den Stein von dieser Stelle zu entfernen, als er hörte, daß er seine Kompasse irre machen könnte.

Den 17ten machte ich mich fertig, eine Sonnenfinsternis von dem kleinen Wächtergang hinter unserer Kajüte zu beobachten. Ich sah das Ende derselben mit einem guten vierfüßigen Fernglase zu der wahren Zeit 12° 0′ 28″.

Herr Forskål hatte unserm Schiffer vorhergesagt, daß wir heute eine Sonnenfinsternis haben würden. Um uns also denselben verbindlich zu machen und um selbst geruhiger observieren zu können, schwärzte ich einige Gläser, damit er diese Erscheinung auch dem Schiffer und den vornehmsten Kaufleuten zeigen könnte, und alle waren darüber sehr vergnügt. Mohammedaner, welche eine Finsternis vorher bestimmen können, werden für große Gelehrte sowohl in den geistlichen als weltlichen Gesetzen und auch für geschickte Ärzte gehalten. Da nun die von Herrn Forskål angekündigte Finsternis eingetroffen war, so glaubten unsere Mohammedaner gewiß, er müsse auch ein großer Arzt sein. Alle schienen auf einmal krank zu werden.

Jeder verlangte Hilfsmittel gegen sein vermeintes Übel, und der neue Arzt sagte seine Meinung, wie ihnen am besten geholfen werden könnte. Den meisten riet er mehr oder weniger zu schlafen und bessere Diät zu halten. Zuletzt beschwerte sich ein Pilgrim, daß er des Nachts nicht sehen könne. Er riet ihm, bei Nacht ein Licht anzuzünden. Dieser Rat verursachte ein großes Gelächter, und alle, welche kurz vorher krank gewesen waren, schienen dadurch wieder gesund geworden zu sein. Es ist nicht allemal die Vermutung großer Gelehrsamkeit, was einen Europäer bei den Mohammedanern beliebt macht, weit mehr trägt es dazu bei, wenn er sich nach ihren Sitten bequemen kann. Daher machte sich Herr Forskål durch seine wenige Kenntnis in der Arzneikunst mehr Freunde unter den Arabern, als mancher große Arzt nicht getan haben würde.

Den 18ten Oktober des Mittags waren wir unter der Polhöhe 25° 4′. Bald nach Mittage segelten wir dem Ufer näher um eine große Korallenbank und legten bei Mhar vor Anker. Unser Schiffer ließ gleich einen Araber, den wir am Ufer gehen sahen, holen, um zu hören, ob Krieg oder Friede unter den Stämmen dieser Gegend wäre. Eins von den drei Schiffen, die zugleich mit uns von Ras Mohammed abgesegelt waren, kam auch heute hier an, die übrigen beiden hatten uns nicht folgen können.

Da wir bisher beständig sehr guten Wind gehabt hatten, so entgingen wir glücklich der Gefahr, die uns sonst aller Wahrscheinlichkeit nach getroffen haben würde. Von drei Schiffen, welche im verwichenen Jahre etwas spät von Suez abgereiset waren, waren in dieser Gegend zwei gescheitert. Verschiedene Personen, welche zugegen gewesen waren, befanden sich auf unserm Schiffe. Sie erzählten, als sie nicht weit von Hassani von einem Sturm überfallen worden, sei sogleich eine so große Unordnung auf dem Schiffe entstanden, daß nicht allein die Passagiere, sondern auch diejenigen, welche das Schiff hätten regieren sollen, in die Boote gesprungen und ans Land gegangen wären und daß sie erst von da aus das erste Schiff an einer Klippe hätten scheitern sehen. Gegen Abend hätte sich der Wind gelegt, und man hätte noch beim Anbruch des andern Tages das zweite Schiff auf den Wellen treiben sehen. Der Schiffer hätte sich deswegen entschlossen, wieder mit seinen Matrosen zurückzugehen; allein auch dieses sei zugrunde gegangen, bevor sie vom Lande gekommen wären. Der dritte Schiffer beobachtete seine Pflicht besser. Als dieser fürchtete, daß ihm seine Matrosen entlaufen möchten, so ließ er bei der ersten Unordnung die Taue los, an welchen die größten seiner Schiffsboote hinten nachgeschleppt wurden. Dies brachte ihn anfangs in Gefahr, von den Passagieren, die nunmehr keine Hoffnung

sahen, an Land zu kommen, niedergehauen zu werden. Aber nachdem er ihnen mit Herzhaftigkeit die offenbare Gefahr vorgestellt hatte, worin das Schiff ohne ein Oberhaupt sein würde, daß er dagegen hoffte, nicht nur ihr Leben, sondern auch ihre Güter zu retten, wenn sie ihm und seinen Leuten nur Platz zur Arbeit lassen wollten, so wurden sie nicht nur wieder geruhig, sondern entschlossen sich, selbst mitzuhelfen. Sie hatten davon den Vorteil, daß sie ihre Reise glücklich endigten. Uns wäre auf der Reise von Ras Mohammed bis Hassani beinahe noch ein größeres Unglück begegnet, als wenn wir Schiffbruch gelitten hätten. Durch die Unvorsichtigkeit der vielen Weiber in der untern Kajüte, die uns so durch ihr beständiges Zanken und Schreien nicht wenig beunruhigten, kamen zu zweien Malen einige Stück Leinwand in Brand, welches das ganze Schiff in Gefahr gesetzt haben würde, wenn die Weiber nicht eine ebenso gute Stimme, um Hilfe zu rufen, als zum Zanken gehabt hätten. Als das Feuer zum zweitenmal ausgebrochen war, schienen die Mohammedaner furchtsam zu werden. Der Schiffer schickte deswegen einen Unteroffizier mit einem tüchtigen Prügel in den Harem. Dies verursachte anfangs eine fürchterliche Musik. Doch erfolgte darauf eine so sanfte Stille, daß man die Weiber in den ersten 24 Stunden fast gar nicht hörte.

Da wir nun die in den Augen der Türken so fürchterliche Reise von Ras Mohammed bis Hassani glücklich überstanden hatten, so war auch alles voller Freuden. Einige Kanonen wurden sogleich gelöst. Des Abends wurden die Schiffe überall mit Lampen und Laternen behangen, und man hörte bis spät in die Nacht die Freudenschüsse mit Flinten und Pistolen und das unter den morgenländischen Weibern gewöhnliche Freudengeschrei Lu lu lu lu. Der Lotse erwartete nunmehr für seine großen Dienste ein Trinkgeld von allen Passagieren, und die Matrosen ver-

langten auch eine Kleinigkeit für die große Mühe, daß sie des Nachts hatten wachen müssen. Letztere hatten ein kleines Schiff, wie es die Kinder bei uns zu machen pflegen, und nachdem sie in demselben erst ihr Trinkgeld gesammelt hatten, warfen sie es in die See. Ihre Ernte war aber nicht groß, weil ein jeder nach eigenem Belieben geben konnte.

Den 21ten des Morgens frühe war der Wind uns gänzlich entgegen; er drehete sich aber bald nachher. Des Abends segelten wir um Dsjimum oder Sabba Rus (die sieben Vorgebirge) mit der größten Gefahr; denn hier sind viele Klippen unter dem Wasser, darzu war es schon dunkel und unser Lotse betrunken. Dieser verlangte bald nach unserer Ankunft auf dem Schiffe, daß wir ihm Branntwein geben möchten unter dem Vorwand, daß er die Berge und andere Landzeichen nicht erkennen könnte, wenn er nicht etwas starkes Getränk getrunken hätte. Da wir dieses ihm als einem Mohammedaner und aus Furcht vor den übrigen Passagieren, wenn er betrunken werden sollte, nicht geben wollten, so ließ der Schiffer selbst durch seinen eigenen Bedienten alle Morgen eine Viertelbouteille für seinen Lotsen verlangen. Überdies hatte er vielleicht auch starkes Getränk von den griechischen Kaufleuten erhalten. Doch wir warfen endlich des Abends spät bei Kubbet Jambo, einer kleinen Insel mit dem Begräbnis eines vermeinten Heiligen, glücklich unsern Anker.

Den 22ten konnten wir wegen des widrigen Windes, der sich heute mit der Sonne von Osten nach Süden und Westen drehete, nicht weiterkommen. Der Himmel war in diesen beiden letzten Tagen sehr viel mit Wolken bedeckt. Des Nachmittags segelten wir einen guten Ankerplatz mit Namen Scharm vorbei und ankerten, nachdem wir seit unserer Abreise von Tor kein einziges Haus gesehen hatten, bei der Stadt Jambo. Diese Stadt ist mit einer Mauer umgeben und hat von der Wasserseite kein schlech-

tes Ansehen. Der Eingang in den Hafen ist sehr eng. Wenn man aber erst in denselben gekommen ist, so liegt man so sicher, daß man nicht einmal nötig hat, Anker zu werfen. Wir selbst befestigten nun ein Tau von unserm Schiffe um einen Stein auf einer steilen Korallenbank, die zur Zeit der Ebbe kaum mit Wasser bedeckt war.

Die Reisenden, welche gleich nach Medina gehen wollten, verließen hier das Schiff. Der Abtritt der Weiber und derjenige, dessen wir uns bedienten, waren dicht aneinander und so gräumig, daß in jedem 4 bis 5 Personen gut Platz fanden, nur mußten wir eine Treppe heruntersteigen. Ich wunderte mich anfänglich nicht wenig, als ich hier Weiber in der Nähe reden hörte. Ich war so neugierig, eine Öffnung in der Scheidewand zu suchen, und fand wirklich eine kleine Ritze. Bis zu meiner Abreise von Suez hatte ich noch kaum ein bloßes Angesicht einer Mohammedanerin gesehen. Auf dieser Seereise sah ich mehr. Des Morgens frühe bisweilen drei bis vier nackte Weiber, die sich wuschen und badeten.

Ich blieb hier an Bord, um einige astronomische Beobachtungen zu machen. Drei von unserer Gesellschaft gingen an Land. Ein jeder nahm, so wie die übrigen Passagiere, seinen Säbel, ohne zu vermuten, daß er darüber Verdruß haben könnte. Da meine Gesellschaft ebenso wie die Türken gekleidet war, so redete ein hiesiger Bürger einige Zeit mit ihnen als mit wirklichen Mohammedanern. Er grüßte sie mit Salam aleikum. Aber als er hörte, daß sie Franken wären, so ward er, vielleicht über seinen Irrtum, so böse, daß er viele Scheltworte gegen die Ungläubigen ausstieß, die sich sogar unterstünden, mit ihrem Gewehr zu Jambo an Land zu kommen. Es war ein Glück für meine Reisegefährten, daß die übrigen anwesenden Araber friedfertiger waren und ihnen nicht wehrten, wieder nach dem Schiffe zurückzukehren.

Alle Mohammedaner, die zum erstenmal nach Mekka reisen, sollen an gewissen Stellen, wenn ihre Gesundheitsumstände es ihnen erlauben, die Ihhram anlegen. Die zur See von Suez Kommenden sind hierzu verpflichtet, sobald sie das Vorgebirge Wardan, welches wir heute passierten, erreicht haben. Ihhram bedeutet eigentlich ein Tuch so um die Hüfte gebunden, wie man es in Bädern braucht, und bloß mit diesem Kleidungsstück soll ein neuer Pilgrim sich so lange behelfen, bis er die Kaba zu Mekka besucht hat. Doch kann er auch noch ein anderes Tuch über die Schulter tragen, so wie der Türk den Herr Baurenfeind auf der Seite 275 abgebildet hat. Viele Pilgrime auf unserm Schiffe, die niemals zu Mekka gewesen waren, behielten zwar ihre Kleider an, weil sie unpäßlich waren oder es zu sein vorgaben. Dagegen legten auch verschiedene andächtige Mohammedaner die Ihhram an, ohne nach dem Gesetze darzu verbunden zu sein, weil sie schon vorher Wallfahrten gemacht hatten. Wir sahen daher des Abends eine große Menge Leute auf unserm Schiffe ganz anders gekleidet als des Morgens.

Manchem wird es vielleicht wunderbar scheinen, daß Mohammed seinen Anhängern befohlen hat, das erste Mal mit bloßem Kopfe und fast ganz nackend zu der Kaba zu kommen; aber so gehen noch jetzt viele gemeine Araber in Hedsjas, Jemen und Oman. Er verlangte dadurch also wahrscheinlich nichts weiter, als daß die Pilgrime in aller Demut, nämlich in der Kleidung eines gemeinen Arabers, das Gebiet der Stadt Mekka betreten sollen. Doch glaube ich, daß er ein solches Gesetz nicht gegeben haben würde, wenn er jemals vermutet hätte, daß dereinst auch Pilgrime aus den kältern Ländern nach Mekka kommen würden. Den Türken ist die Ihhram nicht nur sehr unbequem, sondern sie kann auch ihrer Gesundheit schädlich sein, weil sie gewohnt sind, beständig in Kleidern, ja wohl gar im

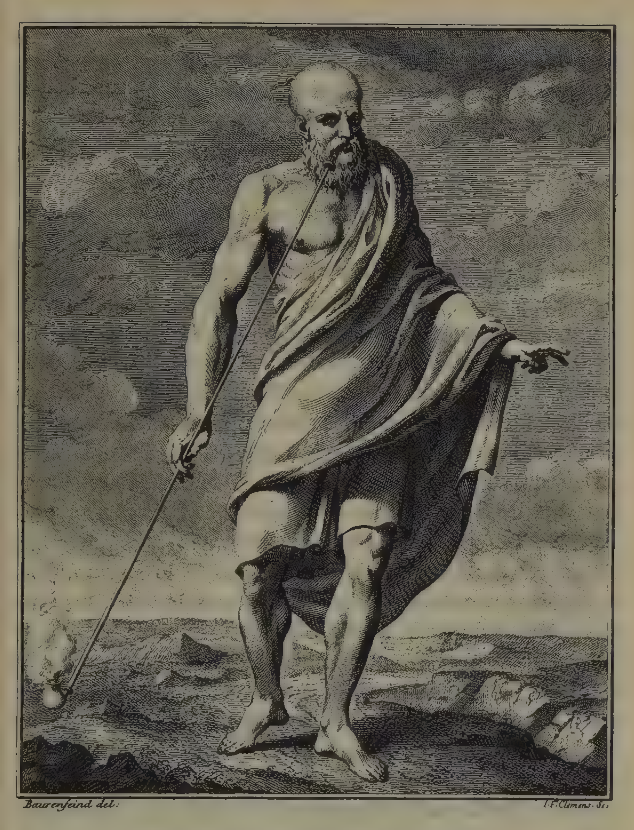


Abbildung eines türkischen Pilgrims.

Sommer mit Pelzen zu gehen. Sie kleidet einen von der Sonne verbrannten Araber eben nicht schlecht, aber einen Türken mit einem kahlen Kopf, einem langen Bart und einer ganz weißen Haut sehr übel.

Am 28ten waren wir des Mittags neben dem Berg Wakr, und in der folgenden Nacht schliefen wir zu Obhor. Hier geht ein schmaler Meerbusen weit ins Land hinein, den man anfangs für einen Fluß halten könnte. Die Einfahrt zu diesem Ankerplatz ist sehr eng. Aber man liegt in demselben so sicher, daß wir nicht einmal unsern Anker auswarfen, sondern das Schiff nach beiden Seiten an großen Steinen auf den Korallenbänken nur festbanden.

Den 29ten segelten wir des Morgens frühe durch die Hilfe des Landwindes wieder von Obhor und legten des Nachmittags um 2 Uhr auf der Reede von Dsjidda zwischen Korallenbänken vor Anker. Eben der Ursache wegen, warum wir zu Suez früh an Bord gegangen waren, nämlich um den mohammedanischen Passagieren nicht hinderlich zu sein, blieben wir zu Dsjidda noch zwei Tage an Bord, bis sie erst alle an Land gegangen waren. Viele von ihnen gingen sogleich in die Stadt, teils um ihre Freunde zu besuchen oder Neuigkeiten zu hören, teils auch um ihr bares Geld, welches hier zwei bis zweieinhalb pro Cent Zoll bezahlen soll, nach und nach heimlich einzubringen. Einigen war es geglückt, frei durchzukommen; andere aber, die zu stark beladen gewesen waren, waren angehalten und genötigt worden, den gehörigen Zoll zu bezahlen. Doch scheint es, daß man hier die Konfiskation der Güter und eine starke Bestrafung der Schmuggler nicht kennt. Man sagte, daß derjenige, welcher willens ist, die Zollbediente zu betrügen, nur ausgelacht wird, wenn er nicht Verstand genug hat, sein Vornehmen auszuführen. Ich erinnere mich in andern Gegenden der Türkei gehört zu haben, daß der Schmuggler

genötigt wird, von den Waren, die er heimlich einbringen wollte, doppelten Zoll zu bezahlen. Einer von unsern Freunden, der sein Geld zollfrei einbringen wollte, ward am stärksten gestraft. Als er vom Schiffe stieg, öffnete sich sein Geldsack, den er um den Leib gebunden hatte, und beinahe 100 Speziestaler fielen zwischen dem Schiffe und dem Boot in die See.

Weil alle, die wieder von der Stadt zurückkamen, sich beschwerten, daß die Zollbedienten in diesem Jahre alles außerordentlich scharf durchsuchten, so waren auch wir darauf bedacht, wie wir allen Verdruß von ihnen am besten vermeiden könnten. Wir hatten keine Kaufmannswaren und also deswegen nichts zu fürchten. Aber weil unter den Mohammedanern keine Wechselbriefe gewöhnlich sind, so waren wir genötigt gewesen, von Kahira eine ansehnliche Summe bares Geld mitzunehmen. Es war uns daran gelegen, es vor den Arabern zu verbergen, daß wir so viel Geld bei uns führeten, weil es uns sonst Nachstellung hätte verursachen können. Wir hatten lauter venetianische Dukaten, eine Münze, welche hier mehr gangbar ist als die türkischen Goldmünzen. Von diesen hätte ein jeder von uns seinen Teil leicht verbergen können, wenn wir nicht befürchtet hätten, daß wir am Leibe visitiert werden würden. Es ward daher beschlossen, unsere Barschaften in den Arzneikruken zu verstecken, und nirgends hätten sie vor den Arabern besser verborgen bleiben können, denn bei einem Arzt sucht man kein Geld; und obgleich die Mohammedaner ihn nicht gerne bezahlen, so ist er bei ihnen doch allezeit willkommen.

Von den drei Schiffen, die zugleich mit uns von Suez und noch von Ras Mohammed abgesegelt waren, hatte nur das eine uns folgen können, und dies kam mit uns zu Dsjidda an. Das zweite erreichte diesen Hafen am 2ten November, nachdem es unterwegs ein kleines Boot verlo-

ren und die übrigen nur mit vieler Mühe erhalten hatte. Das dritte kam erst am 12ten November des Vormittags auf dieser Reede an. Des Abends zwischen 8 und 9 Uhr hörte man unvermutet einen Kanonenschuß. Dies war ein Zeichen, daß einem von den auf der Reede liegenden Schiffen ein Unglück begegnet wäre, und man fürchtete in der Stadt, daß etwa Feuer ausgebrochen sein möchte. Alle kleinen Fahrzeuge, die nur zu bekommen waren, wurden zur Hilfe geschickt. Aber es kamen bald einige mit der Nachricht zurück, daß dies zuletzt angekommene Schiff umgeschlagen und dabei viele Kaufmannswaren in die See gefallen wären, weil die Matrosen auf Verlangen der Kaufleute, die ihre Waren gleich den folgenden Morgen hatten abholen wollen, gar zu viele Packen und Kasten auf das Verdeck gesetzt hätten. Die wenigen auf dem Schiffe Zurückgebliebenen hatten bloß ihren Offizieren und Matrosen, wovon ein großer Teil an Land gegangen war, ein Zeichen geben wollen, damit sie wieder an Bord kommen und das Schiff aufhelfen möchten. Solchen Leuten muß man zwischen Suez und Dsjidda sein Leben anvertrauen. Wir hatten also wohl Ursache, Gott zu danken, daß wir diese Reise glücklich geendigt hatten.

Anmerkungen zu Dsjidda

Wir haben uns nirgends vor den Einwohnern einer Stadt so sehr gefürchtet als zu Dsjidda. Weil man den Europäern in Ägypten mit so vieler Verachtung begegnet, so glaubten wir, daß der Eifer der Mohammedaner gegen die Christen sich immer mehren würde, je mehr wir uns den von ihnen für heilig gehaltenen Städten näherten. Die Aufführung der Einwohner zu Jambo gegen meine Reisegefährten hatte uns schon in unserer Meinung befestigt. Allein wir fanden, daß wir uns sehr geirret hatten. Weil man zu Dsjidda nicht gewohnt ist, andere Europäer zu sehen als solche, die der Handlung wegen aus Ostindien hieher kommen und auf europäisch gekleidet gehen; weil wir aus einer andern Gegend und in morgenländischer Kleidung ankamen: so hatten die Einwohner anfangs zwar etwas Mißtrauen gegen uns, doch ward ihnen dies bald benommen. Viele von den Reisenden, welche neulich angekommen waren, hatten uns schon vorher gekannt, und von dem dsjiddaischen Pöbel wurden wir nicht viel bemerkt, weil er nichts Fremdes an unserer Kleidung fand. Wir besuchten auch hier die Kaffeehäuser, den Suk oder die Marktstraßen und gingen sonst an der Seeseite sowohl in als außerhalb der Stadt spazieren, ohne daß uns jemand übel begegnet hätte. Der Pöbel will hier nur niemandem, der nicht ein Mohammedaner ist, erlauben, sich dem Tore zu nähern, welches nach der Seite von Mekka liegt. Dies

sagte man uns gleich anfangs. Es war also billig, daß wir uns darnach richteten.

Hier zu Dsjidda leisteten uns die Empfehlungsschreiben, welche wir mitbrachten, große Dienste. Der Herr von Gähler, welcher den Pascha zu Dsjidda persönlich zu Konstantinopel gekannt hatte, hatte uns einen Brief an diesen Statthalter gegeben. Wir hatten überdem zwei Briefe von Kaufleuten aus Kahira an die vornehmsten Kaufleute dieser Stadt und einen an den hiesigen Kichja von einem Schech, der Amanuensis (Schreiber) bei einem der vornehmsten Gelehrten bei der Akademie Dsjamea el ashar zu Kahira war. Wir machten uns von der Empfehlung dieses armen Schechs sehr wenig Hoffnung, sie war aber die wichtigste. Er war aus der europäischen Türkei gebürtig und hatte schon in seinem Vaterlande und zu Konstantinopel viel von dem Vorzug gehört, den die Europäer vor den Mohammedanern in den Wissenschaften haben. Weil er weder unsere Bücher lesen konnte noch Umgang mit solchen Europäern gehabt hatte, die sich auf Wissenschaften gelegt und dabei morgenländische Sprachen redeten, so suchte er unsere Bekanntschaft und kam sehr fleißig zu uns. Ob er gleich ein eifriger Mohammedaner war, so war er doch nichts weniger als abergläubisch und stolz gegen fremde Religionsverwandte, sondern ein wahrer Menschenfreund und ein ehrlicher Mann. Herr Forskål zeigte ihm den Gebrauch der Vergrößerungsgläser und lehrte ihn verschiedenes von der systematischen Kenntnis der Pflanzen. Ich unterrichtete ihn im Zeichnen, zeigte ihm die Trabanten des Jupiters, den Ring des Saturnus und dergleichen, wovon er vorher niemals etwas gehört hatte, und er blieb halbe Nächte bei mir, wenn ich astronomische Beobachtungen machte. Wir hatten nicht weniger Vorteil von seinem Umgange als er von dem unsrigen; denn wir übten uns nicht nur in der arabischen Sprache,

sondern erhielten durch ihn auch manche Nachricht, wovon wir sonst nichts würden erfahren haben. Dieser Schech hatte den hiesigen Kichja ehmals den Gebrauch des Globus gelehrt und ihm schon mit der letzten Karawane, ohne uns etwas davon zu sagen, vieles zu unserm Vorteil geschrieben. Bei unserer Abreise gab er uns diesen zweiten Brief mit der Bitte, daß wir auch seinem Freund, dem Kichja, alles zeigen möchten, was er bei uns gesehen hatte.

Da wir die Briefe an den Pascha und den Kichja eigenhändig zu übergeben dachten, so schickten wir unsern griechischen Bedienten mit den Briefen an die beiden Kaufleute in die Stadt, mit der Bitte, daß sie uns ein Haus verschaffen möchten. Als diese hörten, daß unsere Gesellschaft so stark sei, und da sie wußten, daß die Europäer sich nicht leicht bequemen können, auf arabisch zu wohnen und zu leben, so entschuldigten sich alle beide, daß sie uns hierin nicht dienen könnten. Wir empfanden also auch jetzt so wie bei vielen andern Gelegenheiten die Unbequemlichkeit einer großen Reisegesellschaft. Wenigere Personen hätten sogleich einige Kammern in einer öffentlichen Herberge nehmen können. Da unser Bedienter auf unsere Empfehlungsschreiben kein Haus bekommen konnte, so wandte er sich zu einem seiner Landsleute, der hier Goldschmied des Scherifen zu Mekka und bei dem Pascha und Kichja in Ansehen war. Dieser erzählte ihm, daß der Kichja schon Nachricht von uns erhalten hätte, daß er ihm befohlen hätte, uns behilflich zu sein, damit wir bald an Land kommen könnten, und bot uns sein Haus auf eine Nacht an mit dem Versprechen, daß er ein eigenes Haus für uns mieten würde. Dies war für uns eine erwünschte Nachricht. Wir gingen am 31ten Oktober an Land und wurden von dem griechischen Goldschmied sehr höflich empfangen.

Wir eilten nunmehr, den Brief an den Kichja zu überlie-

fern. Dieser empfing uns auch mit der größten Leutseligkeit und erkundigte sich nach dem Schech und seinen andern Freunden in Kahira. Wir besuchten ihn nachher sehr fleißig. Er fragte bisweilen nach der Religion, nach den Sitten und Gewohnheiten der Europäer, bei welcher Gelegenheit wir ihm und den vornehmen Arabern, welche bei ihm waren, einen bessern Begriff von unserm Vaterlande beibringen konnten, als sie bisher gehabt hatten. Sonst dachten sie ohngefähr ebenso von den Europäern wie wir von den Chinesen. Sie hielten sich selbst für die Klügsten unter allen Nationen, wenn sie auch gleich nicht leugnen konnten, daß andere in Wissenschaften den Vorzug vor ihnen hätten. Ich mußte dem Kichja die Planeten durch Ferngläser zeigen, und er redete sonst gerne von der Astrologie. Herr Forskål besuchte ihn am fleißigsten. Dieser überredete ihn, daß er noch während unsers Aufenthalts zu Dsjidda einen kleinen Garten bei seinem Hause anlegte und sich einige Pflanzen von dem sogenannten Mekka-Balsambaum aus der Gegend von Medina holen ließ. Die Araber wunderten sich, daß dies ihnen selbst niemals eingefallen wäre, vornehmlich da sie jederzeit Mühe gehabt hatten, den Balsam unverfälscht zu erhalten.

Einige Tage nachher übergaben wir auch den Brief des Herrn von Gähler an den Pascha. Dieser Herr hatte gleichfalls einigen Begriff von der Sternkunde und verlangte, daß ich meinen Quadranten in seinem Palast aufstellen und die Mittagshöhe der Sonne in seiner Gegenwart nehmen sollte. Er und der Kichja ließen sich das Instrument genau beschreiben, und ein gelehrter Schech des Paschas mußte aus der beobachteten Höhe der Sonne die Polhöhe von Dsjidda berechnen. Man fand meinen Quadranten doch viel besser als die kleinen hölzernen der mohammedanischen Sternkundigen, und da meine Rechnung von der, welche der Schech machte, um einige Minuten verschie-

den war, so gab man auch den Tabellen der europäischen Sternkundigen den Vorzug. Der Pascha und sein Schech redeten bloß türkisch. Es fehlte mir zwar nicht an Dolmetschern, denn unser griechischer Bedienter redete türkisch, und ein französischer und zwei italienische Renegaten, die im Dienste des Paschas waren, hatten diese Sprache auch gelernt, aber keiner von ihnen verstand die Kunstwörter der Astronomen in irgendeiner Sprache. Ich mußte daher suchen, mich gegen den Kichja in der arabischen Sprache zu erklären, und dies war sehr mühsam, weil ich nur selten Gelegenheit gehabt hatte, über dergleichen Sachen mit Arabern zu reden.

November 1762

Wir besahen gleich den ersten Tag verschiedene Häuser und mieteten davon eins, das sehr geräumig war und an der Seeseite lag. Am 1sten November ließen wir alle unsere Sachen an Land bringen. Der Kichja war selbst auf dem Zollhause und nicht in einem besondern Zimmer, wie die verschiedenen Zollbedienten in den europäischen Städten, sondern er und viele Schreiber saßen alle auf einer Erhöhung an dem Durchgange, wo alles passieren mußte. Wir sahen gleich, daß wir hier einen Freund hatten. Alle Kasten und Packen der Kaufleute wurden nicht nur geöffnet, sondern alles, was darin war, Stück für Stück gezählt und durchgesucht. Weil der Kichja versichert war, daß wir nicht der Handlung wegen hieher gekommen waren, und uns dienen wollte, so ließ er unsere Kasten bloß öffnen. Der Arzneikasten war gar zu willkommen, als daß man ihn im geringsten hätte beunruhigen sollen. Man fand also nicht mehr als 200 Dukaten, die wir mit Fleiß an einen Ort gelegt hatten, wo sie gesehen werden sollten, um zu zeigen, daß wir so viel Geld bei uns führten, als wir in dieser

Stadt zu unserer Haushaltung zu brauchen dachten. Wenn die arabischen Zollbedienten glimpflich mit den Reisenden verfahren, so erwarten sie ebensowohl ein Trinkgeld als die europäischen. Bei uns pflegt man es ihnen in aller Stille zu geben. Der griechische Goldschmied, welcher übernommen hatte, dergleichen Unkosten für uns zu bezahlen, gab es ihnen in Gegenwart aller vornehmen Herren und Zuschauer, die auf dem Zollhause waren.

Das Gerücht von der Ankunft so vieler Europäer, unter welchen sich auch einer befinden sollte, der den Lauf der Sterne beobachtete, hatte sich bald bis Mekka verbreitet. Einer von den Brüdern des regierenden Scherifs hatte zu der Zeit eine große Armee Araber gesammelt und drohete, die Stadt Mekka anzugreifen. Der Scherif ließ mich deswegen durch den im vorhergehenden erwähnten griechischen Goldschmied fragen, ob er noch ferner bei der Regierung bleiben oder sie seinem Bruder würde abtreten müssen? Ich entschuldigte mich mit meiner Unwissenheit in dieser Kunst, ohne etwas zu ihrem Nachteil zu reden, und sagte wie bei vielen andern Gelegenheiten, wenn ich der Astrologie wegen gefragt ward, daß die Europäer sich der Sternwissenschaft bloß der Schiffahrt wegen beflissen. Mit dieser Antwort waren die Mohammedaner immer zufrieden, weil ihnen bekannt ist, daß die Europäer sich auf lange Seereisen wagen und daß sie zur See die Höhe der Sonne nehmen. Herr von Haven war gegenwärtig, als ich gefragt ward, und antwortete: derjenige würde den Sieg erhalten, der die ähnlichsten Gesichtszüge mit Hassan ibn Ali, dem Stammvater aller Scherifs, hätte. Der Goldschmied wollte diese Antwort nach Mekka schreiben, und ich glaube, daß sie Beifall gefunden hat. Der Scherif behauptete dieses Mal die Regierung, und er mag sich eingebildet haben, daß er dem Hassan völlig ähnlich wäre.

Ein vornehmer Herr zu Dsjidda ließ mir zu einer andern Zeit wissen, daß ihm 200 Dukaten gestohlen wären, und verlangte, daß ich ihm den Dieb ausfindig machen möchte. Ich entschuldigte mich abermals und überließ diese hohe Wissenschaft den mohammedanischen Gelehrten. Bald darauf zeigte ein berühmter Schech, daß er darin besser erfahren sei als ich. Er stellte alle Bedienten in eine Reihe, hielt ein langes Gebet, gab darauf einem jeden einen kleinen Zettel in den Mund und befahl allen, ihn hinunterzuschlucken, nachdem er ihnen vorher noch die Versicherung gegeben, daß die Unschuldigen gar keinen Schaden davon haben würden, die Strafe Gottes sollte nur den Dieb treffen. Hierauf durchsuchte er den Mund eines jeden, und einer, der den Zettel nicht verschluckt hatte, bekannte gleich, daß er das Geld gestohlen habe. Doch scheinen die mohammedanischen Diebe nicht immer so furchtsam zu sein. Ich hörte nachher von einem Kaufmann zu Bagdad, daß er einmal die größte Vermutung gehabt, von seinem Bedienten bestohlen zu sein, daß aber dieser sich an keine Beschwörungen etwas gekehrt habe.

Der Palast des Paschas ist so irregulär wie die Wohnungen dieser Herren in den übrigen Provinzen des Sultans zu sein pflegen. Sie bleiben selten lange in einem Gouvernement, und keiner will die Mühe haben, einen prächtigen Palast für seinen Nachfolger zu bauen, da er nicht hoffen kann, selbst Nutzen davon zu haben. Aber in der Stadt und vornehmlich an der Seeseite sieht man verschiedene hübsche Gebäude und große öffentliche Häuser und Warenlager, alle von Korallensteinen, die nicht nur leicht zu bearbeiten sind, sondern auch an der Luft weiß werden und also in der Ferne ein hübsches Ansehen haben. Das Trinkwasser, welches man hier braucht, wird alles von den Arabern in großen Wasserbehältnissen zwischen Bergen gesammelt und nach und nach auf Kamelen nach der Stadt gebracht.

Dsjidda ist ein sehr beträchtlicher Handelsplatz. Doch ist diese Stadt fast weiter nichts als eine Niederlage von fremden Waren. Hieher kommen jährlich einmal verschiedene reich beladene Schiffe von Suez und Indien, und die großen Karawanen, welche jährlich einmal von Ägypten und Syrien nach Mekka und Dsjidda reisen, führen auch viele kostbare Waren mit sich. Ich habe in dieser Stadt von keinen andern Landesprodukten, die von hier ausgefahren werden, gehört als von den Mandeln von Taif, wovon allein die Engländer jährlich bei 600 Ballen, jede zu 800 Pfund, mit nach Indien zurückzunehmen pflegen. Auch fahren die Kaufleute von hier etwas Mekka-Balsam, Muscus und Zibet aus; allein der Balsam kommt aus der Gegend von Medina, und der Muscus und Zibet wahrscheinlich aus Habbesch. Dsjidda und die sogenannten heiligen Städte Mekka und Medina erhalten aus Ägypten so viel Weizen, Reis, Linsen, Zucker, Sirop, Honig, Öl und dergleichen, daß die Mekkaner zu sagen pflegen: Arabien verliere nicht viel, wenn außer Ägypten auch alle benachbarten Länder zugrunde gehen sollten, daß ihnen aber die ganze Welt ohne Ägypten nur wenig nützlich sei.

Die Einkünfte von dem Zoll zu Dsjidda werden zwischen dem Pascha dieser Stadt und dem Scherifen zu Mekka geteilt. Ersterer hat deswegen zu der Zeit, wenn die Schiffe angekommen sind oder wenn sie wieder abgehen sollen, täglich seinen Kichja auf dem Zollhause, und dann ist hier auch ein Gevollmächtigter des Scherifs, den man Wisir nennet. Indessen scheint es, daß der Kichja zu Dsjidda nicht, so wie die in den übrigen türkischen Provinzen, bloß vom Pascha abhängig ist. Er bleibt gemeiniglich viele Jahre in seinem Posten, anstatt daß der Pascha fast alle Jahre verwechselt wird; und obgleich der Pascha noch zu der Zeit, da wir in dieser Stadt waren, einen andern nach dem Zollhause sandte, weil der Kichja die Güter der Kaufleute

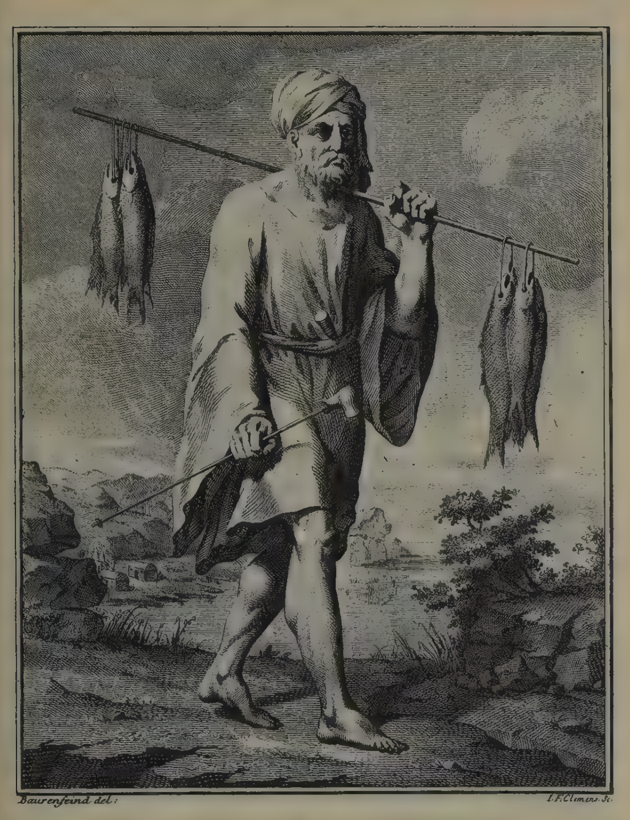


Abbildung eines Fischers zu Dsjidda.



Baurenfeind del. J. F. Clemens Sc.

Abbildung einer Frauensperson zu Dsjidda die Brod verkauft.

nicht so genau durchsuchen lassen wollte, als er es verlangte, so verwaltete dieser dennoch beständig seine übrigen Amtsgeschäfte. Unter dem Wisir stehen auch alle Untertanen des Scherifs, die sich zu Dsjidda aufhalten. Er muß deswegen allezeit einer von den Familien sein, die Anspruch auf die hohen Bedienungen in der Herrschaft Mekka, ja selbst auf das Scherifat machen können.

Weil man in Europa sehr neugierig ist, fremde Kleidertrachten zu sehen, so habe ich davon hier noch Bilder beifügen wollen, die Herr Baurenfeind zu Dsjidda zeichnete. Auf der Seite 287 sieht man die Abbildung eines Fischers, der seine Fische zu Markt trägt. Die Beduinen dieser Gegend tragen bloß eine Ihhram mit einem Gürtel, dieser Fischer und andere gemeine Leute zu Dsjidda tragen weder Beinkleider noch die Ihhram, sondern ein weites Hemd mit einem Gürtel um die Hüfte und in demselben ein kleines Messer, um den Fischen gleich die Kehle abzuschneiden, wenn sie sie gefangen haben. Die Vornehmen zu Dsjidda kleiden sich fast ebenso wie die Türken zu Kahira und Konstantinopel, nur sind ihre Kleider von dünnerm Zeuge, weil sie unter einem heißern Himmelsstrich wohnen. Auf Seite 288 ist ein Weib abgebildet, das Brot verkauft. Diese Person ist ebenso gekleidet wie die gemeinen Weiber in Ägypten. Sie trägt Beinkleider und ein weißes Hemd ohne Gürtel. Über den Kopf hat sie einen großen Schleier und vor dem Gesichte ein schmales Stück Leinwand. Der Fliegenwedel, den sie in der Hand hält, ist von feinen geflochteten Palmblättern. Sie sitzt auf einer Strohmatte und hat auf selbiger ihr Brot ausgebreitet. Der Sonnenschirm ist gleichfalls mit einer Matte bekleidet.

Reise von Dsjidda bis Loheia

Dezember 1762

Da wir Befehl hatten, uns sobald als möglich nach dem Königreiche Jemen zu verfügen und uns nicht ohne Not unterwegs aufzuhalten, so hatten wir keine Ursache, lange zu Dsjidda zu verweilen; wir wurden auch nur von den nördlichen Winden aufgehalten, welche die Schiffe, die man von Jemen mit Kaffee beladen erwartete, verhinderten, den arabischen Meerbusen heraufzukommen. Dies war die erste Gelegenheit, welche wir erwarten konnten, unsere Reise von hier anzutreten. Endlich kamen einige von diesen Schiffen im Anfange des Dezembers an. Darunter war eines aus Oman, welches man Tarad nennet, und man riet uns, mit diesem zu gehen. Wir eilten, es zu sehen, und hofften, ein großes und bequemes Schiff zu finden; wir waren also nicht wenig bestürzt, da man uns ein Fahrzeug zeigte, welches einer Tonne ähnlicher zu sein schien als einem Schiff. Die Länge desselben war nur sieben Faden und die Breite zweieinhalb Faden. Es war ohne Verdeck. An dem ganzen Schiffe war fast kein Nagel, sondern die dünnen Planken waren sozusagen zusammengenähet. Der Mast war herausgenommen, und das Schiff lag auf dem Lande, um kalfatert zu werden. Der Schiffer war wie ein gemeiner Araber gekleidet, fast nackend, hatte nur ein Tuch um die Hüfte und über demselben einen Gürtel mit einem krummen Messer vor dem Leibe. Seine neun Matrosen waren alle schwarze Sklaven, zum Teil aus Afri-

ka, mit dicken Lippen und einer platten Nase, zum Teil von der malabarischen Küste, wo die Schwarzen ohngefähr so wie die Europäer gebildet sind und keine so glänzende schwarze Farbe haben wie die Afrikaner. Diese hatten bloß eine kleine Mütze ohne Turban auf dem Kopf, einen Strick um die Hüfte und ein Stück Leinwand zwischen den Beinen, um ihre Scham zu bedecken. Keiner von unserer Gesellschaft hatte Lust, sich diesen Leuten und ihrem Schiffe anzuvertrauen. Allein alle unsere Freunde, denen die Manier, in diesen Ländern zu reisen, besser bekannt sein konnte als uns, rieten uns, lieber mit diesem als mit einem jemenischen Schiffer zu gehen, weil letztere keine anderen Segel als von Strohmatten haben und für schlechte Seeleute gehalten werden. Hergegen haben die Schiffer von Maskat und andern Häfen in Oman ebensolche Segel wie die Europäer, Türken und Indianer, sie sind überdies auch besser zur See gewohnt.

Da wir versichert waren, daß Engländer aus Ostindien nach Mochha kommen würden, und glaubten, daß uns ihre Hilfe notwendig sein könnte, um in das Innere des Landes zu kommen, so waren wir entschlossen, von Dsjidda gerade dahin zu reisen. Von Loheia und Hodeida, als den beiden andern Häfen in dem Gebiete des Imams, hatten wir noch sehr unvollständige Begriffe. Wir wußten nur, daß wir von hier noch eine ziemliche Reise zu Lande bis Mochha hatten, und diese fürchteten wir nicht wenig, da wir bisher von den Arabern in Jemen noch keine besseren Gedanken hatten als von den herumstreifenden Arabern in Ägypten und Hedsjas. Allein der Schiffer sollte zu Hodeida eine Ladung Kaffee für Maskat einnehmen, und man versicherte uns auch, daß die Seereisen auf dem südlichen Teil dieses Meerbusens in dieser Jahreszeit wegen widriger Winde gemeiniglich lange dauern. Unsere Freunde rieten uns sogar, schon zu Loheia an Land zu gehen, weil wir

von hier, in dem Gebiete des Imams, mit der größten Sicherheit und in kurzer Zeit zu Lande nach Mochha gehen könnten. Wir schlossen deswegen einen Vergleich mit dem erwähnten Schiffer, daß er uns bis Hodeida bringen sollte. Der Kichja gab uns Briefe an die Dolas (Gouverneure) zu Loheia und Hodeida, und die Kaufleute, an welche wir Briefe aus Kahira mitgebracht hatten, gaben uns andere an die vornehmsten Kaufleute in den beiden erwähnten Städten; denn ob wir gleich noch nicht willens waren, das Schiff zu Loheia zu verlassen, so wußten sie doch, daß der Schiffer wegen seiner eigenen Geschäfte wenigstens einige Tage daselbst würde bleiben müssen. Der Pascha gab Befehl, daß unsere Sachen, ohne visitiert zu werden, ausgehen sollten, und wir gingen also am 13ten Dezember an Bord.

Ohngeachtet wir das kleine Schiff für uns allein gemietet hatten, so fanden wir es doch stark mit Kaufmannswaren beladen. Der Schiffer entschuldigte sich damit, daß sein leichtes Schiff, bloß mit unsern Sachen beladen, die See nicht würde halten können. Unsere Serir oder Bettstellen (ein länglich viereckiger Rahmen mit Stricken von Stroh) wurden über den Packen und Kasten gebunden, und so hatte jeder seinen Platz, um des Tages bequem darauf zu sitzen und des Nachts unter freiem Himmel zu schlafen. An Spazierengehen war auf diesem Schiffe nicht zu denken. Alles war angefüllt bis auf eine kleine Stelle nach vorne im Schiffe, wo unser Essen gekocht ward und wo die Araber ihr Brot backten. Unser Arzt verlor gleich den ersten Abend seine Uhr zwischen den Schiffsplanken und den Matten von Reisern, die man inwendig auf das Gerippe des Schiffs gelegt hatte, damit die Waren nicht gleich naß werden möchten, wenn das Schiff etwa Wasser ziehen sollte. Es war keine Hoffnung, sie wieder zu bekommen, bevor alles ausgepackt werden konnte, und

hierzu war jetzt keine Zeit. Herr Cramer hielt also seine Uhr schon für verloren, weil es gar nicht wahrscheinlich war, daß nicht Wasser genug durch die dünnen Planken kommen sollte, sie unbrauchbar zu machen. Allein bei der Ausschiffung zu Loheia erhielt er sie ganz unbeschädigt wieder. Die genähten Schiffe müssen also wohl nicht so undicht sein, als sie uns Europäern bei dem ersten Anblick scheinen.

Wir hatten auf unserer Reise zwischen Suez und Dsjidda nur wenige Städte und Dörfer angetroffen und sahen deren auch nicht mehr zwischen Dsjidda und Jemen.

Die Araber zwischen Hali und Attuid, der Grenze des Scherifs zu Abu Arisch, leben nicht nur unter ihren eigenen unabhängigen Schechs, sondern haben auch eine von der mohammedanischen verschiedene Religion. Sie sollen große Liebhaber von den Kleidern der Reisenden sein, weil sie selbige gemeiniglich besser finden als ihre eigenen. Dagegen rühmt man auch von ihnen wie von den meisten herumstreifenden Arabern, daß sie niemanden töten, woferne man keine Gewalt gegen sie braucht. Da wir nicht wissen konnten, ob wir unsere Kleidung wieder zurückbringen würden, so kleideten Herr Forskål und ich uns so schlecht als möglich, nämlich bloß in einem weiten arabischen Hemde und Beinkleidern. Unsere Schiffsleute, die nicht einmal gewohnt waren, dergleichen zu tragen, nahmen die allerschlechtesten Tücher um ihre Hüfte und auf den Kopf, und wir alle gingen unbewaffnet an Land, damit man uns nicht für Feinde ansehen sollte.

Einige Araber kamen uns gleich am Ufer entgegen. Sie trugen, welches wir bisher noch nicht gesehen hatten, bis auf die Schulter herunterhängende Haare mit einem Strick anstatt des Turbans um den Kopf, und einige hatten eine Art Mütze von geflochtenen, grünen Palmblättern. Übrigens hatten auch sie nur ein Tuch um die Hüfte, und dies

war ihre ganze Kleidung. Jeder von ihnen hatte eine kleine Lanze in der Hand. Nach der Begrüßung von beiden Seiten nahmen ein paar Matrosen die Lanzen der Araber, als wenn sie etwas Besonders daran zu finden glaubten. Unser Schiffer verlangte auch die Lanze desjenigen, welcher der älteste unter ihnen zu sein schien. Als der Araber hieraus merkte, daß wir mißtrauisch gegen ihn waren, gab er ihm dieses sein Gewehr gleich mit der Versicherung, daß wir gar nichts zu fürchten hätten, und zum Beweis unsrer Sicherheit bei ihnen warfen alle ihre Lanzen zur Erde.

Da wir an Land gekommen waren, um Lebensmittel zu kaufen, so führten die Araber uns zu ihren nächsten Zelten. Als wir uns diesen näherten, kamen uns zwei Weiber entgegen, die die Schechs mit vieler Ehrerbietung auf dem Arm küsseten, die Männer hingegen küßten die Weiber auf dem Kopf. Diese Araberinnen hatten ihr Gesicht nicht bedeckt. Ihre Augen und Augenbrauen waren pechschwarz von Köchhel, einer Farbe, welche von Bleierz zubereitet wird. Vor der Stirn, auf den Backen und auf dem Kinn hatten sie wie die gemeinen Weiber in Ägypten einige schwarze Zierate in der Haut. Sie verlangten von uns Köchhel und El henne zur Erhebung ihrer gelbbraunen Schönheit, und wir bedauerten, daß wir nicht daran gedacht hatten, dergleichen kleine Geschenke für das arabische Frauenzimmer mit von Dsjidda zu nehmen. Diese Araber scheinen also nicht gänzlich ungesittet zu sein, ob sie gleich beständig in der Wüste herumwandern und fast gar keine Gemeinschaft mit den Einwohnern der Städte haben. Sie bewirteten uns mit Milch, welche sie in Ziegenfellen bewahrten, mit Butter, die in Ziegenfellen gemacht war, und mit sehr schlechtem Brot, doch so gut, als sie es hatten. Wir kauften, und unser Schiffer tauschte einige Lebensmittel, allein die Araber mußten ihre Bezahlung an Bord holen, welches sie sich auch gerne gefallen ließen.

Am 29ten Dezember des Morgens erreichten wir den Hafen Loheia und legten wenigstens eine dreiviertel Meile von der Stadt vor Anker.

Wir hatten auf der Reise von Suez bis Loheia von so vielen kleinen unabhängigen Herren gehört, die sich gar nicht um die Handlung mit Auswärtigen bekümmerten und deswegen allen Fremden die Reisen in ihren Ländern beschwerlich machten, daß es uns unglaublich schien, was man uns von der Sicherheit gesagt hatte, mit welcher man in dem Gebiete des Imams von Jemen reiset. Wir hörten überdies unterwegs, daß der Schech Mekkrami von Nedsjeran mit einer Armee in dem Gebiete Abu arisch wäre, daß der Imam die Besatzung zu Loheia deswegen verstärkt hätte und daß der Gouverneur in dieser Stadt einen neuen Wartturm oder, wie man in Arabien sagt, ein Kastell bauete, weil man befürchtete, daß der Schech Mekkrami auch nach Loheia kommen würde. Wir wünschten also noch jetzt zur See gerade nach Mochha oder wenigstens nach Hodeida gehen zu können. Aber da zwei Kaufleute aus Mochha, die mit uns von Dsjidda gekommen waren, ihre Reise von Loheia zu Lande fortsetzen wollten und auch wir der Seereise wegen der vielen widrigen Winde überdrüssig waren, so gingen wir mit den erwähnten Kaufleuten an Land und zu dem Gouverneur, um von diesem selbst zu vernehmen, ob wir von Loheia bis Mochha mit einiger Sicherheit zu Lande würden reisen können oder nicht.

Die Araber in Jemen nennen den Gouverneur einer Stadt Dola oder Emir. Der zu Loheia hieß Emir, und sein Name war Farhan. Er war ein Afrikaner und von Farbe ganz schwarz. Er ward in seiner Jugend nach Jemen zum Verkauf gebracht und hatte das Glück, einen Herrn mit Namen El mas zu erhalten, der viele Jahre Dola zu Beit el fakih und zuletzt einer der vornehmsten Minister des

Imams zu Sana war. Dieser gab dem jungen Farhan eine gute Erziehung, beförderte ihn anfänglich zu kleinen Bedienungen, und als erst seine Verdienste bei Hofe bekannt wurden, so ward er bald Amtmann oder Statthalter in einem ansehnlichen Distrikt. Er war wirklich ein sehr höflicher und rechtliebender Herr und ein großer Freund der Fremden. Wir sagten ihm, daß wir Europäer wären, daß wir über Hodeida nach Mochha und von da mit engländischen Schiffen nach Ostindien zu gehen dächten; daß aber der Kichja zu Dsjidda uns ein Empfehlungsschreiben an ihn und daß Seid Jachja Ramadan, einer der größten Kaufleute zu Dsjidda, uns auch einen Brief an Mechsen el Makawisch, den vornehmsten Kaufmann zu Loheia, gegeben hätte, um davon Gebrauch zu machen, wenn das Schiff hier etwa auf einige Tage anlegen sollte. Wir alle trugen die lange Kleidung, und Herr Forskål und ich hatten unsere Bärte wachsen lassen. Der Emir hatte ehmals zu Mochha vielen Umgang mit Europäern (Fransji) gehabt, aber sie niemals in diesem Aufzuge gesehen und auch nicht gehört, daß jemals ein Europäer über den arabischen Meerbusen nach Jemen gekommen wäre. Aber er hatte morgenländische Christen (Nassara), und zwar allezeit in der langen morgenländischen Kleidung, gekannt. Er fragte also, ob wir Nassara oder Fransji wären? Wir antworteten, wir wären beides, nämlich der Religion nach Christen und von Geburt Europäer; denn wir wußten, daß die Christen von allen fremden Religionsverwandten am besten unter den Mohammedanern gelitten sind, wir konnten aber nicht wissen, ob man die Europäer nicht vielleicht für Heiden hielte.

Der Emir hatte bisher auch keine anderen Europäer gekannt als solche, die als Kaufleute nach Jemen gekommen waren. Aus den Briefen sah er, daß der eine von uns ein Arzt sei, daß der andere Pflanzen suche, daß der dritte die

Sterne beobachte usf. und daß wir gar keine Kaufmannsgüter bei uns hätten, um derentwillen wir eiligst nach Mochha gehen müßten. Er verlangte daher, daß wir einige Zeit zu Loheia bleiben sollten, und versprach, daß er uns mit seinen Kamelen nach Mochha bringen lassen wollte. Der Kaufmann, welcher vornehmlich zu dieser Zeit einen Arzt brauchte, ließ uns auch bitten, an Land zu kommen, und bot uns eins von seinen Häusern zur Wohnung an. Solche Anerbietungen hatten wir gar nicht von Arabern erwartet. Allein, um die eigentliche Absicht unserer Reise noch ferner zu verbergen, nämlich daß wir nichts mehr wünschten, als in Jemen viele Städte zu sehen und viele Landreisen machen zu können, wendeten wir noch ein, daß wir fürchteten, der Krieg zwischen dem Schech Mekkrami und dem Scherif von Abu arisch würde auch diese Gegend unsicher machen. Der Emir versicherte hierauf, daß deswegen zu Loheia nichts zu fürchten wäre und daß man in dem ganzen Gebiete seines Herrn, des Imams, mit aller Sicherheit reisen könnte. Er stellte uns ferner die beschwerliche Seereise und die widrigen Winde vor, welche in dieser Jahreszeit in der Gegend von Kamran herrschen, daß im Gegenteil die Landreise sehr bequem wäre und daß er uns überhaupt nichts besser raten könnte, als das Schiff zu verlassen. Wir freueten uns, die Sitten der Mohammedaner immer besser zu finden, je weiter wir uns von Ägypten entfernten, besonders aber, daß die Einwohner in diesem Lande, welches durchzureisen die Hauptabsicht unserer ganzen Unternehmung war, uns gleich im Anfange so höflich begegneten. Da wir also die schönste Gelegenheit hatten, diese Gegend von Arabien kennenzulernen, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, daß wir selbst wünschten hier an Land gehen und die Reise bis Mochha zu Lande machen zu können, so bedachten wir uns nicht lange, das Schiff zu verlassen.

Den folgenden Tag wurden unsere Kasten auf das Zollhaus gebracht und geöffnet. Wir fürchteten, daß alles sehr genau durchgesucht werden würde, aber die Zollbedienten waren sehr höflich. Da wir merkten, daß der Emir nur unsere Instrumente sehen und sich den Gebrauch davon erklären lassen wollte, so suchten wir alles hervor, wovon wir glaubten, daß es ihm und den andern vornehmen Arabern, die sich auf dem Zollhause versammelt hatten, angenehm zu sehen sein könnte. Herr Forskål zeigte ihnen allerhand Kleinigkeiten unter einem Vergrößerungsglase. Er verlangte von den Bedienten, daß sie ihm eine lebendige Laus bringen möchten. Diese schienen es anfänglich übelzunehmen, daß ein Europäer dergleichen Ungeziefer bei ihnen erwartete. Aber als er versprach, dafür einige Stüver zu bezahlen, so fand sich bald einer, der ihm eine verschaffte. Nichts erfreuete den Emir mehr, als diese Laus so vergrößert zu sehen. Alle vornehmen Anwesenden betrachteten selbige, und zuletzt ward der Bediente gerufen, welcher darauf schwur, daß er niemals eine so große arabische Laus gesehen hätte und daß das Tier, welches unter dem Glase wäre, notwendig eine europäische Laus sein müßte.

Indessen erzählte er es seinen Freunden, daß er so glücklich gewesen wäre, heute von den Europäern für eine Laus 4 Stüver zu erhalten. Es war schon bekannt, daß wir nicht solche Kaufleute waren wie die Europäer, welche aus Indien nach Mochha kommen. Doch glaubte der Pöbel, wir müßten denn eine andre Art von Kaufleuten sein und würden etwa die Läuse besser zu brauchen wissen als die Araber. Den folgenden Tag bot einer uns eine ganze Handvoll Läuse das Stück für einen Stüver an. Wenn Forskål nachher bisweilen Käfer und andere Insekten von Jungens fangen ließ und ihnen dafür eine Kleinigkeit bezahlte, so pflegten auch andere zu kommen, die uns dergleichen zum Verkauf brachten. Aus dieser Kleinigkeit kann man schon

schließen, daß die Einwohner der Provinz Jemen mehr zur Handlung aufgelegt sind als die übrigen Araber.

Von dem, was ich den Arabern zu Loheia zeigte, war ihnen nichts so angenehm und wunderbar als mein astronomisches Fernglas, welches alle Gegenstände verkehrt vorstellte. Ich zeigte ihnen ein Frauenzimmer, das in der Ferne ging. Sie erstaunten, da sie das Weib mit den Füßen aufwärts gehen sahen, daß die Kleider nicht unterwärts fielen. Bei einer jeden neuen Sache riefen sie vor Verwunderung aus: Allah akbar! (Gott ist groß!) Alle waren vergnügt, daß sie so besondere Fremde in ihre Stadt bekommen hatten, und wir, daß wir so gutherzige Einwohner in diesem Lande antrafen.

Das Haus, welches uns zur Wohnung angewiesen war, war nach morgenländischer Art um einen viereckigen Platz gebaut. Es hatte keine schön möblierten Zimmer, sondern rundum nichts als Warenlager, die verschlossen werden konnten, und vor denselben eine offene Galerie. Alles dieses war zwar schlecht in Vergleichung mit einem guten europäischen Wirtshause, in diesen Ländern aber sehr bequem. Unser Hofplatz war in den ersten Tagen beständig voll Araber, welche begierig waren, Europäer zu sehen. Obgleich sich alle sehr höflich bezeigten, so waren sie uns doch bisweilen zur Last; denn alles, was sie nur sahen, schien ihnen ungewöhnlich zu sein, und wenn es auch wirklich nichts war, so suchten sie doch etwas daran zu finden. Wir nahmen deswegen einen Pförtner an, der keinen zu uns kommen lassen durfte, welcher nicht ein Gewerbe hatte. Nachher hatten wir zwar mehr Ruhe; allein es kamen dennoch viele unter dem Vorwand, daß sie den Arzt sprechen wollten; und wenn dieser nach ihren Beschwerden fragte, so waren sie gemeiniglich von der Art, daß wir uns dabei des Lachens nicht enthalten konnten. Der eine bat Herrn Cramer, daß er seinen Puls fühlen

und ihm sagen möchte, was ihm fehlte; ein anderer hatte nicht schlafen können, und der Arzt sollte ihm davon die Ursache anzeigen. Herr Cramer ward in dieser Stadt durch nichts so berühmt als durch ein Brechpulver, welches er einem Baskateb gegeben hatte. Dies wirkte beides nach oben und unten so heftig, daß ihm dabei nicht wohl zumute ward. Aber weil die Araber unter den abführenden Arzneien allezeit die stärksten lieben, so verlangten nachher noch viele andere ebenso wirksame Pulver, als der Baskateb erhalten hatte.

Der Emir Bahhr, derjenige, welcher die Aufsicht über alle Boote hat und darauf achthaben muß, daß keine Waren einkommen oder ausgehen, ohne verzollt zu sein, verlangte einmal, daß unser Arzt zu ihm kommen sollte. Weil er nicht gleich kam, so ward ihm bald nachher angezeigt, daß das Reitpferd des Emir Bahhrs vor unserer Türe auf ihn wartete, und zwar gesattelt; denn die Reitpferde der Araber stehen in den Ställen beständig bereit. Herr Cramer glaubte, daß er auf diesem Pferde geholt werden sollte, und wollte aufsteigen; allein man bedeutete ihm, daß dies der Kranke des Emir Bahhrs wäre, den er kurieren sollte. Ein arabischer Arzt rechnet es sich nicht zur Schande, seine Wissenschaft auch bei dem Vieh zu brauchen. Herr Cramer aber war darzu nicht gewohnt. Zum Glück entdeckten wir noch einen andern Arzt in unserer Gesellschaft. Unser Bedienter, welcher einige Jahre bei einem schwedischen Husarenregiment gewesen war und gelernt hatte, mit Pferden umzugehen, übernahm die Kur und war glücklich. Dieser ward also bei den Arabern auch als ein Arzt bekannt und bisweilen gefordert, um Menschen zu kurieren.

Einmal kamen zwei Araber zu uns, um Europäer, vornehmlich um uns essen zu sehen. Der eine war ein junger, vornehmer Herr aus Sana, dem man es bald ansah, daß er

eine gute Erziehung gehabt hatte. Der andere war aus Kachtan und also aus einer Gegend, wohin nicht viele Fremde kommen. Er war ein angesehener Mann in seinem Vaterlande, aber einfältig, und es schien, daß sein Gefährte ihn zu uns geführt hatte, um sich über ihn lustig zu machen. Man hatte dem Kachtaner viele wunderbare Sachen von den Europäern erzählt. Als wir ihn nötigten, mit uns zu essen, antwortete er in seiner Einfalt: Behüte mich Gott, daß ich nicht mit Ungläubigen esse, die von keinem Gott wissen. Ich schrieb den Namen seines Vaterlandes auf und verlangte einige umständlichere Nachrichten von den darin befindlichen Dörfern und Städten. Was geht dich mein Vaterland an, sagte er, willst du etwa kommen und es einnehmen? Da wir bisher noch, soviel möglich, nach europäischer Art lebten, so setzten ihn der Tisch, die Bänke, die vielen Teller, Löffel, Messer und Gabeln in Erstaunen. Er machte in allem Ernst einige Anmerkungen und Fragen über unsere Gewohnheiten, und da wir bisweilen über seine Einfalt lachten, so lief er beschämt davon; doch ließ er sich ein paarmal von seinem Gefährten wieder zurückführen. Die Morgenländer pflegen ihre Fleischspeisen in Stücken zerschnitten auf den Tisch zu bringen. Bei uns sah er ganze gebratene Hühner. Da wir seiner Meinung nach schon so viel gegessen hatten, daß wir endlich einmal aufhören könnten, und er dennoch sah, daß Herr von Haven ein ganzes Huhn anschneiden wollte, faßte er ihn bei dem Arm und fragte: Wieviel willst du denn essen? Hierauf entstand aufs neue ein Gelächter. Der Kachtaner lief aus allen Kräften zum Hause hinaus, ehe sein Gefährte ihn einholen konnte; letzterer bat, daß wir es nicht übelnehmen möchten, wenn sein Freund uns in seiner Einfalt Unhöflichkeiten gesagt hätte, und nahm auch von uns Abschied. Dieser Araber wird seinen Freunden in der bergigten Gegend gewiß wunderbare Sachen von den Ge-

bräuchen der Europäer erzählt haben: man hat ihn ohne Zweifel auch ebenso begierig angehört als manche Europäer diejenigen Reisenden, welche ihre Abenteuer erzählen, die sie in fremden Ländern erlebt haben wollen.

Da wir zu Loheia so sehr wohl waren, so suchten Herr Baurenfeind und ich unsere Violinen hervor und spielten des Abends einige Duette. Unsere Nachbarn und viele Leute, die unsere Musik im Vorbeigehen auf der Straße hörten, glaubten, daß wir Musikanten sein müßten. Ein alter, reicher Kaufmann, dem dieses gesagt worden, ließ uns bitten, daß wir mit unsern Violinen nach seinem Hause kommen möchten, allein dazu hatten wir nicht Lust, vornehmlich da wir wußten, daß diejenigen, welche sich auf die Musik legen, bei den Arabern nicht sehr geachtet werden. Der Kaufmann, welcher vor Alter kaum mehr gehen konnte, aber doch gerne Europäer sehen und ihre Musik hören wollte, ließ sich auf seinen Esel setzen, von zwei Bedienten halten und kam zu uns. Er war sehr höflich. Er versicherte uns, daß er kein Feind der Christen wäre, ja daß er es seiner Religion nach nicht sein könnte, weil Gott alle Menschen erschaffen hätte und alle Religionen duldete. Von allen fremden Religionsverwandten liebte er die Christen am meisten.

Nach einigen andern Unterredungen fiel das Gespräch auf die Musik, und er bezeigte eine Begierde, unsere musikalischen Instrumente zu sehen und zu hören. Wir spielten einige ernsthafte Stücke. Diese gefallen den Morgenländern noch am besten, obgleich sie überhaupt keinen Geschmack an unserer Musik finden. Der Alte war sehr vergnügt und wollte beim Weggehen einem jeden von uns beiden einen halben Speziestaler schenken. Kein Araber gibt gerne ein Geschenk zurück, und wenn es auch noch so klein ist. Er verwunderte sich also nicht wenig, da wir kein Geld annehmen wollten. Er glaubte, daß keiner sich

die Mühe geben würde, spielen zu lernen, wenn er nicht dächte, Geld damit zu verdienen; auch meinte er, daß wir wohl eine Unterstützung nötig haben könnten, da wir soviel Geld verzehrten, ohne das geringste durch die Handlung zu gewinnen.

Dieser Kaufmann war einer von den wenigen, welche ich mit einem rotgefärbten Bart gesehen habe. Er wollte mir keine andere Ursache davon angeben als diese: Ein roter Bart wäre schöner als ein weißer; aber andere sagten, der Narr will dadurch sein Alter verbergen. Ich glaube daher, daß vernünftige Araber die Gewohnheit, den Bart rot zu färben, mehr tadeln als loben. Ich bemerkte bei dieser sowie bei verschiedenen andern Gelegenheiten, daß die Mohammedaner sich nicht viel um ihr Alter bekümmern. Wenn man sie darnach fragt, so antworten sie gemeiniglich: Sie wären zu der Zeit geboren, als R. N. Gouverneur gewesen, oder als sich diese oder jene wichtige Begebenheit zugetragen, wären sie noch Kinder gewesen. Unser Kaufmann erklärte sich etwas deutlicher. Er wußte, daß er 70 Jahre alt war, glaubte aber nicht, daß er schon 80 Jahre zurückgelegt hätte, und seine Bekannten meineten, daß er nicht mehr weit von 90 entfernt wäre. Wir wurden so gute Freunde, daß er uns ein paarmal einlud und mit Kaffee, Tabak und eingemachten Sachen bewirtete. Er war niemals ordentlich verheiratet gewesen, rühmte sich aber, daß er eine Anzahl junger Sklavinnen (wenn ich mich recht erinnere 88) um ihre Unschuld gebracht und sie hernach verkauft, verheiratet oder ihnen ihre Freiheit gegeben hätte. Seit einigen Jahren, sagte er, hätte er noch zwei junge und schöne Sklavinnen; er wünschte, daß er es ihnen auch noch so machen könnte, und dann wollte er gerne sterben. Er bot unserem Arzt etwas Ansehnliches, wenn er ihm durch seine Arzneien zu seiner Absicht Stärke verschaffen könnte.

Ein anderer reicher Kaufmann zu Dsjidda, den wir fleißig besuchten, war in eben einer solchen Verlegenheit. Dieser schien zwischen 50 und 60 Jahre alt zu sein. Er hatte auch ein Haus zu Mekka, welches er jährlich einige Monate bewohnte, aber allezeit zu seinem größten Mißvergnügen; denn daselbst hatte er zwei junge und schöne Sklavinnen, die sich alle Mühe gaben, um seine Liebe zu gewinnen, und es verdroß ihn, daß sie ihn immer beschämten. Dieser bot unserm Arzt hundert Speziestaler, wenn er ihn nur auf ein einziges Mal zum Umgang mit diesen Sklavinnen geschickt machen könnte. Aber er hatte schon so viele Sachen von den engländischen Wundärzten gebraucht und seine Kräfte dergestalt erschöpft, daß Herr Cramer nichts mehr bei ihm ausrichten konnte. Doch ich komme wieder zu der Beschreibung von Loheia.

Diese Stadt ist ohngefähr 300 Jahre alt. Der Stifter derselben war ein mohammedanischer Heiliger mit Namen Schech Salei, welcher jetzt der Schutzheilige dieser Stadt genannt wird; denn die Araber in Tehama sind Sunniten und halten sehr viel auf ihre vermeinten Heiligen, ohngeachtet sie selbige nach den Grundsätzen ihrer Religion nicht anbeten sollen. Dieser Schech bauete auf der Stelle, wo man jetzt sein Begräbnis außerhalb Loheia sieht, eine Hütte an der See und lebte wie ein Einsiedler. Als er gestorben war, bauete man ihm ein Gebetshaus (Kubbe) über seinem Grabe. Dieses ward nach und nach vergrößert und verschönert, so wie man es von Zeit zu Zeit beschenkte; und da viele andächtige Mohammedaner einen besondern Segen in diesem und jenem Leben von Gott erwarteten, wenn sie in der Nähe desselben wohnten und stürben, so ließen sie sich auch in dieser Gegend wohnhaft nieder. Zu der Zeit war die Wohnung des Gouverneurs von diesem Distrikt zu Marabea, einer kleinen Stadt nördlich von Loheia. Aber weil der Hafen daselbst immer schlechter ward,

so ward Marabea nach und nach verlassen, Loheia ward immer größer und nachher auch die Wohnung des Dola.

Von den sunnitischen Heiligen in Tehama merke ich hier noch an, daß ihre Nachkommen in der Gegend, wo der Stammvater gelebt hat, immer das im Kleinen, was die Nachkommen Mohammeds in der ganzen mohammedanischen Welt im Großen sind. Man nennet sie nämlich allezeit Schech, so wie Mohammeds Nachkommen Scherif, Seiid, Emir oder Mola genannt werden, und man scheint zu glauben, daß diesen Leuten die Gottesfurcht und Liebe zur Tugend mehr angeboren sei als den gemeinen Arabern. Man hat eine gewisse Ehrfurcht gegen sie als gegen geborne Geistliche. Es ist daher kein Wunder, wenn sie die Heiligkeit ihres Stammvaters hoch rühmen und selbst als Heilige angesehen zu werden suchen. Ein Sohn des Schechs Salei, der zu Mor, und ein anderer, der zu Bahas begraben liegt, werden für Schutzheilige dieser Örter gehalten.

Die Stadt Loheia liegt in einer sehr dürren und also unfruchtbaren Gegend und bisweilen noch auf einer Insel; denn das Land nach Nordosten ist so niedrig, daß es nach einem lange anhaltenden Südwinde und also bei höherm Wasser noch jetzt von der Flut überschwemmet wird. Indessen geschieht dieses nur selten im Jahre. Hier ist der nördlichste Hafen in dem Gebiete des Imams. Er ist aber nur schlecht; denn schon die kleinen Schiffe, welche ihn besuchen, müssen ziemlich weit von der Stadt vor Anker legen, und bei der niedrigsten Ebbe können kleine beladene Boote nicht einmal zu der Stadt kommen. Der vornehmste Handel dieser Stadt ist mit Kaffee, welcher aus den benachbarten bergigten Gegenden hieher gebracht, in einem Gebäude aufgeschüttet, von der Hülse gereinigt und verkauft wird.

Um Loheia ist keine Mauer, doch ist die Stadt nicht

ganz offen, sondern hat nach der Landseite, etwa in der Entfernung von 120 doppelten Schritten voneinander, 12 Türmen, die den alten Warttürmen in Deutschland völlig ähnlich sind. Die Tür in denselben ist auch so hoch, daß man ohne eine Leiter nicht hineinkommen kann. Die Soldaten in den türkischen Städten wohnen bei den Toren oder in der Stadt selbst; hier zu Loheia sah ich fast auf allen Türmen eine Wache. Die meisten von ihnen saßen unten im Schatten, um eine Pfeife Tabak zu rauchen und Kischer (das Getränk von den Schalen der Kaffeebohnen) zu trinken, und alle wurden aufmerksam, als sie mich in dieser abgelegenen Gegend sahen. Es würde in der Türkei, und noch mehr in Europa, gefährlich gewesen sein, unter solchen Umständen die Linien und Winkel aufzuschreiben; allein bei den Arabern hatte ich deswegen nichts zu fürchten. An zweien Stellen nötigte mich sogar der Offizier, mich bei ihnen zu setzen und mit dem, was sie mir bieten konnten, vorliebzunehmen. Sie erkundigten sich nach der Manier, wie die Europäer ihre Festungen anzulegen und Krieg zu führen pflegen usf. Da sie nun alles, was ich ihnen von Europa erzählte, mit Verwunderung anhörten, so zeigte ich ihnen auch die Erfindung der Europäer, ohne Tinte (mit einer Bleifeder) zu schreiben, und merkte mir die Linien und Winkel vor ihren Augen an, ohne daß sie deswegen den geringsten Argwohn hatten, ja sie riefen ihre Kameraden von den nächsten Türmen, um auch ihnen die besonderen Sachen, welche sie gesehen hatten, zu zeigen.

Viele Häuser zu Loheia sind zwar von Steinen gebaut, die meisten aber sind wie die gemeinen Häuser in ganz Tehama. Ein solches Haus kostet nicht viel. Das Gerippe ist von ganz dünnem Holze, wie es von Bäumen oder Sträuchen abgehauen worden ist. Die Wände sind mit Leimerde, die mit Kuhmist vermischt ist, ausgefüllt und inwendig mit Kalk überstrichen. Das Dach ist von einer Art

Gras, welches man sehr häufig in diesen Gegenden findet. Fensteröffnungen findet man sehr selten, und wenn man vor einem solchen Hause eine Tür sieht, so ist sie nur mit einer Strohmatte bekleidet. Rundum in einer solchen Hütte stehen Bettstellen oder vielmehr lange Stühle. Diese sind nur mit Stricken von Stroh überwunden, und man sitzt und schläft auf denselben sehr bequem, vornehmlich da der Boden in Tehama bloßer Sand oder wegen der großen Dürre Staub ist und es also sehr unangenehm sein würde, wenn man sich auf demselben lagern sollte. Ein solches Haus hat selten verschiedene Abteilungen. Wenn einer eine große Haushaltung und Vieh hat, so bauet er verschiedene solcher Hütten und um dieselben eine hohe Hecke. Aus dieser Ursache nehmen die Häuser sehr vielen Platz ein, und man kann also in einer Stadt in Tehama nicht ebenso viele Einwohner rechnen als in einer europäischen oder türkischen Stadt, die nach dem Grundriß ebensogroß ist.

Außerhalb der Stadt sind verschiedene Kalkbrennereien, worzu man zur Ebbezeit große Korallensteine aus der See holt. Man zerschlägt und brennet sie auf freiem Felde, ohne deswegen Öfen zu bauen. Mitten in diesen zerschlagenen Kalk- oder Korallensteinen sahen wir viele längliche Muscheln und alle noch lebendig. Man findet in dem arabischen Meerbusen überhaupt viele schöne Muscheln und Fische.

Da wir zu Loheia eine Menge Naturalien gesammelt hatten und es zu kostbar und beschwerlich gewesen sein würde, selbige zu Lande mit uns zu nehmen, so schickten wir sowohl diese als dasjenige von unserer Bagage, das wir auf der Landreise nicht brauchten, zur See nach Mocha. Der Emir Farhan begleitete es mit einem Brief an den dasigen Dola und bat ihn, daß er unsere Kasten bis zu unserer Ankunft auf dem Zollhause stehenlassen möchte.

Nachdem wir nun auch so viele Nachrichten von dieser Gegend Arabiens erhalten hatten, als wir nur nach unsern Umständen verlangen konnten, so wünschten wir nach einer andern Stadt in diesem Königreiche gehen zu können. Wir fanden dazu einen sehr guten Vorwand, da wir hörten, daß in der Mitte des Februars ein engländisches Schiff aus Ostindien zu Mochha angekommen wäre. Wir machten unserm Freunde, dem Emir Farhan, unsere Entschließung bekannt, daß wir nach Beit el fakih gehen, uns daselbst etwas ausruhen und so unsern Weg weiter nach Mochha nehmen wollten. Er fragte, was uns zu Loheia mißvergnügt machen könnte, und versicherte, daß keiner von den Gouverneuren in dem ganzen Gebiete seines Herrn es sich so sehr angelegen sein lassen würde, uns zu dienen, wie er, und hierin hatte er vollkommen recht. Nachher waren diejenigen von den übrigen Gouverneuren unsere besten Freunde, die sich gar nicht um uns bekümmerten. Er wußte gewiß, daß kein Schiff vor dem Monat Junius wieder nach Indien zurückgehen würde, und verlangte also, daß wir bis zu dieser Zeit bei ihm bleiben sollten. Da wir aber vorgaben, daß wir notwendig mit unsern Landsleuten (alle Europäer sind in diesen entfernten Gegenden Landsleute) sprechen müßten, so willigte er auch in unser Verlangen, und wir mieteten gleich darauf Kamele und Esel, um uns und unsere Sachen bis Beit el fakih zu bringen.

Als wir von unserm Freunde, dem Emir Farhan, Abschied nehmen wollten, konnten wir nicht vorgelassen werden, weil er sich an diesem Tage etwas unpäßlich befand. Wir ließen ihm die Ursache unsers Besuchs wissen und daß wir ohnfehlbar den folgenden Tag nach Beit el fakih abreisen würden. Er ließ uns bitten, nur noch ein oder zwei Tage zu Loheia zu bleiben. Da wir uns aber hierzu nicht entschließen wollten, weil bereits alles zur Abreise

fertig war, so ließ er uns noch des Abends spät zu sich fordern. Er hatte bei unserer Ankunft zu Loheia verlangt, daß ich ihm ein vierfüßiges engländisches Fernglas so lange leihen möchte, als wir in dieser Stadt bleiben würden. Dies wollte ich gar nicht wieder fordern, weil ein jeder Mohammedaner in einer andern Gegend schon würde geglaubt haben, daß ich es ihm geschenkt hätte; allein Emir Farhan hatte es nebst einem Stück Seidenzeug und einer ziemlichen Anzahl römisch-kaiserlicher Speziestaler (die gewöhnliche grobe Silbermünze in Jemen) vor sich liegen. Nachdem er uns nun gefragt, ob wir noch fest entschlossen wären, den folgenden Tag zu reisen, und zu den anwesenden Arabern im Scherz gesagt hatte, daß es uns zu Loheia nicht gefallen müßte, weil wir ihn so bald wieder verlassen wollten, wollte er mir das Fernglas wieder zurückgeben. Weil ich aber darauf drang, daß er es behalten sollte, so versicherte er nach einigen höflichen Entschuldigungen, dies sei ihm ein sehr angenehmes Geschenk. Hierauf gab er unserm Arzt das Stück Seidenzeug mit 20 Speziestalern, welches dieser glaubte, annehmen zu können, weil er ihm verschiedene Arzneien gegeben hatte. Nachher wollte er uns einen Haufen Speziestaler geben, um damit die Kamele und Esel zu bezahlen, die wir bis Beit el fakih gemietet hatten, aber wir entschuldigten uns, daß wir dieses nicht annehmen könnten, weil wir nicht nach Arabien gekommen waren, um auf Kosten der Einwohner zu leben. Da wir noch in dem ganzen Gebiete des Imams herumzureisen gedachten, so fürchteten wir, daß die Gouverneure von andern Ämtern, die etwa nicht so freigebig wären als der Emir Farhan, uns nicht so behilflich sein würden, wenn sie vermuten könnten, daß wir Geschenke von ihnen erwarteten. Dies befremdete die Araber gar sehr. Viele reisende Türken, welche nach Loheia gekommen waren, hatten nicht nur Reisegeld,

sondern auch sogar Unterhalt verlangt. Da unser europäischer Bedienter, welcher dem Gouverneur ein Pferd kuriert hatte, nicht zugegen war, so sandte er demselben dafür 10 Speziestaler. Dieser hatte gar keine Ursache, das Geld wieder zurückzuschicken.

Weil der Emir unsern Arzt und unsern Bedienten wider unser Vermuten beschenkt hatte und wir keinem Araber eine Verbindlichkeit schuldig bleiben wollten, so ward von der Gesellschaft beschlossen, ihm eine Uhr zum Gegengeschenk zu geben. Auch dieses war dem Emir ein angenehmes Stück, ob er gleich viele Entschuldigungen machte, daß er dergleichen nicht von Reisenden annehmen könnte. Unsere Höflichkeit gegen den guten Farhan machte uns nachher Verdruß. Es ward überall bekannt, daß wir gegen ihn so freigebig gewesen wären, und die Gouverneure in einigen andern Städten hielten sich dadurch für berechtigt, Geschenke von uns zu erwarten, ehe sie uns den geringsten Dienst geleistet hatten. Der Emir Farhan hatte niemals eine Uhr gehabt und wußte damit auch nicht umzugehen. Aber unter den Fremden, welche ihn täglich besuchten, war ein kahirinischer Kaufmann, der ehmals selbst eine Uhr besessen hatte, und dieser versprach, sie alle Tage aufzuziehen. Sonst würde sie ihm nur wenig genutzt haben.

Reise von Loheia bis Beit el fakih

Februar 1763

In der Provinz Jemen reiset man gemeiniglich auf Eseln. Nicht weil es den Christen daselbst, so wie zu Kahira, verboten ist, zu Pferde zu reiten, sondern weil man in diesem Lande nicht so leicht Mietpferde findet wie in der Türkei und weil die Esel, deren man sich in den morgenländischen Städten und auf Reisen bedient, von einer besondern Art, nämlich groß und mutig sind und auch sehr bequem gehen. Ein solcher mittelmäßig guter Esel geht so stark, daß ein Mensch, der ihm folgen will, in einer halben Stunde 1750 doppelte Schritte zurücklegen muß, und sie gehen ziemlich gleichförmig.

Da man in Tehama mit ebenso großer Sicherheit reiset als in Europa, so brauchten wir hier nicht auf die Abreise einer großen Karawane zu warten, sondern, da wir den 20ten Februar zu unserer Abreise von Loheia angesetzt hatten, so schickten wir an diesem Tage die Kamele mit unserer Bagage und ein paar von unsern Bedienten, die darauf Achtung haben sollten, voraus. Wir selbst folgten einige Stunden nachher auf Eseln. Wir ritten durch eine dürre und wüste Gegend um den Meerbusen, der hier ziemlich weit ins Land geht, und ruheten bei einer Kaffeehütte in der Nähe von einem Dorfe Okem.

Das Wort Kaffeehütte oder, wie die Araber sagen, Mokeija, wird auf dieser Reise sehr oft vorkommen. Damit diejenigen, welche niemals in Jemen gewesen sind, nicht

glauben, daß man in einem arabischen Kaffeehause ebenso gut bewirtet werde als in einem europäischen, so muß ich gleich anfangs bemerken, daß ein solches arabisches Wirtshaus nicht besser gebauet ist und daß man in demselben nicht mehr Hausgerät findet als in den schlechtesten Häusern zu Loheia. Man trifft in denselben bisweilen nicht einmal ein Serir (langer Stuhl) an. Man erhält in diesen Kaffeehäusern nur Kahhwe oder eigentlich Kischer, das Getränk von Kaffeeschalen, in groben Tassen von Töpfererde. Angesehene Araber, die nicht gewohnt sind, aus solchen Tassen zu trinken, nehmen ihre eigenen schlechten chinesischen Tassen mit auf die Reise. Frisches Wasser kann man in diesen Hütten gemeiniglich umsonst bekommen. Andere Erfrischungen findet man in ihnen nicht.

Den 21ten Februar ging unser Weg zuerst zu einem kleinen Dorfe Hamjan, von hier nach Sabea und ferner zu Meneyre. Das letzte Dorf ist ziemlich groß und hat eine artige Moschee, ingleichen eine Mansale, ein Haus, wo Reisende gewisse Tage umsonst unterhalten werden, wenn sie nach der Gewohnheit des Landes vorliebnehmen wollen, nämlich mit einem ordinären langen Stuhl (Serir) in einer gemeinschaftlichen großen Hütte, mit Kischer, warmem Brot von Durra (einer Art Hirse) und Kamelmilch oder Butter. Man kann sich leicht vorstellen, daß es in einer solchen Mansale niemals an Reisenden fehle. Allein würde diese Gastfreiheit in Europa eingeführt, so würde die Anzahl der Gäste wahrscheinlich noch viel größer sein, vornehmlich wenn die freien Herbergen nicht weiter von einander entfernt wären als in Tehama.

Sobald der Herr von unserer Mansale hörte, daß er europäische Gäste bekommen hatte, kam er selbst, um zu sehen, ob seine Bedienten uns gut bewirteten, und er würde gewiß ein Schaf haben schlachten lassen, wenn die Zeit uns erlaubt hätte, länger zu bleiben. Er ließ Weizenbrot

backen, welches sonst selten in den Dörfern zu bekommen ist, und die Bedienten brachten uns auch Kuhmilch, da sie merkten, daß wir noch nicht gewohnt waren, Kamelmilch zu essen. Letztere ist zwar für kühlend und in diesen heißen Ländern für gesund gehalten; allein sie ist so aneinanderhangend, daß, wenn man einen Finger in selbige taucht und wieder in die Höhe hält, die Milch wie ein Faden an demselben herunterhängt, und dergleichen zu essen waren wir bisher noch zu delikat. Unsere arabischen Bedienten meineten, daß der Herr von der Mansale es übelnehmen würde, wenn wir ihm die Bezahlung anbieten wollten. Doch wäre vielleicht ein kleines Geschenk wohl aufgenommen worden, wie ich nachher bei einer ähnlichen Gelegenheit bemerkte. Wir nahmen von diesem unsern höflichen Wirt Abschied, ohne etwas zu bezahlen und ohne daß etwas gefordert ward. Aber der Bediente, welcher in Gegenwart seines Herrn nicht einmal ein Trinkgeld annehmen durfte, sagte zu unsern Bedienten, daß er wieder zu uns kommen würde, und holte auch sein Geschenk, als wir schon auf der Straße und so weit waren, daß sein Herr uns nicht mehr sehen konnte.

Von Meneyre gingen wir bis Dahhi, wo wir unser Nachtlager nahmen. Dahhi ist ein großes Dorf mit einer Moschee und dem Grabe eines Heiligen, es hat aber nur sehr wenige Gebäude von Steinen. Außerhalb dem Dorfe ist eine Gerberei und eine Ziegelbrennerei, wo die Steine und Töpfe nicht in einem Ofen, sondern auf freiem Felde gebrannt werden. Auch sahen wir an drei verschiedenen Stellen viele große Töpfe, in welchen Indigo zubereitet ward. Es ist sowohl hier als zu Dsjalie ein Unter-Dola mit einigen Soldaten, die beide unter dem Gouverneur von Loheia stehen. Emir Farhan hatte uns an beide Briefe mitgegeben und befohlen, daß die Einwohner uns ein Schaf bringen sollten. Da wir zu Dsjalie erst spät ankamen, so



Prospect der Sta



Baurenfeind del

Prospect der Stadt Beit



cia von der S. S. W. Seite.



Desehrt Sculp.

ćih von der N.N.W. Seite.

verlangten wir es nicht; wir hörten aber nachher, daß ein Bedienter des Emir Farhan, welcher in seinen eigenen Geschäften mit uns reisete, den Wert dieses Schafes mit dem Dorfschulzen geteilt hätte. Da wir also sahen, daß die Bauern doch bezahlen müßten, so nahmen wir zu Dahhi alles, was sie uns nach dem Befehl ihres Gouverneurs zu Loheia zu geben schuldig waren.

Der kürzeste Weg von Dahhi nach Beit el fakih geht über Maraua. Allein da man auf diesem Wege nur selten Wasser und fast gar keine Dörfer findet, so reiseten wir den 23ten Februar von Dahhi durch ein kleines Gehölz bis zu einer Kaffeehütte Sabarid. Hier ist die Grenze zwischen den Ämtern Loheia und Beit el fakih. Nachher gingen wir 2 Meilen bis zu einer Gegend, wo verschiedene Dörfer zerstreuet liegen und die alle von ihren Einwohnern Beni Afif genannt werden.

Den 24ten Februar gingen wir von Ghannemie eineinachtel Meile bis zu einem großen Dorfe Kataja. Hier sahen wir eine Mansale oder freie Herberge für Reisende, allein wir hielten uns gar nicht auf. Den Überrest des Tages gingen wir ohngefähr nach Süden. Endlich lagerten wir eine halbe Stunde nach Mitternacht in einer Kaffeehütte, worin wir nichts Merkwürdiges antrafen als einen jungen Menschen, der an jeder Hand 6 Finger und auf jedem Fuß 6 Zehen hatte.

Den 25ten Februar hatten wir nur noch eine Meile bis Beit el fakih.

Diese Stadt ist die Residenz eines Dola oder des Gouverneurs eines großen Amtes und liegt unter der Polhöhe 14° 31′. Man findet hier ein kleines Kastell, welches man in diesem Lande, wo die Armeen keine Kanonen bei sich führen, stark nennet, das aber sonst von keiner großen Bedeutung ist. Die Stadt ist offen und sehr weitläuftig gebaut. Viele Häuser sind zwar von Steinen, und

man bemüht sich immer mehr, dauerhaft zu bauen, aber die meisten sind nach der Bauart von Tehama, nämlich nur lange Hütten mit runden Dächern und mit Gras bedeckt.

Wir wohnten hier in einem Gebäude von Steinen, aus welchem der Eigentümer durch gewisse kleine Insekten von der Größe einer Ameise, war vertrieben worden. Die Araber nennen es Ard. Diese Tiere waren in allen unsern Kammern. Sie bauen sich von Erde einen verdeckten Gang von dem Boden an bis zu einem Ort, wo sie Nahrung zu finden glauben. Sie fressen Früchte, Kleider, kurz alles, was ihnen in den Weg kommt; man kann sich also nicht darüber wundern, daß die Araber nicht gerne mit ihnen in einem Hause wohnen wollen. In den Gärten sind sie auch sehr schädlich. Sie bauen ihre verdeckten Gänge oder Röhren von der Wurzel des Baums an bis zu der obersten Spitze desselben, wo sie das junge Holz fressen und dadurch den Baum töten. Doch sollen sie nicht alle Bäume ersteigen, sondern nur diejenigen, die süß und nach ihrem Geschmack sind: und da der Gärtner selbige kennet, so zerstört er nur um den zweiten oder dritten Morgen die Röhren dieser Tiere und ist versichert, daß sie dem Baum keinen Schaden tun können. Wir warfen ihre bedeckten Gänge an den Wänden in unsern Kammern über den Haufen und sahen sie in kurzer Zeit vier- bis fünfmal nacheinander wiederhergestellt. Sie arbeiteten viel geschwinder im Dunkeln, als wenn wir ein brennendes Licht bei ihnen niedersetzten. Wir sahen am Wege in Tehama viele große Kräuter und Büsche mit Erde bedeckt, und wenn wir diese abschütteten, so erblickten wir lauter Röhren von dem Tiere Ard, und die Büsche waren verdorrt.

Diese Stadt hat eine vortreffliche Lage zur Handlung. Sie liegt nur eine kleine Tagereise von dem Anfang der Kaffeegebirge, eineinhalb Tagereise von dem Hafen Ho-

deida, 4 Tagereisen von Mochha, viereinhalb Tagereisen von Loheia und etwa 6 Tagereisen von Sana. Hier ist auch der größte Kaffeehandel in ganz Jemen, ja vielleicht in der ganzen Welt. Um dieser Ware willen kommen nach dieser Stadt Kaufleute aus Hedsjas, Ägypten, Syrien, Konstantinopel und aus der Barbarei von Fez und Marokko her, aus Habbesch, von der östlichen Küste Arabiens, aus Persien, Indien und bisweilen auch aus Europa. Hier wohnen auch, so wie in allen großen Städten in Jemen, viele Heiden aus Indien, und zwar meistenteils von Diu. Diese können ihren Gottesdienst öffentlich halten, aber sie dürfen ihre Toten nicht verbrennen; man erlaubt ihnen auch nicht, ihre Weiber mit nach Jemen zu bringen, sie gehen daher gerne wieder nach ihrem Vaterlande zurück, wenn sie sich einiges Vermögen erworben haben.

Die Stadt Beit el fakih ist nicht alt, sondern vor wenig hundert Jahren ebenso entstanden wie Loheia. Sie hat nämlich ihren Ursprung einem großen Schech, der bei den Arabern in Tehama als ein Heiliger angesehen wird, zu danken und wird nach ihm noch jetzt Beit el fakih, die Wohnung des Gelehrten, genannt. Dieser berühmte Araber war Achmed ibn Musa, dessen Begräbnis man noch jetzt in einer hübschen Moschee auf einer sandigen Anhöhe außerhalb der Stadt zeigt und dem zu Ehren man hier noch alle Jahre ein Fest von dreien Tagen feiert.

Unter den Wunderwerken, die dieser mohammedanische Heilige verrichtet haben soll, erzählt man auch folgendes. Ein türkischer Pascha, der in Spanien über 20 Jahre gefangen und in schweren Eisen an zwei große Steine geschlossen war, hatte schon eine Menge Heilige vergebens angerufen, als er sich noch dieses berühmten Achmed erinnerte. Er rief auch ihn um Hilfe an. Der Heilige streckte seine Hand aus dem Grabe, und in dem Augenblick kam der Pascha von Spanien nach Beit el fakih, mitsamt

seinen Ketten und großen Steinen. Dies Wunderwerk soll in einer Nacht, da man sein Fest feierte, geschehen und also von vielen Leuten gesehen worden sein, und sowohl die Steine als die Ketten des Paschas werden noch jetzt bei dem Grabe des vermeinten Heiligen gezeigt.

Reise von Beit el fakih nach Ghalef'ka und Hodeida, nach Zebid und Tahete, nach Kahhme, nach Hadie und den Kaffeegebirgen

März 1763

Man hört in Tehama noch oft die Namen verschiedener Städte, deren Abulfeda und andere arabische Schriftsteller erwähnen, die aber gänzlich in Verfall geraten sind und jetzt fast gar nicht mehr geachtet werden. Da es unterdessen zur Erklärung der alten arabischen Schriftsteller nützlich sein kann, wenn man weiß, wo diese Städte gelegen haben, so hielt ich es für notwendig, einige selbst zu sehen und nicht nur ihre geographische Lage genau zu bestimmen, sondern auch auf Altertümer Achtung zu geben. Denn ob ich gleich nicht hoffen konnte, etwas anders zu finden als schlechte Inschriften, so glaubte ich, daß auch diese den Liebhabern der arabischen Gelehrsamkeit angenehm sein würden, weil man daraus wenigstens sieht, welcher Art Buchstaben man sich in diesem Teil Arabiens in verschiedenen Jahrhunderten bedient habe.

Nachdem ich also nur erst versichert war, daß man in dieser Gegend mit Sicherheit reisen könne, so entschloß ich mich, zuerst Ghalef'ka und Hodeida zu besuchen. Ich machte zu dieser Reise keine große Vorbereitung. Ich mietete einen Esel, der mich und einen kleinen Quersack mit etwas Wäsche und Bücher tragen sollte. Alle meine Reisekleider bestunden in einem Turban, in einem Oberrock ohne Ärmel und einem arabischen Hemde, in weiten Beinkleidern von Leinwand und einem Paar Pantoffeln.

Ob man gleich in Tehama nichts vor Räubern zu fürchten hat, so geht man doch auf Reisen allezeit bewaffnet. Ich hatte einen Säbel über der Schulter (also unter dem Arm, und nicht an der Hüfte) hangen und ein paar Pistolen im Gürtel. Mein Eseltreiber, der zugleich mein Wegweiser und Bedienter war und mir zu Fuß folgte, hatte außer seinem breiten Messer vor dem Leibe einen Säbel und einen Schild; andere arme reisende Araber haben statt des Säbels eine kleine Lanze oder ein kleines Beil. Ein schlechter Teppich diente mir zu einer Decke auf dem Sattel, im Quartier als Tisch und Stuhl und des Nachts als ein Unterbett. So legte ich auch ein kleines Kissen des Tages auf den Sattel und des Nachts unter den Kopf. Ein großes Tuch, welches die Araber des Tages über der Schulter tragen, um sich gegen Sonnenschein und Regen zu schützen, war des Nachts meine Decke. Eine Wasserkruke war auch notwendig. Diese hing ich an einen Haken im Sattel.

Ich hatte mich schon seit einiger Zeit bestrebt, auf gut arabisch zu leben, und brauchte daher auch nicht Messer, Gabel und Löffel. Wer sich bequemen kann, so zu reisen, und zufrieden ist, wenn er in einem Wirtshause bisweilen nichts mehr findet als schlechtes Brot, der wird auch auf Reisen in Jemen ebensoviel Vergnügen antreffen, als ich daselbst gefunden habe. Die vornehmen Araber reisen mit großer Bequemlichkeit. Allein darzu wird nicht nur viel Geld erfordert, sondern man hat auch allezeit mehrere Verdrießlichkeiten, wenn man viele Bediente hat, und überdies reiset ein Reicher nicht allezeit mit so großer Sicherheit als ein anderer, bei dem man nicht viel vermutet.

Ich ging am 7ten März von Beit el fakih nach dem ehmals berühmten Hafen Ghalef'ka. Diese Stadt war ehmals berühmt, weil hier der Hafen von Zebid war. Aber dieser ist gänzlich unbrauchbar geworden, und zwar, wie es scheint, nicht allein weil sich das Wasser in dem arabischen

Meerbusen zurückgezogen hat und weil etwa die Korallenbänke angewachsen sind, sondern auch wegen des vielen feinen Sandes, der hier zusammengewehet ist. Davon war hier am Strande erst seit wenigen Jahren ein hoher Hügel entstanden. Ghalef'ka besteht daher jetzt nur aus 20 oder höchstens 30 schlechten Hütten, die alle zerstreut zwischen Dattelbäumen liegen, und die Einwohner dieses armen Dorfes ernähren sich größtenteils von Datteln und Schafen, sie fangen auch etwas Fische. Nur an Salz ist auf dieser Küste ein Überfluß. Davon darf jeder so viel holen lassen, als er will, nur muß von jeder Kamelladung ein gewisser Zoll an den Hakim (einen Schreiber des Dola zu Beit el fakih) bezahlt werden. Von der alten Stadt sieht man nichts als nur die umgefallenen Mauern einer großen Moschee (Mukam), die einem Seiid Ali, der zu Mauschid begraben liegt, gewidmet ist. Die Einwohner zu Ghalef'ka danken diesem Seiid Ali noch jetzt für eine schöne Quelle, die man durch seine Fürbitte von Gott erhalten zu haben glaubt. Aber ich fand nachher auf dem Wege nach Hodeida an verschiedenen Orten und ebenso nahe an der See ebenso gutes Wasser als zu Ghalef'ka.

Auf dem Totenacker bei Ghalef'ka sah ich zwei Steine mit kufischen Inschriften, wovon der eine annoch aufrecht in der Erde stand, der andere aber, welcher nicht größer war, als daß ein Mensch ihn tragen konnte, lag auf einem Grabe. Einige einfältige Leute aus dem Dorfe waren zugegen, als ich die Schrift auf dem ersten Stein kopierte, und es war ihnen unbegreiflich, zu welchen Absichten ich dieses brauchen wollte. Als ich den folgenden Tag den zweiten Stein suchte, fand ich ihn nicht mehr, sondern man hatte ihn vielleicht aus Furcht, daß ich ihnen einigen Schaden dadurch würde zufügen können, vielleicht aber auch um ein Trinkgeld zu verdienen, versteckt. Ich wandte mich zu dem Hakim und versprach ihm eine Kleinigkeit,

wenn er mir den Stein wiederschaffen könnte. Dieser führte mich durch viele Umwege zu einer schlechten Hütte über dem Grabe eines Schechs Salech und versicherte, daß nicht die Leute aus dem Dorfe, sondern dieser Heilige den Stein in seinen Schutz genommen hätte. Indessen kopierte ich auch die Inschriften auf diesem Stein, ohne zu fürchten, den Schech Salech zu erzürnen, ja, der Hakim ward so treuherzig, daß er sich erbot, mir den Stein nach Beit el fakih bringen zu lassen, wenn ich dafür bezahlen wollte.

Den folgenden Tag reisete ich bis Hodeida. Der Hafen zu Hodeida ist etwas besser als der zu Loheia, doch kommen auch hier keine großen Schiffe. Der hiesige Dola steht gleichfalls unmittelbar unter dem Imam, sein Gebiet erstreckt sich aber nicht weiter als die Stadt, und seine Einkünfte bestehen vornehmlich in dem Zoll von dem Kaffee, der von hier ausgeführt wird.

Ich traf Herrn von Haven und Herrn Cramer an, welche eine Reise nach Hodeida gemacht hatten, um die Empfehlungsschreiben von unsern Freunden zu Dsjidda an den hiesigen Dola und einen Kaufmann zu überliefern, worauf sie auch sehr höflich aufgenommen, logiert und traktiert worden waren. Da ich mich aber nicht mit Zeremonievisiten aufhalten wollte, so begab ich mich gleich den folgenden Tag, nämlich am 9ten März, auf meine Rückreise nach Beit el fakih.

Man reiset in dieser Jahreszeit in Tehama gemeiniglich nur des Nachts. Aber weil ich dann keine Örter sehen noch eine Reisekarte entwerfen konnte, so mußte ich mir diese Bequemlichkeit versagen und den ganzen Tag in der großen Hitze reisen.

Da ich auf der ersten Nebenreise gar keine Schwierigkeit von seiten der Araber gefunden hatte, so eilete ich, mehrere dergleichen zu unternehmen, und ging gleich am

11ten März von Beit el fakih nach Zebid. Teils um den Überrest dieser ehmaligen Hauptstadt von Tehama zu sehen, teils aber auch um eine kleine Stadt Tahete, welche hier in der Nähe ist, zu besuchen, weil man mich zu Beit el fakih versichert hatte, daß ich allda einige kufische Inschriften würde finden können. Auf diese Reise begleitete mich ein armer arabischer Gelehrter, der bei dieser Gelegenheit, da es ihn nichts kostete, einen alten Bekannten zu Zebid besuchen wollte. Ich hatte dagegen von seiner Gesellschaft nicht wenig Vergnügen.

Die Stadt Zebid liegt an dem größten und fruchtbarsten Tal in ganz Tehama. Dieses Tal war zwar jetzt ganz trokken, aber in der Regenzeit kommt eine so große Menge Wassers aus der bergigten Gegend, daß nicht nur das Tal ein großer Fluß wird, sondern auch die umherliegenden Felder davon, so wie Ägypten vom Nil, getränkt und fruchtbar gemacht werden. Diese Stadt war ehmals die Residenz eines mohammedanischen Prinzen und die größte Handelsstadt in ganz Tehama. Aber nachdem der Hafen zu Ghalef'ka unbrauchbar geworden ist und die Handlung sich nach Mochha, Hodeida, Loheia und Beit el fakih gezogen hat, so findet man zu Zebid nur den Schatten ihrer vorigen Größe. Doch hat sie von allen Städten in Tehama in der Ferne noch das schönste Ansehen, und dafür hat sie vornehmlich der Geistlichkeit zu danken. Diese hat nach und nach so viele Reichtümer an sich gezogen, daß von den Einkünften der Stadt und der umliegenden Gegend jetzt nur ein Fünftel den Einwohnern, ein Fünftel dem Regenten, aber drei Fünftel der Geistlichkeit und den Moscheen gehören. Daher ist hier noch eine Menge Moscheen und Kubbets (kleine Gebäude über den Gräbern reicher und vermeinter heiligen Mohammedaner), welche zu dieser Zeit, da es nahe vor dem Ramadan war, fast alle neu übertüncht waren. Überdem sieht man in dieser Stadt

noch viele andere, nach Landesmanier prächtige Tempel. Man findet auch noch Spuren von einer Wasserleitung, die von den Bergen bis in die Stadt gegangen und wahrscheinlich von einem türkischen Pascha gebaut worden ist. Aber diese ist schon seit vielen Jahren wieder unbrauchbar gewesen. Die Einwohner schöpfen das Wasser jetzt aus gegrabenen Brunnen, und dies ist in dieser Gegend ziemlich gut und nicht sehr tief. Daher sieht man in und um Zebid auch einige schöne Gärten.

Das Merkwürdigste zu Zebid, wovon ganz Tehama und ein Teil Indiens Nutzen ziehet, ist eine mohammedanische Akademie, welche schon seit vielen Jahren bekannt ist und wo die Jugend von der Sekte Sunni noch bis jetzt Unterricht in den unter den Mohammedanern gewöhnlichen Wissenschaften genießet. Außer dem Dola, welcher in dieser Stadt residiert, ist hier auch ein Mufti und ein Kadi von den Anhängern des Schafei und zwei Kadis von der Sekte Zeidi. Zu der letztern Sekte bekennet sich der Imam zu Sana und der größte Teil seiner Untertanen in der bergigten Gegend.

In der Herberge zu Zebid traf ich einen so hochmütigen und prahlenden Araber an, als ich nirgends einen unter den Mohammedanern gefunden habe. Sein Handwerk war, allenthalben herumzureisen und sich von den Reichen unter seinen Glaubensgenossen ernähren zu lassen. In dieser Angelegenheit war er bis nach Habbesch, Ägypten und Syrien gereiset. Er war ein Scherif und gab sich ein vornehmes Ansehen. Ich glaubte, etwas von ihm lernen zu können; allein ob er gleich eine Menge Städte, wornach ich mich erkundigte, gesehen zu haben vorgab, so wußte er mir davon doch weiter nichts zu sagen, als daß die Schechs, die Dolas, die Paschas, wovon er viele bei Namen nannte, ihm allenthalben die Ehre gezeigt hätten, die sie ihm als einem Scherif (einem von dem vornehmsten

Adel) schuldig gewesen wären. Er versicherte seine Landsleute, daß er Türkisch, Italienisch, Französisch und Habbessinisch redete; nach einer genauern Untersuchung aber fand ich, daß er von den drei ersten Sprachen nichts wußte als nur in einer jeden ein Schimpf- oder ein Sprichwort. Anstatt daß sonst ein Reisender in einem europäischen Gasthofe eine ganze möblierte Kammer für sich allein mietet, so nimmt er in einem jemenischen Wirtshause für jede Person nur einen Stuhl oder Ruhebank (Serir), um des Tages darauf zu sitzen und des Nachts zu schlafen. Weil mein Scherif nicht für zwei Stühle bezahlen wollte oder vielleicht nicht konnte, so mußte sein Sohn, ein Knabe von 10 bis 12 Jahren, auf derselben Ruhebank bei ihm sitzen und schlafen, und der Vater wollte uns andern einbilden, daß dieses aus Liebe zu seinem Sohn geschehe, den er nicht aus den Augen lassen wollte. Er schickte ihn bisweilen, dieses oder jenes an seinen Bedienten zu bestellen, und der Knabe mußte alles selbst verrichten, weil der Vater keinen Bedienten hatte. Die arme Frau, welche uns Kahhwe kochte, nannte er immer Scherifa (Ihro Gnaden). Er erzählte mir auch ihre Abkunft, nachdem er mich schon längstens von der seinigen unterhalten und mir den Wert seines Adels hatte begreiflich machen wollen; denn nach seinem Vorgeben hatte keiner von seinen Vorfahren bis auf Ali ibn Abi Taleb außer seinem adelichen Stande geheiratet. Er verachtete den Adel der Scherifs in der Türkei und der Seiids in Jemen, weil diese sich mit fremden Geblüte vermischt haben.

Ein Türk, bei dem ich mich erkundigte, ob der Sohn eines Scherifs mit einer Sklavin den Titel seines Vaters annehmen dürfe, meinete, der Adel dieses Sohns würde dadurch ebensowenig verringert als der Wert des Goldes, das in einem groben Beutel aufbewahrt worden wäre. Mein Scherif zeigte mir, daß dies Gleichnis gar nicht passend sei.

Er fragte: Warum ist denn der Imam, dessen Vorfahren Seiids und weiß waren, von seiner Mutter, einer habbessinischen Sklavin, so schwarz? Seinen Sohn nannte er gemeiniglich Scherif Achmed. Wenn er aber nicht gehorsam sein wollte, so hieß er ihn auch wohl Kelb ibn Kelb (du Hund, du Sohn eines Hundes). Als ich ihn fragte, ob wohl ein anderer Scherif so zu seinem eigenen Sohn reden würde, so meinete er, daß dieses seinem Adel gar nicht schade.

Es ist bekannt, daß die Araber durch das Wort Abu nicht allezeit einen Vater verstehen. Sie nennen zum Beispiel einen, der einen großen Knebelbart hat, Abu schauarib, den Herrn eines Esels Abu hamar. Aber die Mohammedaner haben mir zu verschiedenen Malen gesagt, daß Christus nicht ibn Allah (der Sohn Gottes) genannt werden könnte, weil Gott ihn nicht fleischlich mit der Maria gezeugt hätte. Ich glaubte also, daß ibn in der arabischen Sprache etwa bloß einen Sohn, der fleischlich von seinen Eltern erzeuget worden, bedeute, und daß die Mohammedaner Christum deswegen nicht ibn Allah, sondern Ruhh Allah, den Geist oder auch das Wort Gottes, nennen.

Nachdem ich mich zu Zebib soviel umgesehen hatte, als ich es diesmal für nötig erachtete, reiseten wir am 12ten März von dieser Stadt zweieinviertel Meilen bis Tahete. Der Weg ist beständig in Wadi Zebid. Dies Tal war durchgehends, so wie bei der Stadt Zebid, ganz trocken und fast überall, wo der starke Strom die fruchtbare Erde nicht gänzlich weggerissen hatte, so sah man die schönsten Felder. Auch in diesem sowie in verschiedenen andern Wadis in Tehama bauet man viel Indigo. Ich zählte bei dem Dorfe Tahete über 600 große Töpfe, worin diese Farbe zubereitet ward.

Tahete hat noch verschiedene Moscheen und Gebetshäuser über den Gräbern der reichen Einwohner und Heiligen dieser ehmaligen Stadt. Unter diesen war einer mit

Namen Ibn Hassan. Seine Moschee ist zwar nicht die prächtigste, man brennet aber noch alle Nacht bei seinem Grabe Lampen, und einer von seinen Nachkommen hält noch jetzt eine Mansale oder freie Herberge in diesem Dorfe. Ich kehrte hier in einer Herberge ein, wo man alles bezahlt. Kaum hatte der Herr von der Mansale hievon Nachricht erhalten, so kam er selbst und bat, daß wir nach seinem Hause kommen möchten. Da ich mein Quartier wegen einer Nacht nicht verändern wollte, so schickte er mir ein gutes Abendessen, da ich mich sonst mit der gemeinen Kost der Araber hätte behelfen müssen. Man hatte uns zu Meneyre gesagt, daß die Herren von einer Mansale gar keine Bezahlung annehmen. Hier machte ich einen Versuch, und mein kleines Geschenk an Gelde ward mit ebenso großer Dankbarkeit angenommen, als ich das Abendessen angenommen hatte.

Ich fand weder zu Zebid noch zu Tahete einige Altertümer, welche verdienten, abgezeichnet zu werden. Die Araber sagten zwar, daß sie noch alte kufische Inschriften in ihren Moscheen hätten, allein in diese wollte ich mich nicht wagen, weil ich nicht versichert war, ob es den Einwohnern nicht vielleicht ein Ärgernis geben könnte. Am 13ten März kehrten wir wieder von Tahete nach Beit el fakih zurück.

Ich wußte nunmehr schon aus der Erfahrung, daß man in Jemen ebenso ungehindert und mit ebenso großer Sicherheit reisen kann als in irgendeinem Lande in Europa: ich war daher gleich nach der Zurückkunft von meiner zweiten Nebenreise darauf bedacht, eine dritte zu unternehmen. Weil der Ramadan oder der Fastenmonat am 16ten März seinen Anfang nahm, so fürchtete ich nur, daß die Mohammedaner in Tehama zu dieser Zeit ebenso eifrig sein würden als in Ägypten. Die Leute, welche mit Herrn

Forskål in dem Monat Ramadan von Kahira nach Alexandrien reiseten, beobachteten ihr Fasten ebenso genau, als wenn sie zu Hause gewesen wären, sie aßen und tranken den ganzen Tag nichts und waren immer verdrießlich, wenn sie sahen, daß Forskål etwas genoß, oder wenn die Tagereise etwas lange dauerte. Mit solchen Leuten hatte ich nicht Lust zu reisen. Aber die Mohammedaner in Jemen sind nicht so pünktliche Beobachter ihrer Religionsgebräuche. In dem Monat Ramadan fasten sie zwar auch, wenn sie zu Hause sind, auf Reisen aber essen und trinken sie wie gewöhnlich; sie sagen, daß sie jeden Tag, an dem sie in diesem Monat nicht fasten, in einem andern wieder nachholen wollen, indes wird dies gemeiniglich vergessen. Nachdem ich also versichert war, daß die hiesigen Araber im Ramadan auf Reisen essen und trinken, so mietete ich einen Esel und ging mit dessen Treiber ganz allein am 19ten März nach Kahhme. Man hatte mich versichert, daß bei diesem Dorfe noch Überbleibsel von einer alten Stadt mit Namen Lelue wären. Und weil ich nicht für ratsam hielt, es den Arabern zu sagen, daß ich in ihrem Lande herumreisete, um Karten zu machen, so gab ich vor, daß ich zu Lelue Inschriften suchen wollte, um zu sehen, welcher Schriftzüge die Araber dieser Gegend sich in den ältern Zeiten bedient hätten.

Ich erkundigte mich gleich nach meiner Ankunft zu Kahhme nach den Überbleibseln der Stadt Lelue; ich fand aber davon nichts als einen großen Totenacker mit einer Menge fünfeckiger Steine ohngefähr 8 Zoll im Durchschnitt und 4 bis 5 Fuß lang. Alle diese Steine waren so regelmäßig, daß ich anfangs glaubte, sie hätten diese Figur durch die Kunst erhalten. Aber ich sah bald in der Nähe einen Hügel Dsjebbel Kahhme, welcher ganz aus solchen fünfeckigen Steinen bestand und wovon die Einwohner die vielen Steine auf ihren Totenacker getragen hatten. Die

Steine standen in diesem Hügel alle schichtenweis senkrecht neben- und übereinander.

Nachdem ich also die Merkwürdigkeiten bei Kahhme gesehen hatte, ging ich wieder nach Beit el fakih zurück und dachte auf eine vierte kleine Nebenreise.

Herr Forskål war auf seinen botanischen Reisen in der fruchtbaren bergigten Gegend ebensowenig müßig als ich auf meinen geographischen in Tehama. Er beschrieb die Gegend, wo der Kaffee gebauet wird, so angenehm, daß Herr Cramer und Herr Baurenfeind ihm schon nachgereist waren. Da ich nun die Gegend um Beit el fakih nach Süden, Westen und Norden schon ziemlich besucht hatte, so begab ich mich am 21ten März gleichfalls auf die Reise nach diesen Bergen, um meine drei Reisegefährten aufzusuchen, um einmal wieder eine kalte und frische Luft zu schöpfen und einen guten Trunk Wasser zu trinken.

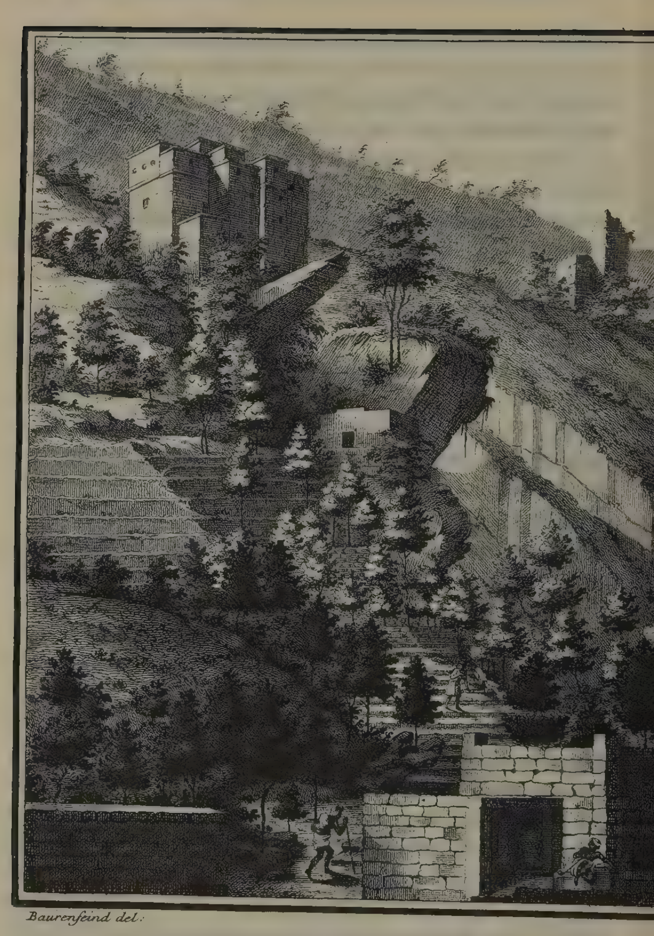
Meine Reisegefährten, die ich zu Hadie anzutreffen glaubte, waren in den Kaffeegärten auf dem Berge. Ich erreichte sie nach zwei Stunden bei Bulgose, einem von den Dörfern, welche sich vornehmlich von dem Kaffeebau ernähren. Maulesel und Esel können auf diesem Gebirge gar nicht gebraucht werden. Man muß es sich gefallen lassen, den steilen Berg zu Fuß hinaufzuklettern, und der Weg ist sehr schlecht, weil er nur selten ausgebessert wird. Demohngeachtet war er mir sehr angenehm; denn aus den dürren und sandigten Ebenen, worzu ich in Tehama gewohnt war, sah ich mich hier zwischen lauter Gärten und mehrenteils zwischen Kaffeeplantagen versetzt.

Bei Kahhme hatte ich nur einen kleinen Hügel von den langen fünfeckigen Steinen gesehen. Hier schien ein großer Teil des Gebirges aus dieser Steinart zu bestehen. Dies gibt bei abgerissenen Felsen, vornehmlich da, wo das Wasser herunterstürzt, ein schönes Ansehen; denn ein solcher Wasserfall scheint von lauter aufrecht stehenden kleinen

Säulen unterstützt zu sein. Diese Steine lassen sich bequem von dem Felsen trennen, man braucht sie daher zu den Treppen auf dem Wege, ingleichen zu den Mauern, womit die Kaffeegärten an der niedrigsten Seite unterstützt werden müssen; sie kommen also den Einwohnern dieser bergigten Gegend vortrefflich zustatten.

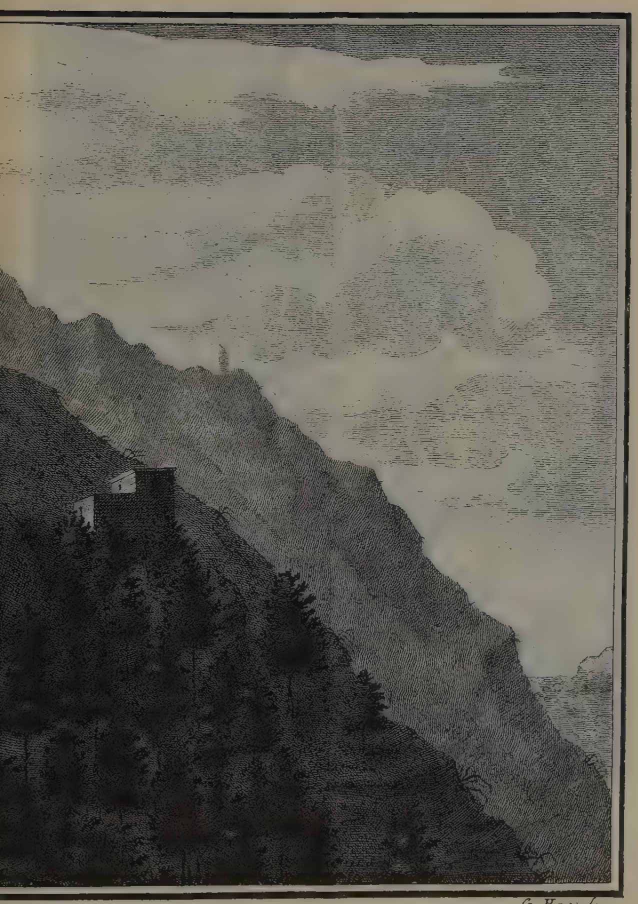
Der Kaffeebaum ist in Europa schon hinlänglich bekannt. Er stand bei Bulgose eben in voller Blüte und machte einen angenehmen Geruch. Die Gärten liegen alle stufenweis übereinander. Einige werden bloß durch Regen gewässert. Andere Gärten haben in ihrem obersten Teil große Birkets (Wasserbehältnisse), in welche Quellwasser geleitet und nach und nach auf alle Bänke, worauf die Bäume gemeiniglich so dicht aneinander stehen, daß die Sonne kaum durchscheinen kann, verteilt wird. Man sagt, daß die Bäume, welche durch die Kunst gewässert werden, jährlich zweimal Früchte tragen, aber die Kaffeebohnen sollen alsdann das eine Mal nicht völlig zur Reife kommen und deswegen nicht so gut sein als die von der Hauptернte.

Da es hier nicht, so wie in Tehama, an Steinen fehlt, so sind alle Häuser sowohl in den Dörfern, als diejenigen, welche zerstreuet auf den Bergen liegen, von Steinen gebaut. Und obgleich alle, in Vergleichung mit guten europäischen Häusern, nur schlecht sind, so geben sie doch in der Ferne ein hübsches Ansehen, besonders diejenigen, welche auf der obersten Spitze eines Hügels oder Berges liegen und schöne Baumgärten stufenweis übereinander um sich herum haben. Wir waren schon hoch über Tehama, aber noch kaum bis auf die Hälfte des Weges nach Kusma, der Wohnung des Dola von diesem Distrikt, oben auf dem Gebirge. Die Aussichten sind hier gar schön. Wir kamen zu einer Gegend, wo man ein Haus hinter einen schräge aufstehenden Felsen gebaut hatte und wo der Pro-



Baurenfeind del:

Prospect beÿ dem Dorfe Bulgos



G. Haas, sc.

f dem Caffegebürge .



Baurenfeind del: I F Clemens Sc:

Abbildung einer Araberin auf dem Caffegebürge.

spekt überhaupt so malerisch war, daß Herr Baurenfeind ihn (Seiten 332/333) zeichnete.

Wir blieben die Nacht über in Bulgose. Wir hatten Besuch von verschiedenen Arabern aus diesem Dorfe, und als diese weggegangen waren, kam unsere Wirtin und einige junge Weiber und Mädgen, welche alle begierig waren, Europäer zu sehen. Sie schienen nicht so eingeschränkt gehalten zu werden, wie die Mohammedanerinnen in den Städten, denn sie hatten ihr Gesicht gar nicht bedeckt und redeten auch ganz frei mit uns. Herr Baurenfeind zeichnete hier die Kleidung eines Bauernmädgens, das Wasser holte. Ihr Hemd und ihre Beinkleider waren von blau und weiß gestreifter Leinwand. Ersteres hatte um den Hals und vor den Knien und letztere unten um die Beine einige mit verschiedenen Farben ausgenähete Zieraten nach der allgemeinen Mode in diesem Lande. Weil das Klima auf den Bergen nicht so heiß ist wie in Tehama, so ist das Frauenzimmer daselbst auch viel weißer als das an der Seeseite.

Den 22ten März stiegen wir das Gebirge wieder herunter bis Hadie. Dieser Ort ist den europäischen Kaufleuten, welche nach Beit el fakih kommen, um Kaffee zu kaufen, nicht unbekannt; denn diese kommen gemeiniglich auf einige Zeit hieher, weil die Gegend viel angenehmer, besonders weil es hier nicht so heiß und das Wasser besser ist als in dem dürren Tehama.

Von Hadie nach Beit el fakih gingen wir denselben Weg zurück, den wir gekommen waren.

Reise von Beit el fakih nach Uddam, Dsjobla, Taes und Hais

Nirgends in Jemen machten uns die Einwohner unsere Beobachtungen weniger beschwerlich als zu Beit el fakih. Da sie gewohnt waren, Europäer zu sehen, nämlich einige wenige Kaufleute, die wegen des Kaffeehandels hieher kommen und schon wußten, daß diese den ganzen Tag nicht so ruhig auf einer Stelle sitzen können wie die Morgenländer, so achteten sie nicht sehr auf unsere Spazierreisen; und wenn sie uns auch darüber fragten, so unterließen wir nicht zu sagen, daß dieses notwendig zur Erhaltung unserer Gesundheit wäre, und damit waren sie zufrieden. Unsern Freunden, mit welchen wir allezeit überlegten, ob wir mit Sicherheit nach diesem oder jenem Orte gehen könnten, war es unbegreiflich, wie Herr Forskål und ich Vergnügen finden konnten, beständig in der großen Hitze herumzureisen, da sie als geborne Araber in der heißen Jahreszeit des Tages nicht ohne Not aus ihren Häusern gingen. Da wir vorgaben, daß wir nach Tranquebar in Ostindien zu gehen dächten, und schon so weit von Europa entfernt waren, so glaubten sie, daß wir Ursache hätten, alle Nebenreisen zu vermeiden und besser für unsere Gesundheit Sorge zu tragen. Es befremdete die Araber, daß wir einen so weiten Weg gekommen wären, ohne Handlung zu treiben. Man konnte nicht begreifen, wie wir so viel Geld verzehren könnten, ohne etwas zu verdienen, man mutmaßte, wir könnten Gold machen, und der

Botanikus sei deswegen immer auf den Bergen, um ein gewisses Kraut zu suchen, welches ihrer Meinung nach hierzu notwendig ist. Auch meineten sie, daß ich heimliche Künste verstehen mußte, weil ich die Sterne oft beobachtete.

Alles dieses waren nur Anmerkungen von unsern Freunden. Der Dola hatte noch kein einziges Mal zu uns gesandt und sich nach der Ursache unsers Herumreisens erkundigen lassen. Ich wollte daher die gute Gelegenheit, noch mehrere geographische Reisen zu machen, nicht versäumen. Ich kannte schon einen großen Teil von Tehama, nämlich den westlichen Teil des Königreichs Jemen, und das übrige dachte ich auf der Reise nach Mochha zu sehen. Von Mochha wollten wir über Taes nach Sana und von dieser Residenz des Imams gerade nach Beit el fakih zurückgehen. Ich hatte also Hoffnung, auf diesen Reisen auch den südlichen und den östlichen Teil und etwas von dem Innern der bergigten Gegend dieses Gebiets zu sehen.

In Tehama reiset man mit der größten Sicherheit sowohl des Nachts als bei Tage; in den bergigten Gegenden aber begibt man sich nicht gerne bei Nacht auf den Weg, und selbst bei Tage könnte auf solchen Nebenwegen, als ich nehmen wollte, für einen einzelnen Reisenden etwas zu fürchten sein. Überdies war mir der Dialekt der Araber in den bergigten Gegenden noch unbekannt. Ich suchte daher meinen Freund Forskål zu überreden, die Reise mit mir zu machen; denn von ihm hatte ich nicht nur Gesellschaft, sondern auch Hilfe in der Sprache, da er auf den Kaffeebergen schon viele Wörter gelernt hatte, die in Tehama gar nicht gebräuchlich sind und daher mir unbekannt waren. Forskål war nicht lange zweifelhaft, eine solche Reise anzutreten, von welcher er ebensoviel Vorteil haben konnte als ich. Wir brauchten darzu nicht mehr Vorbereitung als zu unsern vorhergehenden kleinen Rei-

sen. Wir mieteten zwei Esel, und der Eigentümer derselben, welcher uns zu Fuß folgen mußte, war unser Wegweiser und Bedienter und bisweilen auch unser Dolmetscher. Wir beide hatten schon einen ehrwürdigen arabischen Bart und also in der langen Kleidung ein ziemlich morgenländisches Ansehen. Damit wir aber noch weniger für Europäer gehalten werden möchten, so nahm jeder von uns einen arabischen Namen an, und diese unsere Anstalten überredeten selbst unsern Eseltreiber, daß wir keine Europäer wären, sondern etwa morgenländische Christen sein müßten.

Herr Forskål und ich brachen also mit unserm Wegweiser den 26ten März von Beit el fakih auf und kamen am 27ten bis Meschel. Bei diesem Dorfe sah ich das erste fließende Wasser in Jemen, nämlich Wadi Zebid, bevor es Tehama erreicht hat. Das Bett dieses Flusses ist hier sehr breit; allein da es seit langer Zeit nicht geregnet hatte, so war die Breite des Wassers nur 20 bis 24 Fuß. Hier hatte es noch einen ziemlich starken Fall. Sobald das Wasser auf den trockenen Boden in Tehama kommt, so wird es auf die umliegenden Felder verteilt, und der Fluß verliert sich gänzlich. Wir gingen durchs Wasser nach der Süderseite des Berges und kamen bei Mataa wieder an den Fluß.

Auf dem flachen Lande kann man während der Reise die Entfernung der Örter und ihre Lage ziemlich genau bestimmen; aber in den bergigten Gegenden ist man wegen der Krümmungen und der schlechten Wege bisweilen bei beiden sehr ungewiß. Man muß deswegen fleißiger nach dem Kompaß sehen, die Wege an den hohen Bergen, über welche man reiset, auf den Horizont reduzieren und die Entfernung so genau berechnen, als es unter diesen Umständen möglich ist.

Wir nahmen unser Nachtlager zu Machsa. Dort wird auch wöchentlich Markt gehalten. Die Häuser in diesem

Dorfe sind noch viel schlechter als die in Tehama. Sie haben gar keine Wände, sondern bestehen bloß aus einigen Sparren, die mit Rohr bedeckt sind. Wir erhielten hier mit vieler Mühe eine solche kleine Hütte, worin man in der Mitte kaum aufrecht stehen konnte, und unten war das ganze Haus nicht breiter, als daß eben zwei Personen nebeneinander liegen konnten. Ein einziger langer Stuhl, wovon man doch in einem Hause in Tehama viele findet, würde dies ganze Haus ausgefüllt haben. Aber diese Stühle sind in den bergigten Gegenden von Jemen gar nicht gebräuchlich. Alles sitzt daselbst, so wie in Ägypten und der Türkei, auf der Erde. Der gemeine Araber hat in der kältern bergigten Gegend auch anderes Bettzeug, als man in Tehama hat. Er kriecht ganz nackend in einen großen Sack, doch ohne den Sack über dem Kopf zubinden zu lassen, und hierin liegt er nicht nur von seinem eigenen Odem und Ausdünstungen warm, sondern der Sack ist auch des Nachts allezeit rein von Ungeziefer, weil er des Tages gemeiniglich umgekehrt auf dem Dache des Hauses liegt. Ich selbst habe niemals versucht, in einem Sack zu schlafen, indessen gewöhnte ich mich bald des Nachts, auch das Gesicht zu bedecken, vornehmlich in der freien Luft; denn so hat man nichts von bösem Tau und schädlichen Winden zu fürchten. Wir fanden in den Dörfern an diesem Wege kein ander Essen als ein wenig schlechtes Brot von Durra und bisweilen Kamelmilch. Das Wasser aber schmeckt einem, der aus Tehama nach den Bergen kommt, desto besser.

Den 28ten März gingen wir von Machsa durch sehr krumme Wege eine Meile bis Msil. Zwischen diesen beiden Dörfern reiseten wir über eine große Ebene oben auf einem Berge, der stark mit Gesträuch und Kräutern bewachsen und hin und wieder gepflügt war. Die Berge werden also von hier an schon fruchtbarer. Die Häuser

werden auch immer besser; sie sind von Steinen gebaut und oben platt.

Zu Msil war Markttag. Wir hätten also unsere Zeit hier vermutlich sehr wohl zubringen können; aber da wir weder Pässe noch andere Empfehlungsschreiben hatten, sondern unerkannt reisen wollten, so vermieden wir alle Örter, wo viele Leute versammelt waren, und setzten unsere Reise weiter fort. An der andern Seite des Dorfes ist ein so hoher Berg (Nakil), daß wir über eine dreiviertel Stunde brauchten, ihn zu ersteigen. An dem Fuße dieses Berges war viel Glimmer, und dies hielt der gemeine Araber für ein Zeichen, daß hier Gold sein müsse. Um Mittag kamen wir zu einer Kaffeehütte Heiran, nachdem wir eine halbe Stunde vorher eine Kubbe über dem Grabe eines Heiligen und nicht weit davon einen Brunnen gesehen hatten. Bei diesem Brunnen stand ein hölzerner Trog, in welchen gutherzige Leute beständig Wasser gießen, um das vorübergehende Vieh zu tränken

Nachher passierten wir das Dorf Sahhl auf der Spitze eines Berges, und das Begräbnis eines Schech Tari oben auf einem andern Berge. Forskål glaubte, daß alle Berge in dieser Gegend sehr eisenhaltig wären. Wir blieben des Nachts in einer Kaffeehütte El wachfad, teils weil unsere Esel anfingen müde zu werden, teils weil Forskål hier an einem kleinem fließenden Wasser Kräuter suchen wollte.

Da man in dieser Gegend bald Regen erwartete, so hatte man auf dem Wege bergan lange kleine Dämme von Gesträuch und Steinen gemacht, um das von den Bergen herunterstürzende Regenwasser auf die Äcker zu leiten; denn diese liegen nicht schräg am Berge, sondern horizontal stufenweis übereinander und sind an der niedrigsten Seite durch eine Mauer unterstützt. Überdies ist noch auf der Mauer ein Damm von Erde, damit das auf den Acker geleitete Wasser nicht gleich abfließen kann. Diese Manier,

das Land zu wässern, verdient vielleicht auch in andern Gegenden, nachgeahmt zu werden. Aber nicht, eine Art Holz zu fällen, welche ich in dieser Gegend sah. Man hatte Feuer unten in dem Stamm angezündet, und dies ließ man so lange brennen, bis der Baum von seiner eigenen Last umfiel oder bis man ihn niederreißen konnte.

Den 29ten März des Nachmittags um 2 Uhr gingen wir von El wachfad, anfangs in dem bereits erwähnten kleinen Fluß, nachher über Hügel bis zu einem andern kleinen Fluß, der aus Osten von Bergen herunterkommt und sich hernach mit vielen andern Bächen dieser Gegend in Wadi Zebid ergießt. Hier sahen wir die ersten Kaffeegärten auf dieser ganzen Reise von Beit el fakih. Nachher kommt man gleich wieder auf Berge, wovon der erste nur klein, die beiden andern aber ziemlich hoch sind. Etwas über eine halbe Stunde weiter kamen wir wieder zu dem Tal Zebid, welches wir von El machsa bis hier nicht gesehen hatten. Auch in dieser Gegend waren Gärten mit Kaffeebäumen. Der Weg geht nachher zum Teil in dem Fluß und ist deswegen sehr beschwerlich. Wir gingen daher zu einem andern Arm dieses großen Wadi, den wir jetzt trokken und mit Rohr bewachsen fanden, das wohl 20 Fuß hoch war. Dieses Rohr hing zu beiden Seiten über den Weg und machte eine natürliche, schöne Laube.

Uddam liegt nicht weit von hier. Die Stadt ist offen und nur klein. Sie besteht etwa aus 250 bis 300 Häusern, die alle sehr dauerhaft von Kalk und Steinen gebauet sind. Ein kleines Wasser fließet der Stadt an der Norderseite vorbei und fällt in Wadi Zebid. Die ganze Gegend von Tehama an bis nahe zu der Stadt war an dem Wege, den wir kamen, nur wenig bebaut. Aber diese Provinz ist in andern Gegenden stark bewohnt; sie hat viele Einkünfte von ihrem Kaffee, und man hält den Kaffee von Uddam für den besten in ganz Jemen und also in der ganzen Welt.

Den 30ten März des Vormittags gingen wir von Uddam etwa eine viertel Meile bis Wadi Zebid, wo wir viel Rohr sahen. Der Fluß drehete sich bald nördlich, und wir reiseten noch eine Viertelmeile bis zu einem Dorfe Schech Schehari. Ferner eine Viertelmeile bis zu einer Kaffeehütte auf dem Berge El masaad. Der Fluß geht von hier südlich, und wir machten eine halbe Meilweges bergan bis Ösle. Bei diesem Dorfe sahen wir einige Äcker mit schlechtem Zuckerrohr.

An diesem Berge waren drei Madsjil oder kleine Wasserhäuser, die noch beständig mit schönem klaren Wasser angefüllt erhalten werden, damit der Vorübergehende sich bisweilen durch einen guten Trunk erquicken könne.

Wir hatten ein reaumürisches Thermometer mit auf diese Reise genommen. Dies bemerkten wir bei jeder Gelegenheit, da unterdessen Herr Baurenfeind die Höhe meines fahrenheitischen Thermometers zu Beit el fakih aufzeichnete. Das reaumürische zeigte heute Nachmittag um 1 Uhr auf siebzehneinhalb, das heißt 71 fahrenheitische Grade, und zu ebendieser Zeit stand mein Thermometer zu Beit el fakih auf 90 dieser Grade. Hier war es also viel kälter als in Tehama. Die Kleidung war ein anderes Thermometer, woran man die Verschiedenheit der Wärme merkte. Die Bauern in Tehama gingen fast nackend, und die gemeinen Leute in dieser bergigten Gegend trugen noch Schafspelze.

Die Araber in Jemen, und besonders die in der bergigten Gegend, halten Vorbeipassierende oftmals unterwegs an und fragen sie, was für Landsleute sie sind, von welchem Dorfe sie des Morgens abgereiset sind, wo sie die folgende Nacht zu schlafen denken, usf. Sie haben dabei keine andere Absicht, als daß sie Neuigkeiten hören wollen, und es würde wider die Höflichkeit sein, wenn man nicht auf alle diese Fragen antworten wollte.

Dsjobla ist die Hauptstadt in dem Amte Jemen ala und die Residenz eines Dola. Diese Stadt liegt in einer Krümmung und in der Länge von 500 doppelten Schritten an einem schmalen und tiefen Tal oder Graben in dem Felsen. Sie scheint aber nicht breit zu sein, und deswegen zweifele ich, ob man daselbst mehr als 600 Häuser zählen könne. Die Straßen sind hier wider die allgemeine Gewohnheit in Ägypten und Arabien gepflastert. Die Häuser sind hoch und nach arabischer Art wohlgebaut. Die Juden wohnen hier, so wie in andern Gegenden von Jemen, außerhalb der Stadt.

Dsjobla war schon vor einigen hundert Jahren eine berühmte Stadt; indessen konnte ich hier keine Inschriften von einiger Merkwürdigkeit ausfindig machen. Bei unserer Abreise zeigte man mir noch einen kleinen ummauerten Platz nach Osten von der Stadt am Wege und meinete, daß allda ein türkischer Pascha begraben sei. Die Zeit erlaubte mir nicht, die hier befindlichen Inschriften zu kopieren, und man wird sich in Europa auch wenig darum bekümmern, wer vor etwa 150 Jahren als Pascha zu Dsjobla gestorben ist.

Den 31ten März des Nachmittags gingen wir von Dsjobla auf dem Wege nach Taes erstlich bergan; hernach ward der Weg gebahnter.

April 1763

Den 1sten April des Vormittags um 11 Uhr gingen wir von unserer Herberge den steilen Berg Mharras herunter. Alles, was von Mochha nach Sana geht, muß hier passieren. Daher ist dies die Hauptstraße im ganzen Lande.

Bei unserer Ankunft in der Kaffeehütte Dsjafar war es schon so dunkel, daß wir es nicht für ratsam hielten weiterzureisen, ob wir gleich Mühe hatten, unsern Wirt dazu zu bewegen, daß er etwas Futter für unsere Esel aus dem

Dorfe holte. Unsere eigene Abendmahlzeit war bei unserer Ankunft schon fertig. Wir hatten etwas Durrabrot von unserm letzten Nachtlager mitgebracht, und dies schmeckte uns mit einem guten Trunk Wasser und Kischer nach einer starken Tagereise besser als manche kostbare Mahlzeit in Europa.

Den 2ten April des Morgens frühe reiseten wir von Dsjafâr in einer Ebene eindreiachtel Meilen bis Taes.

Da wir hofften, noch einmal nach Taes zu kommen, vornehmlich weil wir fürchteten, daß wir in der Stadt erkannt und wegen unsers Herumreisens gefragt werden möchten, so ruheten wir nur einige Stunden in einem Hause außerhalb der Stadtmauer und setzten darauf unsere Reise weiter fort.

Den 3ten April des Morgens frühe, nachdem wir uns mit Proviant, das heißt mit Brot und hartgekochten Eiern versehen hatten, reiseten wir von Roba immer zwischen Bergen nach und nach bergunter bis zu einer Quelle und dem Anfang eines Flusses. Die Gegend, welche wir heute sahen, ist nur wenig bebaut. Das wenige Ackerland am Wege ist fast ganz mit kleinen Steinen bedeckt, und man meinete, daß dies in dieser Gegend notwendig sei, weil die Sonnenhitze die Erde unter den Steinen nicht so sehr ausdörren könne als da, wo das Feld nicht mit Steinen besäet ist. Allein in den Gegenden von Jemen, wo der Ackerbau besser getrieben wird, bemerkte ich doch nicht so viele Steine auf den Äckern.

Den 4ten April reiseten wir wieder durch sehr krumme und schlimme Wege, über verschiedene Hügel und durch einen Fluß, den wir in dieser Gegend, ob es gleich lange nicht geregnet hatte, dennoch ziemlich stark und an einigen Stellen reißend fanden. Dörfer waren hier nicht. An der Norderseite des Weges sahen wir einen ziemlich hohen Berg, den man Sudan nannte.

Nachdem wir ohngefähr eine Meile weit gekommen waren, bemerkte Herr Forskål einen großen Balsambaum in voller Blüte. Nach einigen Untersuchungen glaubte er, den wahren Mekkabalsambaum gefunden zu haben, und war daher über diese seine Entdeckung sehr erfreut. Nichts war erwünschter, als daß der Baum just in voller Blüte stand. Er hatte also Gelegenheit selbst, in dem Schatten des Baums ihn vollkommen zu beschreiben und viele Blumen als Proben davon mitzunehmen. Die Araber nannten ihn Abu scham, das heißt einen wohlriechenden Baum. Er soll sehr häufig in Jemen sein; allein die Einwohner dieser Gegend wissen keinen andern Gebrauch davon zu machen, als ihn wegen seines schönen Geruchs zu verbrennen. Dieser Ursache wegen waren viele Äste von diesem Baum abgerissen.

Von dem Balsambaum reiseten wir durch viele Krümmungen und verschiedene kleine Wadis bis zu einer Kaffeehütte Madrube. An der Süderseite dieses Weges ist ein großes Gebirge Embarascha. Von Madrube gingen wir nach Salama. In diesem Dorfe sind viele Kubbets oder Gebetshäuser über den Gräbern angesehener Mohammedaner, welche man ziemlich weit in der Ferne sehen kann. Von hier hatten wir noch fünfachtel Meilen bis Hais.

Diese Stadt liegt in Tehama und ist nur klein. Sie ist die Residenz eines Dola, der in einem kleinem Kastell wohnet. Sie ist übrigens offen und hat nur wenige Häuser von Steinen. In derselben sind viele Töpferfabriken, besonders werden hier viele Kischertassen verfertigt. Wadi Suradsji macht dies Amt ziemlich fruchtbar an Getreide und Datteln, es ist aber nicht groß.

Den 5ten April reiseten wir mit Sonnenaufgang von hier bis zu einem ziemlich großen Dorfe Kurtab.

Die Hitze in Tehama war uns, die wir aus der kältern bergigten Gegend kamen, sehr empfindlich. Wir waren zu

Kurtab bei einer Kaffeehütte außerhalb dem Dorfe abgestiegen. Die vier Wände dieses Gebäudes waren bloß von aufeinander gelegten und unbearbeiteten Steinen, die nicht durch Kalk oder Leimerde verbunden waren. Ob man gleich auf dem freien Felde fast keinen Wind verspürte und also die Hitze kaum ertragen konnte, so war doch in dem Hause ein starker, kalter Zugwind, der unter solchen Umständen nicht anders als angenehm sein konnte. Ich hätte mich indessen in acht nehmen und das große Tuch, welches man sonst zusammengewickelt auf der Schulter trägt, über mich nehmen sollen; allein ich war so unvorsichtig, mich, von der Hitze und der Reise ganz abgemattet, auf die Erde zu werfen und einzuschlafen. Die Folgen davon waren, daß ich noch heute, ehe wir Zebid erreichten, von einem heftigen kalten Fieber überfallen ward. Da ich mich aber am 6ten etwas besser befand, so setzten wir unsere Reise von Zebid nach Beit el fakih fort. Nachher hatte ich noch einige Zeit immer um den zweiten Tag ein starkes Fieber, welches mich dergestalt abmattete, daß ich fast nicht das geringste unternehmen konnte.

Bei unserer Zurückkunft nach Beit el fakih fanden wir den Herrn von Haven etwas unpäßlich, und zwar, wie es schien, an einem starken Scharbock im Geblüte, darzu ward er mit der Lebensart auf dieser unserer Reise immer mißvergnügter. Wir hatten schon seit langer Zeit weder Wein noch Branntwein erhalten können, sondern uns mit Wasser, Kaffee und Kischer begnügen müssen. Das Wasser ist an den meisten Stellen in Tehama nur schlecht, vor dem Getränk von den Kaffeebohnen warnete man uns, weil es das Geblüt erhitzt, und Kischer ist für einen Europäer auch kein angenehmes Getränk, obgleich die Araber es für gesund halten. Man warnete uns vornehmlich vor Fleischspeisen. Die Landeseinwohner, die sich dazu nicht gewöhnt haben, die andere Lebensmittel genug zu bekom-

men wissen und überhaupt sehr mäßig leben, konnten derselben auch gerne entbehren. Unser Koch aber fand in Arabien nicht viel, das er nach europäischer Art gut zubereiten konnte. Wir aßen daher in unserm Hauptquartier fast täglich Fleisch, und ich glaube gewiß, daß dies unserer Gesundheit viel geschadet habe. Vornehmlich denen unter uns, die sich nicht viel Bewegung machten und also hauptsächlich dem Herrn von Haven. Dieser kam fast gar nicht aus dem Hause, ja kaum von seinem Bette, ausgenommen zum Essen.

In diesem Jahre fiel der erste Tag des Beirams zu Beit el fakih auf den 14ten April. Der Dola und mit ihm eine große Menge Einwohner gingen an diesem Tage außerhalb der Stadt zu einem großen, mit einer Mauer umgebenen Platz, um allda ihr Gebet öffentlich und unter freiem Himmel zu verrichten. Dies Fest dauert drei Tage. Ein jeder tut sich an denselben nach seinen Umständen etwas zugute, und kein Araber wird sich überreden lassen, an diesen Tagen eine Reise oder irgendeine andere Arbeit zu übernehmen, woferne die Not ihn nicht darzu zwinget.

Am 17ten April sah ich zu Beit el fakih eine Probe von der Standhaftigkeit der Araber in Unglücksfällen. An diesem Tage geriet ein Haus an der Süderseite der Stadt in Brand, und weil der Wind stark wehete, so ward der größte Teil von Beit el fakih durchs Feuer aufgerieben. Alles war von der großen Hitze so sehr ausgedörrt, daß die Häuser, welche mit Gras bedeckt und mit trockenen Hecken umgeben waren, sogleich verzehrt wurden, sobald das Feuer sie erreichte. Indessen waren die Araber dabei ganz gelassen. Man hörte kein Heulen und Schreien auf den Straßen, und wenn man ihr Schicksal bedauerte, so antworteten sie: Es ist Gottes Wille.

Wir wohnten in einem gemauerten Hause an der Seite der Stadt, wo das Feuer nicht hinkam und in welchem wir

sicher gewesen sein würden, wenn auch alle Hütten um uns herum gebrannt hätten. Wir stiegen auf das Dach und sahen die Dächer fast aller gemauerten Häuser voller Menschen, die die Feuersbrunst geruhig ansahen. Ein armer Gelehrter, der uns fleißig zu besuchen pflegte, kam an diesem Tage, nachdem er sein weniges Hausgerät in Sicherheit gebracht hatte, und zeigte es uns mit der größten Kaltsinnigkeit, als sein Haus anfing zu brennen. Dasjenige, was ein Araber bei einer solchen Gelegenheit verliert, ist zwar nicht von so großem Werte, als es bei den Europäern sein würde. Er nimmt sein weniges Hausgerät auf den Rücken und geht damit zu einem andern Quartier der Stadt oder sogar auf das freie Feld, wenn sich das Feuer nähert. Er verliert also gemeiniglich nur seine Hütte, die er mit wenig Mühe und Kosten wieder aufbauen kann. Indessen ist schon dieses für einen armen Mann allezeit ein großer Verlust.

Reise von Beit el fakih nach Mochha

Als wir glaubten, die Gegend von Beit el fakih hinlänglich kennengelernt zu haben und Herr von Haven und ich nur einigermaßen wiederhergestellt waren, machte unsere ganze Gesellschaft sich zu der Reise nach Mochha fertig. Wir gingen am 20ten April des Nachmittags von Beit el fakih nach Zebid.

Man reiset in Tehama gemeiniglich des Nachts. Da aber weder Herr Forskål alsdann botanisieren, noch ich die Lage der Dörfer bestimmen konnte, so beschlossen wir beide, der großen Hitze ungeachtet mit einem Eseltreiber des Tages vorauszureisen und die übrige Gesellschaft mit unsern Bedienten und der Bagage des Nachts nachkommen zu lassen.

Den 22ten April reiseten Herr Forskål und ich wieder mit einem Wegweiser voraus bis Mauschid. Bei unserer Ankunft hörten wir von einem Familienkriege, in welchem den Tag vorher jemand unter den Dattelbäumen bei diesem Dorfe erschlagen worden war. Wir waren deswegen um unsere Reisegefährten besorgt, die wir erst spät in der Nacht mit der Bagage erwarteten; allein man versicherte uns, daß dergleichen Zwistigkeiten die allgemeine Ruhe gar nicht störten. Wenn ein Araber in Tehama einen andern erschlägt, so steht es der Familie des Ermordeten frei, ob sie sich das Blut des Erschlagenen von dem Mörder und dessen Familie bezahlen lassen will oder ob die

Obrigkeit ihr den Mörder ausliefern soll, damit sie ihn selbst wieder töten könne, oder endlich, ob sie sich an dem Mörder oder einem von seiner Familie in einem Zweikampf rächen will. In dem letzten Fall muß der Mörder so lange ins Gefängnis gehen, bis er oder seine Familie eine gewisse Summe, wenn ich nicht irre, 200 Speziestaler, an die Obrigkeit bezahlt hat. Ein Bauer aus einem andern Dorfe hatte vor einigen Jahren einen Bauer aus Mauschid erschlagen, und die Familie des Ermordeten hatte sich erklärt, daß sie sich selbst an dem Mörder oder einem von dessen Familie rächen wollte. Den Tag vor unserer Ankunft hatten sich zwei von den gegenseitigen Parteien an dem erwähnten Ort mit Knüppeln angetroffen und abermal einen Zweikampf gehalten. Die Anverwandten des zuerst Erschlagenen waren nochmals unglücklich gewesen, indem sie noch einen von ihrer Seite verloren hatten. Der Mörder sollte wieder die gewöhnliche Summe an die Obrigkeit bezahlen, und die Familie der Erschlagenen mußte nunmehr zwei von der gegenseitigen Partei totschlagen oder sich gütlich vergleichen, ehe dieser Krieg geendigt werden konnte. Den folgenden Tag trafen Forskål und ich einen von der siegenden Partei in einer Kaffeehütte am Wege nach Mochha mit einem großen Knüppel an. Dieser bedauerte gar nicht, daß der Krieg noch fortdauerte, weil es eine Ehrensache wäre, sondern daß seine Familie in kurzer Zeit so viel Geld an die Obrigkeit hätte bezahlen müssen.

Unsere Reisegefährten kamen erst spät in der Nacht oder vielmehr am 23ten April des Morgens frühe an. Da Herr Forskål und ich noch diesen Abend vor dem Torschluß nach Mochha zu kommen dachten, so brachen wir schon mit dem Anbruch des Tages wieder auf, ohngeachtet wir in dieser Nacht fast gar nicht geschlafen hatten.

Alle Reisenden, welche zu Lande nach Mochha kom-

men, müssen durch Bab Schedeli in die Stadt gehen, und bei diesem Tore ist die schlimme kahirinische Gewohnheit, daß alle Europäer daselbst absteigen und zu Fuße gehen müssen. Wir stiegen ab, um unsere Quersäcke, die wir auf unsern Eseln hatten, visitieren zu lassen. Man fragte so wenig hier als in andern morgenländischen Städten nach unseren Namen und nach Pässen, und wir passierten also unerkannt.

Zu Mochha war schon ein engländischer Kaufmann mit einem Schiffe von Bombay angekommen; allein wir waren auf unsere gute Aufnahme unter den Arabern in Jemen zu stolz, als daß wir es für nötig erachtet hätten, uns gleich an ihn zu wenden, vornehmlich da wir keinen Brief an die Engländer hatten und wir fürchteten, daß diese uns aus unserm Aufzuge für Landstreicher oder Renegaten und nicht für ehrliche Europäer halten möchten. Wir hatten überdies Empfehlungsbriefe genug, nämlich einen von dem Kichja zu Dsjidda an den hiesigen Dola, einen andern an den Makler der Engländer von einem Kaufmann zu Dsjidda und noch einen andern von einem Kaufmann zu Beit el fakih an einen mochhaischen Kaufmann mit Namen Seid Salech. Wir wußten, daß Emir Farhan uns dem hiesigen Dola nicht nur in dem Briefe empfohlen, den er mit unsern Naturalien von Loheia nach Mochha sandte, sondern ihm auch noch bei einer andern Gelegenheit sehr viel Gutes von uns geschrieben hatte. Überdies hatten wir hier schon einen Bekannten und, wie wir nicht anders glaubten, einen Freund. Dieser war ein Sohn des erwähnten Seid Salech mit Namen Ismael. Der Vater hatte ihn mit Kaffee nach Dsjidda gesandt. Daselbst suchte er unsere Bekanntschaft und zeigte uns ein Zeugnis, daß er bei holländischen Schiffern zu Mochha Dolmetscher gewesen wäre. Darzu hatte ihn das Holländische empfohlen; denn diese Sprache hatte er von Renegaten gelernt und redete

sie ziemlich gut, worüber wir uns sehr verwunderten, da wir seit langer Zeit keinen Mohammedaner gesehen hatten, der eine europäische Sprache redete. Weil er auch sehr gut von den Europäern sprach und dabei bescheiden war, so gaben wir ihm eine freie Reise von Dsjidda bis Loheia.

Wir würden wohl getan haben, wenn wir uns gleich nach unserer Ankunft zu Mochha an den Makler der Engländer gewandt hätten. Dieser war einer der größten Kaufleute in der Stadt, ein rechtschaffener Mann und bei dem Dola im Ansehen. Allein er war ein Banian oder indianischer Heide; und da wir zu Loheia und Beit el fakih bemerkt hatten, daß diese Nation ohngefähr ebensowenig bei den Mohammedanern geachtet wird als bei uns die Juden, so wollten wir uns nicht an ihn wenden. Herr Forskål und ich gingen gerade nach Ismaels Hause, weil wir glaubten, daß dieser uns schon einige Verbindlichkeit schuldig wäre, und wir wurden sehr wohl aufgenommen. Er verschaffte uns noch diesen Abend ein Haus für unsere ganze Gesellschaft, und ob er gleich ein Mohammedaner war, so traktierte er uns doch mit Punsch, einem Getränk, welches uns sehr angenehm war, da wir seit langer Zeit weder Wein noch Branntwein gesehen hatten. Zu Mochha hat man bisweilen Gelegenheit, Arrak von den dahin kommenden engländischen Schiffen zu erhalten.

Ismael selbst trank keinen Punsch, aber er führte einen Renegaten, einen gewesenen Katholiken aus Indien, zu uns, der ein Kaufmann zu Mochha und ein geübter Säufer war. Dieser würde Forskål und mich bald übermannt haben, wenn wir uns nicht so sehr vor hitzigen Getränken gehütet hätten. Ismael versicherte uns indessen seine Freundschaft und wie bereit er wäre, uns zu dienen. Er wollte uns überreden, unsere Bärte abzuscheren und uns wie die Engländer, welche der Handlung wegen nach Mochha kommen, europäisch zu kleiden, ja, wir sollten es

uns nicht merken lassen, daß wir arabisch reden könnten, damit man nicht auf die Gedanken geraten möchte, daß wir Mohammedaner gewesen und Christen geworden wären.

Wir hielten dies alles für Scherz. Wir erkundigten uns, wie wir es am besten anfangen könnten, bald nach Sana und andern Städten in der bergigten Gegend zu kommen. Dies widerriet er gänzlich. Er beschrieb die Bergeinwohner als ganz rohe und ungesittete Leute. Er erzählte uns, wie verächtlich der Imam allen denen begegnete, die keine Mohammedaner wären. Forskål und ich hatten von Jemen wirklich schon mehr gesehen als Ismael, der in seinem Vaterlande keine andere Reisen gemacht hatte als zwischen Mochha und Loheia. Wir erzählten ihm, welche Reisen wir nach seiner Abreise von Loheia schon getan hätten und wie wohl wir allenthalben wären aufgenommen worden. Dies alles hatte er nicht erwartet. Aber er glaubte die Einwohner der Stadt Mochha besser zu kennen als wir. Er erzählte uns vieles von dem Haß des mochhaischen Pöbels gegen die Europäer, indessen versicherte er uns, daß sein Vater in dieser Stadt ein angesehener Mann wäre und daß dieser uns große Dienste würde leisten können.

Ismael war einer von denen Leuten, die ihres Eigennutzes wegen die Bekanntschaft der Fremden suchen. Bloß deswegen hatte er sich auf die holländische Sprache gelegt. Sein Vater hatte durch die hier befindlichen holländischen Renegaten verschiedene Briefe nach Batavia geschrieben und die holländischen Kaufleute endlich überredet, daß sie ein Schiff nach Mochha sandten. Dies kam vor zwei Jahren an, und zwar ein paar Monate früher als die Engländer. Der Schiffer, welcher niemals zu Mochha gewesen war, wandte sich gleich an Seid Salech. Dieser machte ihm eine so fürchterliche Beschreibung von den hiesigen Einwohnern und besonders von den Banianen, an welche er sich

so wie die Engländer und Franzosen hätte wenden sollen, daß der gute Holländer sich glücklich schätzte, einem so redlichen Manne in die Hände gefallen zu sein. Seid Salech mietete ein Haus für den Schiffer und gab ihm seinen Sohn Ismael als Dolmetscher. Dieser schaffte alle übrigen Bedienten an, die jener am Lande nötig hatte. Ismael und sein Vater hatten daher den Holländer völlig in ihrer Gewalt. Wenn indianische Kaufleute, die portugiesisch redeten, kamen, so wurden sie immer bei der Tür abgewiesen, und wenn Ismael etwas zum Nachteil der mochhaischen Einwohner und der Banianen erzählte, so mußten die Bedienten, mit welchen der Schiffer portugiesisch reden konnte, alles bejahen, oder sie wurden weggejagt. Von den arabischen Kaufleuten hatten diese Leute nichts zu fürchten. Diese redeten so wie Seid Salech keine andere als ihre Muttersprache, und Ismael dolmetschte, wie er es für gut befand. Der Holländer hatte von den hiesigen Einwohnern so fürchterliche Begriffe, daß er sich kaum unterstand, auf der Straße zu erscheinen, und ward also gleichsam als ein Gefangener gehalten. Dies dauerte so lange, bis die Engländer ankamen. Diese zeigten ihm bald, welchen Leuten er sich anvertraut hatte; allein er hatte sich mit Ismael und seinem Vater schon so weit eingelassen, daß er sich nicht gänzlich von ihnen losreißen konnte, und er ist so von ihnen betrogen worden, daß die Kaufleute zu Batavia wahrscheinlich nicht sobald wieder ein Schiff nach Mochha senden werden.

Ismael hatte sich schon auf der Reise von Dsjidda nach Loheia Mühe gegeben, uns begreiflich zu machen, daß auch die Dänen von einer Handlung nach Mochha große Vorteile haben könnten, und da wir uns gar nicht mit Handlungsgeschäften abgeben wollten, so suchte er fürs erste so viel von uns zu gewinnen, als möglich wäre. Man sieht daraus, wie die Reisenden betrogen werden können,

wenn sie die Landessprache nicht verstehen und sich dem ersten Menschen anvertrauen, der sich zu ihrem Dienste anbietet. Ich glaube gewiß, daß dies die Hauptursache ist, warum manche ganz falsche Nachrichten von fremden Ländern gegeben haben. Ismael gewann sehr wenig von uns, aber er machte uns viel Verdruß. Wenn wir von Indien nach Mochha gekommen wären, ohne arabisch reden zu können, und uns an diesen Menschen gewandt hätten, so würden wir die Einwohner dieses Landes gewiß nicht so gut kennengelernt und nur wenige zuverlässige Nachrichten mit zurückgebracht haben.

Das Empfehlungsschreiben an Seid Salech übergaben wir bei unserer Ankunft an Ismael. Ihn selbst sahen wir nicht eher als am folgenden Morgen, nämlich am 24ten April. Da die Kaufleute zu Loheia und Beit el fakih, denen wir empfohlen worden waren, die Mühe übernommen hatten, die kleinen Unkosten an die Zollbedienten für uns zu bezahlen und uns alle unsere Sachen ins Haus bringen zu lassen, so baten wir auch Ismael und seinen Vater um diese Gefälligkeit, und sie zeigten sich willig, uns zu dienen. Ob das wirklich ihre Absicht war, daran zweifle ich; ich glaube vielmehr, daß sie es mit den Unterzollbedienten verabredeten, uns Verdruß zu machen.

Des Morgens um 9 Uhr kamen auch unsere Reisegefährten mit den Bedienten und der Bagage zu Mochha an. Diese ward nach Landesgewohnheit gleich nach dem Zollhause gebracht, wo der Dola selbst gegenwärtig war. Wir verlangten, daß die Sachen, welche wir zu Lande mitgebracht hatten, zuerst visitiert werden möchten, damit wir unser Küchengerät und unsre Betten erhielten; allein die Visitierer wollten zuerst die Kasten und Naturalien durchsuchen, welche von Loheia zur See nach Mochha gekommen und noch auf dem Zollhause aufbewahrt wurden. Es fand sich darunter ein kleines Fäßgen mit Fischen aus dem

arabischen Meerbusen, und Herr Forskål, der sie gesammelt hatte, bat, daß man es uneröffnet passieren lassen möchte, weil es mit Branntwein angefüllt war und die Fische keinen angenehmen Geruch verursachen würden. Allein der Visitierer öffnete es, nahm Fische heraus, rührte alles mit einem Eisen durch, als wenn er glaubte, daß kostbare Waren darin verborgen wären, und alles unsers Bittens ungeachtet, daß man das Fäßgen an die Seite setzen möchte, warf er es noch zuletzt um und erfüllte das ganze Haus mit Gestank von verdorbenen Fischen und Branntwein.

Man kann sich leicht vorstellen, was die Araber, denen ihre Religion die starken Getränke überhaupt verbietet, gesagt haben und wie beschämt wir gewesen sein müssen, daß der Dola und seine Schreiber ihr Zollhaus durch unsere Sachen so verunreinigt sahen. Wir baten abermals, daß man unsere Betten visitieren möchte, allein man wollte erst mehrere Naturalien sehen. Unter diesen waren einige Seetiere, welche vor dem Einpacken zu Loheia nicht völlig trocken geworden waren und deswegen auch einen ziemlichen Gestank machten. Dies verursachte ein neues Murmeln und Schimpfen auf die Franken. Von den Muscheln, welche wir mit der größten Sorgfalt eingepackt hatten, ward ein großer Teil bis auf den Boden herausgerissen und das übrige mit einem spitzen Eisen durchbohrt.

Wir stellten vergebens vor, daß vieles zerbrochen werden würde. Die Araber glaubten, daß kein vernünftiger Mensch dergleichen Sachen sammeln würde, um Gebrauch davon zu machen, sondern daß wir selbige hiehergesandt hätten, um uns über den Dola und die Zollbedienten zu belustigen. Andere gaben vor, daß vielleicht kostbare Waren darzwischen versteckt, ja daß alles kostbare Waren wären und daß wir ihnen die Augen verblendet hätten. Der Dola, ein alter, sanftmütiger Mann, schien auf

alles dies noch nicht zu achten. Endlich brachte man ein Flaschenfutter, in welchem Forskål verschiedene Arten Schlangen in Spiritus aufgehoben hatte. Dies setzte alle in Erstaunen. Einer von den Sklaven oder Bedienten des Dola äußerte hiebei seine Meinung, daß die Franken vielleicht nach Jemen gekommen wären, um die Mohammedaner zu vergiften, und daß sich deswegen einer von uns für einen Arzt ausgäbe, um desto besser Gelegenheit darzu zu haben. Der gute Dola schien bisher mehr Mitleiden als Verachtung gegen uns gehabt zu haben. Als man aber davon redete, daß die Gesundheit der Einwohner in Gefahr sein könnte, ward er aufgebracht und sagte: Bei Gott, diese Leute sollen keine Nacht in unserer Stadt bleiben. Nun kann man leicht denken, was die Schreiber, die Visitierer und der Pöbel, welcher sich ungemein zahlreich versammelt hatte, gesagt haben mögen. Das Zollhaus ward hierauf geschlossen, und wir erhielten nicht einmal die notwendigsten Sachen, unser Küchengerät und unsre Betten.

Einer von unsern Bedienten brachte uns noch auf dem Zollhause die Nachricht, daß unsere Quersäcke und Bücher, die wir auf unsern Eseln bei uns geführt hatten, aus dem Fenster geworfen und das Haus zugeschlossen wäre. Herr Forskål und Herr Cramer eileten, nach der Ursache zu fragen, und man versicherte sie, daß alles auf Ismaels Befehl geschehen sei. Sie wurden bei dieser Gelegenheit von einem ansehnlichen Bürger und Freunde des Ismaels auf der Straße mit Schimpfworten angegriffen. Die Beschreibung, welche dieser uns von dem mochhaischen Pöbel gemacht hatte, war also bisher ziemlich eingetroffen, und wir mußten alles geduldig anhören. Ismael und sein Vater waren gleich auf dem Zollhause verschwunden, als man anfing, uns zu beschämen, und weder sie noch der Eigentümer des Hauses waren zu finden. Wir mußten indessen ein ander Haus suchen. Bei unsern jetzigen Umständen

wollte niemand uns eins vermieten, weil jeder fürchtete, bestraft zu werden, wenn er uns aufnehmen würde und wir etwa als verdächtige Landstreicher aus der Stadt gejagt werden sollten. Endlich fand sich jemand, der uns sein Haus monatlich überlassen wollte, wenn der Kadi ihm die Versicherung gäbe, daß er deswegen nichts von der Obrigkeit zu befürchten haben sollte. Den meisten Kadis in der Türkei gibt man schuld, daß sie sehr eigennützig sind; von den jemenischen aber hatten wir viel Gutes gehört, und der zu Mochha war auch ein redlicher Mann. Wir führten den Bürger zu ihm, und er versicherte demselben, daß er uns ohne Furcht in sein Haus aufnehmen könnte. Wir erhielten also eine neue Wohnung.

Der Gouverneur zu Bombay sandte in diesem Jahre für seine eigene Rechnung zwei Schiffe nach Mochha und mit denselben einen Kaufmann mit Namen Franz Scot, einen geborenen Schottländer. Dieser war hier schon vor ein paar Monaten mit dem ersten Schiffe angekommen. Er hatte von unserer Ankunft gehört und daß alle unsere Sachen noch auf dem Zollhause zurückgehalten würden. Er ließ uns, ob wir gleich noch gar nicht bei ihm gewesen waren, bitten, zu Mittage bei ihm zu essen. Diese Einladung war uns gewiß die angenehmste, welche wir jemals gehabt haben. Wir fanden bei ihm nicht nur eine vortreffliche Tafel, wie wir sie seit unserer Abreise aus Kahira nicht gesehen hatten, wir erhielten an ihm auch einen wahren und beständigen Freund. Wir überlieferten zugleich unsern Brief an seinen Makler und sahen zu spät, daß wir sehr übel getan hatten, uns nicht gleich an ihn oder gerade an Herrn Scot zu wenden. Indessen fasseten wir guten Mut, nur durften wir den Ismael und seinen Vater nicht gleich merken lassen, was wir von ihnen dachten, weil sie noch immer imstande gewesen sein würden, uns Verdruß zu machen.

Den 25ten erhielten wir nichts von unsern Sachen vom Zollhause. Ismael riet uns, dem Dola durch ihn ein Geschenk von 50 Dukaten zu schicken, um ihn dadurch zu gewinnen. Wir waren schon willens gewesen, ihm ein Geschenk anzubieten, aber nicht von einem so großen Wert, und der Vorschlag, daß er dies Geschenk selbst überbringen wollte, schien uns etwas verdächtig. Allein da wir nach Sana zu reisen dachten und, wenn es möglich wäre, noch ein ganzes Jahr in diesem Lande zu bleiben und wir ohne die Erlaubnis des Dola nicht von Mochha reisen durften, so beschlossen wir, die erwähnte Summe aufzuopfern. Wir hielten es nur nicht für ratsam, das Geschenk durch jemand anders überbringen zu lassen, sondern uns dadurch selbst einen Weg zu dem Dola zu bahnen. Die Bedienten hatten uns bislang beständig abgewiesen, und Ismael wollte uns überreden, daß er die Christen nicht würdigte, mit ihnen zu sprechen. Es ward deswegen von der Gesellschaft beschlossen, daß ich am 26ten April die 50 Dukaten dem Dola überbringen sollte. Unterwegs hörte ich, daß derselbe an diesem Morgen, da er seine Soldaten hatte exerzieren lassen, aus Versehen durchs Bein geschossen wäre. Ich kehrte gleich wieder zurück in der Hoffnung, daß nun unser Arzt gefordert werden und wir unser Geschenk würden sparen können. Aber Herr Cramer ward nicht gefordert. Man sagte, daß, als man dem Dola vorgeschlagen hatte, ihn holen zu lassen, er geantwortet habe: Er könnte sich den Franken nicht anvertrauen, weil er befürchtete, sie würden ihn ihren Zorn durch heiße Arzneien empfinden lassen. Denn die Araber teilen die Arzneien und Lebensmittel in heiße und kalte ein, und alles, was für heiß gehalten wird, halten sie für schädlich. Vielleicht bloß des Namens wegen, weil die Hitze in diesen Ländern so sehr beschwerlich ist. Ein ehrbarer Araber machte uns bei dieser Gelegenheit das Kompliment, daß

Gott den Dola gestraft hätte, weil er so übel mit uns umgegangen wäre. Allein da wir Ursache hatten zu glauben, daß er nicht so arg, sondern durch böse Leute gegen uns aufgebracht war, so bedauerten wir ihn, weil wir fast versichert waren, daß er uns anders begegnen würde, wenn wir nur erst Gelegenheit gehabt hätten, ihm näher bekannt zu werden.

Erst am 27ten April erhielten wir unsere Betten von dem Zollhause, und zwar so genau durchgesucht, daß man sie sogar aufgeschnitten hatte. Am 28ten ward uns nichts ausgeliefert. Den 29ten bekamen wir abermal einige Kleinigkeiten und auch auf das schärfste visitiert. Wir sahen also ganz deutlich, daß man uns nötigen wollte, gleich im Anfange ein ansehnliches Geschenk zu geben. Wir beschlossen deswegen, die einmal bestimmten 50 Dukaten wegzuwerfen, und dies hatte eine gute Wirkung. Bisher hatte Ismael die Bedienten dergestalt auf seiner Seite, daß wir niemals Audienz bei dem Dola erhalten konnten. Es hieß, daß er unsertwegen von niemandem etwas hören wollte als von Ismael und seinem Vater. Heute aber hielt man es nicht für ratsam, Herrn Forskål, der das Geld überbrachte und es sich merken ließ, warum er gekommen war, wieder zurückzuschicken. Die 50 Dukaten wurden sehr wohl aufgenommen; und als Forskål verlangte, daß man uns erlauben möchte, künftig selbst für uns sprechen zu dürfen, so hatte der Dola nichts dagegen einzuwenden. Er wunderte sich vielmehr, daß wir nicht vorher zu ihm gekommen wären, da wir uns selbst in der arabischen Sprache erklären könnten. Den folgenden Tag schickte er uns ein Gegengeschenk von vier kleinen Schafen und zwei kleinen Säcken mit Reis. Es ward uns auch zugleich angezeigt, daß Befehl an die Zollbedienten gegeben wäre, die noch auf dem Zollhause stehenden Sachen uneröffnet verabfolgen zu lassen. Wir konnten mit Ismael noch nicht

gänzlich brechen und mußten ihm erlauben, die Visitierer und Träger für uns zu bezahlen. Dies kostete uns dreimal mehr als zu Loheia und Beit el fakih.

Mai 1763

Die Vornehmsten der Stadt hatten dem Dola gleich geraten, unsern Arzt fordern zu lassen, allein er hatte immer gefürchtet, daß dieser ihm keine guten Arzneien geben würde, um uns an ihm zu rächen. Da aber der Kadi ihm vorstellete, daß man sich noch nirgends über uns beschwert hätte und daß die toten Schlangen bei einem Arzt nicht so fürchterlich wären, als die unwissenden Araber es glauben, ingleichen daß die europäischen Ärzte auch nicht deswegen zu verwerfen wären, weil sie Muscheln und andere Seetiere, deren Nutzen die Araber nicht kennten, bei sich führten, so ließ er sich endlich am 4ten Mai, nachdem er schon 4 bis 5 Quacksalber nacheinander gehabt hatte und der Fuß immer schlimmer geworden war, erkundigen, ob wir einigen Haß gegen ihn hegten und ob Herr Cramer Schwierigkeiten machen würde, wenn er gefordert werden sollte? Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr angenehm es uns gewesen sein muß, daß der Dola sein Mißtrauen hatte fahren lassen und daß unser Arzt seine Dienste sogleich wird angeboten haben. Kaum war unsere Antwort zurückgekommen, so kam, ohngeachtet der Weg nicht weit war, ein Bedienter mit einem Maulesel, um Herrn Cramer zu holen. Und obgleich sonst alle Europäer, wenn sie auch nur auf einem Esel zu dem großen Platz vor dem Hause des Dola kommen, absteigen und zu Fuße gehen müssen, so mußte doch unser Arzt über denselben und bis in das Haus reiten. Vermutlich damit die Einwohner sehen sollten, daß wir mit dem Dola völlig ausgesöhnt wären.

Nachher hatten wir oft Gelegenheit, den Dola zu besuchen und uns seiner Freundschaft zu versichern. Forskål erzählte ihm einmal, daß er und der Arzt von einem gewissen Bürger zu der Zeit, da der Dola noch mit uns unzufrieden war, auf der Straße wäre beleidigt worden. Der Dola versprach ihm gleich Genugtuung und ließ den Bürger ohne weitere Untersuchung gegen Abend ins Gefängnis werfen. Ismael, dem es sehr übel gefiel, seinen Freund unsertwegen so bestraft zu sehen, kündigte uns sogleich eine Rebellion der Einwohner an und daß wir jetzt auch in unserm Hause unsers Lebens nicht sicher wären. Forskål aber ging, ohne etwas zu fürchten, ganz allein zu dem Dola und bat, daß der Gefangene mit einer Ermahnung, inskünftig höflicher gegen Fremde zu sein, wieder losgelassen werden möchte. Dies geschah. Indes versicherte der Dola, daß er acht Tage sitzen sollte, wenn wir es verlangten.

Bald nach unserer Ankunft zu Mochha überfiel mich wieder eine Dissenterie, aber nicht so heftig wie die erste im Archipel. Doch ich ward innerhalb 14 Tagen ziemlich wiederhergestellt. Die Unpäßlichkeit des Herrn von Haven, welche er schon zu Beit el fakih verspürt hatte, ward hier schlimmer. Er befand sich des Abends ziemlich gut, vornehmlich wenn er in der Kühle spazierengeritten war, aber die große Hitze des Tages war ihm unerträglich. In der Nacht von dem 22ten auf den 23ten Mai schlief er auf der freien Terrasse (dem Dache des Hauses), und die kalte Luft gefiel ihm sehr wohl. In der folgenden Nacht war der Wind so stark, daß er sich nicht in die freie Luft wagen durfte, vornehmlich da er noch nicht wie die Araber gewohnt war, mit verdecktem Angesichte zu schlafen. Er wagte sich wieder in der Nacht von dem 24ten auf den 25ten auf die Terrasse, und hiernach befand er sich, vermutlich wegen einer starken Verkältung, so schlecht, daß

er sich des Morgens frühe von zwei Bedienten herunter und in sein Zimmer führen lassen mußte. Er ward immer schwächer, und schon um 8 Uhr schien sein Puls gänzlich stille zu stehen, er erholte sich aber ziemlich, als ihm eine Ader geöffnet worden war. Eine Stunde nachher machte er sein Testament, und wir hatten noch nicht die Hoffnung zu seiner Wiederherstellung verloren, als er des Abends gegen 8 Uhr anfing, von allerhand Sachen bald im Arabischen, bald im Französischen, Italienischen, Deutschen oder Dänischen durcheinander zu reden. Er fiel hierauf in einen tiefen oder vielmehr betäubten Schlaf und starb gegen 10 Uhr. Herr von Haven hatte sich vornehmlich der morgenländischen Literatur gewidmet. Die Wissenschaften verloren also mit ihm denjenigen aus unserer Gesellschaft, von welchem man nach seiner Zurückkunft mit Recht die wichtigsten Entdeckungen in der morgenländischen Gelehrsamkeit hätte erwarten können.

Die Landeseinwohner begraben ihre Toten nicht in Särgen. Wir ließen aber doch für die Leiche unseres Freundes einen Kasten zusammenschlagen. Die Engländer schickten uns sechs katholische indianische Matrosen, die unsern Toten am 26ten Mai gegen Abend außerhalb der Stadt nach dem Totenacker der Franken zu Grabe trugen. Alle Engländer, die zu Mochha waren, waren so höflich, der Leiche mitzufolgen, und die Beerdigung geschah so viel möglich auf europäisch und mit mehrerer Freiheit als die Beerdigung des venetianischen Konsuls Herrn Ferro, welcher wir 1762 am 4ten April zu Kahira mit beiwohnten. Sobald die Leiche daselbst aus dem Hause war, liefen die Träger mit dem bloßen Sarg in der größten Eile durch die Gassen, damit der Pöbel sich nicht versammeln sollte, und die Europäer, welche folgten, ritten in der größten Unordnung, der eine diesen, der andere jenen Weg, und versammelten sich erst wieder außerhalb der Stadt bei dem

Grabe. Weil man befürchtete, daß die ägyptischen Beduinen ihn noch nach seinem Tode berauben würden, so hatte man ihm eine alte Mönchskleidung, welche den Arabern zu nichts nutzen konnte, angelegt. Zu Mochha hergegen darf man weder befürchten, bei einer Beerdigung von dem Pöbel beunruhigt, noch daß der Verstorbene wieder werde ausgegraben und geplündert werden.

Nach dem Tode des Herrn von Haven waren wir mit Ernst darauf bedacht, von Mochha landeinwärts zu reisen. Denn obgleich einige von der Gesellschaft wünschten, wenigstens noch ein Jahr in Jemen zu bleiben und die Städte in den bergigten Gegenden nach Bequemlichkeit zu besuchen, so glaubten doch die übrigen, ebenso große Ursache zu haben, wieder nach Europa zurückzueilen. Wir hatten schon zu Mochha viele Verdrießlichkeiten gehabt. Wir wußten nicht, wie man uns in dem Innern des Landes begegnen würde, vornehmlich wenn die Engländer wieder nach Indien zurückgereiset sein würden, von denen wir sonst noch Hilfe erwarten konnten. Da wir nun schon einen großen Teil von Jemen gesehen hatten und uns von dem Gebiete des Imams fast weiter nichts mehr zu sehen übrig war als der Weg von Mochha nach Sana, so beschlossen wir, sobald möglich eine Reise nach dieser Hauptstadt zu machen, damit wir, wenn es uns daselbst gefallen sollte, bleiben, sonst aber noch vor der Abreise der engländischen Schiffe wieder nach Mochha zurückkommen könnten.

Vielleicht hätten Forskål und ich in einem schlechten Aufzuge von Mochha aus ebensolche Nebenreisen machen können wie von Beit el fakih. Allein unsere beiden Reisegefährten waren auch begierig, die Residenz des Imams zu sehen; und weil wir nicht wissen konnten, ob wir nicht Gelegenheit finden würden, von Sana oder einer andern Stadt auch noch Nebenreisen zu machen, so konn-

ten wir nicht ohne viele Bagage und Bediente reisen und also nicht, ohne viel Aufsehens zu machen. Es fehlte auch noch sehr viel, daß unser Arzt den Fuß des Dola geheilt hatte, und er konnte seinen Patienten nicht ohne Erlaubnis verlassen. Wir gaben also vor, daß einer von unsern Reisegefährten von der großen Hitze, die wir alle unerträglich fanden, gestorben wäre und daß wir also unserer Gesundheit wegen nach Sana reisen wollten, bis Herr Scot fertig sein würde, nach Indien zurückzugehen. Wir erhielten aber sogleich eine abschlägige Antwort, unter dem Vorwand, daß der Dola zuerst seinem Herrn unsere Entschließung melden und daß wir erwarten müßten, ob der Imam uns erlauben würde, nach Sana zu kommen oder nicht. Man vermutete vielleicht, daß wir Audienz bei dem Imam suchen wollten, und es ist hier die Gewohnheit, daß Fremde, welche den Imam sprechen und ihm etwa Geschenke bringen wollen, um dagegen gewisse Freiheiten in der Handlung zu erhalten, nicht unangemeldet nach Sana zu kommen pflegen. Der Dola versprach indessen, gleich zu schreiben und uns, sobald er nur Antwort erhalten würde, selbige wissen zu lassen.

Da wir also nicht gleich nach Sana reisen durften, so verlangten wir nach Taes zu gehen und die Antwort des Imams daselbst zu erwarten. Auch dies ward uns abgeschlagen. Es sollte uns nur erlaubt sein, nach Musa zu gehen. Man sagte nachher, daß der Dola uns nicht gerne von Mochha reisen lassen wollte, ehe sein Fuß geheilt wäre, und dies konnte man ihm nicht sehr verdenken, da sich unter den Arabern keine tüchtigen Ärzte finden. Wir schlugen also auch vor, unsern Arzt zurückzulassen, und dieser erbot sich, allein zu bleiben, wenn wir übrige nur reisen dürften. Die Araber befürchteten aber, daß er alsdann, abgesondert von seinen Freunden, nicht vergnügt sein und sich deswegen der Kur nicht recht annehmen würde.

Da wir keine Erlaubnis erhalten konnten, weder nach Sana noch nach Taes zu gehen, so beschwerten wir uns bei einigen der Vornehmsten in der Stadt über das Verfahren ihres Gouverneurs, der uns nicht erlauben wollte, für unser Geld zu leben, wo wir es gut befänden. Diese verwunderten sich auch, daß wir die Abreise der Schiffe nicht ruhig zu Mochha abwarten wollten. Sie widerrieten uns, in dieser Jahreszeit nach den bergigten Gegenden zu reisen, weil gemeiniglich alle, welche aus der großen Hitze in Tehama in das kältere Klima der Berge kommen, heftige Fieber zu erwarten haben. Allein da unsere ganze Reise unternommen war, um diesen Teil Arabiens kennenzulernen, so waren wir gar nicht von unserer genommenen Entschließung zu bringen, vornehmlich da wir merkten, daß die Araber die Einwendungen der Christen gelassener anhörten als die Türken, welche uns unter gleichen Umständen wahrscheinlich schon längstens zum Stillschweigen gebracht haben würden.

Der Dola hoffte, daß sein Fuß innerhalb wenigen Wochen geheilt sein würde, weil unser Arzt im Anfange gesagt hatte, daß die Wunde nicht viel zu bedeuten hätte. Dieser aber versicherte jetzt, daß hierzu noch lange Zeit erfordert werden würde*. Da sich nun ein Araber meldete, der den Schaden innerhalb 8 Tagen heilen wollte, so war dieser neue Arzt sehr willkommen, und wir erhielten, was wir wünschten. Herr Cramer bekam seinen Abschied und zugleich einen Maulesel mit Sattel und Zaum und einige Stücke zu einer arabischen Kleidung. Wir alle erhielten zugleich die Freiheit, bis nach Taes, aber nicht

---

* In dem folgenden Jahre war ich noch zu Bombay, als ein Schiff der engländischen ostindischen Handlungsgesellschaft von Mochha zurückkam. Der Chirurgus auf demselben erzählte mir, daß der Fuß des Dola zu der Zeit noch nicht geheilt wäre und vermutlich niemals wieder zustande kommen würde.

weiter zu reisen, weil der Dola nach Sana schreiben und uns die Antwort des Imams nachschicken wollte. Auch gab uns der Dola ein Empfehlungsschreiben an den Dola zu Taes und als ein anderes Zeichen seiner Freundschaft gegen uns einen seiner Bedienten zur Begleitung, damit wir mit desto größerer Bequemlichkeit und Sicherheit möchten reisen können. Diese letzte Höflichkeit war uns nicht sehr angenehm. Wir betrachteten diesen Bedienten als unsern Aufseher und mußten deswegen behutsam in unsern Handlungen sein, weil auch diese Leute, so wie die Janitscharen in der Türkei, gern über diejenigen, welche sie begleiten, zu befehlen haben wollen.

Da wir nicht wissen konnten, ob wir noch in diesem Jahre wieder nach Mochha zurückkommen würden, so war es nötig, hiernach unsere Sachen einzurichten. Wir nahmen alles mit, wovon wir nur vermuten konnten, daß wir es nötig haben möchten, und wenn wir auch ein ganzes Jahr in der bergigten Gegend bleiben sollten. Wir hielten es für gefährlich und auch nicht für notwendig, alle unsere Barschaften mitzunehmen. Wir ließen den größten Teil unsers baren Geldes bei dem Makler der Engländer, und dieser gab uns Briefe an die Banianen zu Taes und Sana.

Reise von Mochha nach Taes

Juni 1763

Nach unserm verdrießlichen Aufenthalt zu Mochha reiseten wir am 9ten Junius gegen Sonnenuntergang von dieser Stadt und in der folgenden Nacht sechseinhalb Stunden fast gerade nach Osten bis Musa. Nahe bei Mochha ist der Brunnen, welcher von dem berühmten Schedeli benennet wird. Er versorgt aber nur die Armen mit Wasser; die meisten Einwohner der Stadt bekommen besseres aus dem Brunnen Beleile, eine gute Stunde von der Stadt, und die Reichen lassen es sogar von Musa kommen. Die ganze Gegend zwischen Mochha und Musa ist sehr dürre und wenig bewohnt.

Musa liegt an dem Anfang der bergigten Gegend und ist ein mittelmäßiges Dorf, zu dem Amte Mochha gehörig. Hier wohnt ein Unter-Dola mit einigen Soldaten in einem kleinen Kastell. Die Europäer, welche aus Indien nach Mochha kommen, pflegen bisweilen eine Spazierreise hieher zu machen, allein ich zweifle, daß sie an diesem Orte viel Vergnügen finden. Nur das Wasser zu Musa ist gut; die Häuser sind alle schlecht, und die Hitze, welche wir hier ausstehen mußten, war nicht geringer als zu Mochha. Da sich das Wasser des arabischen Meerbusens vermutlich auch in dieser Gegend zurückgezogen hat, so ist sehr wahrscheinlich, daß hier der Hafen Muza gewesen sei, dessen die griechischen Erdbeschreiber erwähnen und von welchem auch Moses redet, wenn er sagt: Ihre Wohnung

(der Kinder Jaktan) war von Mesa an, bis man kommt gen Sephar, an den Berg gegen den Morgen (1. Buch Mosis X. 30.).

Den 10ten Junius des Nachmittags um 4 Uhr gingen wir von Musa nach Nordnordost und nachher Ostnordost in einem großen Wadi, der sich nach einem starken Regen bei Mochha in das Meer ergießt, dessen Wasser sich sonst aber bald in Tehama verliert. Jetzt war hier nur wenig Wasser. Wir verließen den Wadi bei Marabba, einer Kaffeehütte an dem nördlichen Ufer auf einem Berge und eine Meile von Musa. Nachher gingen wir durch krumme Wege eine halbe Meile bis zu einer Kaffeehütte El meijam und von hier bis zu einer Kaffeehütte Subla. Ferner machten wir auf dieser Tagereise noch eineinachtel Meilen bis Oresch, einem Dorf auf der Grenze des Amtes Mochha, wo alle Sonntage Markt gehalten wird. Eine halbe Stunde von diesem Dorfe ist ein kleines Haus, wo von allen Ladungen Salz, das die Araber von Rues holen und nach Jafa, einer unabhängigen Landschaft in der bergigten Gegend, bringen, ein kleines Wegegeld bezahlt werden muß. Die Waren aber, welche von Mochha kommen und nach Sana oder andern Städten in dem Gebiete des Imams gehen, bezahlen hier nichts.

Heute sahen wir einen von den Nachkommen des berühmten Schechs Schedeli. Der Mensch war närrisch. Er war sehr aufgeräumt; er lachte, hüpfte und lief mit einigen jungen Arabern aus unserer Gesellschaft, die ihn zu allerhand Gaukeleien aufmunterten. Indessen bemerkte ich weder, daß jemand ihm etwas zu nahe tat, noch daß man einige Ehrfurcht vor ihm bezeigte. In Ägypten werden alle närrischen Leute Schech genannt, und man macht sie nach ihrem Tode wohl gar zu Heiligen. Diesen Menschen nannte man bloß Schech, weil er von dem Schech Schedeli abstammete. Man erzählte, daß vor einigen Jahren ein

Zimmermann närrisch geworden wäre, weil er ihm einen groben Possen gespielt hätte. Diesen hat man niemals Schech genannt. Es scheint also, daß die Santons ihr Glück nicht so gut in Jemen machen als in den nördlichen mohammedanischen Ländern.

Die Wege sind in dieser bergigten Gegend so schlecht, daß man nicht gerne des Nachts reiset. Wir gingen also am 11ten Junius mit Sonnenaufgang von Oresch bis El barach, einem Dorfe, wo wöchentlich Markt gehalten wird. An der Ostseite dieses Weges liegt ein fruchtbares Gebirge Kamara, dessen Bewohner sich nicht viel um ihre Obrigkeit, den Schech ibn Aklan zu Dorebat, bekümmern. Sie hatten vor einiger Zeit zwei Personen erschlagen; der Schech hatte deswegen schon einigemal ein Kommando Soldaten gegen sie geschickt, sie aber nicht züchtigen können, weil die Araber sich höher auf das Gebirge begeben hatten, wohin die Soldaten nicht Lust hatten zu folgen. Von hier an sieht man fruchtbare Felder am Wege. Wir gingen noch bis Mansari, einer großen Herberge, wo sich heute viele Reisende versammelten. Wir kehrten hier ein, um während der größten Hitze auszuruhen. Gleich nach Mittag aber stieg ein starkes Donnerwetter auf, welches so vielen Regen brachte, daß das von den Bergen herunterstürzende Wasser die Fortsetzung unserer Reise für heute unmöglich machte, denn der Weg ward auf einmal ein starker Fluß. Diese kühle Witterung war sehr von der verschieden, welche wir bisher in Tehama gewohnt waren, uns aber sehr angenehm.

Den 12ten gingen wir des Morgens ganz frühe von Mansari bis Dorebat. Dorebat ist die Hauptstadt in dem Gebiete Ibn Aklan und die Wohnung des Schechs von einer Familie, die zwar noch jetzt hier regiert, aber eine gewisse Anzahl Soldaten des Imams unterhalten und überdies auch noch gewisse Abgaben bezahlen muß. Das

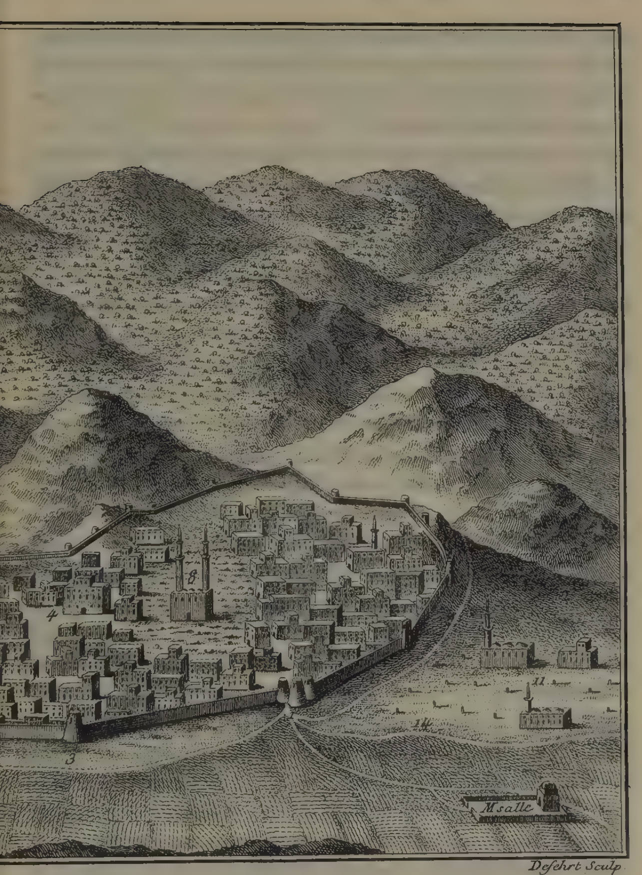
Städtgen liegt oben auf einem Berge, und unten am Wege ist der Suk oder der Marktplatz mit einigen Häusern. Das merkwürdigste allhier ist ein Gefängnis, welches in ganz Jemen für das fürchterlichste bekannt und vermutlich von ebender Art ist, wie das dunkele Gefängnis (the black hole) in Bengalen, worin vor einigen Jahren in einer Nacht so viele Engländer vor Hitze starben. Dieses ist aus einem Felsen gehauen. Kein Tageslicht und keine freie Luft kann hineinkommen, außer wenn eine kleine Tür, durch welche die Missetäter hineingeführt werden, geöffnet wird. Vor diesem und in der Stadtmauer liegt ein steiler Felsen, nach dem Augenmaß über 400 Fuß hoch, und auf demselben eine Festung Kähhre, die zum Teil mit einer doppelten Mauer umgeben ist.

Die Stadt hat jetzt nur zwei Tore, Bab Schech Musa und Bab el kbir, beide an der Landstraße von Mochha nach Sana und nicht weit voneinander. Beide sind nach der gewöhnlichen Manier in Arabien gebaut. Nämlich vor den beiden Türmen, welche in der Stadtmauer stehen, ist noch ein dritter, welcher an der einen Seite mit der Stadtmauer verbunden ist. Überdies geht noch eine Pforte von dem Kastell Kähhre nach dem Berge Sabber, und in der Stadtmauer zwischen Kähhre und Bab el kbir ist vor wenigen Jahren eine Pforte zugemauert. Nur auf der Festung Kähhre und den beiden Stadttoren liegen Kanonen; aber in dem Jahre, als wir zu Taes waren, ward noch ein so großer Turm gebaut, daß Kanonen darauf gelegt werden konnten. Das Wasser von dem Berge Sabber wird noch jetzt, sowohl in die Bergfestung als die Stadt geleitet. Die ganze Besatzung zu Taes war 5 bis 600 Mann. Davon lagen 60 Mann in dem Kastell und die übrigen bei den Stadttoren, auf den Türmen in der Stadtmauer und in der Stadt selbst.

Taes und sein Kastell Kähhre scheinen für einen arabischen Feind, der keine Kanonen bei sich hat, sehr feste zu



Profpect *der Stadt* Tá



der N. Seite.

sein. Aber nach der europäischen Manier, Krieg zu führen, würde sich keines lange halten können, da alles von dem Berge Sabber übersehen werden kann. Man sieht ihre Lage auf den Seiten 372/373.

Der Schutzheilige der Stadt Taes ist Ismael Mulk. Dieser bei den Sunniten in Jemen berühmte Heilige soll ein König gewesen sein. Er liegt in der Moschee, die nach ihm benennet wird, begraben, aber seitdem er einmal ein Wunderwerk verrichtet hat, das dem damaligen Gouverneur kostbar ward, so erlaubt man jetzt nicht einem jeden, seinem Grabe nahe zu kommen. Man erzählte mir die Geschichte folgendermaßen. Es kamen zwei Bettler zu dem Gouverneur von Taes, um ein Almosen zu bitten. Dieser befriedigte nur den einen; der andere nahm seine Zuflucht zu dem Grabe des Königs Ismael und rief ihn um Hilfe an. Ismael, welcher in seinem Leben sehr freigebig gewesen war, wollte diesen gottesfürchtigen Mann nicht ungetröstet von seinem Grabe zurückkehren lassen. Er öffnete sein gemauertes Grab und gab dem Bettler einen Brief an den Gouverneur mit dem Befehl, daß er dem Überbringer 100 Speziestaler bezahlen sollte. Alles ward auf das genaueste untersucht und gefunden, daß Ismael Mulk diesen Brief mit eigener Hand geschrieben und sein gewöhnliches Petschaft daruntergedrückt hatte. Der Gouverneur konnte also den Wechsel eines so großen Königs und Heiligen nicht unbezahlt zurückschicken; er ließ das Geld mit der größten Ehrerbietung auszahlen, allein bald darauf den Zugang zu dem Grabe zumauern, damit nicht mehrere solche Wechselbriefe einlaufen möchten.

Nahe bei der Moschee des Ismael Mulk zeigte man mir einen Garten, der Jachja, einem Sohn des Ismael Mulk, gehört haben soll. In demselben war ein großes Wasserbehältnis, wie man dergleichen fast in allen Gärten und bisweilen an den Feldern in Jemen sieht. Aber vor demselben

war ein Viereck, in welchem die Rinnen, durch die das Wasser in den Garten geführt ward, so künstlich durcheinandergeleitet waren, als der Weg in einem Irrgarten. Dies muß sehr artig gewesen sein, als es noch in gutem Stande war. Es ist aber jetzt sehr verfallen. An der Westseite außerhalb der Stadtmauer ist die Moschee eines berühmten Heiligen, Schech Musa, von welchem das eine Stadttor seinen Namen hat. An der Ostseite der Stadt liegt eine prächtige Moschee und ein anderes, nicht weniger prächtiges Gebäude über dem Grabe des Stifters Afdal und seiner Familie auf einem Hügel. Diese beiden Gebäude besah ich fast in allen Winkeln und fand ihre Bauart und Zierate den türkischen so ähnlich, daß ich glaube, dieser Afdal war ein Pascha zu Taes.

In der Nähe von Taes findet man noch Überbleibsel von zwei alten Städten. Die eine war Öddene und lag gleichsam über Taes an dem Berge Sabber. Davon ist nichts mehr übrig als einige verfallene Moscheen. Die Araber meinen, daß dies ehemals die Residenz der Könige oder Herren dieser Gegend gewesen sei. Die andere Stadt war Thobad und lag nach Südosten etwa eine halbe Meile von Taes an dem Berge Sabber, aber nicht in einer so steilen Gegend wie Öddene. Daselbst sieht man noch den Überrest einer Stadtmauer und eine große Moschee, wovon aber nur eine kleine Kapelle unterhalten wird, weil diese jetzt groß genug ist, die wenigen Einwohner des Dorfes zu fassen.

Von der alten Geschichte der Stadt Taes habe ich nicht viel mit Gewißheit erfahren können. Die Veränderungen, welche in den neuern Zeiten mit diesem Ort vorgegangen sind, würden schon einen ziemlichen Platz in der Geschichte ausfüllen, wenn die Araber sie aufzeichneten oder die Europäer Gelegenheit hätten, sie umständlich zu erfahren. Ich will das, was man mir davon erzählt hat, hier

kürzlich anführen. Imam El Mansor Hussejn schickte seinen Bruder Achmed als Dola oder Statthalter nach diesem Amte. Diesem gefiel es so wohl, selbst zu regieren, daß der Imam ihn vergebens nach Sana zurückberief und sogar einigemal eine Armee nach Taes schicken mußte, um ihn zum Gehorsam zu bringen. Achmed verteidigte sich 12 Jahre und hatte gemeiniglich 2000 Mann auf den Beinen. Er schlug in seiner Stadt eine Scheidemünze, er legte sogar ein Wegegeld auf alle vorbeigehenden Waren und nötigte dadurch selbst die Untertanen des Imams, einen andern Weg von Mochha nach Sana, nämlich den über Uddam, zu nehmen. Die hiesigen Einwohner nennen diesen Herrn bisweilen König und auch wohl Imam von Taes. Allein er selbst setzte vor seinen Namen nur den Titel Sidi, ein Vorrecht, welches alle Prinzen von der Familie des Imams haben.

Sidi Achmed hinterließ sechs Söhne mit Namen Abd ulla, Ali, Jachja, Machsen, Jacub und Hussejn. Der älteste von ihnen, nämlich Abd ulla, bekam die Regierung nach dem Tode seines Vaters und lebte die meiste Zeit mit dem Imam in Frieden. Er starb im Jahr 1759 und hinterließ einen Sohn, Abd ul kerim, nicht älter als 13 Jahre. Dieser würde wahrscheinlich auch zur Regierung gekommen sein, wenn seines Vaters Brüder friedfertiger und ihm getreuer gewesen wären. Aber von diesen fühlten drei, nämlich Ali, Jachja und Machsen, auch Lust zu regieren, und jeder von ihnen suchte sich einen Anhang, um sich zum Herrn der Stadt Taes und ihres Gebietes aufzuwerfen. Der eine nahm Besitz von dem Kastell Kähhre, der andere von Bab Schech Musa und der dritte von Bab el kbir. Die Einkünfte eines jeden dieser drei Prinzen waren geringe. Sie konnten also nicht viele Soldaten unterhalten. Selten hatten sie Pulver. Hatte etwa einer einige Pfund erhalten, so feuerte er so lange gegen seine Brüder, als sein kleiner Vor-

rat dauerte. Niemals kamen sie zum Handgemenge, und niemals ward etwas Entscheidendes ausgeführt.

Der junge Prinz Abd ul kerim war bei diesen Umständen genötigt, an seinen Vetter, den jetzigen Imam El Mahhdi Abbas zu schreiben und zu bitten, daß er ihm Hilfe schicken und ihn in den ruhigen Besitz der Provinz seines Vaters und Großvaters einsetzen möchte. Der Imam hatte schon längst gewünscht, mit ins Spiel zu kommen. Er schickte eine Armee unter dem Befehl des Nakib (General) El mas nach Taes, um die Stadt einzunehmen und die Rebellen nach Sana zu bringen. Allein der Nakib hatte keine Kanonen bei sich. Er konnte also nichts weiter ausrichten, als die Stadt von außen anzusehen und von der Moschee Afdal, welche außerhalb der Mauer liegt, mit dem Handgewehr in die Stadt feuern zu lassen, und hiedurch konnte er sie nicht zur Übergabe zwingen. Ja, man hätte ihn leicht mit Kanonen weiter zurücktreiben können, wenn man nicht gefürchtet hätte, daß der Imam auch grobes Geschütz von Mochha und Sana nach Taes schikken und die Stadt gänzlich ruinieren möchte.

Während der Zeit, daß die Truppen des Imams beschäftigt waren, Taes einzusperren, rückte ein Schech Abd urrab mit seinen Parteigängern gegen Mochha an. Dieser hatte sich zum Herrn von Hodsjerie aufgeworfen und dies Ländgen von dem Gebiet des Imams schon abgerissen. Der Imam, welcher seit einigen Jahren nicht imstande gewesen war, diesen Schech zu demütigen, hielt es daher für nötig, jetzt mit ihm einen Frieden zu schließen und ihn mit zu der Eroberung von Taes zu brauchen. Der Friede ward auch durch die Vermittelung des Nakib el mas, welcher die Truppen des Imams kommandierte, und des Nakib Achmed el hamr, unter welchem alle Bundesgenossen von Haschid u Bekil im Dienste des Imams stunden, geschlossen. Es ward nämlich verabredet, daß Abd urrab mit sei-

nen Truppen zu des Imams seinen stoßen und Taes erobern helfen sollte. Abd urrab rückte also auch mit seinen Parteigängern zu der Armee, welche Taes belagerte; allein da auch er keine Kanonen bei sich hatte, so konnten die vereinigten Truppen die Stadt noch nicht einnehmen, bis der schlaue Abd urrab sich einer Kriegslist bediente. In allen Türmen der Stadtmauer lagen Soldaten, und Abd urrab versprach 12 Soldaten von der Besatzung eines Turms an der Ostseite der Stadt 1000 Speziestaler, wenn sie ihren Turm durchgraben und die Truppen des Imams in die Stadt lassen wollten. Der Akkord ward geschlossen. Die vereinigten Truppen des Imams und des Abd urrab wurden in der Nacht in Taes eingelassen und die Stadt bis des Nachmittags um drei Uhr geplündert. Dies geschah im Jahr 1760

Nach der Eroberung von Taes bezeigte sich der Imam auf das freundlichste sowohl gegen die Nachkommen des Sidi Achmed als gegen Abd urrab und verlangte, daß sie alle nach Sana kommen möchten. Obgleich Abd urrab diesen Besuch fürchtete, so ließ er sich darzu doch überreden, indem er sich nicht nur auf seine großen Dienste, die er dem Imam in den letzten Tagen geleistet hatte, sondern auch auf das Wort der beiden Nakibs, El mas und Achmed ibn el Nakib Ali el Hamr verließ. Aber wie schändlich der Imam mit diesem arabischen Helden und seinen eigenen getreuen Generals nach ihrer Ankunft zu Sana umgegangen ist, lieset man ausführlicher in der Geschichte von Jemen. (Beschreibung von Arabien S. 201.) Der Imam dachte auch nicht mehr daran, den jungen Abd ul kerim in der Regierung zu bestätigen, sondern schickte nach Taes wie nach den übrigen Ämtern einen Dola. Ich sah den jungen Prinzen nachher zu Sana, wie er am Freitage mit dem Imam zur Moschee ritt und auch so wie die übrigen Prinzen vom Geblüte seinen Sonnenschirm (Mdalla) bei dem

Pferde hertragen ließ. Sidi Jachja und Sidi Machsen wurden gleich nach ihrer Ankunft zu Sana als Rebellen ins Gefängnis geworfen. Sidi Ali aber, der ein Schwiegervater des Imams war, behielt seine Freiheit und lebte zu meiner Zeit als eine Privatperson am Hofe des Imams.

Der Dola, welchen wir zu Taes kennenlernten, war zugleich ein Offizier in der Armee des Imams und ward deswegen auch Nakib genannt. Er war noch vor wenigen Jahren Emir Bab Schedeli, das heißt der Wachthabende Offizier und Zollverwalter in dem Tore Schedeli zu Mochha, gewesen und ebensowenig als die meisten der übrigen Dolas und Nakibs des Imams von einer vornehmen Abkunft, wenigstens nicht von altem Adel. Das Amt, dem er vorsteht, ist sehr groß, denn man rechnet den ganzen Berg Sabber und die Ämter Juffros und Hodsjerie zu demselben. Aber auf dem Berge Sabber und in dem Amte Hodsjerie sind noch viele Schechs, deren Familien seit einigen hundert Jahren Herren von ihren kleinen Distrikten gewesen sind und ob sie gleich etwas weniges an den Imam bezahlen müssen, dennoch ebenso stolz auf ihre Geburt sind als die Araber an den Grenzen der türkischen Provinzen, welche auch die Dolas in ihren Gedanken ebenso verächtlich ansehen als jene die Paschas.

Der Dola zu Taes hatte jetzt viele Verdrießlichkeiten mit den Schechs auf dem Berge Sabber. Als einer von diesen, der sich ihm bisweilen widersetzt hatte, mit einer jungen Sklavin nach der Stadt kam, ließ der Dola nicht nur ihn ins Gefängnis werfen, sondern auch die Sklavin in Sicherheit bringen. Die übrigen Schechs suchten seine Freiheit vergebens, bis es endlich der Kadi bei dem Dola durch Vorstellungen dahin brachte, daß er ihn wieder auf freien Fuß stellete. Der Schech ging hierauf nach Sana und brachte einen Befehl von dem Fakih oder Staatsminister des Imams an den Dola zurück, daß er auch die Sklavin unver-

züglich loslassen sollte. Allein der Dola, welcher sehr hitzig war und sich auch auf seine Freunde in Sana verließ, ließ den Schech aufs neue ins Gefängnis werfen. Der Kadi, ein sehr gerechter und braver Mann, legte sich aber nochmals ins Mittel und brachte den Dola so weit, daß er beide, den Schech und seine Sklavin, wieder zurückschickte. Der Dola war indessen noch immer gegen die Schechs auf dem Berge Sabber aufgebracht. Er schickte ihnen bei der ersten Gelegenheit 5 bis 6 Soldaten, welche auf Befehl ihres Herrn sehr unverschämt waren. Die Schechs, welche das nicht in ihren eigenen Häusern ertragen wollten, erschlugen sie alle. Nachher durfte fast kein Soldat oder nur ein Bürger aus Taes nach den Dörfern auf dem Berge Sabber kommen. Noch während unsers Aufenthalts zu Taes kam Nachricht, daß Leute aus der Stadt auf dem Gebirge wären erschlagen worden, und man glaubte, daß die Schechs sich nicht eher würden besänftigen lassen, bis der Imam einen andern Dola nach Taes schicken würde.

Herr Forskål sah nunmehr das vortreffliche Gebirge Sabber, wovon die Araber sagen, daß alle Kräuter in der Welt daselbst anzutreffen sind, täglich vor Augen, er konnte aber zu seinem großen Verdruß wegen der Streitigkeiten der Schechs mit dem Dola nicht auf demselben botanisieren. Er wollte auf seine eigenen Kosten einen Schech kommen lassen und mit ihm reisen. Er hätte unter dem Schutz eines solchen Menschen wahrscheinlich auch nichts zu fürchten gehabt; allein dies wollte der Dola nicht erlauben. Er verlangte darauf, nach dem Berge Saurek zu gehen. Der Dola willigte hierin und ließ gleich einen Soldaten rufen, der ihn begleiten sollte. Forskål hatte sichs zu Mochha merken lassen, daß er auch deswegen eile, nach Taes zu kommen, damit er auf dem Berge Sabber botanisieren könnte. Der dasige Dola, dem die Streitigkeiten zwischen dem Dola zu Taes und den Schechs auf dem Ber-

ge vielleicht nicht bekannt waren, hatte seinem Bedienten in guter Absicht befohlen, daß er Forskål auf den Berg Sabber begleiten sollte. Allein dieser glaubte, daß es meinem Reisegefährten nicht erlaubt sein sollte, irgend anderswo zu botanisieren als auf dem erwähnten Berge, und er überredete den Soldaten des Dola zu Taes, daß er sich unter dem Vorwand, weil das Fest nahe wäre, weigern sollte, mit nach dem Berge Saurek zu gehen. Mein Freund beschwerte sich darüber bei dem Dola, und dieser drohete den Soldaten mit dem Gefängnis, wenn er sich nicht gleich reisefertig machte. Forskål ging also am 18ten Junius gegen Abend aus der Stadt. Aber er sah den Berg Saurek nur in der Ferne. Er kam am 20ten zu einem Dorfe, das von allen Einwohnern gänzlich verlassen war, weil sie der Dola zu Taes so hart mitgenommen hatte, daß sie ihr Brot in einem andern Gebiete hatten suchen müssen. Da er nun hörte, daß er in den Dörfern in der Gegend, welche er besuchen wollte, auch keine Einwohner finden würde, so befürchtete er nicht nur Mangel an Lebensmitteln zu leiden, sondern auch sein Leben in diesen unglücklichen Gegenden in Gefahr zu setzen, und kam schon am 21ten des Abends wieder nach Taes zurück.

Man findet unter den Mohammedanern bisweilen, obgleich selten, noch einen Gelehrten, der Sonnen- und Mondfinsternisse berechnen und einen Kalender machen kann. Die Obrigkeit könnte also in jedem Lande oder in jeder Stadt doch einige Wochen oder wenigstens einige Tage vorher öffentlich bekanntmachen, wann ihre größten Feiertage einfallen. Es scheint aber, daß man hieran nicht eher denkt als am Tage vor dem Fest. Es war die allgemeine Meinung zu Taes, daß das Fest Arafa (Medbach oder Kurban, an welchem die Pilgrime auf dem Berge Arafa nahe bei Mekka und die übrigen Mohammedaner, in welchen Gegenden der Welt sie auch sein mögen, eine

unzählige Menge Kamele, Ochsen und Schafe schlachten) auf den 21ten Junius fallen würde. Der Dola und andere Vornehme in der Stadt erhielten am 20ten eine große Menge Schafe und andere Geschenke, und jeder, der nicht Hoffnung hatte, Schafe umsonst zu bekommen, kaufte deren so viel, als er für seine Haushaltung oder zur Austeilung unter die Armen in den nächsten Tagen brauchte. Denn weil dieses Fest 2 bis 3 Tage dauert und die Bauern in der Zeit nichts zu Markte bringen, so muß sich jeder an dem Tage vor dem Feste mit allen notwendigen Lebensmitteln versehen. Für unsere mohammedanischen Bedienten war Mehl, Zucker und Honig zu Kuchen, ingleichen ein Schaf gekauft, und mit Kaad hatten sie sich selbst versorgt. Mit einem Wort, die ganze Stadt war auf das Fest vorbereitet. Aber kurz vor Sonnenuntergang kam die Nachricht an, daß das Fest noch einen Tag ausgesetzt sein sollte, weil man den Neumond zu Sana um einen Tag später gesehen hatte als zu Taes. Indessen feierte man es auf den Dörfern, wo man nichts von dem aus Sana angekommenen Befehl wußte, schon am 21ten, da die Einwohner zu Taes hingegen alle ihre gemachten Anstalten mit wässerndem Mund ansehen mußten. Weil heute keine Bauern zur Stadt kamen, so war es diesen ganzen Tag auf den Straßen gar nicht lebhaft, bis gegen Abend, als bei Sonnenuntergang durch drei Kanonenschüsse von Bab Schech Musa und durch zwei von dem Kastell Kähhre angezeigt ward, daß das Fest an dem folgenden Tage gewiß gefeiert werden würde.

Den 22ten des Morgens wurden wieder einige Kanonen gelöst, und der Dola begab sich mit allen, die Lust hatten, der Prozession zu folgen, außerhalb der Stadt, um das Gebet auf dem Platz Msalle, das heißt auf freiem Felde zu halten. Ohngefähr eine Stunde nachher hörte man abermal einige Kanonenschüsse, und die ganze Prozession kam

wieder nach der Stadt zurück. Hierauf mußten die Soldaten so wie alle Freitage, wenn der Dola aus der Moschee zurückkommt, exerzieren, und die Vornehmen, welche zu Pferde waren, zeigten ihre Geschicklichkeit im Rennen mit der Lanze in der Hand. Der hiesige Dola wollte auch zeigen, daß er reiten könnte; aber sein Pferd fiel mit ihm zur Erde. Hierauf begab sich jeder zu den Seinigen, schmausete hoch, aß Kaad, räucherte in seinem Hause, streckte sich auf seinem Sofa und rauchte seine Kiddre oder seine lange Pfeife mit der größten Zufriedenheit.

Wir lebten in dieser Stadt bis jetzt ziemlich ruhig. Ich wünschte zwar von hieraus ebensolche Nebenreisen in dem südlichen Teil von Jemen machen zu können, als wir von Beit el fakih nach dem mittlern Teil dieses Königreichs gemacht hatten. Bei den Umständen aber, worin das Land sich jetzt befand, durfte ich mich nicht weit von der Stadt wagen. Nachdem ich also einige astronomische Beobachtungen zu Taes erhalten und auch einen Grundriß und den Prospekt dieser Stadt entworfen hatte, so war mir hier nichts mehr übrig, als auf Kähhre zu kommen. Dies wünschte ich vornehmlich nur deswegen, weil ich eine alte Inschrift, die daselbst über der Pforte Es sanadik sein soll, kopieren wollte. Herr Forskål hatte noch nicht alle Hoffnung, den Berg Sabber besuchen zu können, verloren gegeben. Weil der Dola sich bisher noch immer ziemlich höflich gegen uns bezeigt hatte, so verlangte Forskål am 24ten Junius nochmals, daß es ihm erlaubt sein möchte, einen Schech von dem Berge Sabber kommen zu lassen und mit ihm eine botanische Reise auf das Gebirge zu machen, und ich suchte die Erlaubnis, die erwähnte Inschrift kopieren zu dürfen. Beides ward uns bewilligt. Aber um Mitternacht erhielten wir eine ganz andere Nachricht. Der Bediente des Dola zu Mochha, welcher noch immer bei uns war, ward geholt, und dieser mußte uns sagen, sein

Herr habe an den Dola zu Taes geschrieben und verlangt, uns wieder zurückzuschicken; wir sollten deswegen gleich am 25ten unsere Rückreise antreten.

Dieser Befehl war uns ganz unerwartet. Wir konnten den Brief von Mochha nicht anders als für erdichtet halten, weil der dasige Dola versprochen hatte, uns selbst die Antwort des Imams wissen zu lassen, ob wir nach Sana kommen sollten oder nicht. Indessen kamen die Kamele schon des Morgens frühe vor unsere Tür, und der Dola ließ uns durch einen seiner Bedienten nochmals wissen, daß wir der erwähnten Ursache wegen nach Mochha zurückgehen sollten. Wir hatten hier nicht mit stolzen Türken zu tun, die uns bei dergleichen Gelegenheit bald aus dem Hause geworfen haben würden, sondern mit Arabern, die es besser ertragen können, wenn man Einwendungen macht, und entschuldigten uns also, daß wir nicht sogleich reisen könnten, weil wir wenigstens Zeit haben müßten, unsere Sachen einzupacken. Mit dieser Antwort gingen der Bediente des Dola und die Kameltreiber wieder zurück.

Wir vermuteten, daß vielleicht auch der hiesige Dola ein großes Geschenk von uns erpressen wollte wie der zu Mochha. Wenigstens glaube ich, daß er an dem Tage vor dem Fest, als er so viele Geschenke von den Arabern erhielt, auch eins von uns erwartet hat, und wir hatten uns um diese arabische Gewohnheit nicht bekümmert, ob er uns gleich ein Schaf sandte. Vielleicht war die wahre Ursache seines Zorns, daß Forskål nochmals verlangt hatte, auf dem Berge Sabber zu botanisieren. Denn wäre er glücklich wieder zurückgekommen, wie es sehr wahrscheinlich war, so würden die Einwohner zu Taes davon geredet haben, daß ein einzelner Franke in denen Gegenden mit Sicherheit gereiset wäre, wo schon so viele von den Ihrigen wären erschlagen worden. Wäre er auch erschlagen worden, so fürchtete der Dola vielleicht, daß sein Herr, der

Imam, deswegen Rechenschaft von ihm fordern würde. Überhaupt sucht wohl ein jeder Richter alle Mordtaten zu verhüten. Wir hätten es daher dem Dola gar nicht verdenken können, wenn er es uns rein aus Vorsicht verboten hätte, nach dem Berge Sabber zu reisen.

Weil wir uns auf unsere Bedienten, vornehmlich auf den mochhaischen, nicht verlassen wollten, so verlangten wir, mit dem Dola zu sprechen und ihn selbst nach der Ursache seines Unwillens zu fragen. Allein wir wurden nicht vorgelassen, die Bedienten versicherten uns, er wäre krank. Wir fragten unsere Freunde um Rat, und sie meineten, daß wir uns an den Bas kateb wenden müßten. Dieser machte uns auch Hoffnung, daß wir wenigstens noch einige Tage würden bleiben und nähere Nachricht von Mochha erwarten können; allein dies waren nur Komplimente, oder es stand auch nicht in der Macht des Bas kateb, uns zu dienen. Am 26ten Junius brachten die Bedienten des Dola abermals Kamele und Esel und wollten uns überreden aufzuladen. Wir versicherten sie nochmals, daß wir nicht abreisen würden, bevor wir selbst mit ihrem Herren gesprochen hätten; und weil sie nicht gerne eine solche Antwort zurückbringen wollten, so schickten wir einen von unsern Bedienten an den Dola. Auch dieser konnte kein Gehör erhalten. In der Türkei würde man unsern Bedienten bei diesen Umständen bald aus dem Hause eines Statthalters gejagt haben; hier aber blieb er bis des Nachmittags, da er die Nachricht zurückbrachte, daß einer von der Gesellschaft zu dem Dola kommen sollte. Herr Forskål übernahm es, mit ihm zu reden. Er suchte ihn damit zu befriedigen, daß er weiter nichts von einer Reise nach dem Berge Sabber reden wollte, wenn wir nur so lange zu Taes bleiben dürften, bis wir Nachricht hätten, ob der Imam uns erlauben wollte, nach Sana zu gehen oder nicht. Allein die Sache war schon so weit gekommen, daß der Dola kei-

ne Vorschläge mehr annehmen wollte. Es sollte ein Brief von Mochha gekommen sein, wie unglaublich es auch scheinen möchte; und weil wir seinen Bedienten nicht hatten glauben wollen, so befahl er es uns nun selbst, daß wir uns reisefertig halten sollten.

Da wir gegen Abend schon alles eingepackt und gar keine Hoffnung mehr hatten, länger zu Taes bleiben zu können und also auch nicht nach Sana zu kommen, veränderte sich das Schauspiel auf einmal. Wir erhielten mit einem Expressen von dem Dola zu Mochha einen verschlossenen Brief und in demselben einen Brief an den Imam, einen andern an den Fakih Achmed (den Wisir des Imams) und einen dritten an den Dola zu Taes, und zwar alle offen. Er schrieb an uns, sein Herr, der Imam, hätte befohlen, daß wir nach Sana kommen und alle die seltenen Sachen, welche wir zu Loheia und Mochha gezeigt hatten, mitbringen sollten. An den Dola zu Taes schrieb er gleichfalls den Willen des Imams mit der Bitte, uns zu unserer Abreise nach Sana beförderlich zu sein. Dies war also ein deutlicher Beweis, daß der Brief, welcher vor einigen Tagen von Mochha angekommen sein sollte, erdichtet gewesen war. Herr Forskål ging gleich mit der neuen Nachricht zu dem Dola. Er konnte aber nicht vorgelassen werden, weil er sich schon in den Harem begeben hatte, und der Gouverneur von einer Stadt in Arabien verläßt des Abends nicht gerne die Gesellschaft des Frauenzimmers, da er den ganzen Tag mit Mannspersonen umgeben ist und bereit sein soll, mit einem jeden zu sprechen, der es nur verlangt. Forskål gab also den Brief an einen Bedienten.

Wir glaubten, daß gegen unsere Reise nach Sana jetzt keine Einwendung mehr gemacht werden könnte, ja, wir würden abgereiset sein, ohne den Dola weiter zu sprechen, wenn wir Kamele und Esel hätten erhalten können. Aber die Kamelvermieter zu Taes haben ein Amt, und die

Reisenden oder die Kaufleute, welche Kamele brauchen, müssen sich alle bei ihrem Altermann melden, der es dann den Eigentümern der Kamele wissen läßt, wie viele Lasttiere sie schicken sollen. Der Dola selbst war der größte in dieser Gesellschaft, und da jetzt an ihm die Reihe war, Kamele zu liefern, so ward es ihm angezeigt, daß wir nun selbst Anstalt machten zu reisen. Er ließ uns darauf wissen, daß die Kamele bereit wären, uns nach Mochha zu bringen, weil nicht er Befehl hätte, uns nach Sana zu schicken, sondern der Dola zu Mochha.

Nun wußten wir nicht mehr, wie wir uns helfen sollten; denn wir waren zu schwach, als daß wir uns einem Mann mit Gewalt hätten widersetzen können, der 500 bis 600 Mann kommandierte und der nicht einmal dem Befehl seines Souveräns gehorchen wollte. Alle unsere Freunde bedauerten uns, allein keiner durfte sich unterstehen, sich unserer anzunehmen.

Endlich erzählte man uns die vorher erwähnte Geschichte des Dola mit dem Schech von dem Berge Sabber, vermutlich um uns auf die Gedanken zu bringen, daß wir uns an den Kadi wenden müßten. Wir hatten sonst schon viel Gutes von den jemenischen Stadtrichtern gehört. Wir folgten dem uns gegebenen Wink; wir machten ihm zum erstenmal unsere Aufwartung und zeigten ihm die Briefe, die wir von Mochha erhalten hatten. Der Kadi hielt das Verfahren des Dola gegen uns für höchst unbillig und schrieb ihm sogleich, daß er sich wohl bedenken und des Imams Befehl nicht entgegenhandeln möchte. Der Dola antwortete ihm hierauf, daß er uns gar nicht abhalten wollte, nach Sana zu reisen, allein wir sollten noch einen Tag warten, damit er die nötigen Briefe schreiben könnte, welche er uns mitgeben wollte. Hierauf erboten wir uns, nicht einen, sondern noch drei Tage zu verweilen, wenn der Dola es verlangte.

Allein am 27ten des Morgens kam wieder ein Bedienter des Dola nach dem andern mit Befehl, gleich nach Mochha zu reisen. Wir merkten es an den Bedienten, daß sie ihr Gewerbe ungerne bestellten, und antworteten auch ganz ruhig, daß wir heute noch nicht aus der Stadt gehen würden. Indessen wandten wir uns wieder an den Kadi. Dieser war schon von allem unterrichtet und hatte unsertwegen noch diesen Morgen an den Dola geschrieben: «Geize nicht mit diesen Leuten, denn es sind Fremde.» Dies brachte uns wieder auf die Vermutung, daß der Dola ein Geschenk von uns erpressen wollte. Weil er uns aber in den letzten Tagen so viel Verdruß gemacht hatte und vornehmlich da wir hörten, daß selbst der Kadi es für unbillig hielt, wenn er etwas von uns verlangte, so waren wir gar nicht geneigt, ihm mehr zu geben, als wir ihm bei unserer Ankunft schon gesandt hatten.

Gegen Mittag wurden wir zu dem Bas kateb gerufen. Dieser bezeigte seine Verwunderung darüber, daß wir uns bei dem Kadi über den Dola beschwert hätten, da sich dieser unserer Reise nach Sana doch niemals widersetzt hätte. Er wollte uns versichern, daß es nicht auf Befehl des Dola geschehen wäre, wenn auch seine Bedienten uns in ihres Herren Namen anbefohlen hätten, nach Mochha zu reisen. Wir hielten es für unnötig, die Sache weiter zu untersuchen. Wir baten den Bas kateb um seine fernere Freundschaft und daß er uns zur Beförderung unserer Abreise behilflich sein möchte.

Wir hatten vermutet, daß der Bediente des Dola zu Mochha nach der Ankunft der Briefe seines Herrn sich unserer Sache gegen den Dola zu Taes annehmen würde. Allein er meinete, er wäre nun in den Händen des Dola zu Taes, und war mit allem zufrieden, was dieser uns oder ihm befehlen möchte. Wir hielten es also fürs beste, ihn mit seinem Lohn und in Ansehung seines Herrn mit einem

guten Trinkgelde wieder nach Mochha zurückzuschicken. Da wir aber noch weiter mit vieler Bagage durch verschiedene Ämter reisen sollten, so fanden wir es nötig, einen Araber bei uns zu haben, der das Land kannte und bei der Obrigkeit für uns sprechen konnte, wenn wir etwa angehalten werden sollten. Weil wir unter den Vornehmen zu Taes keinen redlichern Mann angetroffen hatten als den Kadi, so baten wir ihn, daß er uns einen solchen Begleiter anweisen möchte. Er war auch so höflich, gleich einen Menschen zu uns zu senden, der uns nachher nicht nur bis Sana, sondern auch wieder zurück bis Mochha begleitete und mit dem wir sehr zufrieden waren.

Unsere Abreise ward endlich auf den 28ten Junius festgesetzt. Wir waren schon des Morgens fertig, aber die Kamele kamen erst des Nachmittags; und da wir schon angefangen hatten aufzuladen, so wurden wir noch ganz unvermutet zu dem Dola gerufen. Doch hatten wir nicht die Ehre, ihn selbst zu sehen; es hieß, er wäre unpäßlich, und unsere Freunde wollten uns versichern, er habe sich über unsere Halsstarrigkeit so geärgert, daß er wirklich krank geworden wäre. Dies war auch nicht ganz unwahrscheinlich; denn er war dadurch, daß wir uns ihm mutig widersetzt und ihn endlich genötigt hatten nachzugeben, bei allen Einwohnern verächtlich geworden. Jetzt ließ er uns durch den Bas kateb wissen, daß er nicht eher als an dem vorhergehenden Tage von dem Imam Befehl erhalten hätte, uns nach Sana zu schicken, und daß er uns deswegen nicht hätte erlauben können, früher dahin abzureisen. Der Bas kateb sagte ferner, daß der Dola einem von seinen Bedienten befohlen hätte, mit uns zu reisen, damit wir als Fremde nirgends angehalten werden möchten. Ob wir gleich nicht glaubten, daß wir diesen Menschen nötig haben könnten, so durften wir die uns angebotene Höflichkeit doch nicht ausschlagen.

Dieser Bediente war ein zur mohammedanischen Religion bekehrter Jude, der nach einer Abwesenheit von 28 Jahren ein großes Verlangen hatte, seine Anverwandten in Sana zu besuchen. Er war so vorsichtig, in Gegenwart des Bas kateb und vieler anderer Araber sogleich wegen seines Lohns mit uns zu akkordieren. Der Bas kateb gab uns zuletzt noch einen Reisepaß. Der Kadi schickte uns, ohne daß wir uns unterstanden hatten, dergleichen zu verlangen, einen Brief an den Fakih Achmed, worin er ihm unter anderm schrieb: «Glaube es nicht, wenn man dir etwas zum Nachteil dieser Franken berichtet hat.» Wir bewunderten die Gerechtigkeit und Dienstfertigkeit dieses mohammedanischen Richters gar sehr. Wir hatten schon beschlossen, ihm bei unserer Abreise so wie unserm Freunde, dem Emir Farhan zu Loheia, eine Uhr zu schenken. Aber selbst der Bediente, den er uns mitgegeben hatte, versicherte uns, daß er nichts annehmen würde, damit es nicht den Schein hätte, als hätte er uns aus Eigennutz Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er meinte sogar, daß sein Herr es übelnehmen würde, wenn wir ihm ein Geschenk anböten. Uns blieb also nichts übrig, als diesem guten Mann für seine uns geleisteten Dienste auf das verbindlichste zu danken, und ich besonders, der ich nur allein das Glück gehabt habe, wieder nach Europa zurückzukommen, finde mich verbunden, ihn als ein Beispiel anzuführen, daß nicht alle arabischen Kadis so eigennützig und ungerecht sind, als man es, wahrscheinlich nicht mit Unrecht, von den meisten türkischen Kadis glaubt.

Wir erhielten also darin unsern Endzweck, daß der Dola zu Taes uns erlauben mußte, unsere Reise nach Sana fortzusetzen. Aber wir hatten deswegen viel Verdruß, und dieser war wohl die Ursache der bald darauf folgenden Krankheit des Herrn Forskål. Dieser verspürte schon in

den letzten Tagen zu Taes eine Unpäßlichkeit, welche er zwar so wenig achtete, daß er deswegen unsere Reise nicht aufhalten wollte; sie ward aber bald nachher ernsthafter; und da wir nicht beizeiten ausruhen konnten, so verursachte sie seinen Tod.

Reise von Taes nach Sana

Wir kamen an dem Tage, da wir von Taes abreiseten, nicht weiter als bis zu einer Herberge dicht vor der Stadt. Von hier brachen wir den folgenden Tag, am 29ten Junius, schon auf, als die Stadttore noch geschlossen waren. Weil unsere kleine Karawane an diesem Tage sehr unordentlich ging und wir bei den Kamelen blieben, so konnte ich die Entfernung der Örter nicht so genau bestimmen als sonst, wenn wir auf unsern Eseln vorausreiseten.

Den 30ten Junius gingen wir von Kaade bis zu der Simserai Mharras. Das von den Bergen herunterstürzende Wasser hat sich in dieser Gegend nach und nach breite und tiefe Wege in dem Felsen gemacht. Diese wurden des Nachmittags nach einem starken Donnerwetter große und reißende Flüsse. Das Regenwasser rollte aber mit solcher Geschwindigkeit bergunter, daß die Flüsse nach ein paar Stunden wieder ganz trocken waren. Über den einen derselben ist eine stark gebauete steinerne Brücke von einem Bogen.

Von Tehama bis hier nennet man die großen Herbergen, wo man des Nachts mit Kamelen einkehrt, Mattrach. Diese sind nur Privathäuser, daher wenden ihre Eigentümer darauf keine großen Kosten; sie suchen nur ihre Gäste und die bei sich habenden Waren unter Dach bringen zu können, es mag auch so schlecht sein, wie es will. Von Mharras bis Sana ist fast auf jeder Tagereise und bisweilen auf

halben Tagereisen eine große, von Brandmauern gebauete Simserai, die so wie die Karawanserais in der Türkei von reichen Leuten zur Bequemlichkeit der Reisenden gebaut worden sind. Auch in einer solchen Simserai findet man nicht die Bequemlichkeit, wie in einem Gasthofe in Europa. Ein Reisender muß in Arabien, so wie in der Türkei, alles mitbringen, was er mehr verlangt als Kaffee, Reis, Brot und Butter. Dies und weiter nichts kann er von der Herberge zu Kauf erwarten. Aber man ist in diesen Simserai vollkommen sicher. Es ist in einem solchen Gebäude nur eine Tür, welche alle Abend geschlossen wird, und wenn selbige des Morgens wieder geöffnet werden soll, so wird es in einigen den Reisenden zuvor angezeigt, damit jeder nachsuchen könne, ob er etwas verloren habe.

Juli 1763

Am 1ten Julius reiseten wir von der Simserai und brauchten noch dreiviertel Stunden, um oben auf den Berg Mharras zu kommen. Oben auf dem Berge ist ein ziemliches Dorf Nedsjed etwas nach Osten vom Wege. Die Gegend von hier bis Ode heißt Scheban. Von Ode geht der Weg steil bergunter bis zu einer Kaffeehütte Arma. Man findet hier noch eine alte Moschee mit einer Kuppel. Die Kornfelder, welche in dieser fruchtbaren Gegend wie die Weingärten in Europa stufenweis übereinanderliegen, geben in der Ferne vortreffliche Aussichten. Von Arma bis Äbb ist etwa noch eine halbe Meile.

Die Stadt Äbb gehört zu dem Amte Jemen el ala, und der hiesige Dola steht unter dem Dola, welcher zu Dsjobla wohnt. Sie liegt oben auf der Spitze eines Berges und ist mit einer Mauer und mit Türmen umgeben. Die Straßen sind gepflastert und die Häuser ziemlich wohlgebaut, so wie die Häuser in der bergigten Gegend fast alle von Steinen.

Den 2ten Julius gingen wir von Äbb bis Mechader. Mechader ist eine kleine Stadt oben auf einem Berge. Nahe dabei liegt ein kleines Kastell auf einem Hügel, wo der Dola von diesem Amte wohnt. In der Stadt wird am Donnerstage Markt gehalten.

Herr Forskål ward heute so schwach, daß wir die Kamele von dem Dorfe Lahnad vorausreisen lassen mußten.

Am 3ten Julius ließen wir die Kamele des Morgens ganz frühe nach Mensil vorausgehen, und wir folgten erst nach Aufgang der Sonne.

Den 4ten Julius blieben wir zu Mensil. Mich überfiel des Nachmittags ein kleines Fieber, und da überdies Forskåls Krankheit mehr zu- als abzunehmen schien, so waren wir entschlossen, hier so lange zu bleiben, bis er sich wieder etwas besser befinden würde. Allein unsere Kamel- und Eseltreiber gaben vor, daß sie an diesem kleinen Orte keinen Unterhalt für ihr Vieh und so viele Menschen finden könnten. Sie versicherten uns, daß die Stadt Jerim gleich hinter dem Gipfel von Sumara läge. Sie versprachen Leute zu bestellen, die unsern Kranken bis auf den Gipfel des Berges tragen sollten, und daß ihm dann die übrige kurze Reise von da bis Jerim auf einem Kamel gar nicht beschwerlich fallen würde.

Durch alle diese schönen Versicherungen ließen wir uns überreden, am 5ten Julius aufzubrechen. Herr Baurenfeind und ich gingen des Morgens ganz frühe mit einem Eseltreiber voraus, um in der Kühle zu reisen. Aber dies mußte ich teuer bezahlen. Ich war für dies Klima zu leicht gekleidet und zog mir dadurch eine heftige Verkältung zu. Auf der großen Ebene zwischen dem Berge Sumara und Jerim überfiel mich ein starkes Brechen. Wir sahen von Taes bis Mensil so viel Wasser am Wege, daß es uns gar nicht einfiel, wir könnten daran heute Mangel leiden. Wir hatten also nicht einmal so viel Wasser mit uns genom-

men, daß ich meinen Mund spülen konnte. Der Tag fing schon an, heiß zu werden, und wir mußten noch über eine Stunde reiten, bis wir endlich einen Bauer auf dem Felde antrafen, der mir seine Wasserkruke reichte. Niemals habe ich einen solchen Durst ausgestanden. Indessen kamen wir glücklich nach Jerim.

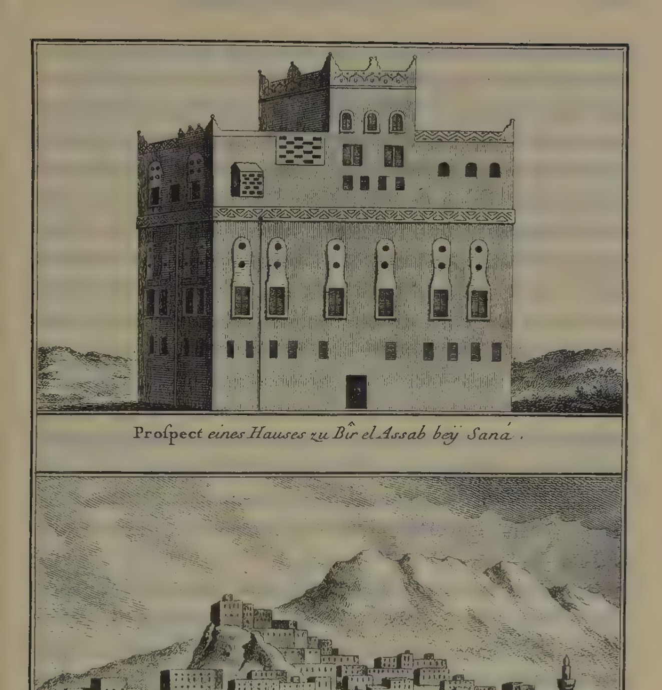
Herr Cramer war mit unserm europäischen Bedienten zurückgeblieben, um die Leute zu erwarten, die unsern Kranken bis auf den Berg Sumara tragen sollten. Allein diese waren entweder gar nicht bestellt, weil unsere Araber wußten, daß der Weg, welcher ihrem Vorgeben nach nur eine Meile sein sollte, die Umwege nicht mitgerechnet, bei drei Meilen war, oder die Araber hatten keinen Christen tragen wollen. Man hatte deswegen auf gut arabisch das Bett auf ein Kamel und unsern Kranken daraufgebunden. Aber ob man gleich sehr langsam mit ihm gereiset war und ihm sonst alles so bequem als möglich gemacht hatte, so kam er doch gegen Abend sehr schwach und in einem elenden Zustande zu Jerim an. Wir waren schon so sehr nach der arabischen Manier zu leben und zu reisen gewohnt, daß wir es gar nicht mehr unbequem fanden, solange wir gesund waren. Allein jetzt lerneten wir, wie betrübt es sei, in jenen Ländern krank zu werden, ohne etwas auf europäisch zu essen oder zu trinken erhalten zu können, ja sogar auf dem Wege krank zu werden und nicht zeitig genug zu einem Ort kommen zu können, wo man sich etwas wieder erholen kann.

Wir waren zu Jerim in einer öffentlichen Herberge eingekehrt. Weil wir aber daselbst gar zu sehr von Zuschauern beunruhigt wurden, die alle begierig waren, Europäer zu sehen und sprechen zu hören, so mieteten wir ein Haus, um in dieser Stadt einige Zeit zu bleiben und die Wiederherstellung unsers Reisegefährten abzuwarten. Hier merkten wir, daß die Araber zu Mensil wohl nicht Lust gehabt

haben mochten, unsern Forskål bis oben auf den Berg zu tragen; denn zu Jerim wollten nicht einmal unsere arabischen Bedienten ihn von einem Hause ins andere bringen. Wir selbst mit unserm christlichen Bedienten mußten suchen, ihn dahin zu schaffen.

Jerim ist nur eine kleine Stadt oder vielmehr ein großes Dorf. Indessen wohnet hier der Dola von diesem Amte in einem kleinen Kastell auf einem steilen Felsen mitten in dem Flecken. Die Häuser sind zwar zum Teil von Steinen gebaut, zum Teil aber auch nur von ungebrannten Ziegelsteinen, mit Leimerde und Kuhmist vermischt, überschmiert. Da ich übrigens sowohl wegen meiner eigenen Unpäßlichkeit als wegen der schweren Krankheit meines Reisegefährten nicht viel Bekanntschaft in dieser Stadt suchen konnte, so kann ich davon weiter nichts sagen, als daß ich hier den Prospekt des Kastells und eines Teils der Stadt in unserm Zimmer wie auf der Seite 397 gezeichnet habe.

Wir fanden an der Ostseite des Berges Sumara ein ganz anderes Klima, als wir an der Westseite desselben gehabt hatten. Zu Taes, Abb, ja noch in dem hier nah gelegenen Dorfe Mensil regnete es schon seit einiger Zeit fast alle Nachmittage. Wir sahen daselbst die schönsten Kornfelder, und überhaupt alles war grün und wohlbebaut. Dagegen war zu Jerim seit 3 Monaten kein Regen gefallen, ob man gleich fast alle Abend ein Donnerwetter in der Ferne hörete. Die Heuschrecken hatten sich dergestalt vermehrt, daß sie fast alle Früchte auf dem Felde verzehrten. Die Einwohner zu Jerim beschlossen deswegen, den 8ten Julius des Nachmittags eine Prozession zu einem zum öffentlichen Gebete bestimmten Platz außerhalb der Stadt anzustellen, um sich allda gemeinschaftlich den Regen von Gott zu erbitten. Die meisten von dieser Prozession waren Geistliche und alle sehr schlecht gekleidet, wie es sich an



Proſpect eines Hauses zu Bîr el Assab beÿ Saná.

Proſpect des Castels und eines Theils der Stadt Ierîm.

Deſehrt Sculp

einem Bußtage schickt. Voran gingen zwei ehrwürdige Schechs, wovon jeder einen offenen Kasten mit Büchern auf dem Kopf trug. Die übrigen Schechs und andere Leute, welche folgten, sangen und wiederholten beständig kleine Gebete. Alles geschah mit der größten Demut. Diese Andacht schien dem Allmächtigen angenehm zu sein; denn kaum war die Prozession wieder nach der Stadt zurückgekommen, so stieg ein Donnerwetter auf, und wir hatten noch diesen Abend sehr starken Hagel und einen ziemlichen Regen. Den 9ten Julius hielten die Einwohner zu Jerim ihr Gebet wieder außerhalb der Stadt, und es erfolgte zwar nicht gleich Regen wie an dem vorhergehenden Tage, aber doch wenige Tage nachher, es mag nun geschehen sein, weil Gott das Gebet der andächtigen Mohammedaner erhört hat oder weil die Regenzeit auch hier alle Jahre so regelmäßig eintritt als an der Westseite des Berges Sumara und in andern Gegenden unter den Wendezirkeln.

Die Heuschrecken waren in dieser Jahreszeit auf allen Märkten in Jemen sehr wohlfeil. Aber nirgends habe ich sie in größerer Menge gesehen als auf der dürren Ebene zwischen dem Berge Sumara und Jerim; denn daselbst konnte man sie an einigen Stellen mit Händen greifen. Wir sahen einen Araber, der einen ganzen Sack voll davon gesammelt hatte und sie dörren und zur Winterspeise aufheben wollte. Wenn es an der Westseite des Gebirges nur in einigen Stunden nicht regnete, so kamen sie in so großen Heeren aus Osten, daß die Bauern zu Mensil genötigt waren, mit großen Tüchern, an Stöcken gebunden, auf ihren Kornfeldern herumzulaufen und zu schreien, um sie zu verjagen, damit sie ihre Früchte nicht ganz verzehrten. Dies würde in der Gegend von Jerim wenig geholfen haben, weil sie hier, solange es noch nicht regnete, gleichsam zu Hause waren.

Wir sahen zu Jerim einen Bräutigam, der nach dem Bade geführt ward. Voran gingen eine Menge Knaben, die nach dem Trommelschlag hüpften. Darauf folgte eine große Menge Junge und Alte, wovon einige ihr Handgewehr fleißig abfeuerten, und der Bräutigam mit einigen seiner Freunde machte den Schluß der Prozession. Des Abends kam der Zug ganz langsam wieder zurück. Weil es dunkel war, so sah man jetzt eine Menge Fackeln, die, ob sie gleich schlecht waren, dennoch die Figur einer Fackel hatten.

An einem andern Tage sahen wir zwei Klopffechter, die ihre Kunst für einige Stüber auf öffentlicher Straße zeigten. Sie waren sehr dünne gekleidet. Über den Kopf hatten sie eine große Larve (die erste, welche ich in den Morgenländern gesehen habe) mit einem langen Bart und hinten übergeschlagenen Haaren. In der rechten Hand hatten sie einen langen Dolch und in der linken einen großen Schild. Wir glaubten, daß diese Leute etwa eine besondere Geschicklichkeit im Fechten zeigen würden. Ihre ganze Kunst aber bestand bloß darin, daß sie nach Trommeln hüpften und Possen machten.

Nachdem ich einige Tage zu Jerim gewesen war, ohne aus dem Hause gekommen zu sein, so besuchte ich hier den Suk an einem Markttage, um meine traurigen Gedanken ein wenig zu zerstreuen. Es hatten sich hier viele Leute aus den benachbarten Dörfern versammelt, zum Teil bloß um Lebensmittel und andere in der Haushaltung nötige Sachen zu kaufen und zu verkaufen. Ich sah hier also keine reichen Kaufmannsladen, sondern Schneider, Schuster, Schmiede und andere Handwerksleute saßen an der Straße oder auf einer Stelle, welche sie mit einer schlechten und niedrigen Mauer umgeben hatten, und arbeiteten unter freiem Himmel. Hier sah ich auch einige Schröpfer, welche den Arabern die Haut mit einem schlechten Messer

zerschnitten und hernach abgesägte Bockshörner über die Wunden setzten.

Die Krankheit des Herrn Forskål schien in den ersten Tagen nach unser Ankunft zu Jerim abzunehmen. Sie ward aber bald wieder so heftig, daß wir alle Hoffnung zu seiner Genesung verloren. Er fiel endlich am 10ten Julius des Abends in einen tiefen Schlaf, und in diesem starb er am 11ten des Morgens halb 10 Uhr. Wir bedauerten seinen Verlust gar sehr; denn er hatte durch den vielen Umgang mit den gemeinen Leuten bei seinem fleißigen Botanisieren nicht nur am besten von der ganzen Gesellschaft die arabische Sprache und ihre verschiedenen Dialekte gelernt und war deswegen sehr oft unser Fürsprecher, sondern er nahm sich auch überhaupt des glücklichen Fortganges unserer Reise sehr eifrig an. Er war gleichsam zu einer arabischen Reise geboren. Nicht leicht war er mißvergnügt, wenn es ihm an Bequemlichkeiten fehlte. Er gewöhnte sich gleich nach der Manier der Landeseinwohner zu leben, und dieses ist notwendig, wenn man mit Nutzen und Vergnügen in Arabien reisen will. Sonst wird auch der Gelehrteste nicht imstande sein, in diesen Ländern viele Entdeckungen zu machen.

Der Tod unsers Reisegefährten mußte nunmehr der Obrigkeit angezeigt und ein Platz zu seiner Beerdigung gekauft werden. Wir schickten den Bedienten des Kadi zu Taes an den hiesigen Dola und den Kadi. Letzterer war so höflich, ihn an einen Araber zu weisen, von dem er glaubte, daß er uns wohl eine Stelle zum Begräbnis unsers Toten verkaufen würde. Wir kauften sie auch wirklich von dem Mann, aber der Handel ging wieder zurück. Der Platz war nahe an einer Rinne, worin man das Wasser zu den umliegenden Feldern leitete, und die Nachbarn hatten dem Eigentümer gedrohet, daß sie es ihn würden entgelten lassen, wenn das Wasser des Franken wegen künftig ausblei-

ben würde. Weil der Mann lieber den kleinen Gewinn verlieren als sich den Unwillen seiner unwissenden Nachbarn zuziehen wollte, so mußten wir einen andern Platz suchen, der uns aber auch für dasselbe Geld bald angewiesen ward. Nachher verlangte der Dola mit einem von unserer Gesellschaft zu sprechen. Er sagte mir, daß er als Gouverneur von diesem Amte allezeit Erbe wäre, wenn ein durchreisender Jude oder Banian in seinem Gebiete stürbe. Ich antwortete ihm, daß der Verstorbene weder Banian noch Jude gewesen wäre, sondern ein Europäer und daß der Dola zu Mochha nichts von dem Nachlaß eines meiner Reisegefährten, der zu Mochha verstorben wäre, verlangt hätte. Hierauf erklärte mir der Sohn des Dola die Meinung seines Vaters dahin, daß er wenigstens ein ansehnliches Geschenk erwartete. Allein als ich ihm sagte, daß die Europäer ohne eine Quittung nichts bezahlten und daß er uns deswegen schriftlich anzeigen möchte, wieviel er dafür verlangte, daß unser Reisegefährte in seinem Amte gestorben wäre, so ward nichts weiter von uns gefordert. Der Dola wußte, daß wir nach Sana reisen wollten. Er befürchtete also vielleicht, daß wir ihn daselbst bei dem Staatsminister des Imams verklagen würden, wenn er etwas Unbilliges von uns verlangte.

Die größte Schwierigkeit, welche wir bei der Beerdigung unsers Freundes fanden, war die, daß wir keine Träger bekommen konnten, ob wir gleich reichlich dafür zu bezahlen versprachen und es uns gefallen lassen wollten, daß sie ihn des Nachts zu Grabe trügen. Endlich erboten sich hierzu 6 Mann. Allein sie kamen nicht eher als (am 12ten Julius) des Morgens zwischen 3 und 4 Uhr, da alles im tiefen Schlaf war, und eileten so sehr, ihre Arbeit geschwinde und heimlich zu verrichten, daß wir bloß daraus schon schließen konnten, es werde für einen Mohammedaner nicht anständig gehalten, einen fremden Religions-

verwandten zu tragen. Ich selbst durfte mich so spät in der Nacht nicht wagen, der Beerdigung beizuwohnen, weil ich noch etwas unpäßlich war. Es waren bei derselben Herr Cramer, Herr Baurenfeind, die Bedienten, welche mit uns von Taes gekommen waren, und zwei Bediente des Kadi und des Schech el belled zu Jerim.

Wir glaubten, der Pflicht, welche wir unserm Reisegefährten schuldig waren, kein Genüge zu tun, wenn wir ihn nicht in einem Kasten begrüben. Wir würden aber besser getan haben, wenn wir ihn bloß in schlechter Leinwand eingewickelt und so in die Erde gelegt hätten. Der Kasten gab dem arabischen Pöbel Gelegenheit zu glauben, daß die Europäer Schätze mit ihren Toten vergrüben. Es ward schon davon gesprochen, als wir den Kasten machen ließen. Man erzählte uns nachher zu Sana, daß man unsern Verstorbenen bald nach unserer Abreise von Jerim des Nachts ausgegraben, den Kasten erbrochen und die Leinwand, worin wir den Toten gewickelt hatten, weggenommen habe. Als der Dola davon unterrichtet worden sei, habe er die Juden genötigt, unsern Reisegefährten wieder zu begraben, und ihnen, da sie für ihre Bemühung bezahlt sein wollten, die Erlaubnis gegeben, den Kasten dafür zu nehmen.

Nach der Beerdigung unsers Freundes machten wir Anstalt, unsere Reise am 13ten Julius von Jerim nach Sana fortzusetzen. Es regnete aber in der vorhergehenden Nacht so stark, daß wir an diesem Morgen erst spät aufbrechen konnten. Wir gingen über einen kleinen Berg Numara bis Damar.

Durch unsern langen Aufenthalt zu Jerim war es zu Damar bekannt worden, daß wir daselbst durchkommen und nach Sana reisen würden. Weil nun in sehr vielen Jahren kein Europäer in diese Gegend gekommen war, so war der hiesige Pöbel sehr begierig, uns zu sehen, und kam

uns schon über eine viertel Meile außerhalb der Stadt entgegen. Der Zulauf ward immer größer. Weil wir befürchteten, in einer öffentlichen Herberge gar zuviel von Zuschauern beunruhigt zu werden, so mieteten wir ein lediges Haus, um die folgende Nacht ruhig zubringen zu können; allein da wir deswegen noch länger als sonst auf der Straße bleiben mußten, so hatte fast aller Pöbel aus der Stadt sich um uns versammelt, und wir mußten uns durchdrängen, um nur ins Haus zu kommen.

Herrn Cramer, welcher den Maulesel ritt, den er von dem Dola zu Mochha erhalten hatte, ließ sichs einfallen, zwischen dem Pöbel herumzureiten und Platz zu machen. Bei dieser Gelegenheit mochten etwa einige fallen. Man fing an, über die Insolenz der Ungläubigen zu murmeln. Wir eilten, ins Haus zu kommen. Man warf einige Steine in unsere Türe und Fenster, nämlich in die Fensteröffnungen, denn Glasscheiben hat man in diesen Gegenden nicht. Wir schickten unsere Bedienten auf die Straße, um den Pöbel auseinanderzubringen.

Aber dies half nur für eine kurze Zeit. Wir wollten zu dem Dola schicken und eine Wache verlangen lassen; allein man sagte uns, daß er nicht mehr als 30 Soldaten hätte und sich selbst vor dem Pöbel fürchtete. Man glaubte auch nicht, daß wir im geringsten in Gefahr wären. Es wären, sagte man uns, auf der Straße viele Studenten, die uns zu sehen verlangten und uns dadurch, daß sie Steine ins Haus würfen, ans Fenster locken wollten. Endlich hatten wir einen Besuch von dem Schech el belled, welcher Arzneien von Herrn Cramer verlangte, und wir hofften, daß man aus Hochachtung für diesen Bürgermeister aufhören würde, mit Steinen zu werfen. Dem ohngeachtet fuhr man damit fort, und weil der Schech el belled sowohl als unser Hauswirt glaubten, daß es am besten sein würde, den jungen Leuten ihren Willen zu lassen, so hielten wir Türe und

Fenster geschlossen, und so wurden sie endlich ihres Spiels überdrüssig.

Damar liegt in einer ebenen und fruchtbaren Gegend, welche in Jemen wegen der schönen Pferdezucht berühmt ist. Sie ist die Hauptstadt in Mechareb el Anes und also die Wohnung des Dola von diesem Amte. Sie hat eine berühmte Akademie für die Sekte Mohammedaner, welche sich Zeidi nennet, auf welcher, wie man mich versicherte, bei 500 junge Leute studieren, das heißt den Koran lesen und verstehen lernen.

Den 14ten Julius gingen wir den ganzen Tag fast gerade nach Norden. Auf diesem Wege wurden wir von einem sehr starken Donner, Hagel und Regenwetter überfallen, aber wir sahen hier keine Häuser, welche eigentlich deswegen gebauet waren, den Reisenden bei einem solchen Vorfall Schutz zu geben, wie in dem Amte Dsjebla.

Den 15ten Julius ging unser Weg nach Norden etwas westlich, er war aber nicht so gebahnt als auf der vorhergehenden Tagereise. Weil es in dieser Gegend nicht so viel regnet, daß das Land bloß dadurch hinlänglich gewässert werden kann, so hat man hin und wieder an den Seiten der Hügel große und schöne Wasserbehältnisse von verschiedener Figur gemauert. In dem flachen Felde, wo man nicht die Bequemlichkeit haben kann, das Regenwasser von Bergen und Hügeln zu sammeln, sieht man große Brunnen, über welchen bisweilen 6 Rollen nebeneinander liegen, um das Wasser durch Menschenhände aus denselben zu ziehen und das Land zu wässern. Dies macht den Akkerbau sehr beschwerlich und kostbar.

Wir hofften endlich am 16ten Julius unsern Einzug in Sana zu halten. Wir pflegten sonst auf arabisch und ziemlich schlecht gekleidet zu sein. Weil wir aber doch anständig in der Residenz des Imams erscheinen wollten, so legten wir an diesem Morgen unsere türkischen Kleider

an, die zwar etwas besser, aber doch auch nicht prächtig waren.

Wir hatten heute frühe einen Bedienten mit einem Briefe an den Fakih Achmed vorausgeschickt, um diesem Staatsminister des Imams unsere Ankunft wissen zu lassen. Allein dieser Herr war schon davon unterrichtet und hatte uns einen von seinen vornehmsten Schreibern eine halbe Meile außerhalb Sana entgegengesandt, um uns zu bewillkommen. Dieser erzählte, daß man uns schon seit langer Zeit erwartet und daß der Imam für uns ein bequemes Gartenhaus zu Bir el Assab auf einen ganzen Monat gemietet hätte. Alles dies waren gute Nachrichten.

Wir hörten, daß auch der Fakih ein Gartenhaus zu Bir el Assab hätte. Sobald wir zu den Gärten gekommen waren, verlangte der Schreiber, daß wir absteigen möchten. Wir meineten daher, daß wir gleich zu dem Fakih Achmed geführt werden sollten und daß sein Haus in der Nähe wäre. Allein der Schreiber und alle unsere mohammedanischen Bedienten blieben auf ihren Eseln, und wir mußten noch einen weiten Weg gehen, bis wir zu dem Hause kamen, welches zu unserer Wohnung bestimmt war. Dies war ein kahirinischer und uns sehr unangenehmer Streich, den wir von den sonst so höflichen Arabern nicht vermuteten.

Wir waren überdies heute noch so schlecht daran, als wir nur in irgendeinem Dorfe in Jemen gewesen waren. Sonst fanden wir bei einer Karawanserai doch Leute, von welchen wir wenigstens Wasser und Brot erhalten konnten. Auf unserm Gartenhause aber fanden wir nichts als ledige Zimmer. Weil wir glaubten, daß wir heute in die Hauptstadt des Königreichs kommen sollten, so hatten wir uns gar nicht mit Lebensmitteln versehen und mußten daher lange warten, ehe wir Erfrischungen aus der Stadt erhalten konnten. Unter diesen schmeckten uns die hiesigen Weintrauben gar vortrefflich. Wir hatten übrigens in

langer Zeit keine so angenehme Wohnung gehabt als die, welche der Imam uns hier anweisen ließ. Das Haus hatte hübsche Zimmer, und bei demselben war ein Garten voll von allerhand Fruchtbäumen, die alle wild aufgewachsen zu sein schienen. Es war ein Garten nach arabischer Art, in welchem man Schatten und keine Spaziergänge sucht.

Den folgenden Tag nach unserer Ankunft zu Bir el Assab, nämlich am 17ten Julius des Vormittags, schickte der Imam uns ein Geschenk von 5 Schafen, so viel Holz, als 3 Kamele tragen konnten, eine gute Menge Wachslichter, Reis und allerhand Gewürz. Derjenige, welcher uns dieses Geschenk brachte, entschuldigte es, daß der Imam uns weder diesen noch den folgenden Tag sprechen könnte, weil er mit der Bezahlung seiner in Sold genommenen Truppen von Haschid u Bekil beschäftigt wäre. Wir waren dabei sehr gleichgültig, weil wir nicht eigentlich nach Sana gereiset waren, um unsere untertänige Aufwartung bei dem Imam zu machen, sondern die Stadt und die umliegende Gegend zu sehen und mit solchen Leuten bekannt zu werden, von welchen wir Nachricht von diesem Lande erhalten konnten. Es ward uns aber auch zugleich angezeigt, daß wir nicht aus dem Hause gehen müßten, ehe wir Audienz bei dem Imam gehabt hätten. Dies Verbot war uns sehr unangenehm, vornehmlich da wir nicht viel Zeit zu verlieren hatten und nicht versichert waren, daß der Imam uns gewiß nach zwei Tagen fordern lassen würde.

Man hatte vergessen, uns zu sagen, daß es auch wider den schuldigen Respekt gegen den Imam gehandelt sein würde, wenn wir Eingeborne zu uns kommen ließen, ehe wir bei Hofe gewesen wären. Wir hatten schon einen Bekannten zu Sana, nämlich einen Juden, der mit uns von Kahira bis Loheia gereiset war. Dieser war von einer der vornehmsten und reichsten Familien der hiesigen Juden. Er war aber als Bedienter mit uns gegangen, teils um die

Reisekosten zu ersparen, denn die arabischen Juden kennen auch den Wert des Geldes ebensogut wie die europäischen; teils um unter unserm Schutz und in unserer Gesellschaft bequemer zu reisen, weil die Juden von den Türken, welche als Pilgrime von Kahira nach Dsjidda gehen, sehr verachtet und oft gemißhandelt werden. Dieser junge Mensch besuchte uns gleich, sobald er nur von unserer Ankunft gehört hatte. Er brachte den folgenden Tag einen ihrer größten Astrologen zu uns, der mir einige hebräische Namen der Sterne, deren in der Heiligen Schrift gedacht wird, erklären sollte. Zu ebendieser Zeit kam der Schreiber des Fakih Achmed. Die Juden stunden gleich auf; allein der Herr Sekretär war damit nicht zufrieden. Er war sehr böse, daß sie sich unterstanden hatten, zu uns zu kommen, bevor wir Audienz bei dem Imam gehabt hätten. Er jagte sie nicht nur gleich aus unserm Hause hinaus, sondern befahl auch unsern mohammedanischen Bedienten, keinen Menschen zu uns zu lassen, bis wir bei seinem Herrn gewesen wären. Diese arabische Gewohnheit war uns gar nicht angenehm. Sie wird aber selbst von arabischen Gesandten bei fremden Höfen beobachtet. Ein Gesandter des Paschas zu Tripolis wollte nach seiner Ankunft zu Kopenhagen auch mit keinem reden, bis er Audienz bei dem Staatsminister gehabt hätte. Der erwähnte Sekretär glaubte vielleicht noch, daß uns die Gesellschaft der Juden nicht angenehmer sei als ihm und daß er uns also einen Dienst erzeigte, wenn er uns von denselben befreiete.

Den 19ten Julius des Morgens ward uns angesagt, daß wir zu dem Imam kommen sollten. Der Sekretär des Fakih Achmed führte uns zu dem Palast im Bustan el Metwokkel; und da wir nichts weiter erwarteten, als daß der Imam uns vielleicht in Gegenwart einiger seiner vornehmsten Bedienten sprechen würde, so erstaunten wir nicht wenig, als wir hier große Anstalten sahen. Der Hofplatz

war so voller Pferde, Bedienten und anderer Araber, daß wir Mühe gehabt haben würden durchzukommen, wenn der Nakib Gheir allah, ein ehmaliger Sklave und jetzt der Oberstallmeister des Imams, nicht mit einem großen Knüppel in der Hand gekommen wäre und uns Platz gemacht hätte. Der Audienzsaal war ein großes viereckiges Gebäude oben mit einem Gewölbe. In der Mitte desselben waren einige Springbrunnen in einem großen Wasserbehältnis, wodurch das Wasser ohngefähr auf 14 Fuß hoch getrieben ward. Hinter dem Bassin war eine Erhöhung von etwa eineinhalb Fuß und vier bis fünf Fuß breit über den ganzen Saal. Hinter dieser noch eine andere kleine Erhöhung, wo gleich bei dem Auftritt der Thron des Imams stand. Der ganze Boden sowohl um den Thron als um das Bassin war mit feinen persianischen Teppichen belegt. An dem Thron selbst sah ich weiter nichts als eine viereckige Erhöhung mit Seidenzeug bekleidet und oben auf demselben, rückwärts und an beiden Seiten, große Polster, sehr kostbar überzogen. Der Imam saß auf dem Thron und zwischen den Polstern, nach morgenländischer Art mit untergeschlagenen Beinen, in einem hellgrünen Oberkleide mit weiten und langen arabischen Ärmeln. Er hatte an jeder Seite auf der Brust, so wie die vornehmen Türken bisweilen auf ihren Reisemänteln, eine große goldene Schleife und einen sehr großen weißen Turban auf dem Kopf. Zu seiner Rechten stunden seine Söhne und zur Linken seine Brüder. Vor ihm stand sein Minister, der Fakih Achmed, und wir auf der ersten Erhöhung und also niedriger als der Fakih. An beiden Seiten in dem Saal, von den Söhnen und den Brüdern des Imams an bis zu der Türe, standen eine Menge vornehme Araber dicht aneinander.

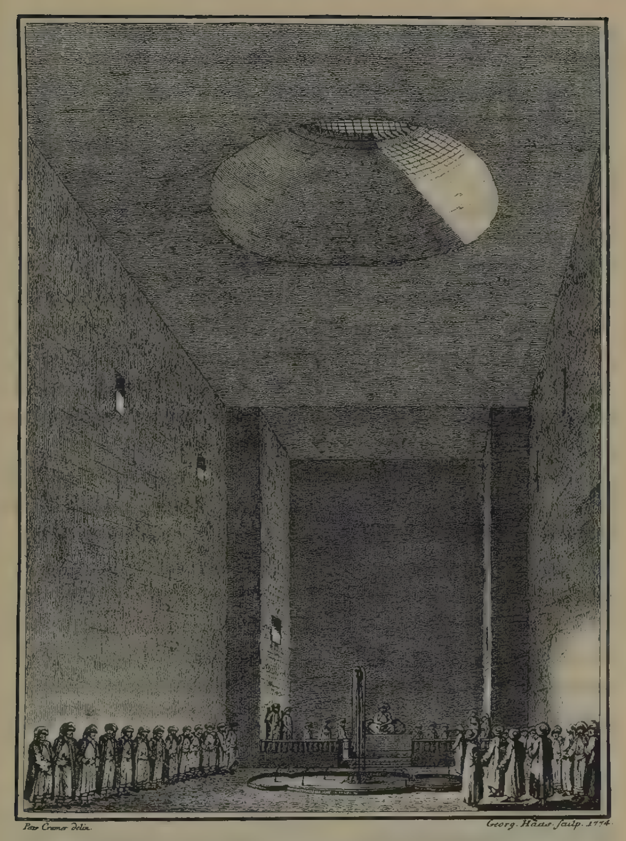
Wir wurden gleich gerade zu dem Imam geführt, um ihm die rechte Hand auswendig und inwendig, ingleichen das Kleid auf dem Knie zu küssen. Das erstere und letztere

erlauben die mohammedanischen Prinzen sehr leicht. Es ist aber eine außerordentliche Gnade, wenn sie einem Fremden auch das Innere der Hand zum Küssen reichen. In dem ganzen Saal herrschte ein tiefes Stillschweigen. Sobald aber einer von uns die Hand des Imams berührte, rief ein Herold einige Worte aus, welche soviel bedeuten sollten als: Gott erhalte den Imam usf. Als der Herold aufhörete, so wiederholten alle Anwesenden zugleich dieselben Worte, und wie es mir schien, aus vollen Kräften. Da ich der erste war und nur darauf dachte, wie ich meine Komplimente so gut arabisch als möglich machen und die große Pracht, dergleichen ich in Arabien noch nicht gesehen hatte, betrachten wollte, so kann ich nicht leugnen, daß ich bei diesem großen Lärm etwas bestürzt ward, vornehmlich weil man just anfing zu schreien, als ich die Hand des Imams anrührete. Doch ich faßte mich bald, und als man abermals rief, da meine Reisegefährten die Hand des Imams ergriffen, so fiel mir ein, daß es bei dieser Zeremonie ungefähr ebenso herginge, als wenn die Studenten auf deutschen Universitäten jemanden hoch- und nochmals hochleben lassen.

Weil die Hofsprache zu Sana von der gemeinen Sprache in den bergigten Gegenden und diese noch sehr viel von der Sprache in Tehama verschieden ist, wir aber nur die letztere und noch darzu schlecht redeten, so machten wir unsern Bedienten aus Mochha, welcher zu unser schlechten Aussprache gewohnt war, zu unserm Dolmetscher. Der Fakih Achmed, welcher lange in Tehama gewesen war und die daselbst gewöhnliche Sprache gelernt hatte, war gleichsam der Dolmetscher des Imams; denn wenn diese beiden unter sich redeten, so konnte ich kaum das vierte Wort verstehen, und unser Bedienter, welcher doch zu Mochha und also in diesem Königreiche geboren war, versicherte, daß er den Imam selten ganz hätte verstehen

können. Da wir also durch Dolmetscher und in Gegenwart einer so großen Versammlung reden mußten, so war unsere Unterredung nur kurz. Wir hielten es nicht für notwendig zu erzählen, daß wir einen so weiten Weg nach Jemen gekommen wären, bloß um dieses Land genauer kennenzulernen. Weil wir aber doch eine Ursache unserer Reise angeben mußten, so sagten wir zu dem Imam, daß wir über den arabischen Meerbusen gekommen wären, weil dies der kürzeste Weg von Europa zu den dänischen Kolonien in Indien sei. Wir unterließen nicht zu rühmen, daß wir allenthalben von der Gerechtigkeit und Sicherheit, welche in dem Gebiete des Imams herrsche, gehört und daß dieses die Ursache wäre, warum wir gewünscht hätten, noch vor der Abreise des letzten engländischen Schiffes dieses Reich näher kennenzulernen, um es als Augenzeugen in unserm Vaterlande rühmen zu können. Der Imam antwortete, daß wir in seinen Ländern willkommen wären und völlige Freiheit hätten darin, so lange zu bleiben, als es uns selbst gefallen oder unsere Geschäfte es erlauben würden. Nach einigen andern Fragen und Antworten nahmen wir mit dem Handkuß und unter den Wünschen des Herolds und aller Anwesenden, daß Gott den Imam viele Jahre erhalten möchte, Abschied und gingen den langen Saal hinunter und zu der Türe hinaus, ohne mehr Komplimente zu machen. Diese Audienz ist auf der Seite 411 abgebildet.

In der Türkei erhält niemand Audienz bei dem Sultan, der nicht zuvor bei dem Wisir gewesen ist. In Jemen ist die Mode hierin verschieden. Nachdem wir die Ehre gehabt hatten, den Imam des Vormittags zu sehen, so ließ der Fakih Achmed uns des Nachmittags nach seinem Gartenhause zu Bir el assab kommen, und wir mußten die kuriosen Sachen mitbringen, welche wir dem Emir Farhan zu Loheia und den vornehmen Arabern in andern Städten ge-



Peter Cramer delin. Georg. Haas sculp. 1774.

Vorstellung der Audienz beÿ dem Imam zu Saná

zeigt hatten. Diese Raritäten waren nichts weiter als Vergrößerungs-, Wetter-, undFerngläser, arabische gedruckte Bücher, allerhand Kupferstiche, Land- und Seekarten, Magnetnadel und dergleichen, die wir zu unserm eigenen Gebrauch mit uns genommen, den Arabern aber bisweilen gezeigt und den Gebrauch davon erklärt hatten. Ich hielt es nicht für ratsam, meine astronomischen Instrumente zu zeigen; denn ob ich gleich versichert war, daß ich heute alles wieder mit zurückbringen würde, so fürchtete ich doch, daß die großen Schechs zu Sana etwas davon durch den Imam verlangen würden.

Allein diese Furcht war vermutlich ungegründet. Wir wurden ungemein höflich von dem Fakih empfangen, und er war auch über alles, was wir ihm zeigten, sehr vergnügt. Er tat viele Fragen an uns, welche zeigten, daß er sich mehr um die Wissenschaften bekümmert hatte, als seine Landsleute gemeiniglich zu tun pflegen, und daß er vielen Umgang mit Fremden, nämlich mit Türken, Persern und Indianern gehabt hatte. Bloß dadurch hatte er sich eine ziemliche Kenntnis in der Geographie erworben. Die meisten Araber glauben, daß Europa ihnen nach Süden liege, weil die europäischen Schiffe aus dieser Gegend nach Jemen kommen. Der Fakih Achmed aber wußte sogar die Lage verschiedener europäischer Staaten gegeneinander und welche von ihnen am stärksten zu Lande oder zu Wasser sind. Mehr wird man wohl von einem arabischen Gelehrten, der niemals Landkarten gesehen hat, nicht erwarten können.

Da wir mit so vieler Höflichkeit empfangen waren und schon kleine Geschenke erhalten, vornehmlich aber weil wir in vielen Büchern gelesen hatten, daß kein Europäer ohne Geschenke vor einem vornehmen Mohammedaner erscheinen dürfe, so glaubten wir, daß es der Gewohnheit des Landes gemäß wäre, wenn wir auch bei dieser Gele-

genheit einige europäische Kunstsachen als Uhren und physikalische Instrumente und dergleichen, die in Jemen selten sind, für den Imam und den Fakih Achmed dem letztern überreichten. Wir hörten bald nachher, daß man dergleichen von uns, da wir keine Kaufleute waren und auch nichts bei dem Imam suchten, sondern als Derwische reiseten, gar nicht erwartet hatte. Indessen ward alles sehr gnädig angenommen. Die Türken sehen die Geschenke der Europäer (soviel mir bekannt ist) als einen Tribut an, und sie glauben uns viele Ehre zu erzeigen, wenn sie uns für ein großes Geschenk einen schlechten Kaftan (Ehrenkleid) zustellen lassen. Nach dem, was uns zu Sana begegnete, sollte man schließen, daß der Imam und sein Minister von Fremden keine Geschenke umsonst haben wollen.

Die Stadt Sana liegt unter der Polhöhe 15° 21′ und an dem Fuße eines Berges Nikkum oder Lokkum, auf welchem man noch die Ruinen eines sehr alten Kastells sieht, das nach der Meinung der Araber von Sem gebaut sein soll. An der andern, nämlich an der westlichen Seite der Stadt, ist ein kleiner Fluß. Nach der Seite des Berges Nikkum liegt das Kastell, wie man mich versicherte, auf dem berühmten Hügel Ghomdan. Nach der Seite des Flusses ist Bustan el Metwokkel, ein großer Garten oder vielmehr eine Vorstadt, die von dem Imam Metwokkel angelegt und von dem jetzt regierenden Imam mit einem großen Palast verschönert worden ist. Alles ist von einer Mauer oder vielmehr von einem Wall von Erde umgeben, der mit ungebrannten Mauersteinen bekleidet ist, und in demselben sieht man eine Menge kleine Türme etwa 30 doppelte Schritte voneinander. Die Stadt ist überdies an der einen Seite von dem Kastell und an der andern von Bustan el Metwokkel durch Mauern abgesondert. Der Umfang der Stadt und des Kastells (Bustan el Metwokkel nicht mit ge-

rechnet) ist so groß, daß man um selbige bequem in einer Stunde und acht Minuten gehen kann.

Sana scheint ziemlich volkreich zu sein. Aber auch in der Stadt sind viele Gärten, und daher ist der Platz innerhalb der Stadtmauer bei weitem nicht ganz mit Häusern angefüllt. Ich zählte hier nur 9 bis 10 Türme auf den Moscheen. El Dsjamea oder die Hauptmoschee, liegt fast mitten in der Stadt und hat 2 Minarette. Der jetzt regierende Imam hat auch eine schöne Moschee aufgeführt und sie reichlich mit Wasser sowohl für Menschen als für Vieh versehen. Bei derselben hat er ein kleines Gebäude mit seinem Begräbnisse bauen lassen. Große öffentliche Bäder sind in dieser Stadt nicht über zwölf. Aber man findet hier nach arabischer Art viele schöne Paläste. Alle diese arabischen Paläste sind zwar nicht nach dem jetzigen europäischen Geschmack, aber doch von gebrannten Mauer- oder auch wohl zum Teil von gehauenen Steinen gebaut. Ich glaube, nur bloß in einem Palast nahe bei dem Kastell Glasscheiben in den Fensteröffnungen gesehen zu haben. Die übrigen großen Häuser haben Fenstertüren, welche bei gutem Wetter immer offenstehen, bei Regenwetter aber verschlossen werden. Alsdann fällt ein wenig Licht durch kleine runde Fenster von dickem Marienglase, welche man über den Fenstertüren sieht, in das Zimmer. Die vornehmen Araber haben in ihren Gartenhäusern anstatt der Fenster von Marienglase bisweilen gefärbte Glasscheiben, welche sie von Venedig erhalten.

Übrigens findet man zu Sana sowie in allen großen morgenländischen Handelsstädten, auch große Karawanserais für Kaufleute und Reisende, ingleichen besondere Plätze oder Gegenden der Stadt, wo Holz, Holzkohlen, Eisen, Weintrauben, Korn, Butter, Salz oder Brot verkauft wird. Auf dem Brotmarkt sitzen lauter Weiber. Man findet zu Sana auch einen Markt, wo man seine alten Kleider

gegen neue vertauschen kann. Diejenigen, welche mit indianischen, persischen, türkischen und andern Waren handeln, also auch die, welche allerhand Gewürz und Arzneiwaren, die die Blätter Kaad, allerhand trockene und frische Früchte als Birnen, Aprikosen, Pfirsche, Feigen und dergleichen verkaufen, die Zimmerleute, Schmiede, Schuster, Sattler, Schneider, Mützennäher, Steinhauer, Goldschmiede, Barbiere, Köche, Buchbinder, ja die Schreiber, welche für einige Stüver eine Bittschrift an den Imam oder einen andern vornehmen Herrn aufsetzen, sonst aber auch Kinder unterrichten und Bücher abschreiben, sitzen des Tages in einer gewissen Gegend der Stadt in ihren kleinen Buden.

Das Bauholz ist in Jemen überhaupt kostbar und zu Sana auch das Brennholz; denn weil die Berge in dieser Gegend kahl und unfruchtbar sind, so muß das Brennholz 2 bis 3 Tagereisen weit nach dieser Stadt gebracht werden, und daher kostet eine Kamelladung davon gemeiniglich zwei Speziestaler. Doch wird der Mangel am Brennholz noch einigermaßen, wie man mich versicherte, durch Steinkohlen ersetzt. Auch habe ich in diesen Gegenden Torf gesehen, er war aber so schlecht, daß Stroh darzwischen gelegt werden mußte, um ihn in Brand zu bringen.

An allerhand Gartenfrüchten ist hier ein großer Überfluß. Bloß von Weintrauben zählt man auf dem Markte zu Sana über 20 verschiedene Sorten; und weil nicht alle zugleich reif werden, so hat man in dieser Stadt verschiedene Monate hindurch frische Weintrauben von den Stöcken. Nachher hängen die Araber, so wie die Türken in Natolien, die Trauben in einem Keller auf, und so ißt man diese vortreffliche Frucht fast das ganze Jahr durch. Die hiesigen Juden pressen aus einigen Trauben Wein, ja sie können dies Getränk in einem so großen Überfluß haben, daß sie einen starken Handel damit treiben könnten. Allein die Araber

scheinen größere Feinde von starken Getränken zu sein als die Perser. Deswegen müssen die hiesigen Juden sich wohl in acht nehmen, wenn sie nur etwas weniges an ihre Glaubensgenossen in andern Städten schicken wollen; und wenn jemand angetroffen wird, der Wein nach dem Hause eines Arabers bringen will, so wird er dafür scharf gestraft. Dagegen werden hier viele Weintrauben getrocknet und auswärts gesandt. Unter diesen ist auch diejenige Art kleiner weißer Trauben, die keinen Kern zu haben scheinen, bei denen man aber statt des harten Kerns einen weichen Samen findet, den man zwar beim Essen nicht bemerkt, wohl aber unterscheiden kann, wenn man die Traube zerschneidet.

Das Kastell zu Sana liegt auf dem ehmals berühmten Hügel Ghomdan. Der Imam selbst wohnt gemeiniglich in der Stadt, aber verschiedene von seiner Familie wohnen in dem Kastell. Überdies ist hier die Münze und verschiedene große und kleine Gefängnisse für Personen vom vornehmen und geringem Stande. Man führte mich zu dem höchsten Ort dieses Kastells, nämlich zu einer Batterie als zu einer sehr merkwürdigen Sache, und hier sah ich in der Tat auch etwas Unerwartetes, nämlich eine alte deutsche metallene Haubitze mit der Schrift «IORG SELOS GOS MICH, 1513».

Westlich von Sana ist das Dorf oder die Vorstadt Bir el assab mit einer großen Moschee. Davon liegen die Häuser meistenteils zerstreut in den Gärten an einem kleinen Fluß.

Die Juden wohnen nicht in der Stadt Sana, sondern diese Nation hat ein eigenes großes Dorf, Kaa el Jhud, südlich und in der Nähe von Bir el assab. Man rechnet ihre Anzahl auf zweitausend. Man begegnet ihnen in Jemen verächtlicher als in der Türkei. Indessen finden die Araber unter ihnen ihre besten Goldschmiede, Töpfer und andere Handwerker, welche des Tages in ihren Buden in der Stadt ar-

beiten, und des Abends wieder nach ihren Wohnungen zurückgehen. Unter den hiesigen Juden sind auch ansehnliche Kaufleute. Einer hatte sich das Vertrauen zweier Imams erworben. Er hatte unter der Regierung des Mansor 13 Jahre und unter dem jetzt regierenden Mahhdi Abbas 15 Jahre lang die Oberaufsicht über alle Zölle, Gebäude und Gärten des Imams. Aber zwei Jahre vor unserer Ankunft in dieser Stadt war er in Ungnade gefallen und nicht nur ins Gefängnis geworfen, sondern, wie die Juden sagten, auch genötigt worden, 50 000 Speziestaler zu bezahlen. Zu ebendieser Zeit wurden den hiesigen Juden von 14 Synagogen zwölf niedergerissen. Viele Häuser in diesem Dorfe waren so schön als die Häuser der vornehmen Mohammedaner in Sana, und von diesen wurden alle, welche über 14 Ellen hoch waren, bis auf diese Höhe abgetragen und zugleich befohlen, daß kein Jude sein Haus höher als 14 Ellen bauen sollte. Alle starken Getränke werden in großen steinernen Krügen aufbehalten. Diese wurden zerschlagen und ihnen überdies noch mehr Schaden zugefügt. Der erwähnte Jude war 14 Tage vor unserer Ankunft zu Sana wieder auf freien Fuß gestellt, und der Imam hatte ihm, wie die Juden sagten, 500 Speziestaler geschenkt. Er war ein alter ehrwürdiger Greis und hatte viele Kenntnisse. Er kleidete sich so wie die übrigen Juden in Jemen bloß in blauer Leinwand und hatte keinen Sasch oder Turban um seine Mütze; man versicherte auch, daß er sich niemals anders gekleidet hätte, ob es ihm gleich von den Imams, bei welchen er in Gnaden war, erlaubt war. Weil sein Anverwandter, einer von unsern Bedienten, den wir von Kahira bis Loheia mitgenommen hatten, ihm viel Gutes von uns erzählt hatte, so bezeigte er sich sehr freundschaftlich gegen mich. Aber weil er erst neulich aus dem Gefängnis gekommen war, so durfte ich ihn nicht so fleißig besuchen, als ich wünschte.

Zu Sana sind etwa 125 Banianen. Diese müssen monatlich 300 Speziestaler an den Imam bezahlen, anstatt daß das große Dorf Kaa el Jhud nicht mehr als etwa 125 Speziestaler gibt. Wenn ein Banian zu Sana stirbt, so müssen seine Erben dem Imam 10 bis 15 Speziestaler geben; und wenn der Verstorbene keine nahen Anverwandte in Jemen hat, so fällt die ganze Erbschaft an den Imam.

Es ist bekannt, daß der Sultan zu Konstantinopel alle Freitage die Moschee besucht, wenn seine Gesundheitsumstände es nur einigermaßen erlauben wollen. Ebendieses Gesetz beobachtet auch der Imam zu Sana mit einem großen Gepränge. Wir sahen nur seine Zurückkunft, weil uns diese als das Merkwürdigste beschrieben ward, indem er alsdann gemeiniglich einen weiten Umweg nimmt, und weil sich gegen die Zeit auch erst die meisten Leute, welche in den übrigen Moscheen ihr Gebet gehalten haben, versammeln. Nach vollendetem Gottesdienst nahm der Imam an diesem Tage (den 22ten Julius) seinen Weg von der Dsjamea (Hauptmoschee) nach Bab el Jemen außerhalb der Stadt bis Bab Scherara. Voran gingen einige hundert Mann Soldaten. Der Imam und jeder von den Prinzen aus seiner zahlreichen Familie ließ eine Mdalla oder großen Sonnenschirm bei sich hertragen, ein Vorrecht, welches in diesem Gebiete nur bloß den Prinzen vom Geblüte verstattet wird, so wie der Sultan keinem zu Konstantinopel als seinem Wisir erlaubt, hinten über seinem kleinen Lustboote (Kaik) eine Decke zu haben, um sich gegen die Hitze der Sonne zu schützen. In den andern Provinzen von Jemen sollen die unabhängigen Herren auch die Mdalla als ein Zeichen ihrer Unabhängigkeit bei sich hertragen lassen. Außer den Prinzen waren noch wenigstens 600 von den Vornehmsten, sowohl aus dem geistlichen als weltlichen und Militärstande auf sehr prächtigen Pferden in diesem Gefolge, und eine gar große Menge begleitete den

Imam zu Fuß. An jeder Seite des Imams ward eine Fahne getragen, die von den unsrigen darin unterschieden war, daß sie oben eine silberne Kapsel hatte. Hierin sollen Amulette oder Schriften sein, wovon man glaubt, daß sie den Imam unüberwindlich machen.

Kurz, dieser ganze Aufzug war sehr zahlreich und zum Teil prächtig, aber soweit ich ihn gesehen habe, äußerst unordentlich. Alles ritt und lief durcheinander, ohne die geringste Ordnung zu beobachten. Nicht weit von Bab Scherara hielten zwei Paar Kamele mit Sänften, in welchen bisweilen bei dergleichen Prozessionen einige von den Frauenzimmern des Imams sein sollen; man sagte aber, daß sie jetzt leer und nur der Gewohnheit wegen aus der Stadt geführt worden wären. Hinter denselben stunden noch über ein Dutzend ledige Kamele, wovon jedes nichts weiter als einige kleine Fähngen zur Zierde auf seinem Sattel zu tragen hatte. Vor Bab Scherara mußten die Soldaten einigemal feuern. Dies geriet so schlecht, als ich es nur in Jemen gehört habe. Weil ich mich nun etwas unpäßlich befand, so wollte ich nicht länger in der großen Hitze herumlaufen und ging deswegen wieder nach Bir el assab zurück. Die Soldaten mußten nachher noch einige Kriegsübungen vor dem Palast des Imams machen, und die Vornehmen zeigten ihre Geschicklichkeit im Reiten. Herr Cramer, welcher dabei gegenwärtig war, fand selbiges nicht besser, als wir es schon zu verschiedenen Malen in den Ämtern gesehen hatten, wenn der Dola von der Moschee zurückgekommen war. Die Stadttore waren während des Gottesdienstes alle geschlossen. Vermutlich aus ebender Ursache, weswegen auch die Europäer ihre Stadttore unter der Predigt verschließen, und nicht, wie ich glaube in Reisebeschreibungen gelesen zu haben, weil die Mohammedaner nach einer ihrer Prophezeiungen befürchten, am Freitage von Christen überrumpelt zu werden.

Es war uns zu Sana viel höflicher und freundschaftlicher begegnet worden, als wir es erwartet hatten, ja verschiedene von den Vornehmsten wollten uns überreden, die engländischen Schiffe absegeln zu lassen und noch ein Jahr in Jemen zu bleiben. Wir würden wahrscheinlich auch nicht viel von den Einwohnern zu befürchten gehabt haben, wenn wir diesen Rat befolgt hätten. Allein, weil die beiden Professores schon gestorben waren und wir also keine Anmerkungen mehr über die Sprache und Naturgeschichte machen konnten; weil ich schon den größten Teil der merkwürdigen Städte in diesem kleinen Königreiche gesehen und den Grund zu einer neuen Spezialkarte von Jemen gelegt hatte; weil wir verschiedene Beispiele von dem Geiz des regierenden Imams hörten; weil wir auch schon zu Mochha und Taes harte Streitigkeiten mit den Dolas gehabt hatten und dergleichen noch mehr befürchteten; weil wir überdies von den beständigen Beschwerlichkeiten, von der Veränderlichkeit der Luft und des Wassers in dem platten Lande und in den Gebirgen eins ums andere unpäßlich wurden, so beschlossen wir, nach Mochha und Indien zu gehen, um unser Leben mit unsern Papieren in Sicherheit zu bringen. Uns ward auch erlaubt, bald wieder nach Sana zurückreisen zu dürfen; allein wir sollten noch eine Abschiedsaudienz haben und zugleich dem Imam alles, was der Fakih Achmed gesehen hatte, zeigen, und dieses verzögerte unsere Abreise auf einige Tage.

Wir wurden am 23ten Julius abermals gerufen, und in ebenden Saal im Bustan el Metwokkel geführt, wo wir das erste Mal Audienz gehabt hatten. Heute aber geschah alles in der Stille. Der Imam saß auf der ersten Erhöhung, nicht vor dem Thron, sondern an der einen Seite in dem Saal auf einem europäischen Lehnstuhl mit geflochtenem Rohr, der von einem Indianer zu Sana gemacht worden war. Wir küsseten ihm nach arabischer Manier die Hand inwendig

und auswendig und das Kleid auf seinem Knie. Nur der Fakih Achmed und dessen Sekretär, welcher uns zu der Audienz geholt hatte, ingleichen 6 bis 7 Sklaven und Bediente waren gegenwärtig. Von unsern Bedienten ward keiner mit hineingelassen, weil der Fakih Achmed glaubte, daß ich selbst mich hinlänglich in der arabischen Sprache würde ausdrücken können. Alles, was wir dem Imam zeigten, schien ihm wohl zu gefallen, und sowohl er als sein Minister taten verschiedene Fragen wegen der Handlung, Künste und Wissenschaften der Europäer. Hierauf ward ein kleiner Kasten mit Arzneien, den der Imam von einem Engländer erhalten hatte, hervorgebracht. Herr Cramer mußte hievon die Namen eines jeden Stücks; ingleichen seinen Nutzen anzeigen, und der Imam ließ davon vieles auf arabisch darzu schreiben.

Ich war krank aus dem Hause gegangen, und hier ward ich durch das lange Stehen so schwach, daß ich um Erlaubnis bitten mußte, aus dem Saal gehen zu dürfen. Ich fand vor der Tür einige von den vornehmen Hofbedienten, welche alle auf zerstreueten Steinen im Schatten an der Mauer saßen. Unter diesen war auch der Nakib (General oder vielmehr der Oberstallmeister) Gheir allah, den ich schon einigemal gesprochen hatte. Dieser überließ mir gleich seinen Platz und schleppte selbst Steine herbei, um sich einen andern Sitz zu machen. Hier ward ich aufs neue mit Fragen über die Sitten und Gewohnheiten der Europäer überhäuft. Es gefiel den Arabern unter anderm nicht, daß die Europäer sich des starken Getränks bedienen. Als ich sie aber versicherte, daß die Trunkenheit auch den Christen verboten sei und bestraft werde und daß jeder vernünftige Europäer nicht mehr Wein trinke, als seine Gesundheit erfordere und erlaube, so gefiel ihnen dieses Gesetz besser als das ihrige, welches ihnen auch den geringsten Genuß der starken Getränke versagt, da sie selbige

doch in Überfluß haben und oftmals als eine Arznei brauchen könnten. Ich ging wieder in den Audienzsaal zurück, und nachdem Herr Cramer dem Imam den Nutzen seiner Arzneien gesagt und wir noch auf verschiedene Fragen geantwortet hatten, nahmen wir mit ebender Zeremonie Abschied, wie wir gekommen waren. Des Nachmittags beurlaubten wir uns bei dem Fakih Achmed und einigen andern vornehmen Arabern.

Am 25ten Julius schickte der Imam an einen jeden von uns ein arabisches Ober- und Unterkleid und überdies einen Brief an den Dola zu Mochha, gegen welchen dieser uns 200 Speziestaler als ein Abschiedsgeschenk bezahlen sollte. Wir befürchteten zwar, daß der Imam vielleicht glauben würde, wir hätten, so wie oft die Türken, nur nach Sana zu kommen gesucht, um Reisegeld zu holen, oder daß wir Geschenke gegeben hätten, um selbige doppelt bezahlt zu erhalten. Allein wann man sich erinnert, welche Verdrießlichkeiten wir bei unserer Ankunft zu Mochha gehabt haben und daß wir, um selbige beizulegen, 50 venetianische Dukaten haben bezahlen müssen, so wird man sich leicht vorstellen, daß uns diese Anweisung nicht ganz gleichgültig gewesen sein müsse. Als wir selbige nachher dem Dola zeigten, wies er uns an seinen Saraf, einen Banianen, der uns auch die ganze Summa, obgleich ungerne, in verschiedenen Terminen bezahlte.

Wir glaubten kaum, daß der Fakih Achmed im Ernst geredet hatte, als er sagte, daß der Imam Kamele und Esel für uns bestellen lassen würde. Wir fürchteten, daß das letzte Schiff der Engländer bald abreisen möchte. Wir wünschten daher, unsere Lasttiere selbst mieten zu können, in der Meinung, daß wir alsdann geschwinder nach Mochha zurückkommen würden. Wir redeten mit dem Sekretär des Fakih Achmed, und dieser erklärte die Worte seines Herrn so, daß nur unsere Bagage auf Kosten des

Imams bis Mofhak gebracht werden sollte. Wir mieteten deswegen Esel für uns und unsere Bedienten; und da wir nicht versichert waren, ob wir gleich frische Kamele zu Mofhak würden finden können, so akkordierten wir auch mit demjenigen, welcher die Kamele vermietete, daß er unsere Sachen ganz bis Beit el fakih sollte bringen lassen.

Wir glaubten also, am 26ten Julius zur Abreise fertig zu sein. Aber an diesem Morgen sehr frühe ließ uns der erwähnte Sekretär wissen, daß wir über die akkordierte Summa für jedes Kamel bis Beit el fakih noch einen halben Speziestaler bezahlen müßten, und wir waren auch hiemit zufrieden, um nur nicht länger aufgehalten zu werden. Bald darauf kamen unsere Kamele, aber so schlechte, daß wir zweifelten, ob sie unsere Sachen bis Beit el fakih würden tragen können; und die Kameltreiber, welche ebensowenig von den Intrigen ihres Herrn und des Sekretärs wußten als wir, versicherten uns, daß sie mit ihren Kamelen von Mofhak wieder zurückgehen würden. Wir kamen also aufs neue in Verlegenheit und konnten nicht eher aufladen, bis wir den Sekretär und den Kamelvermieter oder arabischen Postmeister gesprochen hatten.

Aber keiner von ihnen war zu finden. So ungern wir also auch den braven Fakih Achmed noch mehr beunruhigen wollten, so konnten wir doch nicht umhin, demselben unsere Sache vorzustellen; und bei dieser Gelegenheit kamen wir hinter das Geheimnis. Der Fakih hatte seinem Sekretär einen offenen Brief, von dem Imam eigenhändig über- (nicht unter-)schrieben gegeben, nach welchem uns in jedem Amte, wo wir durchreisen würden, frische Kamele, ingleichen ein Schaf (nach der arabischen Redensart, ein Schafskopf, Ras Gannem) gegeben werden sollte. Überdies hatte der Sekretär noch einige Geschenke für uns und unsere Bedienten erhalten, und von diesem allen hatte er uns nichts gesagt. Weil wir so sehr eilten, so hatte er sich



Kleidung der vornehmen Araber in Iemen.

wahrscheinlich wegen der Teilung der Miete für die Kamele nicht so geschwind mit dem Eigentümer derselben vereinigen können. Jetzt aber ward dem Sekretär angedeutet, daß er uns nicht länger aufhalten sollte, und also brachte er endlich den erwähnten Brief des Imams nebst einigen Stücken Kleidungen für alle unsere Bedienten, welche ziemlich zahlreich waren. Die Kleider, welche noch für uns bestimmt waren, versprach er in ein paar Stunden zu bringen; allein wir baten nur, daß es uns nicht übelgenommen werden möchte, wenn wir sogleich abreiseten und nach Mochha eileten. Der Sekretär steckte also wahrscheinlich diese letzten Geschenke, welche uns noch bestimmt waren, ingleichen die Miete, welche wir für unsere Esel bezahlten, in seine Tasche.

Das Kleid, welches ich von dem Imam erhielt, war ebenso gemacht wie die Kleider der vornehmen Araber in Jemen. Wie diese sich kleiden, ist auf der Seite 424 abgebildet. Die Araber tragen das Hemd über ihre weiten Beinkleider von Leinwand. Sie haben eine Weste mit engen Ärmeln und einen weiten Oberrock. In ihrem großen Gürtel tragen sie eine Jambea, ein großes Messer. Da verschiedene europäische Freunde, denen ich diese Jambea gezeigt habe, glaubten, daß die Araber dies Gewehr ebenso brauchten wie die Matrosen ihr Messer, so habe ich den Gebrauch der Jambea mit auf dieser Tafel abgebildet. Die Schnur, welche ich über die Jambea gehängt habe, ist kein Rosenkranz, wornach die Mohammedaner beten, sondern womit sie bei müßigen Stunden nur gleichsam spielen. Der jemenische Turban ist sehr groß und hängt zwischen den Schultern herunter. Strümpfe kennet man hier nicht, sondern man geht mit bloßen Füßen in Pantoffeln oder Stiefeln.

Es scheint, daß die Türken die Freigebigkeit des Imams besser kennen und auch besser zu nutzen wissen als wir. Es

kommen oft arme Pilgrime von dieser Nation von Dsjidda nach Loheia oder Hodeida und gehen von da nach Sana, wo sie nicht nur bisweilen 4 bis 6 Monate auf Kosten des Imams unterhalten werden, sondern auch noch eine Anweisung auf eine gewisse Summe bei dem Dola in einem Seehafen erhalten, damit sie wieder zurückkommen können. Das letzte Reisegeld läßt man diesen Leuten vermutlich erst auf der Grenze bezahlen, um versichert zu sein, daß sie dem Lande nicht länger beschwerlich fallen werden. Ich selbst habe welche von diesen Bettlern gekannt.

Reise von Sana bis Mochha

Den 26ten Julius reiseten wir von Sana und legten nur zweisiebenachtel Meilen zurück. Der Weg war zum Teil schlecht und die Berge in dieser Gegend ganz kahl. Den 27ten hatten wir den allerschlimmsten Weg, den ich in ganz Jemen angetroffen habe. Er ging über lauter felsigte Berge und war vielleicht nicht in 100 Jahren ausgebessert worden.

Auf unserer Tagereise am 28ten Julius gingen wir sehr stark bergunter. Die Berge in dieser Gegend waren etwas grün, und uns begegneten Kamele mit sehr schlechtem Brennholz beladen, das nach Sana gebracht werden sollte. Wir gingen heute aber nicht weiter als eindreiachtel Meilen bis Mofhak. Um ein Uhr nach Mittage kam ein sehr großer Zug Heuschrecken; es verjagte sie aber bald ein starkes Donner- und Regenwetter, welches bis in die Nacht dauerte.

Mofhak ist eine kleine Stadt oben auf einem steilen Berge. Unten an demselben sind auch einige Häuser, wo die Reisenden einzukehren pflegen. In der Stadt ist ein Dola, welcher die Einkünfte von diesem Amte an einen von den Söhnen des Imams berechnet, allein die Besatzung und die Gerichtskosten gehörten dem Imam. Wir schickten die Bedienten des Dola und des Kadi zu Taes, welche noch immer bei uns waren, mit dem Brief des Imams an den hiesigen Dola, und hierauf wurden nicht nur die nötigen

Kamele zu unserer folgenden Reise bis Beit el fakih in Bereitschaft gehalten, sondern alle unsere Bedienten erhielten auch ein kleines Mittagsessen, wir bekamen Futter für unsere Esel, ein Schaf zum Abendessen, und sogar unser Quartier ward bezahlt.

Den 29ten Julius gingen wir zweifünfachtel Meilen bis Sehan. Der Weg geht bald um die Berge, bald über dieselben, die meiste Zeit aber bergunter und ist so schlecht, daß wir auf unsern Eseln 5 Stunden, unsere Kamele aber beinahe 8 Stunden auf demselben zubrachten.

An diesem Tage sahen wir eine herumwandernde Familie, und zwar die erste von dieser Art, welche ich in Jemen gesehen habe. Diese Leute hatten kein Zelt, sondern lagen unter einem Baum. Sie hatten Esel, Hunde, Schafe und Hühner bei sich. Ich vergaß, mich nach dem besondern Namen dieses Gesindels zu erkundigen, ihre Hantierung aber ist der Zigeuner ihrer völlig ähnlich; denn sie liegen nicht lange an einem Orte still, sondern gehen von Dorf zu Dorf, betteln und stehlen, und die armen Bauern geben ihnen gerne etwas, damit sie sie nur bald aus ihrer Nachbarschaft loswerden. Ein junges Mädgen kam mit entblößtem Angesichte zu uns und verlangte Almosen.

Den 30ten Julius gingen wir von Sehan. Nach einer Stunde kamen wir zu einer Stelle, wo der Weg so schmal ist, daß nicht mehr als ein beladenes Kamel auf einmal dadurch passieren kann. Zu beiden Seiten des Weges sind steile Felsen, und die Gewalt des Wassers von dem gestrigen Regen hatte gerade in diesem engen Paß eine Vertiefung von 7 bis 8 Fuß und denselben also gänzlich unbrauchbar für Kamele und Esel gemacht. Alle Araber in unserer Gesellschaft verloren die Hoffnung, daß wir auf diesem Wege weiterkommen würden; und weil gar kein anderer Weg in der Nähe war, so taten die meisten schon den Ausspruch, daß wir nach Sana und von da über Da-

mar und Taes würden zurückgehen müssen. Allein da wir nicht Lust hatten, einen so großen Umweg zu nehmen, und die Zeit es uns auch nicht erlaubte, so beschlossen wir, den Bruch zu dämmen. Den Arabern schien diese Entschließung anfangs sehr besonders, weil sie glaubten, daß es wenigstens eine Arbeit von 2 Tagen sein würde. Als wir aber den Anfang machten und nicht aufhören wollten, Steine zu schleppen, so ließen auch verschiedene von ihnen teils durch gute Worte, teils durch kleine Versprechungen sich bewegen, uns zu helfen, und wir brachten es endlich nach einer sehr schweren Arbeit in zweieinhalb Stunden so weit, daß unsere Kamele und Esel passieren konnten. Alle Araber in unserer Gesellschaft meinten, daß, wenn der größte Dola in Jemen hier mit allen seinen Leuten gekommen wäre, er lieber nach Sana zurückgekehrt sein als eine solche Arbeit übernommen haben würde.

Wir blieben des Nachts in einem schlechten Dorfe Samfur. Die Wände der Häuser sind hier, wie in den andern schlechten bergigten Gegenden, von aufgehäuften Steinen, und die Dächer sind von Rohr, also nicht platt, sondern von der Figur der europäischen Häuser. Hier sahen wir wiederum Bettstellen (Serirs) wie in Tehama. In unserm Quartier zu Samfur verlor ich meinen Kompaß. Ich konnte deswegen die Lage der Örter von hier bis Beit el fakih noch weniger mit Gewißheit bestimmen als auf dem krummen Wege von Sana bis hieher.

August 1763

Den 1ten August kamen wir, nicht weit von Hadsjir, zu einer ziemlich starken Quelle, welche einen kleinen Bach formiert, der sich aber etwa 200 doppelte Schritte davon mitten im Wege verliert. Etwas weiter unterwärts kam der Bach vergrößert wieder zum Vorschein. Bald nachher

aber ward er durch einen großen Stein geteilt und setzte an der einen Seite seinen Lauf fort, an der andern aber ward er bald wieder vom Sande verschlungen. Der an der ersten Seite verschwand nachher zwar nicht gänzlich, soweit wir ihn gesehen haben. Er war aber oft so klein, daß nicht zu zweifeln ist, es müsse daselbst ein Teil von dem Flusse unter der Erde weglaufen; und vielleicht würden wir ihn an diesen Stellen gar nicht gesehen haben, wenn wir vor der Regenzeit in diese Gegend gekommen wären. Nachdem dieser Bach endlich aus den Bergen gekommen ist, wird er in Tehama auf den umliegenden Äckern verteilt und gänzlich wieder verschlungen. Er erreicht also den arabischen Meerbusen nicht, obgleich die Merkmale an den Felsen zeigen, daß er in dieser Gegend nach einem lang anhaltenden Regen sehr stark anwachse.

Wir ritten auf frischen Eseln am Abend noch zweieinhalb Meilen bis Beit el fakih. Weil der größte Teil von Beit el fakih erst am 17ten April abgebrannt war, so glaubten wir, hier noch eine Einöde zu finden. Aber die meisten Häuser oder vielmehr Hütten waren schon wieder aufgebaut, doch bauete man bei dieser Gelegenheit auch viele Häuser von Steinen, um vor Feuersbrünsten sicher zu sein.

Unsere Kamele kamen am 2ten August des Vormittags zu Beit el fakih. Wir ließen den Dola unsere Ankunft wissen und zugleich bitten, daß die Kamele zu unserer fernern Reise fertig gehalten werden möchten. Unsere arabischen Bedienten wollten auch Lebensmittel verlangen, um auf Kosten des Imams oder vielmehr der hiesigen Einwohner hochzuleben und zu zeigen, mit welchen Ehrenbezeugungen wir von Sana zurückkämen. Weil wir aber vorher in dieser Stadt sowohl zufrieden gewesen waren, so erlaubten wir ihnen nicht, etwas mehr als ein Schaf zu begehren.

In der Nacht von den 2ten auf den 3ten August trafen wir auf dem Wege von Beit el fakih nach Zebid zwei Leute mit 6 Eseln an, die zum Teil mit Geld beladen waren, welches die Kaufleute zu Beit el fakih für Kaffee aus Ägypten und der Türkei erhalten und für indianische Waren wieder von Mochha außerhalb Landes verschicken wollten. Dies kann zum Beweis dienen, daß man in dieser Gegend nicht viel von Räubern zu fürchten hat.

Den 3ten August mußte der Dola zu Zebid uns Lebensmittel schicken und Kamele zu unser fernern Reise bis Mochha geben lassen. Den 4ten August reiseten wir mit Sonnenuntergang von hier und kamen am 5ten des Morgens um 9 Uhr, von der Reise ganz ermüdet, wieder nach Mochha.

Wir hatten so sehr geeilt, von Sana hieher zurückzukommen, aus Furcht, daß das Schiff, mit welchem wir zu reisen dachten, vor unserer Ankunft absegeln möchte. Allein dies konnte nicht so bald fertig werden, als wir geglaubt hatten. Wir kamen also noch viel zu früh in diese heiße Gegend. Schon am 8ten August ward ich sehr krank; einige Tage nachher legte sich der Maler Baurenfeind, hernach Dr. Cramer und endlich auch unser europäischer Bedienter. Wir trafen hier zu unserm Glücke noch unsern Freund, den Herrn Fr. Scott an. Durch ihn erhielten wir allerhand europäische Erfrischungen, die uns nach unsern Umständen nützlicher waren als die besten Arzneien, wenn wir nach arabischer Art hätten leben müssen.

Weil ich zu Mochha mehr die Gesellschaft der Engländer als der Araber suchte, so habe ich mich nicht genau nach dem Alter dieser Stadt erkundigen können. Indessen ist gewiß, daß Mochha eine von den neuern Städten in Tehama und wohl nicht über 400 Jahre alt ist. Ohngefähr um diese Zeit soll ein berühmter Einsiedler Schech Schedeli, welcher durchgehends für den Stifter dieser Stadt gehalten

wird, gelebt haben. Dieser Schech erwarb sich durch seine einsame und fromme Lebensart einen so großen Namen, daß man schon bei seinen Lebzeiten aus entfernten Gegenden zu ihm kam, um seine Lehren zu hören.

Man hat mir von ihm folgendes erzählt. Einmal warf ein Schiff, das aus Indien gekommen und nach Dsjidda bestimmt war, in dieser Gegend Anker; und als die Schiffsleute in dieser Einöde eine kleine Hütte sahen, so trieb sie die Neugierde, an Land zu gehen. Der Schech empfing seine Gäste auf das freundlichste und bewirtete sie mit Kaffee, einem Getränk, welches er sehr liebte und dem er viele vortreffliche Tugenden zueignete. Die Indianer, denen der Kaffee noch gänzlich unbekannt war, hielten dieses warme Getränk für eine Arznei. Sie glaubten, daß der Kaufmann auf ihrem Schiffe, der eben krank war, vielleicht dadurch geheilt werden könnte, und der Schech Schedeli versicherte, daß der Kranke durch die Hilfe seines Gebets und durch den Gebrauch dieses Getränks nicht nur wieder gesund werden, sondern daß er ihm auch einen großen Gewinst verschaffen würde, wenn er seine Waren an Land bringen wollte. Er prophezeiete zugleich, daß auf dieser Stelle dereinst eine berühmte Handelsstadt sein und daß die Indianer künftighin einen großen Teil ihrer Waren hier verkaufen würden.

Diese Reden schienen dem Kaufmann so besonders, daß er Lust bekam, sich den folgenden Tag an Land bringen zu lassen, um den außerordentlichen Mann selbst zu sehen und zu sprechen. Nun mußte auch an ebendem Tage eine große Menge Araber diesen Einsiedler besuchen, um seine Predigten zu hören. Der Kaufmann trank Kaffee, den der Schech Schedeli ihm zubereitet hatte, und befand sich besser. Unter den Arabern, die den Schech besuchten, waren viele Kaufleute, und diese kauften die ganze Ladung. Der Kaufmann kehrte also ganz vergnügt nach Indien zurück,

und die große Heiligkeit des Schechs ward unter seinen Landsleuten immer weiter bekannt. Um die kleine Hütte des Schedeli wurden mehrere gebaut. Die Anzahl der Schiffe, welche hier anlegten, vermehrte sich mit der Anzahl der Kaufleute, die zu Lande hieher kamen, und so soll erst ein Dorf und hernach die Handelsstadt Mochha entstanden sein.

Über dem Grabe des Schechs Schedeli, welches jetzt außerhalb der Stadt liegt, ist eine große Moschee, die nach ihm benannt wird. Der Brunnen, dessen Wasser alle gemeinen Leute zu Mochha trinken, weil sie nicht Geld für besseres Wasser bezahlen können, heißt Schedeli. Ein Stadttor wird nach seinem Namen genannt. Seine Nachkommen werden noch jetzt seinetwegen geehrt und Schech genannt. Der gemeine Mann zu Mochha schwört täglich bei seinem Namen: Kurz, der Name Schedeli wird nicht vergessen werden, solange Mochha steht.

Ein Kaufmann aus Mekka, mit dem ich viel Umgang zu Bombay hatte, machte eine Anmerkung über diese Art von Heiligen, die ich nicht von einem Mohammedaner erwartete. Der Pöbel, sagte er, will allezeit etwas Sinnliches haben, was er verehrt und wovor er sich fürchtet. So wird zum Beispiel zu Mekka und Medina alles bei dem Namen Mohammed beteuert, anstatt daß man sich Gottes erinnern sollte. Zu Mochha glaube ich einem nicht, der bei dem Namen Gottes etwas versichert; allein ich kann mich sicher auf ihn verlassen, wenn er bei dem Namen Schedeli schwört, dessen Moschee und Begräbnis er vor sich sieht. Ich selbst bemerkte, daß der gemeine Mann zu Dsjidda alles bei dem Namen Mohammeds, zu Mochha bei dem Namen Schedeli, zu Mesched Ali bei dem Namen Ali und zu Mesched Hussein bei dem Namen Hussein beteuerte.

Schedeli ist nicht bloß der Patron der Stadt Mochha, er ist auch der Patron aller mohammedanischen Kaffeewirte,

die sich zu der Sekte Sunni bekennen, und man sagt, daß diese seiner alle Morgen in ihrem Fatha (Gebet) erwähnen. Sie rufen ihn freilich nicht an, sondern danken Gott, daß er das menschliche Geschlecht durch den Schech Schedeli den Gebrauch des Kaffee gelehrt habe, und bitten ihn, daß er Schedeli und seinen Nachkommen gnädig sein möge.

Mochha ist die letzte Stadt in Jemen, über welche die Türken ihre Oberherrschaft behauptet haben, und sie soll endlich nicht von den Arabern erobert, sondern gekauft sein. Nachher war sie beständig unter der Herrschaft der Imams. Ein Dola, der sich in diesem Amte große Reichtümer gesammelt hatte, ließ einen Graben um die Stadt ziehen, der seitdem wieder zugeschüttet ist. Er ließ die Stadt auch sonst befestigen und bezeigte Lust, sich unabhängig zu machen; er ward aber ins Gefängnis geworfen. Seit der Zeit bleibt ein Dola selten länger als zwei bis drei Jahre in diesem einträglichen Amte. Er muß alle Jahre gleich nach dem Mausim Rechnung ablegen, und dabei erwarten, ob er noch ein Jahr in seiner Bedienung bestätigt oder gleich nach Sana zurückberufen wird*.

Sonst habe ich nichts von der Geschichte der Stadt Mochha gehört, als daß sie auch einmal von den Franzosen bombardiert worden ist, und darzu gab folgendes die Gelegenheit: Der Dola nimmt für die Rechnung des Imams oft mehrere ostindische Waren von den hier ankommenden Kaufleuten, als der Zoll und die übrigen Abgaben, die sie bezahlen müssen, betragen; und ob er gleich allezeit verspricht, daß das, was der Imam schuldig bleibt, in dem folgenden Jahre auf dem Zoll abgekürzt werden soll, so werden doch die Schulden gemeiniglich immer größer.

---

* Mausim nennet man in Jemen die Zeit von den vier Monaten April, Mai, Junius und Julius, in welchen nämlich die indianischen Schiffe wieder zurückzugehen pflegen.

Die französische ostindische Handlungsgesellschaft hatte einmal dadurch eine Forderung von 82000 Speziestalern bekommen. Weil sie endlich bezahlt sein und doch nicht solche Mittel ergreifen wollte, wodurch sie ihren Handel nach Mochha gänzlich hätte verlieren können, so schickte sie ohngefähr vor 25 Jahren (also 1738) mit ihren Kaufmannsschiffen auch ein Kriegsschiff nach diesem Hafen. Der Befehlshaber ließ den Dola bei ihrer Ankunft wissen, daß sie gekommen wären, um ihre bei sich habende Waren zu verkaufen; allein daß sie nicht ehe an Land gehen würden, bis man ihre alte Forderung bezahlt hätte. Der Dola suchte sie mit guten Worten aufzuhalten und zu überreden, erst die Waren an Land zu bringen. Die Franzosen aber zeigten sogleich, was sie zu tun imstande waren, und machten das Kastell an der Norderseite des Hafens eher unbrauchbar, als die Araber einige Gewalttätigkeiten im Ernst vermuteten. Hierauf geschahen neue Unterhandlungen. Der Dola entschuldigte sich immer damit, daß er weder Geld noch Befehl von dem Imam hätte, diese Schulden zu bezahlen, und verlangte 15 Tage Zeit, um Antwort aus Sana erhalten zu können. Nach dem Verlauf dieser Zeit warfen die Franzosen eine Bombe nach dem Hause des Dola und töteten dadurch einen Araber. Als dieses noch nicht helfen wollte, so schickten sie auch am Freitage, als der Dola zur Moschee geritten war, einige Bomben nach diesem Tempel, und hiedurch wurden abermals einige Araber getötet. Hierauf wurden die Einwohner, wovon nunmehr schon verschiedene wegen der Schulden des Dola oder vielmehr des Imams ihr Leben verloren hatten, ungeduldig und nötigten ihren Gouverneur, Anstalt zu machen, damit der Feind befriedigt würde. Die Franzosen brachten gleich nach geschlossenem Vergleich ihre Waren an Land und trieben ihre Handlung wie zuvor. Nur ward ein Schiffer getötet. Dieser war auf einem Stuhl vor seiner

Haustür eingeschlafen, und ein Soldat, dessen Anverwandter von einer Bombe erschlagen war, erstach ihn in der Meinung, daß er das Blut seines Freundes rächen müßte.

Viele Araber erinnerten sich dieses Krieges noch mit Vergnügen, besonders, wie sie sagten, der großen feurigen Kessel, die ihren Dola allenthalben verfolgten. Seitdem haben die Araber große Gedanken von der Kunst der Europäer, Krieg zu führen. Hätte eine europäische Nation ähnliche Feindseligkeiten gegen eine türkische Stadt gezeigt, so würden die übrigen vor dem Pöbel nicht sicher gewesen sein.

Reise von Mochha nach Bombay

Von allen indianischen und engländischen Schiffen, die in diesem Jahre nach dem arabischen Meerbusen gekommen waren, war jetzt keines mehr zurück als das Schiff des Herrn Fr. Scott, mit welchem wir reisen wollten. Auch dieser eilete, wieder nach Indien zu gehen, weil der Wind anfing veränderlich zu werden. Aber die mochhaischen Kaufleute konnten nicht so bald die großen Summen Geldes liefern, die sie nach Indien schicken sollten; und weil sie eine gute Fracht bezahlten, so blieb Herr Scott noch am Lande bis zu Mittage am 23ten August. Wir waren schon am 21ten an Bord gegangen, und zwar Herr Cramer, Herr Baurenfeind und unser europäischer Bedienter alle sehr krank, ich aber war schon so weit wiederhergestellt, daß ich allein gehen konnte.

Unser Schiffer J. Martin würde gleich des Nachmittags am 23ten unter Segel gegangen sein, wenn nicht plötzlich ein so starker Sturm entstanden wäre, daß wir den Anker nicht aus dem Grunde ziehen konnten. Wir verspürten auch einen sehr merklichen Unterschied in der Wärme. Nachdem der Sturm sich etwas gelegt hatte, gingen wir nach 4 Uhr unter Segel. Aber der Wind war uns dergestalt entgegen, daß wir an dem folgenden Morgen noch nicht weiter als etwa bis auf die Hälfte des Weges von Mochha nach Bab el mandeb gekommen waren. Den 24ten des Vormittags war der Wind uns noch nicht günstiger.

Bab el mandeb scheint da, wo es am schmalsten ist, ohngefähr 5 deutsche Meilen breit zu sein. In demselben liegt eine Meile von der arabischen Küste eine eineinviertel Meilen lange Insel mit Namen Perim, die einen guten Hafen, aber gar kein frisches Wasser hat, und weiter südlich sahen wir an der afrikanischen Küste noch verschiedene andere kleine Inseln. Die Berge auf der afrikanischen Küste sind viel höher als das Vorgebirge auf der arabischen. Die Schiffe gehen gemeiniglich durch den Kanal zwischen Perim und der arabischen Küste; weil aber in diesem engen Fahrwasser ein starker Strom ist und der Wind uns entgegen war, so gingen wir durch den breitern Kanal zwischen der Insel und der afrikanischen Küste. Hier hatten wir mehr Platz zu lavieren, und unser Schiffer befürchtete auch nicht, daß er zu wenig Wasser finden würde.

Dies sind meine wenigen Beobachtungen, welche ich auf der Reise durch Bab el mandeb aufzeichnete. Auf die Frage: «Ob nicht Spuren anzutreffen sind, daß ehmals von der Spitze Arabiens nach dem gegenüberliegenden Äthiopien ein Isthmus gegangen sei, der aber hernach durch Gewalt des Wassers oder eines Erdbebens weggerissen worden», welche ein gewisser Prediger aus Deutschland unserer Gesellschaft zuschickte, kann ich nichts Bestimmtes antworten, und ich zweifle auch, daß der Herr Pastor diese und seine übrigen Fragen jemals von einem Reisenden beantwortet erhalten werde, der seine Antwort auf eigenen Beobachtungen und auf Nachrichten gründet, die er von den Morgenländern erhalten hat.

Meiner Meinung nach ist es noch gar nicht bewiesen, daß die Habessiner von den Arabern abstammen; denn die eigentlichen Habessiner sind schwarz, und man hat mich versichert, daß die Nachkommen der Araber, welche sich auf der Westseite des arabischen Meerbusens niedergelassen und sich nicht mit Habessinerinnen vermischt haben,

so wie die Araber beständig weiß geblieben sind. Gelehrte Männer haben gleichfalls behaupten wollen, das heiße Klima sei daran Ursache, daß die Nachkommen der Portugiesen, welche sich auf der westlichen Küste von Afrika niedergelassen haben, ganz schwarz sind. Ich selbst habe viele sogenannte Portugiesen in Indien gesehen, die schwarz waren; allein wenn daran das heiße Klima Ursache sein soll, warum sind dann die Bramanen, die Banianen und andere Nationen, die keine Proselyten machen und sich überhaupt nicht mit Fremden vermischen, ganz weiß, ob sie gleich seit undenklichen Jahren unter einem ebenso heißen Himmelsstrich wohnen als die schwarzen Nationen in Afrika und auf der Malabarküste?

Den 25ten August waren wir in dem Kanal, der den arabischen Meerbusen mit dem Weltmeer verbindet. Gegen Abend erhielten wir guten Wind. Am 26ten sahen wir unter der Polhöhe 12° 22′ weder die afrikanische noch die arabische Küste. Der Wind war uns sehr günstig, und wir steuerten, die Abweichung der Magnetnadel abgerechnet, fast gerade nach Osten. Indessen fanden wir am 27ten des Mittags, daß wir um einige Minuten nördlicher gekommen waren. Anstatt aber daß wir befürchteten, durch den Strom noch weiter nördlich versetzt zu sein, so sahen wir am 28ten des Vormittags die Berge auf der südlichen Küste, und zu Mittage war unsere Polhöhe nur 12° 0′.

Daß der Strom in diesem Kanal sehr stark sei, ist schon von andern bemerkt worden, die ihre Reisen zur See nach Mochha beschrieben haben. Dies bestätigen also auch meine Beobachtungen; denn wir wurden dadurch zuerst nördlich und nachher sehr viel südlich versetzt. Aber von dem folgenden Tage an, brachte uns der Strom nicht merklich weder nach Süden noch nach Norden.

Die Gesundheit des Herrn Cramers schien von der Zeit an, da er auf das Schiff kam, von Tag zu Tag besser zu

werden. Herr Baurenfeind aber ward täglich kränker und war schon am 27ten des Abends so schwach, daß er gar nicht mehr antworten konnte, wenn er nach etwas gefragt ward. Er fiel von dieser Zeit an in einen so tiefen Schlaf, daß er sich kaum erwecken ließ, wenn wir ihm einige Arzneien oder Lebensmittel reichen wollten, und in diesem Schlaf verschied er am 29ten August des Vormittags um 11 Uhr. Es würde überflüssig sein, wenn ich etwas zum Lobe dieses Künstlers sagen wollte, da viele Prospekte von Städten und die Zeichnungen von verschiedenen Kleidertrachten, welche man zerstreuet in diesem Bande findet, vornehmlich die vielen Zeichnungen von Naturalien, welche er für Herrn Forskål verfertigte, zur Genüge von seiner Geschicklichkeit und von seinem Fleiße zeugen. Ich bedaure gar sehr, daß er nicht so glücklich gewesen ist, wieder nach Dänemark zurückzukommen, um die Zeichnungen selbst in Kupfer stechen zu können; denn er war eigentlich ein Kupferstecher.

Unser Bedienter mit Namen Berggren war gleichfalls sehr krank an Bord gegangen, wie schon bemerkt worden. Dieser hatte bei einem schwedischen Husarenobersten in Pommern gegen die Preußen gedient. Er reisete mit uns von Kopenhagen, er hatte eine sehr starke Gesundheit und achtete die Fatiguen auf einer Reise nach Arabien anfänglich sehr geringe. Allein auch er war nicht stark genug, sie zu ertragen. Er starb den folgenden 30ten August, und beide Leichen wurden in die See geworfen.

Von dem Vorgebirge Guardefui an wurden wir auf einmal gleichsam in ein anderes Klima versetzt; denn die Luft ward so kalt, daß ein jeder wärmere Kleider hervorsuchen mußte. Von Bab el mandeb bis Kap Guardefui kam der Wind die meiste Zeit aus der Gegend zwischen Norden und Westen. Von hier bis zu der malabarischen Küste aber wehet er in dieser Jahreszeit beständig aus Südwest. Des-

wegen kann ein erfahrner Schiffer fast den Tag bestimmen, an welchem er Surat oder Bombay erreichen wird, wenn er nur erst bis Guardefui gekommen ist.

Die Engländer, welche verschiedene Reisen von der Malabarküste nach dem arabischen Meerbusen gemacht haben, wollen zwischen Bombay und Bab el mandeb gemeiniglich 30 Grad Unterschied in der Länge gefunden haben; und auf ihrer Rückreise soll dieser Unterschied, nach ihrer Schiffsrechnung, wegen des starken Stroms, der sie nach Osten versetzt, nur 26 Grad betragen. Dies muß also die ersten Europäer, welche in diese Weltgegend kamen und in dieser Jahreszeit die Malabarküste wegen des vielen Regens und trüben Wetters nicht weit sehen konnten, in Gefahr gesetzt haben, auf der indianischen Küste zu scheitern, weil sie sich schon auf derselben befanden, wenn sie noch einige Grade davon entfernt zu sein glaubten. Jetzt machen sie diese Reise mit der größten Sicherheit, vornehmlich da man von Bombay noch zwei Grad nach Westen Grund findet und da sich oft noch weiter westlich viele kleine Schlangen, 12 bis 18 Zoll lang, auf der Oberfläche der See zeigen. Wenn also die Schiffer nur 24 Grad nach Osten von Bab el mandeb zurückgelegt haben, so suchen sie nach diesen Schlangen und sind versichert, daß sie ohngefähr noch 2 Grad von der Küste entfernt sind, wenn sie selbige zuerst erblicken. Wir sahen die Wasserschlangen zum erstenmal am 9ten September gegen Abend. Wir hatten auch um 1 Uhr nach Mitternacht Grund auf 53 Faden, und die Tiefe ward immer weniger, je mehr wir uns der Küste näherten. Unser Schiffer hütete sich nur, nicht zu weit nördlich zu kommen, weil es ihm sonst bei den beständig südlichen Winden sehr schwer geworden sein würde, den Hafen zu erreichen. Wir kamen am 11ten September glücklich in den Hafen Bombay an und gingen den folgenden Morgen in die Stadt.

[illegible]
da die Masse [illegible] verkehrt, nur
[illegible] [illegible]
kamen und in dieser Jahreszeit [illegible]
des vielen Regens und trüben Wetters [illegible] schon
kommen, in Gefahr gesetzt haben, auf der [illegible]
Küste zu scheitern, weil sie sich schon auf derselben befan-
den, wenn sie noch einige Grade davon entfernt zu sein
glaubten. Jetzt machen sie diese Reise mit der größten Si-
cherheit, vornehmlich da man von Mokka noch zwei
Grad nach [illegible] Grund findet und da sich oft mehr wei-
ter westlich viele kleine Schlangen, 12 bis 18 Zoll lang, auf
der Oberfläche der See zeigen. Wenn also die Schiffer nur
20 Grad nach Osten von Bab el mandeb [illegible] ha-
ben, so suchen sie [illegible] diesen Schlangen und sind versi-
chert, daß sie ohngefähr noch 2 Grad von der Küste ent-
fernt sind, wenn sie solche zuerst erblicken. Wir sahen die
Wasserschlangen zum erstenmal am [illegible] gegen
Abend. Wir hatten auch um [illegible] Uhr noch [illegible]
Grund auf [illegible] Faden, und die Tiefe wurde immer weniger,
je mehr wir uns der Küste näherten. Unsere Schiffer hüteten
sich nun, nicht allzu nördlich zu kommen, weil es ihre
[illegible] beständig [illegible] Nordostwind [illegible]
[illegible] die Küste zu erreichen. Wir [illegible]
[illegible] Bombay [illegible]

Zweiter Band

C. Niebuhrs
Reisebeschreibung
nach
Arabien und andern umliegenden Ländern.

Zweyter Band.



Kopenhagen,
Gedruckt in der Hofbuchdruckerey bey Nicolaus Möller,
1778.

Anmerkungen zu Bombay und Surat

Die Insel Bombay liegt auf der westlichen Küste von Indien und gehört schon seit 100 Jahren der englischen Ostindischen Handlungsgesellschaft, welche hier eine Regierung niedergesetzt hat, worunter alle Faktoreien stehen, die sie auf dieser ganzen Küste, von Ceylon an nach Norden bis Basra, besitzt. Der hiesige Hafen ist groß und vor allen Winden sicher und deswegen der Nation sehr schätzbar. Die Insel selbst ist von keiner so großen Erheblichkeit. Sie ist an einigen Stellen kaum eine halbe deutsche Meile breit und überhaupt nur zwei Meilen lang, wenn man nicht eine kleine, unbedeutliche Insel mit darzurechnet, welche die Engländer Old Womens Island (Altweiber-Insel) nennen. Der Boden der See zwischen diesen beiden Inseln ist ein Fels und so hoch, daß man zur Zeit der niedrigsten Ebbe trockenen Fußes von einer zu der andern gehen kann. Wenn also das Wasser auch auf der Malabarküste wie im arabischen Meerbusen und vielen andern Gegenden der Welt abnimmt, so wird man hier einen Beweis davon sehen können, weil alsdann künftig Bombay mit Old Womens Island nur eine Insel ausmachen wird.

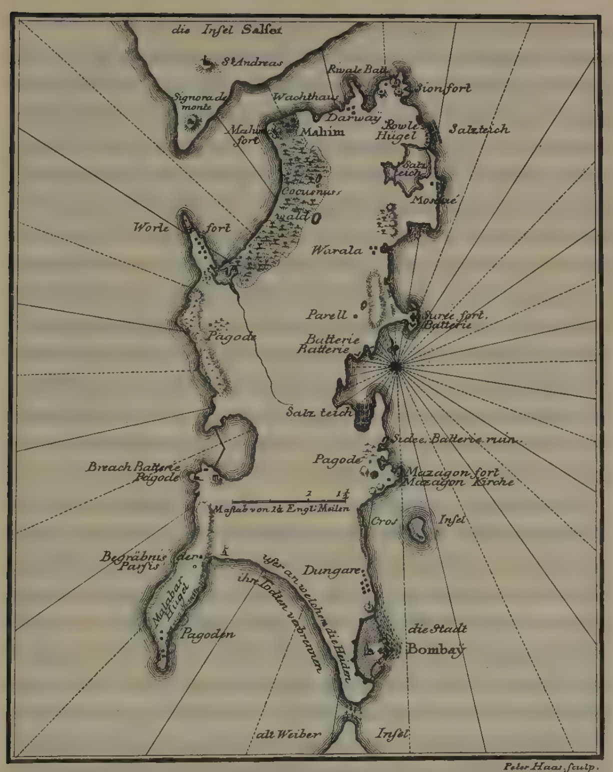
Kokosnußbäume und Reis ist das vornehmste, was auf der Insel Bombay gebaut wird, und auf der Küste wird auch viel Salz gesammelt. Fast alle übrigen Lebensmittel müssen die Einwohner vom festen Lande und besonders von Salset erhalten: Letzteres ist eine große und sehr

fruchtbare Insel, die nur durch einen schmalen Kanal von Bombay abgesondert ist, ehmals den Portugiesen gehört hat und jetzt den Maratten gehört. Die Engländer haben nach meiner Abreise aus diesen Gegenden einen Versuch gemacht, um diese Insel an sich zu bringen, und nach den Zeitungen haben sie selbige auch wirklich erobert. Ich weiß aber nicht, ob sie Salset gegen die große Landmacht der Maratten werden verteidigen können. Auf der Seite 447 sieht man einen Grundriß von Bombay, den ich auf dieser Insel kopiert und hernach verkleinert habe.

Die Stadt Bombay liegt auf dem südlichen Teil der Insel unter der Polhöhe 18° 55′ 43″. Sie ist ohngefähr eine Viertelmeile lang, aber nur schmal. An der Seeseite und in der Stadt liegt ein altes Kastell von keiner großen Bedeutung. Die Stadt selbst ist nach der Landseite mit einem guten Wall und einem breiten Graben umgeben und hat Ravelins vor ihren drei Toren. Diese Werke sind größtenteils erst während des letzten Krieges mit den Franzosen errichtet. Weil zu meiner Zeit der Friede längst geschlossen war, so arbeitete man nicht mehr so eifrig daran, indes waren die Engländer noch entschlossen, die in ihrem neuen Plan angezeigten Werke nach und nach völlig zustande zu bringen, und Bombay muß daher bald eine der wichtigsten Festungen in ganz Indien werden.

Außer dieser Hauptfestung findet man auf der Insel Bombay noch verschiedene kleinere. Die meisten derselben sind zwar von geringer Bedeutung, sie können aber doch einem Feinde, besonders einem indischen, bei einer Landung sehr hinderlich sein.

Alle Einwohner auf Bombay genießen unter der englischen Regierung eine völlige Gewissensfreiheit. Daher hat sich ihre Anzahl, besonders in den letzten Jahren, seitdem die Portugiesen aus dieser Nachbarschaft vertrieben worden, sehr vermehrt. Ein Engländer, der noch nicht 20 Jah-



Die Insel Bombaÿ.

re auf dieser Insel gewesen war, versicherte mich, daß bei seiner Ankunft die Anzahl aller Einwohner nur auf 70000 Seelen gerechnet worden und daß man jetzt (1764) ganz gewiß 140 Tausend anträfe. Darunter ist die Anzahl der Europäer, wie leicht zu vermuten, nur klein. Die übrigen sind indische Katholiken oder sogenannte Portugiesen, Hindu oder sogenannte Heiden von allerhand Kasten, Anhänger verschiedener Sekten Mohammedaner, besonders Sunniten und Schiiten, und überdies findet man hier Parsis oder sogenannte Feueranbeter. Alle diese verschiedenen Religionsverwandte vertragen sich untereinander so wohl, daß jede Partei ihren Gottesdienst nicht nur ruhig in ihren Tempeln abwartet, sondern auch ihre Prozessionen öffentlich hält, ohne daß die übrigen daran ein Ärgernis zu nehmen scheinen. Auch habe ich einige Armener und Griechen zu Bombay angetroffen.

Das Klima zu Bombay ist wegen der kühlenden Seewinde und weil es hier in den Monaten viel regnet, da die Sonne dem Scheitelpunkt am nächsten ist, sehr gemäßigt. Seitdem man einige Teiche in und um die Stadt ausgetrocknet hat, ist die Luft hier auch nicht mehr so ungesund, als man sie ehmals beschrieben hat. Hier sterben freilich noch viele Engländer ganz unerwartet. Aber meiner Meinung nach vornehmlich durch ihre eigene Schuld. Sie essen viele allzu nahrhafte Fleischspeisen, besonders Rind- und Schweinefleisch, welches die alten Gesetzgeber der Indier aus guten Gründen gänzlich verboten haben, und sie trinken heiße portugiesische Weine, und dies in den heißesten Stunden des Tages. Sie tragen hier auch die enge europäische Kleidung, welche für diesen Himmelsstrich gar nicht bequem ist. Denn, weil verschiedene Teile des Körpers dadurch gleichsam zusammengeschnürt werden, so hindert sie den Umlauf des Geblüts und macht uns die Hitze viel empfindlicher als den Indiern in ihren langen

und weiten Kleidern. Wir sind auch gar zu sehr geneigt, uns des Abends zuviel zu entblößen und uns dadurch gefährliche Erkältungen zuzuziehen. Die Morgenländer hergegen, welche des Vormittags ein Frühstück essen und erst bei Sonnenuntergang ihre Hauptmahlzeit halten, die Fleischspeisen und starke Getränke meiden, die, wenn sie auch des Abends in freier Luft sitzen, immer ihren Kopf und die Brust wohl bedeckt halten: diese sind in den heißen Ländern viel weniger Krankheiten unterworfen und erreichen oft auch ein hohes Alter.

Die Europäer und diejenigen, welche von Europäern abstammen, wohnen meistenteils im südlichen Teile der Stadt. Hier ist auch die Wohnung des Statthalters, ein großes und schönes Gebäude, und nicht weit davon eine große und schöne Kirche. Die platten Dächer sind in diesen Gegenden nicht Mode, sondern alle Häuser haben schräge Dächer und sind mit Dachsteinen belegt. Die Engländer haben Glasscheiben in ihren Fenstern. Sonst braucht man statt derselben auch dünne Muschelschalen, viereckigt geschnitten und reihenweis in Holz eingefaßt, welches die Zimmer sehr dunkel macht. Indes sind diese Fenster in der Regenzeit doch besser als die eisernen oder hölzernen Gitter oder als Fenstertüren; denn erstere schützen gar nicht gegen den Regen, und letztere lassen gar kein Licht in das Zimmer kommen. Die Morgenländer sitzen in der trockenen Jahreszeit, der freien Luft wegen, gern in Zimmern, die nach einer Seite ganz offen sind. Sonst muß man in ihren Häusern weder viele Bequemlichkeit noch Pracht suchen.

Unter den vielen und guten Anstalten, welche die Engländer wegen der Handlung und Schiffahrt zu Bombay haben, ist die Docke wohl eine der vornehmsten. Davon war zu meiner Zeit so viel fertig, daß in derselben zugleich zwei Schiffe hintereinander liegen und ausgebessert werden konnten, und man arbeitete daran, um noch ein Be-

hältnis zu einem dritten Schiffe zu erhalten. Dies Werk, welches zum Teil aus dem Felsen gehauen und übrigens von gehauenen Steinen gebaut ist, muß der Handlungsgesellschaft sehr viel Geld gekostet haben. Es ist auch wieder einträglich; denn sie erlaubt nicht nur Kaufleuten von ihrer eigenen Nation, ihre Privatschiffe darin auszubessern, sondern auch Fremde können sich derselben bedienen.

Die fremden Europäer können ihr Glück hier nicht als Kaufleute machen; allein bei Kriegsdiensten wird zwischen ihnen und gebornen Engländern, Ireländern und Schottländern kein Unterschied gemacht. Ich habe unter den hiesigen Offizieren einen Livländer, einen Polen, einige Schweizer, Holländer, Schweden und verschiedene Deutsche angetroffen. Alle müssen als Kadett anfangen. Aber dann steigen sie auch nach ihrem Alter, bis sie eine Kompanie erhalten, und dies oft sehr geschwind. Denn viele wollen hier ebenso leben, als sie es in Europa gewohnt waren, und sterben daher bald; andere bleiben im Kriege, einige werden Kaufleute, sehr wenige gehen nach Europa zurück, um ihre in Indien erworbenen Gelder in Ruhe zu verzehren, und einige reisen wieder nach England, weil sie Indien nicht so finden, als sie es erwartet haben. Der vornehmste Offizier auf Bombay hatte zu meiner Zeit nur den Titel Major. Die hiesigen Militärbedienten haben eine gute Bezahlung. Aber dies ist es auch allein, was den Dienst bei den Kaufleuten angenehm machen kann. Denn da sich jeder Schreiber Hoffnung macht, dereinst General (Präsident, Statthalter) von Bombay zu werden, so bilden sich diese jungen Herren oft schon ein, viel wichtigere Personen zu sein als die alten Offiziere, die ihr Leben zur Beschützung der Handlung der Engländer schon in mancher Schlacht gewagt haben.

Weil die Malwanen, die Sangerier, die Kuli und andere kleinen Nationen auf dieser Küste, ingleichen die Araber

im persischen Meerbusen oft Seeräuberei treiben, so ist die Handlungsgesellschaft genötigt, ihrentwegen auch Schiffe zu halten. Sie hat zu Bombay und Surat gemeiniglich 8 bis 10 kleine Kriegsschiffe, die man Kreuzer nennt, und überdies noch eine Menge Galwetten oder kleine bewaffnete Schiffe. Die Offiziere und Steuerleute auf denselben sind Engländer. Die Matrosen aber, sowohl auf diesen als auf den Schiffen der Kaufleute, sind gemeiniglich lauter indische Katholiken und auch wohl Mohammedaner. Es würde für die Engländer leicht sein, alle die erwähnten Seeräuber auszurotten. Allein sie finden dabei ihren Vorteil nicht. Nun sind sie sicherer, daß sowohl ihre Kriegs- als Kaufmannsschiffe zuerst befrachtet werden. Wann dann noch indische Schiffe von einem Hafen zum andern gehen wollen, so müssen sich gleichsam Karawanen versammeln, eine Bedekkung von den Engländern suchen und dafür gut bezahlen.

Die Engländer haben auf dieser Küste von niemand etwas zu befürchten als nur von den Maratten. Denn weil dieselben Herren von dem festen Lande und allen Inseln um Bombay sind, so müssen sie ihre meisten Lebensmittel bei ihnen suchen. Ihr Regent wohnt zu Puna. Seine Seemacht ist nicht groß, wenigstens den Engländern nicht furchtbar. Aber er kann, wie man mich versichert hat, wenigstens 80 000 Reiter ins Feld stellen und ist also durch seine Landmacht seinen Nachbarn sehr fürchterlich. Diese heidnische Nation ist in Indien jederzeit noch so mächtig geblieben, daß selbst der große Aurengzeb ihr in vielen Städten seines Reiches den vierten Teil des Zolls hat einräumen müssen, um nur Friede mit ihnen zu haben. Die Mogols haben es sich sogar gefallen lassen müssen, jederzeit einen Offizier der Maratten auf ihren Zollhäusern zu dulden, der genaue Rechnung von aller Einnahme hielt. Der Regent und seine vornehmsten Bedienten sind alle Bramanen, und diese regieren ebenso unumschränkt als

die Mohammedaner. Die Provinzen werden bei ihnen verpachtet wie in der Türkei, gemeiniglich an Bramanen, die wiederum kleinere Distrikte an andere Bramanen verpachten. Man sagt, daß in ihrem Lande die größte Ordnung herrsche, daß Gerechtigkeit gehandhabet werde, daß Ackerbau und Fabriken in gutem Stande sind und daß daher ihr Land sehr bevölkert sei. Sie suchen aber oft Gelegenheit, in die benachbarten Länder einzufallen, die von Mohammedanern regiert werden; und da rauben und plündern sie als Barbaren. Selbst gegen die Engländer bezeigen sie sich sehr stolz. Im Jahr 1764 brachten sie einen Kreuzer von Bombay nach ihrem Hafen. Man hätte denken sollen, die Engländer würden ihnen sogleich den Krieg angekündigt haben. Weil sie aber viele Truppen nach Bengalen und Madras gesandt und sich vorgenommen hatten, in dem folgenden Jahre die Malwanen anzugreifen, vielleicht auch weil der Statthalter von Bombay, der nicht viele Jahre mehr in Indien zu bleiben dachte, seinen Privathandel nach dem Lande der Maratten nicht verderben wollte, so hielt die hiesige Regierung es für ratsam, die Streitigkeiten jetzt gütlich beizulegen.

Die Regierungsform der Engländer in Ostindien ist von der Holländer, Franzosen und Portugiesen ihrer sehr verschieden. Alle ostindische Kolonien dieser letztern sind von den Regierungen zu Batavia, Pondicheri und Goa abhängig. Die Engländer haben dagegen vier Hauptetablissements, nämlich auf der Malabarküste zu Bombay, in Bengalen zu Calcutta, auf der Coromandelküste zu Madras und auf Sumatra zu Banculen. Jedes derselben ist von den übrigen gänzlich unabhängig und erhält seine Befehle gerade von der Direktion in London. Indes müssen sie sich im Notfall einander unterstützen. Als zu meiner Zeit zu Bombay die Nachricht ankam, daß in Bengalen neue Unruhen ausgebrochen wären, wurden gleich Truppen und Kriegs-

bedürfnisse dahin abgesandt, ohne darzu erst Befehl von England zu erwarten. Die hiesigen Engländer richten auch alle ihre Untertanen, von welcher Nation und Religion sie sein mögen, nach ihren Gesetzen, und dies ohne Advokaten und solche Richter, die die Gesetze studiert haben.

Die Regierung zu Bombay besteht aus dem Statthalter oder Präsidenten und zwölf Ratsherren, die alle, den Major ausgenommen, welcher die dritte Stimme im Rat hat, Kaufleute sind*. Die übrigen Zivilbedienten der Handlungsgesellschaft sind Oberkaufleute, Unterkaufleute, Faktoren und Schreiber. Sie steigen gemeiniglich nach ihrem Alter vom Schreiber bis zum Ratsherrn. Wenn aber der Präsident nach England zurückreiset oder mit Tode abgeht, so erhält nur derjenige von den Ratsherrn seine Stelle wieder, der die meisten Freunde bei der Direktion in London hat. Bisweilen werden sie auch gar versetzt. So reisete Herr Spencer, ein einsichtsvoller und rechtschaffener Mann, der bei meiner Ankunft zu Bombay daselbst Ratsherr war, noch vor meiner Abreise als Statthalter nach Bengalen.

Der Präsident muß beständig auf der Insel wohnen. Die Ratsherrn haben auch teils hier Bedienungen als Schatzmeister, Magazinverwalter, Buchhalter usf., oder sie sind Directeurs der Handlung in andern Pflanzörtern, die zu diesem Gouvernement gehören.

---

* Seit meiner Abreise hat sich hier vieles verändert. Weil die Engländer seitdem in diesen Gegenden große Eroberungen gemacht haben, so haben sie auch sowohl ihre Land- als Seemacht sehr vermehrt. Ihr vornehmster Offizier zu Bombay ist jetzt Brigadier; und anstatt daß vormals der Major nur in Sachen gefragt ward, die das Kriegswesen betrafen, so hat jetzt der Brigadier bei allen Vorfällen die dritte Stimme im Rat, und der Präsident von der Marine, welcher vorher gar nicht im Rate war, hat jetzt die vierte Stimme. Künftig soll auch der Gouverneur von Bombay nicht mehr unter den Kaufleuten ernannt werden, sondern allezeit eine Militärperson sein.

Das Gehalt, was die Handlungsgesellschaft ihren Bedienten in Indien gibt, ist nur sehr gering. Dagegen erlaubt sie ihnen nach allen Häfen, von Delegoa, nicht weit von dem Vorgebirge der Guten Hoffnung an, nach Osten bis China und nach Norden bis Dsjidda und Basra zu handeln, und es ist vornehmlich dadurch, daß sie die großen Reichtümer gewinnen, welche in Europa so viel Aufsehens machen. Es kann wohl nicht fehlen, daß dabei oft Mißbräuche geschehen, wodurch die Ostindische Handlungsgesellschaft bisweilen verliert. Überhaupt aber scheint diese Einrichtung wohlüberlegt zu sein, denn sie macht die Bedienten wirksam; und wenn diese suchen, ihren eigenen Handel auszubreiten, so finden sie dabei auch oft Gelegenheit, der Handlungsgesellschaft Vorteile zu verschaffen, die sie sonst nicht würde erhalten haben. Alle können Handlung treiben, von dem Präsidenten eines Etablissements an bis auf den geringsten Schreiber. Die Macht, die ein solcher Statthalter hat, verschafft der Flagge seiner Nation überall Ansehen, und seine Reichtümer geben ihm Mut, den Handel immer weiter auszubreiten.

Alle Schiffe der Ostindischen Handlungsgesellschaft, welche aus Europa kommen, gehen nach einem der vier Hauptetablissements. Die, welche für die Malabarküste bestimmt sind, gehen also gerade nach Bombay. Die mittlere Zeit, welche die Engländer brauchen, um diese Reise zurückzulegen, wenn sie in einer bequemen Jahreszeit abgegangen sind, ist 5 Monate. Ein Schiffer hatte sie in 3 Monaten und 18 Tagen gemacht, aber dies war auch die geschwindeste Reise, der man sich erinnerte. Wenige Schiffe gehen von Bombay gleich wieder zurück nach England. Einige machen noch vorher eine Reise nach dem persischen Meerbusen, nach Mochha, Bengalen, Madras, Banculen und wohl nach China. Auf diesen Nebenreisen verdienen die englischen Schiffer sehr viel Geld, und es steht gemei-

niglich in der Macht des Präsidenten, welchem er diesen Vorteil zuwenden will. Es pflegen jährlich 4 Schiffe von London hieher zu kommen. Während des letzten Krieges kamen bisweilen weniger. Dagegen erwartete man 1764 auch 6 Schiffe. Ehmals pflegte jedes der vier Schiffe 40 000 Reichstaler bares Geld mit nach Bombay zu bringen, und die Engländer schickten überdies noch viel Geld nach ihren übrigen Etablissements. Man hat mich versichert, daß alles dies seitdem nicht nötig wäre, da die Handlungsgesellschaft sich Meister von Bengalen gemacht hat, ja daß sie aus Indien noch viel Geld nach China schicken können.

Der größte Artikel, den die Engländer nach Bombay bringen, ist Laken, und davon geht wohl das meiste nach Persien und Basra. Die übrigen Waren, die sie hieher bringen, sind Cochenille, Elefantenzähne, Eisen, Stahl, Zinn, Kupfer, Eisenblech, Anker, Kanonen und ander Gewehr. Die Schiffer bringen dann auch noch viele Kleinigkeiten für ihre eigene Rechnung mit nach Indien. Ein großer Teil von den europäischen Waren wird bald nach der Ankunft der Schiffe und also zu einer gewissen Jahreszeit, die allen indischen Kaufleuten bekannt ist, auf öffentlicher Auktion verkauft; was hier nicht abgeht, wird nach den kleinen Pflanzörtern gesandt. Die Waren, welche von Bombay nach England gesandt werden, sind vornehmlich Pfeffer von der Malabarküste, Salpeter von Scindi und allerhand Leinwand von Surat. Von dem Leinwand geht wiederum sehr viel von London nach Guinea. Räucherwerk, Gummi und andere Spezereiwaren aus verschiedenen Gegenden von Indien, dem persischen und arabischen Meerbusen, nehmen die Schiffer für ihre eigene Rechnung mit zurück.

Die Engländer haben zu Bombay eine große und schöne Kirche. Bei derselben steht auch ein Prediger; stirbt aber dieser, so ist während der Zeit, bis ein anderer aus Europa ankommt, kein einziger englischer Geistlicher auf dieser

ganzen Küste. Denn ihre Ostindienfahrer haben nicht, wie die von andern Nationen, Schiffsprediger, und zu Surat, Tellichery und Anjengo, wo doch die Anzahl der Engländer ziemlich groß ist, haben sie weder Kirche noch Geistliche. Wenn die, welche an den beiden letzten Orten wohnen, etwa ein Kind taufen lassen wollen, so lassen sie einen dänischen Missionar kommen. Aber unter den Engländern in Ostindien sind so wenige verheiratet, daß selbst zu Bombay oft in einem ganzen Monat kein Kind getauft wird.

Die Anzahl der Katholiken auf dieser Insel ist viel größer als der Protestanten ihre, und die haben keinen Mangel an Geistlichen. Ich hörte, daß der Papst vor nicht vielen Jahren noch einen Bischof nach Bombay gesandt habe, daß aber der Statthalter ihn bei seiner Ankunft habe wissen lassen, man brauche hier keinen Geistlichen mit einem so hohen Titel. Indes sind hier noch vier Karmelitermönche, und unter diesen stehen wiederum verschiedene indische Geistliche, die zu Goa oder auch nur zu Bombay studiert haben. Der älteste von den Karmelitern war hier viele Jahre gewesen und nach Europa zurückgegangen, aber neulich wieder nach Bombay gekommen. Dies konnte ihm gewiß niemand verdenken; denn hier konnte er mit mehr Bequemlichkeit und Freiheit leben, er hatte auch ein viel größeres Ansehen als in einem Kloster in Europa. Die Jesuiten hatten ehmals ein schönes Kloster bei dem Dorfe Parell, mitten auf der Insel. Dies ist schon seit vielen Jahren ein Landhaus des Statthalters, und die ehmalige Kirche ist jetzt ein so schöner Saal zum Speisen und Tanzen, daß man seinesgleichen wohl nicht in ganz Indien findet.

Die Engländer lassen zwar einem jeden völlige Gewissensfreiheit, aber damit erlauben sie den Mönchen nicht, so viele Proselyten zu machen, als sie bekommen können. Wenn ein fremder Religionsverwandter ein Katholik werden will, so müssen die Mönche es der Regierung vorher

anzeigen: und wenn diese die Ursache, warum er seine alte Religion verlassen will, gültig findet, so erlaubt sie, daß er getauft werden möge. Letzteres geschieht wohl nur selten. Indes machen sie doch einige Proselyten. Alle Sklaven, sowohl der Engländer als der sogenannten Portugiesen ihre, halten sich zu der römischen Kirche, und wenn hier neue Afrikaner ankommen, so gewöhnen sich auch diese, es für artig zu halten, wenn sie das Bildnis eines Heiligen auf der Brust tragen können. Ich selbst kaufte hier einen schwarzen Knaben von 16 Jahren, der von afrikanischen, katholisch gewordenen Eltern geboren war, und ließ ihn von einem katholischen Geistlichen im Christentum unterrichten; denn anfänglich war ich willens, ihn über China mit nach Dänemark zu nehmen. Als ich mich aber entschloß, über Basra durch die Türkei zu gehen, so verschenkte ich ihn lieber zu Bombay, aus Furcht, die Mohammedaner möchten ihn mir abnehmen. Wenigstens hätte ich seinetwegen viel Verdruß haben können, weil es in der Türkei nicht gewöhnlich ist, daß die Europäer afrikanische Sklaven haben, und man hätte vielleicht vorgegeben, ich wolle einen von mohammedanischen Eltern geborenen Knaben mit nach Europa nehmen, um daselbst einen Christen aus ihm zu machen.

Die alten Einwohner dieser Gegend, wovon man zu Bombay noch sehr viele antrifft, sind Hindu oder Indier. Wir Europäer pflegen sie Heiden und Götzendiener zu nennen und bei so verächtlichen Namen nicht viel Gutes von ihnen zu denken. Allein diejenigen, welche Gelegenheit haben, sie etwas genauer zu kennen, werden finden, daß sie sanftmütige, tugendhafte und fleißige Leute sind, die vielleicht unter allen Nationen in der Welt am wenigsten suchen, ihren Nebenmenschen zu schaden. Dagegen ist auch wohl keine Nation in der Welt, die weniger gesellschaftlich ist als diese Hindu; denn sie werden von ihren Geistlichen so geschoren, daß sie von allen andern Natio-

nen, ja unter sich selbst gleichsam abgesondert leben müssen. Die Juden und die Schiiten halten zwar alle Menschen, die nicht ihre Religionsverwandte sind, für unrein und essen nicht mit ihnen. Indes essen die Juden mit Juden und die Schiiten mit Schiiten, aus welcher Gegend, wie vornehm oder gering sie auch sein mögen. Bei den Hindu aber darf einer von einer vornehmen Abkunft, zum Beispiel ein armer Bramane, der einem reichen Banianen dient, nicht einmal mit seinem Herrn essen. Dagegen hat ein reicher Banian die Erlaubnis, sich bei seinem armen, aber mehr adeligen bramanischen Bedienten zu Gaste zu bitten. Nach den Begriffen, die ich von den Hindu in dem nördlichen Teil von Indien erhalten habe, bestehen sie aus vier Hauptstämmen, nämlich 1) Bramanen oder Geistlichen, 2) Rasputen oder Soldaten, 3) Banianen oder Kaufleuten und 4) aus Bauern. Aber jeder dieser Stämme oder Stände ist wiederum in eine Menge Nebenstände, welche man Kaste nennt, eingeteilt, wovon immer einer für vornehmer gehalten wird als der andere und wovon der Vornehmere nicht bei dem Geringern speisen darf. Man hat mich versichern wollen, daß jede Kaste, deren über 80 sein sollen, ihre besondern Religionsgebräuche beobachtet. Doch weiß ich nicht, ob sie im Grunde nicht einerlei Religion haben und nur als verschiedene Zünfte anzusehen sind, wovon jede ihren Patron, Schutzheiligen oder Untergott hat, der bei gewissen Gelegenheiten mit besondern Zeremonien verehrt werden muß.

In Europa glaubt man gemeiniglich, daß in Indien der Sohn allezeit das Handwerk seines Vaters ergreifen muß. Die ist wohl nicht so ganz notwendig; denn die Bramanen, welche Geistliche sind, können zugleich Regenten sein. Bei andern heidnischen Prinzen, die Rasputen sind, bekleiden die Bramanen auch viele Zivilbedienungen, und bei den Mohammedanern sind sie oft Zollbediente und Pächter. Ich

habe Kaufleute gekannt, die Bramanen, und Handwerksleute, die Banianen oder Rasputen waren. Die Ursache, warum sie sich noch immer nach dem Stamm nennen, worin sie geboren sind, ist vermutlich, damit sie den Stand ihrer Vorfahren nicht vergessen und ihre Nachkommen selbigen wieder ergreifen können, wenn sie etwa Lust darzu haben, oder um gewisse Heilige ihrer Vorfahren zu verehren.

Kein Hindu von einer niedrigen Kaste kann in eine vornehmere aufgenommen werden. Ich habe zwar gehört, daß einmal ein weltlicher Prinz in den Stamm der Bramanen erhoben und also gleichsam mehr geadelt worden sei; allein dies war mit so vielen Umständen und Kosten verknüpft, daß nur selten jemand seinem Beispiel folgen kann. Man erzählt nämlich, einer von der Soldatenkaste habe sich in dem südlichen Teile von Indien nach und nach viele kleine Nachbaren unterwürfig gemacht und sei zuletzt Herr von einem großen und überaus reichen Lande geworden. Nun wollte er auch ein Braman werden. Die Geistlichen machten dagegen sehr viele Einwendungen, ja sie hielten die Sache für unmöglich, weil sie vorgeben, von der Gottheit abzustammen und ein anderer schon geborner Mensch nicht noch einmal geboren werden könne. Endlich aber ward ihm seine Bitte unter der Bedingung gewährt, daß er einen großen Tempel bauen und darin eine so große Kuh von Gold schenken sollte, daß ein Mensch in dessen Hintern hinein- und zum Maul wieder herauskriechen könnte; und der Prinz soll nicht nur den Tempel haben bauen und den Bramanen die große goldene Kuh (ohne Zweifel auch große Einkünfte, wovon eine Menge Geistliche unterhalten werden konnten) geschenkt haben, sondern auch selbst zu verschiedenen Malen von hinten durch diese Kuh gekrochen und erst dann als ein Braman aufgenommen worden sein. Durch eine Kuh zu kriechen würde in jedem andern Lande für einen gemeinen Mann, und noch mehr für einen vornehmen Herrn, als

eine große Erniedrigung angesehen werden. In Indien aber, wo man einer lebendigen Kuh fast göttliche Ehre erweist, mögen wohl viele gewünscht haben, mit der größten Ehrerbietung durch eine solche Kuh (weil es durch eine lebendige Kuh nicht möglich ist) kriechen zu dürfen, ohne dies Glück zu erhalten. Dadurch, daß die Bramanen ihren weltlichen Fürsten in den Hintern der Kuh hineinkriechen ließen, ward ohne Zweifel seine niedrige Abkunft und dadurch, daß er aus dem Maul wieder hervorkam, gleichsam angedeutet, daß die Gottheit ihn als einen Abkömmling von sich selbst, das heißt für einen Bramanen erklärt habe.

Ebensowenig als ein Indier von der Kaste der Soldaten in die Kaste der Geistlichen aufgenommen werden kann, ebensowenig kann einer von einer andern geringen Kaste in eine höhere aufgenommen werden. Noch viel weniger kann ein Christ, ein Mohammedaner oder jeder andre fremde Religionsverwandte in eine indische Kaste kommen; das heißt, die Indier nehmen gar keine Proselyten an. Dieser Grundsatz ist, meiner Beurteilung nach, die vornehmste Ursache, warum die Indier in den beklagenswürdigen Zustand gekommen sind, worin man sie jetzt findet. Denn hätten sie die Afghanen und Tataren, welche ihr Land zuerst eroberten, zu Bramanen oder nur zu Rasputen erheben wollen, so würden selbige sich vielleicht ebensowohl bequemt haben, die Landesreligion anzunehmen, als die Eroberer von China, und Indien hätte dann auch noch jetzt ein blühendes Reich sein können. So aber blieben sie unter ihren fremden Beherrschern ebenso ruhige und fleißige Untertanen, als sie es unter ihren eigenen Regenten gewesen, und waren dabei stolz, daß sie doch von Indiern abstammten. Den fremden Regenten kann es freilich nicht gefallen haben, daß sie in einem Lande, wo sie als Despoten regierten, nicht naturalisiert werden konnten; ja daß die Einwohner nicht einmal mit ihnen essen wollten

und sie also gleichsam als unrein ansahen. Indes ließen sie sich dies alles gern gefallen, da die Heiden ihnen ganz geduldig die Kasten füllten. Die mohammedanischen Eroberer nahmen zwar alle diejenigen als ihre Glaubensgenossen auf, die sich freiwillig darzu meldeten; allein sie suchten die Heiden weder durch Gewalt noch durch Überredung zu bekehren, und dies aus einem sehr guten Grunde; denn alle die Indier, welche Mohammedaner wurden, hörten auf, fleißige Bürger zu sein, und wurden gemeiniglich nur schlechte Soldaten. Dagegen ließen die mohammedanischen Regenten immer mehrere Afghanen und Tataren als abgehärtete Soldaten kommen, um ein so reiches Land in der Unterwürfigkeit zu erhalten und um weiter um sich zu greifen. Was diese Mohammedaner nicht verwüsteten, das verwüsteten nachher die Europäer, die sich auch durch den Fleiß der arbeitsamen Indier bereichern wollten. Doch man findet in Indien noch jetzt mächtige einländische Prinzen. Die mohammedanischen Statthalter (Nababs) von großen Provinzen haben sich nach und nach von ihrem gemeinschaftlichen Oberhaupte, dem Mogol, unabhängig gemacht; letzterer ist so schwach, daß er schon von Nadir, dem Könige der Perser, nachher von Achmed, dem Könige der Afghanen oder Patanen, also von seinen eigenen Glaubensgenossen und zuletzt gar von den englischen Kaufleuten in Indien abgesetzt worden ist. Nicht nur der jetzige Mogol ist gänzlich von den Engländern abhängig, sondern auch schon einige große Nababs. Die Macht der Mohammedaner in Indien ist also jetzt nicht mehr groß. Sollte einmal auch die Macht der Engländer in dieser weit entlegenen Gegend fallen, welches vielleicht eher geschieht, als man jetzt vermutet, so kann es sich ereignen, daß die Indier doch einmal wieder emporkommen und die ehmals volkreichen Provinzen, die von fremden Nationen verwüstet worden, wiederum in Flor bringen.

Die Indier sind wohl so tolerant als keine andere Nation in der Welt. Denn in welchem Lande in Europa würde man es wohl fremden Religionsverwandten erlauben, öffentlich gegen die im Lande herrschende Religion zu predigen? In Indien scheint man sich darum nicht zu bekümmern. Allein ihre Regierungsform ist auch von unserer und anderer Nationen ihrer gar sehr verschieden. Jede Kaste beobachtet die Aufführung aller ihrer Mitglieder so genau, daß die Obrigkeit nur selten genötigt ist, Verbrechen zu bestrafen. Wenn einer gegen ihre Gesetze sündigt, so legen sie ihm eine Wallfahrt, Geld- oder andere Buße auf. Hat er ein grobes Verbrechen begangen und sieht man bei ihm keine Hoffnung zur Besserung, so wird er nur von seiner Kaste oder seinem Stamme ausgeschlossen. Aber dann nimmt ihn auch keine andere Kaste wieder auf als nur die allerniedrigste, und nicht nur er, sondern auch alle seine Nachkommen müssen beständig in Verachtung und Elend leben. Für solche Indier ist es ein Glück, daß Mohammedaner und Christen unter ihnen wohnen, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen können, und selbst Europäer, die viele Jahre auf der Coromandelküste zugebracht haben, haben mich versichern wollen, daß alle Proselyten, welche die europäischen Missionare in Indien machten, entweder solche Leute oder Leute von den niedrigsten Kasten sind. Diese werden Christen oder Mohammedaner, um in Gesellschaft, und wenn sie fleißig sind, schicklich leben zu können. In den türkischen Ländern ist es nicht selten, daß die europäischen Mönche einen Priester oder gar einen Bischof von einer andern christlichen Gemeinde gegen Versprechung eines jährlichen Gehalts überreden, den Papst als das Oberhaupt der Kirche anzunehmen, und gewinnen dadurch sehr viel, weil dann auch viele andere dem Beispiel eines so angesehenen Mannes folgen. In Indien sollen sie noch nie einen Bramanen haben bekehren können, ob-

gleich die meisten von ihnen äußerst unwissend sind und in großer Armut leben. Einmal sollen die Jesuiten auf der Coromandelküste einen Knaben der Bramanen an sich gebracht, ihn in der katholischen Religion erzogen und ihm seine Geburt nicht eher entdeckt haben, als bis sie ihn für einen eifrigen Christen hielten und auch ihn als Missionar brauchen wollten. Sie trugen nun kein Bedenken, ihm alle Beweise zu geben, daß er wirklich von Bramanen abstammte, um ihm desto besser Eingang bei seinen Landsleuten zu verschaffen. Allein als er dies erhalten hatte, soll er sich zu seiner Kaste begeben und eine erstaunliche Buße getan oder vielmehr Marter ausgestanden haben, um sich, seiner Meinung nach, von dem Christentume zu reinigen und nun wieder als ein Bramane aufgenommen zu werden.

Es wird für uns Europäer sehr schwer sein, die Religion der Indier und ihre verschiedenen Sekten kennenzulernen; denn nicht nur ihre ältesten Gesetzbücher, die sie als göttlich ansehen, sind in einer Sprache geschrieben, die jetzt nur sehr wenige gelehrte Bramanen recht verstehen, sondern auch die jetzigen Indier haben verschiedene Sprachen und ganz verschiedene Schriftzüge.

Es ist für einen reisenden Europäer, der sich nach der Religion der Indier erkundigen will, sehr unangenehm, daß die gelehrten Bramanen sich gar nicht um die europäischen Sprachen bekümmern. Für einen, der mit ihnen reden kann, halte ich es sehr leicht, die Freundschaft eines solchen Mannes zu erhalten und von ihm viele zuverlässige Nachrichten zu bekommen. Ich habe mit den für gelehrt gehaltenen Indiern nicht anders als durch Hilfe eines Dolmetschers sprechen und also nicht viel von ihnen erfahren können.

Die Seele eines Menschen wandert nach der Meinung der Indier so lange in verschiedenen Körpern herum, bis sie völlig gereinigt worden ist. Banianen haben es gegen mich selbst gestanden, daß sie glauben, die Seelen der

Menschen beleben nachher auch Tiere. Allein dies ist doch wohl nicht die Hauptursache, warum die Bramanen und Banianen nichts essen wollen, was Leben gehabt hat. Denn die Rasputen (also selbst Heiden) essen Schaffleisch, und die indischen Prinzen verbieten es ihren christlichen und mohammedanischen Untertanen nicht einmal, Kühe zu schlachten. Ich habe einen europäischen Schiffer und einen Kaufmann gesprochen, die während ihrer Gefangenschaft bei den Maratten auf ihre Vorstellung, daß sie ohne Fleichspeisen nicht leben könnten, täglich Schaf- und Hühnerfleisch erhalten hätten. Glaubten die Indier, daß die Seelen ihrer Vorfahren in diesen Tieren wohnten, so würden sie es ihren christlichen und mohammedanischen Untertanen wohl kaum erlauben, allerhand Tiere und darunter gar die Kuh zu schlachten, und selbst Bramanen würden ihren Gefangenen wohl keine Schafe und Hühner zu schlachten geben. Es hat vielleicht einen physikalischen Grund, warum die Indier kein Rindfleisch essen. Die Mohammedaner in Ägypten, Syrien, ja zu Konstantinopel, wo es doch nicht so heiß ist als in Indien, halten das Ochsenfleisch, besonders in der heißen Jahreszeit, für ungesund und essen es daher sehr selten. Die Gesetzgeber der Indier hielten es vielleicht für notwendig, das Fleischessen der Gesundheit wegen gänzlich zu verbieten, weil der Pöbel mehr gewohnt ist, dem Befehl der Religion als dem Rat des Arztes zu folgen. Ebenso ist es vermutlich wegen der Gesundheit, daß die morgenländischen Religionen die Reinigung des Körpers so sehr empfehlen.

Die Bramanen und Banianen sind überhaupt gegen alle Tiere sehr barmherzig. Ein reicher Kaufmann zu Mochha ließ alle Morgen Gerste auf das Dach seines Hauses tragen und alle Tauben und andere Vögel, die nur kommen wollten, füttern. Zu Bombay sah ich einen Bedienten eines Banianen außerhalb der Stadt, der die Raubvögel fütterte.

Diese schienen ihn schon zu kennen; denn sie schwärmten sobald um ihn herum, als sie ihn nur kommen sahen, und es war ganz artig zu sehen, wie sie ein in die Höhe geworfenes Stück Brot im Fluge auffingen. Man hat mich versichert, daß die Hindu auch Ameisen füttern, und ein Kaufmann sagte, daß er den Ratzen und Mäusen in seinem Magazin Essen hinsetzte, damit sie ihm seine Güter nicht beschädigten. Einige davon sollen so weit gehen, daß sie ihr Wasser niemals auf die Erde fallen lassen aus Furcht, daß sie ein Insekt töten möchten. Die übertriebene Barmherzigkeit der Indier gegen die Tiere wissen andere Religionsverwandte bisweilen gut zu nutzen. Ein europäischer Soldat zu Bombay pflegte einen Gassenhund an einem Strick in die Marktstraße zu führen, ihn hier zu bedrohen und wohl gar zu schlagen. Es fand sich dann bald ein barmherziger Heide, der dem Engländer einige Stüver zum Branntwein reichte, um es zu verhindern, daß ein unschuldiges Geschöpf nicht so barbarisch gemißhandelt würde. Zu Mochha ist es nicht selten, daß mohammedanische Fischer Schildkröten an Banianen verkaufen, damit diese ein gutes Werk tun und sie wieder in Freiheit setzen können.

Die Banianen zu Bombay legen ihre Toten auf einen Haufen Holz und verbrennen sie, und zwar zur Ebbezeit dicht an der See, damit die nächste Flut alle Asche wegspülen möge. Dies habe ich selbst einigemal gesehen. Ihre Kinder, die noch nicht 18 Monate alt sind, werden begraben. Auch sagte man, daß man die verstorbenen schwangern Weiber öffnet, das Kind herausnimmt und begräbt und die Mutter verbrennt. Aber lebendige Weiber dürfen sich so wenig zu Bombay als in den Städten, wo die Regierung mohammedanisch ist, mit ihren verstorbenen Männern verbrennen. Dies wird selbst unter ihrer eigenen Regierung nur selten erlaubt. Ein Kaufmann zu Maskat von dem Stamme der Bramanen erzählte mir, daß seine

Familie vor vielen andern dadurch einen großen Vorzug erhalten, daß seine Großmutter sich mit ihrem Manne hätte verbrennen dürfen; denn dies würde keiner erlaubt, die nicht eine Menge Beweise von ihrer Tugend und Liebe gegen ihren Mann bei der Obrigkeit vorgezeigt hätte.

Dies sind die wenigen Nachrichten, welche ich von der jetzigen Religion der Indier habe erhalten können. Vergleicht man sie mit dem, was ihre ältesten Philosophen in den von ihnen für heilig gehaltenen Büchern gelehrt, so muß man glauben, daß sowohl in der Religion der Indier als anderer Nationen seit einigen tausend Jahren große Veränderungen vorgefallen sind, wenn auch gleich die gelehrten Bramanen die Religion ihrer Vorfahren noch unverfälscht erhalten haben.

Die vornehmste Nahrung der Indier ist Reis, Milch und Butter, und der gemeine Mann behilft sich mit Brot von kleinem Mais. Sie lieben viele Spezereien, besonders Pfeffer an ihren Gerichten, und sind als Wassertrinker große Freunde von Zuckerwerk. Kein Hindu, von welchem Stamme er auch sein mag, ißt Rindfleisch. Aber die Rasputen oder die von der Soldatenkaste essen Schaf- und vielleicht auch noch anderer Tiere Fleisch. Niemand ist an der Wahl der Speisen so sehr gebunden als ein Bramane. Dieser darf gar nichts essen, was Leben gehabt hat; und wenn er alle Pflichten beobachten will, die seiner Kaste vorgeschrieben sind, nicht einmal Zwiebeln, Rettiche und viele andere von den verschiedenen Gartengewächsen und Kräutern, die andern Kasten zu essen erlaubt sind. Sein Essen muß alles von Bramanen zubereitet und das Wasser, was er trinken will, muß von einem Braman in seinem eigenen Gefäß geschöpft werden, und dies zu einer Zeit, wenn kein anderer zugleich Wasser aus demselben Brunnen holt. Überdies hat er fast die Hälfte des Jahres Fast-

tage, an welchen er nur gewisse Speisen essen darf. Kurz, die Pflichten eines Bramanen sind so vielfältig und beschwerlich, daß selbst ein Bramane, ein großer Kaufmann zu Maskat, mich versicherte, es wären nur wenige von seiner Kaste imstande, sie alle zu beobachten. Die Banianen essen gleichfalls nichts, was Leben gehabt hat, sie sind aber an der Wahl der übrigen Speisen doch nicht so sehr gebunden als die Bramanen. Überhaupt würde man wohl wenige Europäer finden, die sich würden bequemen wollen, so mäßig zu leben als die Indier. Dagegen sind letztere auch nur selten Krankheiten unterworfen; heftige Leidenschaften sind bei ihnen unbekannt, sie sind auch allezeit heiter zum Arbeiten, anstatt daß wir Europäer uns durch gar zu vieles oder unzeitiges Essen und Trinken nicht nur oft zur Arbeit untüchtig machen, sondern uns noch wohl Krankheiten und gar den Tod zuziehen.

Die Bramanen haben den Indiern gar viele Regeln vorgeschrieben, wie sie essen und trinken sollen. Sie sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf Teppichen oder Sofas wie die Türken und Araber, bei Tisch aber so weit voneinander, daß sich nicht einmal ihre Kleider berühren. Sie brauchen beim Essen weder Messer noch Löffel und nur solche Teller, die sie nach jeder Mahlzeit zur Tür hinauswerfen, nämlich große Blätter. Sie essen und trinken niemals aus einem Gefäß, das von einem andern Religionsverwandten gebraucht ist. Wenn ich nach der Insel Elephanta fuhr, so hatten meine Matrosen einen gemeinschaftlichen Wasserkrug. Aber sie setzen ihn beim Trinken nicht an den Mund, sondern gossen das Wasser in die Hand, die sie vor den Mund hielten, oder sie gossen es auch gerade in den Mund, ohne den Krug mit den Lippen zu berühren. Vielleicht also gehörte der Krug den Heiden, und unter den Matrosen waren vielleicht Mohammedaner, oder die Heiden waren von verschiedenen Kasten. Die Reinlichkeit ist

ihnen noch mehr anbefohlen als den Mohammedanern. Sie waschen sich nicht nur vor und nach dem Essen und bei andern gewissen Gelegenheiten, sondern des Morgens und des Abends allezeit den ganzen Körper.

Man findet in Indien, wo Künste und Wissenschaften vielleicht ebenso früh geblüht haben als in Ägypten, auch noch jetzt Werke des Altertums, worüber man erstaunen muß. Indes scheinen die Europäer darauf bisher noch nicht viel geachtet zu haben. Verschiedene Reisebeschreiber haben des alten heidnischen Tempels auf der kleinen Insel Elephanta, nahe bei Bombay, zwar erwähnt, aber alle gleichsam nur beiläufig. Ich fand ihn für die Liebhaber der Altertümer so merkwürdig, daß ich dreimal eine Reise dahin machte, und das Merkwürdigste, was man in demselben findet, abzeichnete. Dieser Tempel liegt ziemlich hoch an oder vielmehr in einem Berge, wo er in einen harten Felsen eingehauen worden. Seine Länge ist ungefähr 120 Fuß und seine Breite ebensogroß, ohne die Nebenkammern oder Kapellen an beiden Seiten.

Die Seitenwände dieses Tempels sind mit ganz erhabenen Figuren angefüllt, die der Bildhauer von dem Felsen selbst hat stehen lassen. Diese sollen ohne Zweifel die Geschichte der indischen Götter und Helden vorstellen und können daher den Gelehrten zu vielen Anmerkungen Anlaß geben. Sie sind zwar nicht so schön als die Bas reliefs und Statuen von griechischen und römischen Meistern, aber doch viel besser in der Zeichnung und Stellung als die ägyptischen Figuren und für ihr großes Alter sehr hübsch. Bei 1. auf dem Grundriß, und also gerade vor dem Eingange sieht man die Hauptfigur, die vermutlich Brama, Wistnu und Madeo oder eine andere Gottheit vorstellen soll, welcher zu Ehren dieser Tempel gebaut worden. Ich habe sie mit den nebenstehenden Figuren auf den

Seiten 470/471 abgebildet. Sie ist ein Brustbild mit drei Köpfen, ohngefähr 13 Fuß hoch, und hat vier Hände. Diese sowie die meisten der übrigen Figuren, welche man hier findet, haben dicke Unterlippen und schwere Ohrenringe, die die Ohrlappen weit herunterziehen, eine Mode, die unter den jetzigen Indiern noch gebräuchlich ist. Nur der eine von diesen Köpfen hat einen Knebelbart. Die andern beiden und alle übrigen Hauptfiguren in diesem Tempel haben weder Knebel- noch Kinnbart. (Jetzt tragen alle jungen Indier einen Knebelbart, und die alten lassen den ganzen Bart wachsen.)

Auf Seite 473 sieht man eine sehr große Figur mit acht Armen. Sie hat den Mund offen und macht eine zornige Miene. Die beiden vordersten Hände und beide Beine sind durch die Zeit verlorengegangen. In der zweiten rechten Hand hält sie ein großes Schwert und in der dritten ein Kind bei einem Bein; auf der zweiten linken Hand trägt sie ein Becken, in der dritten hat sie eine kleine Glocke, und mit den beiden hintersten Händen hält sie ein großes Tuch. Um und über dieser großen Figur sind noch verschiedene kleine, die alle eine furchtsame Miene machen. Andere Reisende haben dies für eine Vorstellung des Gerichts Salomons gehalten. Ein Indier sagte mir, die Figur sollte Kos oder Kauns vorstellen, dessen schon im Vorhergehenden erwähnt worden. Dieser tötete eine Menge Kinder seiner Anverwandten, welches hier durch eine Schnur von Köpfen vorgestellt wird. Die Schüssel soll anzeigen, daß er darin das Blut von den ermordeten Kindern aufgefangen, und die Glocke, daß er dadurch seine Ankunft bekanntgemacht habe. Endlich soll ihn das Gewissen über seine begangenen Grausamkeiten so gerührt haben, daß er suchte, sich vor allen Menschen zu verbergen, und dies soll durch das Tuch vorgestellt werden, das er in den beiden hintersten Händen hält.

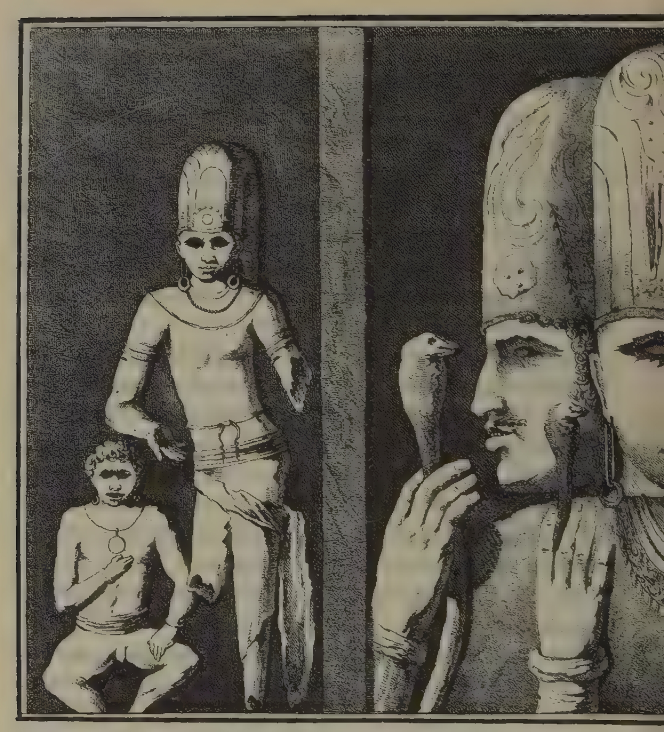
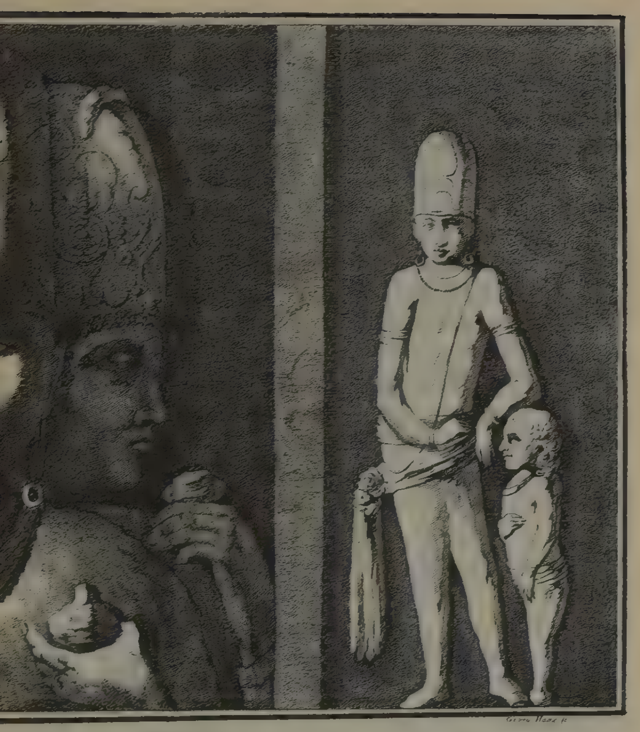


Abbildung der Figuren in der Pago



Georg Haas fc.

2.3. auf dem Grundris

Die jetzigen Einwohner dieser kleinen Insel wissen von dem Alter und der Geschichte dieses prächtigen und kostbaren Tempels nichts. Nach ihrer Meinung sind einmal des Abends Leute hieher gekommen, die das ganze Werk in einer Nacht aus dem Felsen gehauen haben und gleich den folgenden Morgen wieder abgereist sind. Ohngefähr ebenso denken auch die jetzigen Ägypter von den prächtigen Überbleibseln ihrer Vorfahren.

Nicht weit vom Ufer der See und auf freiem Felde sieht man noch einen Elefanten von einem harten schwärzlichen Stein. Es ist ohne Zweifel darum, daß die Europäer die ganze Insel Elephanta nennen; denn die Indier nennen selbige Gali Pouri. Die erwähnte Statue ist ziemlich groß, aber doch nicht so groß als der größte Elefant, den ich zu Surat gesehen habe. Sie trägt etwas auf dem Rücken, das durch die Zeit ganz unkenntlich geworden ist. Die Statue selbst ist schon geborsten und fällt vielleicht bald zusammen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß die Religion der alten Indier viel Ähnliches mit der Religion der Ägypter gehabt habe. Indes wissen wir von der Götter- und Heldengeschichte der alten Ägypter nur wenig mehr, als was durch die Griechen und also durch eine fremde Nation auf uns gekommen ist; denn die Ägypter sind oft von fremden Nationen ganz unterwürfig gemacht worden. Ihre Religion und Sprache haben sich ganz verändert, und damit sind auch ihre Bücher verlorengegangen. Die Religion und die Sprache der Indier haben sich in der langen Reihe von Jahren auch zwar sehr verändert, allein bei weitem nicht so viel als der Ägypter ihre. Sie sind niemals ganz von fremden Nationen bezwungen worden, und selbst in den Provinzen, die von den Mohammedanern unters Joch gebracht sind, hat man den Einwohnern ihre Religion gelassen. Daher findet man bei ihnen noch immer alte Bücher und Bra-



Abbildung der Figur beÿ 9 auf dem Grundris

manen, die sie lesen können. Wenn also auch viele Untergötter und Helden der alten Indier, wovon man hier Abbildungen in den Tempeln findet, jetzt nicht mehr geachtet werden, so ist doch kein Zweifel, daß man auch noch jetzt Bramanen antreffe, die mit ihrer Geschichte bekannt sind. Es wäre daher zu wünschen, daß eigentlich dieser Altertümer wegen ein unparteiischer Gelehrter nach Indien gesandt und diesem ein guter Zeichner mitgegeben würde. Ersterer müßte sich bequemen, eine indische Sprache zu lernen, um mit den Bramanen reden zu können. Hat er dann erst gute Zeichnungen von den in den Pagoden befindlichen Figuren, wovon das, was ich auf Elephanta gezeichnet habe, nur ein kleiner Teil ist, und kann er mit den Bramanen reden, so zweifle ich nicht, er werde auch schon Leute finden, die ihm alles erklären. Und wer weiß, ob dies nicht vieles beitragen würde, die ältesten griechischen und andere heidnischen Schriftsteller besser zu verstehen.

Die Engländer haben darzu die beste Gelegenheit. Ihre Reisenden können mit ihren Schiffen bis nach Bombay gehen und selbst in Indien die meiste Zeit unter ihren Landsleuten leben. Sie brauchen von ihren Pflanzstädten nach Bequemlichkeit nur kleine Nebenreisen zu machen; und dies alles wird bei weitem nicht so kostbar und beschwerlich werden als die Reise, welche Friedrich V. und Christian VII. nach den Morgenländern großmütig haben unternehmen und vollenden lassen. Ohne dergleichen Unterstützung werden die Indier uns Europäern noch immer eine fremde Nation bleiben.

Die Engländer sind fast hundert Jahre Herren von Bombay gewesen, von welcher Insel man in wenigen Stunden beides nach Elephanta und Salset kommen kann. Fast jeder Europäer, der nach Bombay kommt, besucht auch die in der Nähe liegenden prächtigen Pagoden. Indes findet man in ihren Beschreibungen von diesen Gegenden noch

bis jetzt nur unvollständige Nachrichten von diesen Altertümern. Mehr konnte man auch nicht erwarten, weil ihre Reisenden gemeiniglich andere Beschäftigungen hatten, die sie verhinderten, auf dergleichen Achtung zu geben. Die Portugiesen sind Jahrhunderte Herren von Salset und Elephanta gewesen; sie haben gar eine Pagode zu Kanari in eine Kirche verwandelt. Sie hatten also die beste Gelegenheit, uns umständliche Beschreibungen und Zeichnungen von diesen merkwürdigen Altertümern zu geben. Allein meines Wissens ist davon auch nicht viel durch sie in Europa bekanntgemacht worden. Man sagt im Gegenteil, sie hätten die prächtigen, in Felsen gehauenen Denkmäler mit Kalk bedeckt und also gesucht, sie gar in Vergessenheit zu bringen.

In dieser Gegend von Indien wohnen auch viele Parsi oder Abkömmlinge von den Persern, die vor 1100 Jahren von den mohammedanisch gewordenen Arabern aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden.

Die Parsi als Schüler des Zerdust oder Zoroaster verehren ein allmächtiges und ewiges Wesen, das alles erschaffen hat und erhält. Weil aber die meisten Menschen etwas Sichtbares haben wollen, wobei sie sich an den Schöpfer erinnern können, so richten die Perser ihr Gebet auch an die Sonne, den Mond, die Sterne und andere erschaffene Dinge, besonders an das Feuer als das reinste und wirksamste von allen Elementen. Sie haben daher nicht nur in ihren Tempeln ein Feuer, das sie beständig durch wohlriechendes Holz unterhalten, sondern es lassen auch reiche Kaufleute ein solches Feuer in ihren Häusern brennen. In einem ihrer Tempel zu Bombay soll es beinahe schon 200 Jahre gebrannt haben. Ihre Ehrfurcht für dies Element geht so weit, daß sie kein Licht ausblasen, damit sie es nicht durch ihren Hauch verunreinigen; ja, man sagte, daß

sie das Feuer nicht mit Wasser löschen würden, wenn auch ihr Haus darüber aufbrennen sollte.

Die Reinigung des Körpers ist sowohl bei den Parsis als den Indiern und Mohammedanern ein Hauptpunkt der Religion. Sie beten auch stehend. Sie beschneiden sich ebensowenig als die Indier; sie verheiraten ihre Kinder so wie diese oft vor ihrem 6ten Jahre und haben nicht mehr als eine Frau. Wenn aber diese unfruchtbar ist, so nimmt der Mann eine zweite. Wein und andere starke Getränke sind ihnen erlaubt. Das Rindfleisch ist nach ihrem eigenen Gesetze nicht verboten; allein bei ihrer Ankunft in Indien mußten sie es dem heidnischen Prinzen, der sie in Schutz nahm, versprechen, kein Hornvieh zu schlachten, und dies ist nachher bei den Parsis so sehr zum Gesetz worden, daß auch diejenigen von ihnen, die unter der mohammedanischen und englischen Regierung leben und also jetzt ungestraft Rindfleisch essen könnten, sich desselben doch gänzlich enthalten. Der Hase ist bei ihnen das unreinste Tier.* Sie kleiden sich fast wie die Indier; sie scheren auch ihren Kopf, lassen aber an jeder Seite einen Zopf Haare über dem Ohr stehen wie die Juden.

Die Parsi haben so wie alle gesitteten morgendländischen Nationen ein großes Zutrauen zu der Astrologie. Bei der Geburt eines Kindes, bei Hochzeiten und andern wichtigen Vorfällen nimmt man allezeit diese Wissenschaft zu Hilfe, und dies erhält bei ihnen auch noch das

---

* Ein europäischer Kaufmann hat unter seinen Bedienten oft Indier, Parsis, Mohammedaner und Katholiken. Aber gewisse Dienste kann er nur von letztern verlangen. Zum Beispiel sein indischer Bedienter trägt keinen gespickten Hasen auf den Tisch, weil es wider seine Religion ist, ein Tier zu töten; der Parsi rührt diese Schüssel nicht an, weil der Hase ein unreines Tier ist, und der Mohammedaner nicht, weil der Hase mit Schweinefleisch gespickt ist. Alle diese Leute sehen also ihren Herrn für unrein an.

Andenken der Astronomie, womit übrigens in diesen Ländern nichts zu verdienen ist. Man kann leicht denken, daß die Parsi es in der Sternkunde nicht weit gebracht haben. Indes bedienen sie sich doch wohl der besten Tabellen, welche in den Morgenländern bekannt sind, nämlich des Ulugh Beighs seiner, die sie von ihren Glaubensgenossen aus Kirman und diese wiederum von den Mohammedanern erhalten haben. Sie rechnen ihren Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenaufgang. Ihr Jahr hat zwölf Monate, jeder zu 30 Tagen; aber zu dem letzten Monate werden noch 5 Tage hinzugesetzt. Ihr Jahr hat also 365 Tage. Vom Schaltjahre wissen sie nichts. Damit aber ihr Neujahrstag beständig in dieselbe Jahreszeit falle, so setzen sie alle 120 Jahre außer den erwähnten 5 Tagen noch einen ganzen Monat hinzu und haben also in diesem Jahre 13 Monate. Ihre Zeitrechnung benennen sie von der Flucht Jesdejerds, ihres letzten Königs, der von den Mohammedanern aus seinen Staaten vertrieben ward. Diese hat im Herbst des Jahres 631 nach Christi Geburt ihren Anfang genommen; denn der 25ste November 1764 war bei den Parsis zu Bombay der 10te Tag ihres zweiten Monats im Jahr 1133. Im Jahr Christi 1763 war der 18te Oktober und 1764 (welches ein Schaltjahr war) der 17te Oktober ihr Neujahrstag.

Die Parsi haben gewisse Festtage, die sie Ghumbar nennen und an denen sie sich der Schöpfung erinnern. Diese dauern allezeit fünf Tage nacheinander. Bei dem Ghumbar, das am 11ten des Monats Ardibescht seinen Anfang nimmt, erinnern sie sich der Schöpfung des Firmaments; bei dem, was am 11ten des Monats Tir anfängt, an die Schöpfung des Wassers; bei dem vom 26sten bis den 30sten des Monats Scherewar an die Schöpfung der Erde; bei dem vom 26sten bis 30sten des Monats Mer an die Schöpfung der Kräuter und andrer Gewächse; und bei dem vom 16ten bis den 20sten des Monats Deh an die

Schöpfung der Tiere. Die letzten 5 Tage im Jahr, welche eingeschaltet werden, feiern die Parsi zur Erinnerung, daß Gott den Menschen erschaffen habe. Dies ist ihr größtes Fest und wird Gata Ghumbar genannt.

Ich habe es nicht bemerkt, daß die Parsi an diesen ihren Ghumbars öffentlich viel Aufsehens machen. Sie feiern selbige mit Übungen der Andacht in ihren Häusern und Tempeln, sie kleiden sich besser als gewöhnlich und besuchen ihre Freunde. Ich habe mich erkundigt, ob ihre Wahrsager besonders an diesen Ghumbars mit Prophezeiungen beschäftigt wären; ob sie ihre Hochzeiten und andre feierliche Handlungen bis auf solche Festtage versparten, allein dies ward geleugnet. Diese Leute überhaupt genommen, leben sehr ruhig und einig, sie treiben allerhand Hantierungen und sind sehr fleißig. Sie sind bei den Indiern gut gelitten und haben sich in diesen Gegenden sehr vermehrt, anstatt daß sie Anzahl ihrer Glaubensgenossen unter dem harten Joche der Mohammedaner in Persien sehr abgenommen hat. Sie unterstützen ihre Armen mit großem Eifer und erlauben es keinem von ihrer Nation, von fremden Religionsverwandten Almosen zu verlangen. Und wenn etwa einer von ihnen in die Hände der Obrigkeit fällt, so sparen sie kein Geld, wenn sie ihn dadurch von der öffentlichen Strafe loskaufen können. Aber liederliche Mitglieder, an denen sie keine Besserung sehen, jagen sie aus ihrer Gemeinde. Man sagte, ein Parsi, der zu meiner Zeit wegen Sodomiterei gehangen ward, wäre ursprünglich nicht von ihrer Nation, sondern von einem ihrer Kaufleute als ein Sklave gekauft worden. Sie verwerfen also die fremden Religionsverwandten nicht gänzlich wie die Hindu, sondern nehmen auch Proselyten an.

Die Parsi haben eine besondere Manier, ihre Toten zu begraben. Sie wollen weder in der Erde verfaulen wie die Juden, Christen und Mohammedaner noch verbrannt

werden wie die Indier, sondern sie lassen ihre Toten in den Magen der Raubvögel verdauen. Sie haben zu Bombay einen runden Turm auf einem Berge ziemlich weit von der Stadt, der oben mit Brettern belegt ist. Darauf legen sie ihre Toten; und nachdem die Raubvögel das Fleisch davon verzehrt haben, sammeln sie die Knochen unten im Turm, und zwar die Knochen der Männer und Weiber in besondern Behältnissen. Dies Gebäude ist jetzt verschlossen, wie man sagt, weil einmal eine junge und schöne Frauensperson, die plötzlich gestorben und nach morgenländischer Manier gleich begraben war, noch auf diesem Totenacker einen Besuch von ihrem Liebhaber erhalten hätte.

Am Ende des ersten Bandes hat der Leser gesehen, daß Herr Cramer und ich im September 1763 beide krank zu Bombay angekommen waren. Hier fanden wir die Hilfe eines geschickten Arztes der Engländer, und es fehlte uns auch nicht an Ruhe und Bequemlichkeit, woran wir in Arabien einen so großen Mangel gehabt hatten. Wir hofften also, unsere Rückreise über Basra mit einem Schiffe antreten zu können, das im Januar 1764 von Bombay dahin abgehen sollte. Allein nicht nur meine Gesundheit war zu dieser Zeit noch sehr schwach, sondern die Krankheit des Herrn Cramers hatte noch mehr zugenommen; und dieser mein letzter Reisegefährte mußte endlich am 10ten Februar auch das Zeitliche verlassen. Nunmehr war von unsrer zahlreichen Gesellschaft niemand mehr übrig als ich allein. Wenn ich mir den mir vorgeschriebenen Rückweg über Basra und von hier zu Lande durch die ganze Türkei vorstellte, so konnte ich auf demselben nicht wenigere Beschwerlichkeiten erwarten, als wir auf der Reise von Ägypten bis nach Bombay ausgestanden hatten, und ich hatte also wenig Hoffnung, Europa jemals wiederzusehen. Indes hielt ich mich vorzüglich jetzt verbunden, für meine

Erhaltung zu sorgen; denn wenn zuletzt auch ich gestorben wäre, so war es sehr ungewiß, ob meine Papiere jemals nach Europa gekommen sein würden. Diese und andere Gedanken brachten mich auf den Entschluß, eine Gelegenheit zu erwarten, um mit einem Schiffe der englischen Ostindischen Handlungsgesellschaft von Bombay gerade nach London gehen zu können. Da unterdes ein großes englisches Schiff, Capt. James Maffat, fertig lag, um nach Surat zu segeln und daselbe Waren für China einzunehmen, so entschloß ich mich, damit vorher noch eine Reise nach dieser berühmten Handelsstadt zu machen.

März 1764

Wir segelten am 24sten März 1764 vor Mittag aus dem Hafen von Bombay, und zwar mit so wenig günstigem Winde, daß wir erst gegen Abend Mahim erreichten. Von hier an aber ging unsere Reise geschwinder, denn wir warfen schon am 26sten des Morgens auf der Reede von Surat und unter der Polhöhe 21° Anker. Die Stadt ist von hier etwa drei deutsche Meilen entfernt; und weil Wind und Strom uns entgegen waren, so ging ich mit dem Schiffskapitän und andern Engländern nach Domus, um von hier zu Lande nach Surat zu reisen.

Die Stadt Surat liegt in einer ebenen und sehr fruchtbaren Gegend an einem großen Fluß mit Namen Tappi. Sie hat die Figur eines halben Mondes. An der Seite des Flusses ist sie mit einer Mauer, nach der Landseite aber mit einer doppelten Mauer umgeben und hat also eine innere und äußere Stadt. Alles ist so groß, daß man es etwa in zweieinviertel Stunden umgehen kann. Aber von dem Platz zwischen den beiden Mauern oder von der äußern Stadt, ist kaum der vierte Teil bewohnt; das übrige besteht aus lauter Gärten. Das Kastell liegt am Flusse und in der

Stadt und ist mit einem Graben umgeben, in dem man zur Regenzeit Wasser findet.

Surat ist der vornehmste Hafen in dem ganzen Reiche des Mogols und daher die Handlung dieser Stadt sehr groß. Die hiesigen Kaufleute schicken Schiffe nach den persischen und arabischen Meerbusen, nach der afrikanischen, nach der Malabar- und Coromandelküste, ja bis nach China; und die vielen kostbaren Fabrikwaren, die in den verschiedenen Provinzen und Städten des mogolschen Reichs verfertigt werden, erhalten sie mit großen Karawanen zu Lande. Die hiesigen Einwohner sind in der Schiffsbaukunst zwar nur Nachahmer der Europäer, aber ihre Schiffe sind gut. Sie finden die vornehmsten Materialien dazu größtenteils in Indien selbst und für einen billigen Preis. Das Holz, dessen sie sich zu ihren Schiffen bedienen, ist so hart, daß die Würmer sich nicht daran wagen. Daher ist es nicht selten, hier Schiffe zu finden, die 80 bis 90 Jahre alt sind, und in diesem Stücke sind sie also besser als die unsrigen. Die Lebensmittel sind in dieser Stadt sehr wohlfeil, die Luft gesund, jeder hat hier völlige Gewissensfreiheit; und weil man in diesen Gegenden noch nicht die Zünfte kennt, so hat auch jeder völlige Freiheit, sein Brot auf eine ehrliche Art, so gut er kann, zu verdienen. Überdies ist der arme Indier schon in einer schlechten Hütte vergnügt, er braucht wenig oder fast gar keine Kleidung, er trinkt nichts als Wasser und ißt fast nichts als Brot von kleinem Mais und Butter und ist daher sehr arbeitsam. Es ist also kein Wunder, wenn eine solche Handelsstadt als Surat, wo der Fleißige immer Arbeit und wo der Kaufmann immer Waren finden kann, sehr volkreich ist. Indes ist die Anzahl ihrer Einwohner doch wohl nicht so groß, als man gemeiniglich glaubt. Selbst angesehene Europäer, die hier viele Jahre gewohnt haben, reden gemeiniglich von einer Million, wenn man sich hier nach der Bevölke-

rung erkundigt. Sollten aber alle Einwohner gezählt werden, so fürchte ich, man würde kaum den dritten Teil finden: und auch dies ist für eine Stadt schon sehr viel.

Surat hat schon seit vielen Jahren zu dem Reiche des Mogols gehört und wird noch jetzt darzu gerechnet. Aber seitdem Nadir Schah Dehli geplündert hat, haben sich die Gouverneurs von verschiedenen abgelegenen großen Provinzen nur wenig um den Mogol bekümmert, und Surat ist ihm auch nur dem Namen nach unterwürfig geblieben. Die Nababs oder Statthalter dieser Stadt haben sich der Regierung erst durch List oder Gewalt bemächtigt und sich nachher darin vom Mogol bestätigen lassen; ebenso wie die letzten Paschas zu Bagdad sich selbst ernannt und dann ihre Bestallung von dem Sultan gleichsam erpreßt haben. Der Mogol hatte zu Surat allezeit zwei Nababs, wovon jeder eine kleine Armee hielt und die beide voneinander ganz unabhängig waren. Der eine regierte in der Stadt und der andere im Kastell. Letzterer war zugleich Admiral des Mogols und hatte große Einkünfte von gewissen Distrikten, um nicht nur die nötigen Soldaten und Matrosen zu bezahlen, sondern auch um allezeit eine kleine Flotte gegen die Seeräuber auf dieser Küste in gutem Stande zu haben. Der Hof zu Dehli suchte unter diesen beiden Statthaltern beständig Uneinigkeit zu unterhalten, und dadurch blieben beide unterwürfig. Tek beg khan aber, der Nabab von der Stadt war, wußte es bei der schwachen Regierung zu Dehli dahin zu bringen, daß sein Bruder Nabab von dem Kastell ward. Diese beiden vereinigten sich, Surat mit ihrem Gebiete als ihr gemeinschaftliches Eigentum anzusehen; sie sammelten sich große Reichtümer und fingen an, die Befehle des Mogols fast gar nicht zu achten.

Tek beg khan starb im Jahr 1746 und teilte sein großes Vermögen, das er durch seine vieljährige Regierung über die Stadt erworben hatte, unter seine Anverwandten und

Bedienten. Dadurch wurden einige so mächtig, daß sie selbst Lust zur Regierung bekamen oder wenigstens einen oder den andern Anverwandten ihres verstorbenen Herrn unterstützten. Desselben Bruder, der Nabab vom Kastell, starb bald darauf im Jahr 1747 und hinterließ eine überaus reiche und herrschsüchtige Witwe. Diese wollte ihren Schwiegersohn nicht allein als Nabab vom Kastell, sondern auch zugleich als Nabab von der Stadt angesehen wissen. Dies gab Anlaß zu innerlichen Kriegen, an welchen alle große Herren in dieser Stadt teilnahmen, indem jeder nach seinem Vermögen eine kleine oder große Anzahl Leute zusammenbrachte und die Regierung entweder für sich selbst oder einen seiner Freunde zu erhalten suchte. Die kleinen Tyrannen griffen sich einander in ihren Häusern an und erklärten bald diesen, bald jenen als Nabab von der Stadt oder vom Kastell. Der Mogol schickte unterdes weder neue Statthalter noch Truppen, um diesen oder jenen, der sich selbst als Nabab aufgeworfen hatte, in der Regierung zu befestigen; und wenn auch einer sich einen Firman oder die Bestallung vom Hofe zu verschaffen gewußt hatte, so ließen die übrigen sich dadurch nicht abhalten, ihn aus seinem Posten zu vertreiben, wenn sie darzu vermögend waren.

Bei allen diesen innerlichen Unruhen blühete Handlung und Gewerbe. Wenn die kleinen Tyrannen sich in der Stadt selbst angriffen, so verschlossen die übrigen Einwohner die Straßen, welche nicht auf ihrem Wege waren, und hernach ging jeder wieder an seine Arbeit. Der Bürger ward dabei nicht geplündert; und wenn dies auch bisweilen geschah oder wenn sein Haus bei einer solchen Gelegenheit ein Raub der Flamme ward, so erhielt er gemeiniglich eine Schadloshaltung.

Endlich ward der Nabab, den die Engländer unterstützten, aus Surat vertrieben. Er kam aber im Jahr 1758 wieder

zurück, und seine Schwiegermutter, die vorher erwähnte Witwe, brachte es durch ihr Geld, das sie bei dieser Gelegenheit nicht sparte, dahin, daß der damalige Nabab ihm die Regierung der Stadt wieder überlassen mußte. Nun waren die Engländer mit Ernst darauf bedacht, sich selbst Meister von dem Kastell zu machen. Die Regierung zu Bombay schickte zu dem Ende im Anfang des Jahres 1759 den Herrn Spencer, einen ihrer Ratsherrn, einen Mann, der von allen, sowohl Indiern als Europäern, sehr geliebt war, mit einer ansehnlichen Macht nach Surat. Sie brauchten viele Zeit, bevor sie ihre Schiffe wegen der vielen Sandbänke in dem Fluß Tappi bis zur Stadt hinaufbringen konnten. Endlich ward alles ausgeschickt. Der Nabab von der Stadt erhielt die Versicherung, daß er ruhig in seinem Posten bleiben sollte, wenn er den Engländern die Stadttore öffnen und ihnen bei der Einnahme des Kastells nicht hinderlich sein wollte. Er gab darzu seine Einwilligung, und so ward das Kastell innerhalb wenigen Tagen erobert, ohne daß es viele Leute kostete.

Unterdes würden die Engländer nicht viel gewonnen haben, wenn sie das Kastell und die darzu gehörige Besatzung von dem Gewinn hätten unterhalten sollen, den sie von ihrer Handlung zu Surat haben. Wenn sie sich auch gleich auf die Freundschaft des Nababs hätten verlassen können, so fanden sie unter den übrigen Großen dieser Stadt noch verschiedene mächtige Gegner, die das Joch einer europäischen Nation nicht ruhig tragen wollten. Die Kaufleute fingen auch an zu fürchten, daß ihre Handlung nunmehr von den Feinden Englands und zu dieser Zeit besonders von den Franzosen beunruhigt werden möchte. Herr Spencer hatte also auch nach der Eroberung des Kastells noch vieles in Ordnung zu bringen. Aber er überwand alle Schwierigkeiten durch seine Klugheit und Leutseligkeit. Er versicherte die Einwohner, daß sie nicht als englische

Untertanen angesehen werden sollten und daß die Engländer das Kastell nicht für sich selbst, sondern für den Mogol erobert hätten; zum Beweis davon ließ er die Flagge des Mogols wieder vom Kastelle wehen. Er erinnerte die hiesigen großen Kaufleute daran, daß die Herren, welche sich in den letzten Jahren die Regierung über sie angemaßt, die Einkünfte zu ihrem Privatnutzen verwandt hätten, die zur Unterhaltung einer Flotte und zur Beschützung des Handels bestimmt gewesen, und daß daher die Küste voll Seeräuber geworden wäre. Dagegen versprach er, daß die Engländer ihre Handlung schützen sollten, wenn der Mogol ihnen die Einkünfte zugestehen wollte, die die vorigen Nababs im Kastell zur Unterhaltung der Flotte, der Festung und der Besatzung gehabt hätten. Hiemit waren die Kaufleute zufrieden. Sie zweifelten nicht, die Engländer als Kaufleute würden es sich besser angelegen sein lassen, die Seeräuber auszurotten, als ihre vorigen Tyrannen, die alles Geld, was sie nur aufbringen konnten, zu Landtruppen anwendeten, um sich gegen ihresgleichen zu behaupten.

Die Regierung zu Bombay schickte darauf einen weitläuftigen Bericht von ihrem Verfahren nach Dehli. Sie zeigte darin, daß Surat während der innerlichen Unruhen besonders dadurch viel gelitten hätte, weil die Despoten, die sich hier nach und nach aufgeworfen, die Flotte ganz versäumt, daß sie dadurch die Schiffe dieser Stadt den Seeräubern preisgegeben und daß die Einwohner von Surat die Engländer ersucht hätten, sie in ihren Schutz zu nehmen. Dies ward von verschiedenen Vornehmen und Kaufleuten unterschrieben. Die Engländer verlangten daher, daß der Mogol den allezeit zu Surat residierenden Direkteur ihrer Handlung zum Nabab vom Kastell und Admiral der hiesigen Flotte ernennen mögte, wobei es sich von selbst verstand, daß sie die damit verbundenen Einkünfte verlangten. Weil der Mogol nicht einmal imstande gewesen war, die

kleinen Rebellen in dieser Stadt im Zaum zu halten, so konnte er noch viel weniger Hoffnung haben, die Engländer aus einem Kastell zu vertreiben, das ihm so weit entfernt und einem der Hauptetablissements der Engländer so nahe war; er räumte ihnen deswegen alles ein, was sie verlangten.

Die Engländer vertreten also seit der Zeit die Stelle eines Nabab vom Kastell zu Surat und eines Admirals unter der Hoheit des Mogols. Sie haben auch außer dem dritten Teil des Zolls noch andere große Summen, wovon sie nicht nur das Kastell mit der gehörigen Besatzung, sondern noch verschiedene kleine Kriegsschiffe unterhalten können, die ihren Handel sehr befördern. Es würde für sie zu weitläuftig und beschwerlich sein, wenn sie die Regierung über die Bürgerschaft übernehmen wollten. Diese Ehre überlassen sie einem andern Nabab, der dem Namen nach bloß unter dem Mogol steht und auch seine eigenen Truppen hat. Allein die Engländer haben es in ihrer Macht, ihn abzusetzen und einen andern an seine Stelle zu erheben, und daher muß er sich jederzeit nach ihrem Willen richten. Sie erlauben ihm so große Einkünfte, daß er nach morgenländischer Manier einen großen Staat führen kann; aber auch nicht mehr, damit er ihnen nicht zu reich und mächtig werde. Sie behaupten alle Rechte des vorigen Nababs so genau, daß sogar bei Prozessionen an großen Festtagen, wenn die Sunniten ihre Andacht auf einem gewissen Platz außerhalb der Stadt feierlich halten, immer ein Engländer mitreitet.

Nach den Engländern ist von den europäischen Nationen zu Surat die holländische die stärkste. Diese hat hier einen Direkteur, einen Oberkaufmann, Kaufleute, Unterkaufleute, eine große Menge europäische Schreiber und andere Bediente und auch noch einige Soldaten. Indes ist ihre Handlung bei weitem nicht mehr so groß als in vorigen Zeiten. Es scheint auch bei dieser Nation nicht sehr

ordentlich zuzugehen. Doch es ist nicht meine Sache, dieserwegen Anmerkungen zu machen.

Von Indiern oder den Anhängern der Bramanen ist zu Surat eine große Menge. Die Banianen als gute Rechenmeister und fleißige Haushalter werden oft Steuereinnehmer, Pächter und Zollbediente bei den Mohammedanern. Sie sind gleichsam geborne Kaufleute und haben den Handel von Indien dergestalt in ihrer Gewalt, daß fast alle fremden Nationen genötigt sind, sich ihrer als Makler zu bedienen. Aber die hiesigen europäischen Kaufleute sind auch besser mit ihnen zufrieden als die zu Konstantinopel und Kahira, wo Juden Makler sind. Es ist in Indien nicht selten, daß Europäer fast ihr ganzes Vermögen einem Banianen anvertrauen, und man hört oft Beispiele von der Treue und Redlichkeit dieser Heiden, die einen in Erstaunen setzen.

Die indischen Kaufleute, wenn sie auch einige Tonnen Goldes besitzen, kleiden sich nach europäischer Art, doch nur schlecht, nämlich in weißen Kattun. Sie tragen Beinkleider oder auch nur ein großes, herunterhangendes Tuch um die Hüfte gewickelt und darüber eine lange Kleidung, die oben eng ist und unten, so wie die europäischen Weiberröcke, viele Falten hat. Die Ärmel in diesem Kleide sind sehr lang, aber eng und über die Hand zurückgeschoben. Um die Hüfte haben sie einen Gürtel; ihre Pantoffeln sind groß und stehen vorne krumm aufwärts wie unsere Schrittschuh oder die Schuh der Finnlappen. In den Ohren tragen sie große, goldene Ringe, und die reichen Kaufleute hangen auch wohl in jedes Ohr eine große, echte Perle. Die Figur ihres Turbans, das Messer, das sie vor dem Leibe tragen, kurz die ganze Kleidung der Indier ist von der Kleidung der Araber, Türken und Perser verschieden, aber auch für das Klima sehr bequem. Die armen Indier gehen, so wie die Armen in allen heißen Ländern, meistens ganz nackend. Sie haben nur einen Gürtel und wohl nur einen

Strick um die Hüfte mit einem schmalen Stücke Leinwand zwischen den Beinen. Wenn es regnet, trägt der indische Bauer einen Mantel von Palmen- oder Kokosnußblättern.

Die Weiber der Indier von niedrigem Stande tragen ein großes Tuch von rotgestreifter Leinwand um die Hüfte gebunden und das eine Ende zwischen den Beinen so aufgezogen, daß es kurzen und weiten Beinkleidern ähnlich sieht. Auch haben sie ein großes Tuch um den Leib gewikkelt und über den Kopf geschlagen. Diese Weiber der Heiden haben keine lange hangenden Brüste wie die Mohammedanerinnen. Sie tragen sie nämlich in Futteralen von proportionierter Größe in einem kleinen Wams mit halben Ärmeln, das bloß die Brust und weder den Rücken noch den Unterleib bedeckt. Dies Kleidungsstück soll die Brüste so wohl erhalten, daß viele Europäerinnen, die nach Indien kommen, sich selbiges anschaffen, so wie sie den Indianerinnen auch in dem Punkte der Reinlichkeit nachahmen müssen, wenn sie die Liebe ihrer Männer nicht verlieren wollen. Die Weiber der Indier sind nicht weniger arbeitsam als ihre Männer. Ich habe zu Bombay viele gesehen, die Holz trugen und also ihr Brot schwer verdienten, und doch viel Silber, Gold und Steine am Leibe hatten. Aber alles besteht in Ringen, wovon auch ihre Kinder, ja Kindeskinder Nutzen haben können. Sie tragen zum Beispiel in einem Naseloch einen Ring mit einem Stein, ebensolche Ringe in dem ganzen Rande des Ohrs, Ringe über den Fingern und über den Zehen und große Ringe um die Fußknöchel und Arme. Sieht man dagegen eine Mohammedanerin, so ist diese, so wie die in Arabien und der Türkei, ganz bedeckt; und Weiber, die Fremden nicht ihr Angesicht, ja kaum die Hände zeigen dürfen, können nicht viel außer ihrem Hause verdienen.

Den Versammlungen der Indier an ihren Festtagen habe ich nur ein einziges Mal beigewohnt, und dies zu Loheia in

Arabien. Hier saßen 12 bis 13 Banianen in einem Kreise. Jeder von ihnen hatte ein paar metallene Teller oder eine kleine Trommel. Wenn einer von ihnen eine Strophe in der indischen Sprache gesungen hatte, so wiederholten alle übrigen ebendieselben Worte und ließen dabei ihre Instrumente hören. Ich war in der Gesellschaft eines Mohammedaners, und da ich merkte, daß wir den Banianen eben nicht willkommen waren, so entfernte ich mich wieder in weniger als in einer Viertelstunde, um sie in ihrer Andacht nicht zu stören.

Alle Verrichtungen eines Bramanen als Geistlichen sind mir nicht bekannt worden. Wenn aber einem Hindu ein Kind geboren wird, so muß ein Braman gleich nach astrologischen Regeln bestimmen, ob es in einer glücklichen oder unglücklichen Stunde in die Welt gekommen ist; und wenn er dies verrichtet hat, so hängt er dem Knaben einen dünnen Strick über die Schulter, welches Kennzeichen seiner Nation er dann zeitlebens trägt. Diese Gewohnheit scheint sehr alt zu sein; denn man findet schon unter den Figuren in der Pagode auf der Insel Elephanta sehr viele, die einen solchen Strick über der Schulter haben. Wenn ein Banian sein Kind verheiraten will, wofür er oft sorgt, wenn es nur 6 bis 8 Jahre alt ist, so muß auch ein Braman die Zeit bestimmen, wenn der Vater um die Braut werben und wenn die Hochzeit sein soll. Unterdes bleiben die Kinder noch bei ihren Eltern, bis sie mannbar werden. Dann müssen die Bramanen auch die Festtage bestimmen und sie dem Volke vorher bekanntmachen. Jeder Banian muß sich des Morgens, wenn er sich gewaschen und gebadet hat, von einem Bramanen gleichsam ein Siegel vor den Kopf drucken lassen. Dies ist die Verrichtung ihrer gemeinen Priester. Ich sah an einem Morgen eine ganze Reihe derselben nahe bei dem Kastell am Flusse sitzen, wo eine Menge Weiber und Mädchen hinkamen, um sich zu baden und ihr Morgengebet zu halten. Jedes gab die reinen Klei-

der, die sie den Tag tragen wollte, an einen dieser Priester, und ging dann in den Fluß. Nachher verwechselte sie ihre nassen Kleider mit den trockenen öffentlich am Ufer, welches aber mit solcher Geschicklichkeit geschieht, daß auch der aufmerksamste Beobachter von dem, was bedeckt sein soll, doch nichts zu sehen bekommt. Der Braman tunkte darauf seinen Daumen in eine rote Farbe und drückte dem Mädchen gleichsam ein Siegel vor die Stirn; und sie zeichnete ihn auch, aber nur sehr wenig, denn sonst würde diesem bald der ganze Vorderkopf beschmiert worden sein. Zuletzt nimmt die Person, welche gezeichnet oder für den Tag gleichsam geheiligt worden ist, die Farbeschachtel in die Hand, hält ein kurzes Gebet, gibt dem Priester eine oder mehrere Handvoll Reis und geht mit ihren nassen Kleidern in der Hand wieder nach Hause. Einige nehmen auch wohl einen Topf voll Flußwasser mit zurück, um ihren Favoritbaum zu tränken oder es zu einem andern Gebrauch anzuwenden.

Meines Wissens haben die Indier zu Surat kein Hospital für Menschen, aber ein großes Hospital für Tiere. Wenn andere Religionsverwandte ihnen ein altes oder krankes Pferd, eine Kuh oder ein anderes Tier überlassen wollen, so nehmen sie es gern auf und verpflegen es, bis es von Alter oder Krankheit stirbt. Ich sah hier eine sehr große, gelähmte und blinde Landschildkröte, welche man über 125 Jahr alt zu sein glaubte. Lahmes Hornvieh, Schafe, Kaninchen, Hühner, Tauben und dergleichen waren hier in Menge; und bei dem Hospital ist ein Arzt, der dafür sorgen muß, daß das Vieh wohl gepflegt wird.

Unter den Indiern gibt es oft Leute, die freiwillig grausame Marter übernehmen in der Meinung, dadurch Gott gefälliger zu werden als andere. Einige sollen sich mit dem Kopf unterwärts lebendig begraben lassen. Einer tat ein Gelübde, in einem Bauer, die Hände gefalten und in die Höhe

haltend, 20 Jahre in freier Luft zu sitzen, sich nachher zu einer Pagode in der Gegend von Dehli tragen und daselbst den Kopf absägen zu lassen. Er hat wirklich viele Jahre in seinem Bauer vor einem Garten außerhalb Surat gesessen, war aber nicht lange vor meiner Ankunft in diese Stadt und vor dem Verlauf der erwähnten 20 Jahre gestorben. Weil er sich gar nicht rührte, so waren seine Glieder in der Stellung, wie er sich einmal gesetzt hatte, gleichsam angewachsen. In den letzten Jahren hat er kein Wort mehr gesprochen und beständig auf eine Stelle vor sich niedergesehen; und da ihm in seinem Bauer niemals die Nägel und die Haare abgeschnitten worden, so kann man sich vorstellen, daß er scheußlich ausgesehen haben mag. An Aufwärtern, welche glaubten, durch den Dienst, den sie diesem vermeinten Heiligen erzeigten, auch eine Heiligkeit zu erlangen, oder die vielleicht nur von den reichlichen Almosen, die man ihrem Herrn brachte, bequem leben wollten, hat es ihm niemals gefehlt. Ein anderer hatte das Gelübde getan, daß er beständig einen Arm in die Höhe halten wollte, und diese Übung soll er viele Jahre getrieben haben. Noch ein anderer glaubte Gott dadurch einen Dienst zu erzeigen, wenn er beständig eine schwere Kette mit einem Stein trüge. Ein Weib soll ihre Natur nach und nach so zum Fasten gewöhnt haben, daß sie innerhalb 40 Tagen nichts genossen habe als täglich ein wenig reines Wasser. Kurz, das Fasten und die Kasteiungen der christlichen Mönche ist nur eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem, was sich gewisse Indier auflegen.

Man findet bei den Hindu auch zwei Orden heiliger Bettler oder Pilgrime die man Bargais und Gusseins nennt. Diese sind geschworne Feinde. Beide reisen bewaffnet und bisweilen bei Tausenden; und wenn sie sich irgendwo begegnen, so geht es selten ohne eine blutige Schlacht ab.

Es fehlt in dieser Stadt auch nicht an mohammedanischen Fakirs. Diese sitzen gern bei einem Grabe oder unter

einem Baum und haben große Töpfe bei sich stehen, die ihnen alte Weiber in der Meinung, Gott dadurch einen Dienst zu tun, mit Wasser angefüllt halten. Mit diesem Wasser sind sie sehr freigebig. Sie segnen alle Vorübergehenden und machen bisweilen vortreffliche Wünsche sowohl an Europäer und andre Religionsverwandte als an ihre eigenen Glaubensgenossen. Aber diese Fakirs sind auch unverschämte Bettler. Sie setzen sich bisweilen vor einem Hause nieder und lassen sich nicht überreden, von da wegzugehen, bis ihnen die Summe, welche sie verlangen, entweder ganz oder so viel, als sie mit dem Eigentümer einig werden können, bezahlt worden ist. Die Polizei mischt sich in ihre Forderungen nicht. Jeder sucht daher, sie sobald als möglich zu befriedigen, um von ihrem Geschrei befreit zu werden.

Unter den Gärten zu Surat ist besonders derjenige merkwürdig, den der erwähnte Tek beg khan hat anlegen und bauen lassen. In den vielen Gebäuden dieses Gartens findet man verschiedene große Zimmer, die an der einen Seite ganz offen sind und des mehreren Schattens wegen ein weit hervorstehendes Dach haben. Hier sind kostbare Bäder, ein Wasserfall und verschiedene Teiche mit Springbrunnen, welches alles in diesem Himmelsstrich sehr bequem ist. Aber der Weg von dem Haupteingange nach dem Hauptgebäude ist so schmal, krumm und mit so vielen kleinen Türen versehen, daß einer sich daselbst leicht bei hellem Tage verirren könnte. Die Gänge zwischen den übrigen Gebäuden sind ebenso schmal und krumm; vermutlich, weil der Bauherr sich dadurch für einen unvermuteten Überfall in Sicherheit setzen wollte. Außer den erwähnten großen Zimmern sind die übrigen alle sehr klein. Die Wege im Garten und viele Plätze vor den Gebäuden sind ganz mit Estrich belegt. Aber dieser kostbare Garten mit seinen nach indischer Art prächtigen Gebäuden

wird nur schlecht unterhalten. Die hiesigen Mohammedaner denken ebenso wie die Türken und Araber. Sie selbst bauen gern große Paläste, um sich einen Namen zu machen, sie wenden aber nicht gern viel Geld an, um das Gebäude eines andern in gutem Stande zu erhalten.

April 1764

Am 8ten April reisete ich von Surat, um mit ebendem Schiffe, womit ich gekommen war, wieder nach Bombay zurückzugehen. Es war verabredet worden, daß wir des Morgens ganz früh abgehen wollten. Wir kamen aber nicht eher als um 10 Uhr von der Stadt, und die Folge davon war, daß wir das Schiff nicht eher als um 3 Uhr nach Mitternacht erreichten. Auf eine solche Nachtreise in einem offenen Boote hatte ich mich nicht vorbereitet, und dies brachte mir eine sehr starke Verkältung zuwege. Unser Schiffskapitän James Maffat ging am folgenden Tage des Morgens um 5 Uhr von Surat und kam schon des Nachmittags um 1 Uhr an Bord.

Am 11ten April gingen wir mit vierzig bis fünfzig kleinen Fahrzeugen unter Segel, die sich versammelt hatten, um unter unserm Schutz nach Bombay zu gehen. Am 12ten kamen einige Raubschiffe gerade auf uns zu und schienen Lust zu haben, sich unter unsere Flotte zu mischen, worauf alle kleinen Fahrzeuge sich gleich um uns herum versammelten. Unser Schiffskapitän gab es den Fremden durch verschiedene Kanonenschüsse zu verstehen, daß uns an ihrer Gesellschaft nichts gelegen war. Allein sie kehrten sich nicht daran, bis ein Schuß so wohl traf, daß die Kugel vor einem ihrer Fahrzeuge die Oberfläche des Wassers streifte, sich wieder hob und an der andern Seite desselben ins Wasser fiel. Dies hatte die Wirkung, daß die Räuber sich entfernten. Indes verließen sie uns

nicht ganz, und wir fürchteten, daß sie sich des Nachts uns wieder nähern würden. Denn es geschieht nicht selten, daß sie eine solche Flotte, wie die unsrige war, des Nachts von verschiedenen Seiten angreifen und, wenn das englische Schiff nach der einen Seite feuert, an einer andern Seite einige kleine Fahrzeuge wegführen. Allein sie wagten es nicht, sich uns wieder zu nähern, und wir kamen alle am 13ten April glücklich wieder nach Bombay.

Die Engländer erwarteten bei meiner Abreise zwei Schiffe, die sie noch vor dem Anfang der Regenzeit nach Europa zurückschicken wollten. Diese hoffte ich schon zu Bombay anzutreffen, hörte aber nun, daß sie vor dem Regen gar nicht kommen würden, weil sie von Bengalen und Madras erst nach Batavia und Banculen gesandt worden wären. Ich nahm daher den Entschluß, mit demselben Schiffe, womit ich nach Surat gegangen war, nach China und von da mit einem dänischen Schiffe nach Kopenhagen zu gehen. Allein am 20sten April, als dies Schiff absegelte, war ich schon wieder so krank, daß ich ohne augenscheinliche Gefahr eine solche Reise nicht unternehmen konnte. Ich war also genötigt, noch während der Regenzeit zu Bombay zu bleiben, und nahm dabei den festen Vorsatz, den mir vorgeschriebenen Rückweg über Basra zu nehmen, wenn ich meine Gesundheit nur einigermaßen wiederhergestellt haben würde. Alle unseren im arabischen Meerbusen gesammelten Naturalien hatten Herr Cramer und ich schon nach Tranquebar gesandt. Nachher schickte ich alle Manuskripte meiner Reisegefährten, ingleichen einen Teil von meinen eigenen Papieren gerade über London nach Kopenhagen. Denn da ich nicht wissen konnte, was mir noch auf der Rückreise begegnen würde, so hielt ich es für ratsam, letztere durch einen andern Weg zu schicken, damit nicht die ganze Frucht der Reise verlorenginge, wenn auch ich etwa hätte sterben oder geplündert werden sollen.

Reise von Bombay nach Maskat und Abuschehr

Dezember 1764

Meine Abreise von Bombay verzögerte sich noch bis den 8ten Dez. 1764, da ich an Bord eines kleinen Kriegsschiffes der Ostindischen Handlungsgesellschaft ging, das eine Reise nach Maskat und dem persischen Meerbusen machen sollte. Die Winde sind in dieser Gegend so beständig, daß ein erfahrner Schiffer es gemeiniglich schon vorher wissen kann, was für Wind er zu einer gewissen Jahreszeit unter dieser oder jener Länge und Breite antreffen werde.

Solange wir uns nicht über zwei bis drei Grade von der indischen Küste entfernten, sahen wir sehr oft kleine Wasserschlangen. Man soll selbige auch häufig im persischen Meerbusen antreffen. Am 12ten Dez. des Abends leuchtete das Seewasser so stark, als ich es sonst niemals gesehen habe. Denn hier schien die Oberfläche der See wohl eine halbe deutsche Meile weit mit breiten Flammen bedeckt zu sein, anstatt daß man in andern Gegenden nur kleine Funken sieht, wenn das Wasser geschlagen wird. Vermutlich findet man hier auch noch andere Seetiere, die des Nachts leuchten. Zu Bombay habe ich des Nachts oft ein solches phosphorisches Licht auf den Straßen oder Misthaufen gesehen und es anfänglich für verfaultes Holz oder Johanniswürmer gehalten. Es war aber das Eingeweide von einem kleinen schleimigen Fisch, der hier die allgemeine Speise der Armen ist.

Auf der Reise nach Maskat gab ich alle Abend, wenn wir klar Wetter hatten, auf das Funkeln der Sterne Achtung, weil einige Reisende haben versichern wollen, daß die Fixsterne in einigen Gegenden des Orients nicht so funkeln als in Europa. Am 15ten Dez. war der Horizont am allerreinsten, und an diesem Abend sahen wir nicht nur den Jupiter, sondern auch den Sirius, sobald sie nur über den Horizont hervorkamen.

Am 21sten und 22sten sahen wir erstaunlich große Heere von Meerschweinen, die mit uns gleichsam in die Wette liefen und weit vorauskamen, ohngeachtet unser Schiff doch dreiviertel einer deutschen Meile in einer Stunde segelte. Acht bis zehn Stück nebeneinander sprangen oft aus dem Wasser, ohne dadurch von ihrem geraden Wege abzukommen oder zurückzubleiben. An diesem letzten Tage erblickten wir Ras Kalhat, ein Vorgebirge auf der Küste von Oman, einer Provinz von Arabien. Die englischen Reisebeschreiber pflegen sie zu dem glücklichen Arabien zu rechnen. Am 23sten kamen wir bis in die Nähe von Maskat. Hier erhielten wir Windstille, und der Strom war auf dieser Küste so stark, daß wir dadurch in einer Nacht bei 6 deutsche Meilen zurückgesetzt wurden. In den folgenden Tagen war der Wind uns immer entgegen und der Strom noch immer so stark, daß wir alle Mühe hatten, nur vom Lande abzuhalten. Die Küste von Oman ist sehr steil und gefährlich und das Wasser so tief, daß man in der Nähe vom Lande oft auf 50 Faden noch keinen Grund findet. Am 28sten waren wir noch bei dem Vorgebirge Kalhat. Von diesem Tage an suchten wir wiederum die weite See und waren also nicht mehr in Gefahr zu scheitern.

Januar 1765

Am 3ten Januar erreichten wir endlich den Hafen Maskat. Am 4ten des Morgens kamen verschiedene indische Fahrzeuge in den Hafen, die nach Landesgewohnheit ihre Ankunft und ihre Freude über die glücklich zurückgelegte Reise durch Trommeln und Schalmeien anzeigten. Eins derselben warf seinen Anker dicht bei unserm Schiffe. Ich fand auf demselben zu meiner Verwunderung zwei arme Franzosen, die nach dem Verlust von Pondichery über ganz Indien gelaufen und nun Soldaten bei einem indischen Schiffer waren, dessen Fahrzeug nicht einmal ein Verdeck hatte. Sehr viele brave Leute von dieser Nation sind durch den letzten Krieg so zerstreut und genötigt worden, ihr Brot kümmerlich bei Mohammedanern und Heiden zu verdienen.

Maskat gehört einem unabhängigen arabischen Prinzen, der zu Rostak residiert und sich Imam von Oman nennt. Die Einwohner dieser Provinz sind Mohammedaner. Sie halten also den Koran für ihr vornehmstes Gesetzbuch. Allein sie bekennen sich zu einer Sekte, die sich Abadi oder Beiasi nennt, die zwar aus den arabischen Schriftstellern schon längst bekannt, von den europäischen Reisenden aber meines Wissens gar nicht bemerkt ist. Die Sunniten sowohl als die Schiiten nennen sie Chauaredsji; aber dies ist ein Schimpfname, der in Oman ebenso verhaßt ist als der Name Rafedi den Persern oder der Name Ketzer den Deutschen.

Keine von den mir bekannten Mohammedanern machen so wenig Pracht und leben so mäßig als diese Beiasi. Sie rauchen keinen Tabak, sie trinken nicht einmal Kaffee und also noch viel weniger starke Getränke. Der Vornehme kleidet sich nicht prächtiger als der Geringere, außer daß er etwa einen feinern Turban auf dem Kopf und einen

kostbarern Säbel an der Seite oder Messer vor dem Leibe hat. Sie lassen sich nicht leicht von heftigen Leidenschaften hinreißen, sie sind höflich gegen Fremde und erlauben selbigen, zu Maskat ungestört nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Anstatt daß die Banianen in Jemen gezwungen sind, ihre Toten zu begraben, so können die hiesigen sie verbrennen; und wenn die Juden in den übrigen Ländern der Mohammedaner genötigt sind, sich durch ihre Kleidung von andern Nationen zu unterscheiden, so dürfen sie sich hier völlig wie die Araber kleiden. Wenn in den Ländern der Sunniten ein Banian, Jude oder Christ bei einer Mohammedanerin betroffen wird, so muß er ein Mohammedaner werden oder wenigstens eine große Strafe an Geld bezahlen. Bei den Beiasiten zu Maskat aber bekümmert die Regierung sich darum nicht, wofern der Fremde sich bloß an solche Weibsleute wendet, von denen es bekannt ist, daß sie sich sonst auch den Mohammedanern für Geld überlassen. Von diesen liederlichen Weibsleuten wohnt eine ganze Menge in einem besondern Quartier außerhalb der Stadt. Übrigens ist die Polizei hier so vortrefflich, daß man gar nicht von Diebstahl hört, obgleich es nicht selten ist, Kaufmannswaren ganze Wochen lang an der Straße liegen zu sehen. Niemand darf des Nachts ohne Leuchte auf der Straße erscheinen; und damit keine Waren eingebracht und dadurch die Regierung wegen des Zolls betrogen werde, so darf nach Sonnenuntergang kein Boot ans Land kommen, ja nicht einmal von einem Schiffe zum andern gehen.

Maskat ist sowohl durch die Natur als Kunst gut befestigt. Auf und an den steilen Klippen an beiden Seiten des Hafens, in welchem die größten Schiffe vor allen Winden sicher vor Anker liegen können, sind verschiedene Batterien und Kastelle, die stark mit Kanonen besetzt sind. Von letztern sind besonders die beiden Kastelle Mirani und Jelali merkwürdig, weil sie am geräumigsten sind und dicht

an der Stadt auf steilen Klippen liegen. Die Batterien und Türme sind nur klein. Die Stadt ist mit einer Mauer umgeben, die zwar nur schwach ist, aber acht Türme oder vielmehr Batterien mit Kanonen hat.

Weil die hiesigen Einwohner noch weniger Pracht und Bequemlichkeit suchen als andere Mohammedaner, so sind ihre Häuser durchgehends nur schlecht. Sogar die zwei Moscheen, die sie haben, sind nur klein und dunkel, und keine derselben hat ein Minarett. Die besten Gebäude in dieser Stadt sind zwei portugiesische Kirchen, wovon die eine jetzt die Wohnung des Wali und die andere ein Warenlager ist. Außerhalb der Stadt ist eine ziemlich große Ebene mit einigen Gärten, die in der heißen Jahreszeit wegen des Schattens, den man hier von Datteln- und andern Bäumen haben kann, angenehm genug sind. Kunst aber muß man hier gar nicht erwarten.

An dem Fuß eines Berges ist ein Brunnen, der Maskat in der trockenen Jahreszeit mit frischem Wasser versorgt. Dies wird hier sehr mühsam von einem Ochsen in einem großen ledernen Sack in die Höhe gezogen, in ein Wasserbehältnis geschüttet und durch Röhren bis an den Hafen geleitet, so daß auch Boote hier mit leichter Mühe Wasser einnehmen können. Diese Wasserleitung scheint noch ein Werk der Portugiesen zu sein.

Andere Reisende haben versichern wollen, daß es zu Maskat in einem ganzen Jahre kaum einmal regne. Während meines Aufenthalts in dieser Stadt regnete es von dem 12ten bis den 17ten Januar täglich, und wir hatten überhaupt so viel trübes Wetter, daß ich hätte von hier reisen müssen, ohne hinlängliche Beobachtungen über die Polhöhe erhalten zu haben, wenn ich deswegen nicht in der Nacht vom 11 auf den 12ten Januar aufgepaßt hätte. In den Sommermonaten aber, wenn die Sonne hier nahe bis zum Scheitelpunkt kommt und die Sonnenstrahlen über-

dies noch von den umherliegenden kahlen Felsen zurückprallen, ist es in dieser Stadt so heiß als wohl an wenigen Orten in der Welt. Die Berge auf der Küste von Oman überhaupt scheinen kahl und unfruchtbar zu sein. Dagegen sind die Täler desto besser bebaut. Zu Maskat ist daher ein Überfluß von allerhand schönen Früchten, das Fleisch ist hier in Menge und sehr gut, und die See liefert einen Überfluß von Fischen. Von den Produkten, die von Oman ausgeführt werden, sind die Datteln das Vornehmste. Hievon gehen aus verschiedenen Hafen ganze Schiffsladungen voll nach dem arabischen Meerbusen, nach Indien und andern Gegenden.

Meines Wissens ist noch kein Europäer von Maskat landwärts eingereist. Indes verdient die Provinz Oman von Erdbeschreibern und Naturkundigen genauer besucht zu werden, und nach dem, was ich zu Maskat gehört habe, so reiset man in dem Gebiet des hiesigen Imams mit ebenso großer Sicherheit als in Jemen. Teils meine Gesundheit, teils auch andere Umstände erlaubten mir nicht, diese Reise zu unternehmen.

So reisete ich am 18ten von Maskat. Am 19ten des Abends von 8 Uhr 30 Minuten bis 9 Uhr 30 Minuten, da wir so stark segelten, daß wir in einer Stunde fünfviertel deutsche Meilen zurücklegten, war die Oberfläche der See, soweit wir sehen konnten, so weiß als eine Ebene, die mit Schnee bedeckt ist. Nach 10 Uhr sahen wir einen andern solchen weißen Strich, der sich von Osten her näherte, unser Schiff aber nicht erreichte. Die Ursache dieses weißen Scheins war vermutlich ebendieselbe, welche das Leuchten des Seewassers hervorbrachte, welches ich am 12ten Dezember des Abends zwischen Bombay und Maskat sah. Heute aber bemerkte ich gar keine Funken von dem bewegten Wasser, sondern, wie erwähnt, bloß einen weißen

Schein. Der Mond war zu dieser Zeit nicht über dem Horizont. Wir hatten aber sternklares Wetter und nur hin und wieder eine dünne Wolke am Himmel.

Vom 27sten bis den 31sten Januar hatten wir so viel trübe Luft und Regen, daß wir in aller der Zeit nur einmal die Polhöhe erhalten konnten. Niemals habe ich in so kurzer Zeit so große Veränderung des Windes erlebt, als wir in diesen Tagen hatten. Bald hatten wir Windstille, bald darauf einen fliegenden Sturm, und oft drehete der Wind sich plötzlich nach der entgegengesetzten Seite. Bei solchen Umständen erwartete ich, Wasserhosen zu sehen, welche auf diesem Meerbusen sehr häufig sein sollen; allein ich habe selbige hier nicht bemerkt. Von der Gefahr, worin wir uns bei dieser Gelegenheit bisweilen befanden, will ich gar nichts erwähnen. Die Seeleute sind dergleichen sehr oft ausgesetzt; es würde daher unbillig sein, wenn wir andere auf unsern nur seltenen Seereisen uns über Unbequemlichkeit und Gefahr beklagen wollten.

Februar 1765

Am 1ten Februar kamen wir das Vorgebirge Berdistan vorbei. Diese Gegend wird von den europäischen Schiffern für die gefährlichste auf der ganzen Reise gehalten; denn nicht nur vor Ras Berdistan liegen viele Klippen, die weit in die See gehen, sondern ein Engländer soll nicht weit von hier zur Ebbzeit eine Insel gesehen haben, deren Lage auf den Seekarten noch nicht bemerkt ist. Wenn sie also auf der einen Seite die Klippen vor dem Vorgebirge ausweichen wollen, so fürchten sie auf der andern, auf der erwähnten Insel, die bei der höchsten Flut mit Wasser bedeckt sein soll, zu scheitern. Araber zu Abuschehr wollten mich versichern, daß diese kleine Insel ohngefähr mitten zwischen Ras Berdistan und der Insel Bahrein liege.

Endlich am 4ten Februar gegen Abend erreichten wir die Reede von Abuschehr. Weil der Eingang zu diesem Hafen sehr schmal ist und ein so großes Schiff, als das unsrige war, ohne einen guten Lotsen nicht wohl hineingebracht werden kann, so warfen wir etwa 2 deutsche Meilen nach Westen von der Stadt Anker.

Bald nach unserer Ankunft erhielten wir Nachricht von einem Engländer mit Namen Sutherland, der ein Schiff von Bengalen kommandierte. Wir hatten ihn am 26sten des vorigen Monats bei der Insel Surde oder Schech Sure angetroffen, nachdem er 6 Tage vorher von Abuschehr abgesegelt war. Er selbst, seine zwei Steuerleute und ein Bootsmann waren Europäer. Unter den Matrosen war ein Spanier von Manila, die übrigen waren lauter Indier. Letztere sind von Natur sehr feig, sonst aber ihren Befehlshabern gehorsam. Die Engländer bedienen sich derselben in Indien auf allen ihren Schiffen, die bloß von einem Hafen zum andern oder nach dem arabischen oder persischen Meerbusen gehen. Weil die meisten dieser Matrosen indische Katholiken oder sogenannte Portugiesen sind, so müssen die übrigen und selbst die Engländer so viel Portugiesisch lernen, daß sie in dieser Sprache kommandieren oder das Kommando verstehen können. Übrigens bekümmert man sich nicht darum, von welcher Nation oder Religion die Matrosen sind oder welche Sprache sie untereinander reden, weil man eben kein Beispiel hat, daß sie einen Aufstand gegen ihren Schiffer gemacht haben. Sutherland hatte auf seiner Ausreise und zu Basra so viele Leute verloren, daß er genötigt worden war, an ihrer Stelle 12 arabische Matrosen anzunehmen. Diese Mohammedaner sind gewohnt, von ihren eigenen Glaubensgenossen mit Gelindigkeit begegnet zu werden. Zwischen den verschiedenen kleinen Herren in und an dem persischen Meerbusen ist beständig Krieg. Die hiesigen Matrosen

sind daher tapferer als die indischen und überdies noch stolz auf ihre Religion, indem sie alle übrigen Religionsverwandten ohngefähr ebenso verächtlich ansehen als wir die Juden. Es sei nun, daß es den Arabern nicht gefallen habe, unter dem Befehl einiger weniger Christen zu stehen, oder ob sie sich vor der langen Reise nach Indien fürchteten oder ob es bloß aus Raubbegierde geschah, so bemächtigten sie sich dieses Schiffs noch eher, als sie aus dem persischen Meerbusen kamen.

Zwei Tage nachher, als wir mit dem Kapitän Sutherland gesprochen hatten, ankerte dieser wegen eines starken Sturms bei der Insel Kes. Er schickte hier einen von seinen Steuerleuten ans Land, um Wasser zu holen, und dieser Gelegenheit bedienten sich die arabischen Matrosen, um die übrigen Europäer zu ermorden. Der Steuermann, der an Bord geblieben war, ward auf dem Verdeck durch einen Schlag zu Boden geworfen. Den Schiffskapitän, welcher auf diesen Lärm aus der Kajüte kam, durchbohrten sie mit einer Lanze; und als er hievon nicht gleich starb, gaben sie ihm noch einige Hiebe mit einem Säbel. Der Bootsmann wollte sich verkriechen, ward aber aufgesucht und erschlagen und der zweite Steuermann bei seiner Zurückkunft im Boot erschossen. Die zwölf Araber waren also Meister von dem Schiffe; denn die indischen Matrosen und einige armenische Kaufleute hatten sich alle unten im Schiff verkrochen, und um alle diese bekümmerten sie sich nicht viel, da sie glaubten, nichts von ihnen befürchten zu dürfen.

Weil aber die Araber nicht imstande waren, ein so großes Schiff zu regieren, und voraussahen, daß man es ihnen doch nicht lassen würde, wenn sie es auch irgendwo sicher in einen Hafen bringen könnten, so suchten sie hauptsächlich das bare Geld, wovon die bengalischen Schiffe auf ihrer Rückreise von Basra gemeiniglich große Summen an

Bord haben. Andere kostbare Waren, die keinen großen Platz einnahmen, glaubten sie auch mitnehmen zu können. Da sie von letztern keine große Kenner waren, so riefen sie einen armenischen Kaufmann, der ihnen bei der Wahl derselben behilflich sein sollte. Mit diesem aber veruneinigten sie sich und erschlugen ihn gleichfalls. Hierauf packten die Räuber alles, was sie wegbringen konnten, in ein Boot und verließen das Schiff, um nach dem festen Lande zu entfliehen.

Die Leute, welche Wasser geholt hatten und in deren Boot der eine Steuermann erschossen war, waren wieder nach Kes zurückgegangen, und der Schech von dieser Insel hatte nicht so bald von einem Aufstand auf dem Schiffe gehört, als er ein stark bemanntes Fahrzeug dahin abschickte. Dies verfolgte erst die Räuber, die sie von Bord abgehen sahen. Als diese merkten, daß sie nicht entfliehen konnten, wollten sie wieder nach dem Schiffe zurückkehren; der Spanier aber kam auf den Einfall, eine Kanone abzufeuern. Hiedurch ließen die Araber sich abschrecken und hielten es für besser, sich ihren Landsleuten zu ergeben. Der Schech zu Kes nahm hierauf alles, nicht allein das, was er bei den Räubern im Boote, sondern auch das, was er im Schiffe fand, in Verwahrung. Sein Herr, der Schech zu Tsjarek, verlangte bald Rechnung und ließ sich alles, was jener nicht verbergen konnte, ausliefern. Auch der behielt die Beute nicht allein, sondern mußte sie wieder mit seinen Nachbarn, dem Herrn vom Ormus, und Nasser Khan, jetzigem Herrn von Laristan teilen, wenn er mit selbigen deswegen nicht Krieg haben wollte. Kurz, alle Barschaften und Güter, die in diesem Schiffe gewesen waren, wurden unter den kleinen unabhängigen Herrn auf dieser Küste so verteilt, daß die Eigentümer davon wahrscheinlich niemals etwas wieder erhalten haben.

Anmerkungen zu Abuschehr, Schiras und Persepolis

Abuschehr oder, wie die Engländer diese Stadt nennen, Buscheer, war bei den Auswärtigen nur wenig bekannt, bis Nadir Schah es sich in den Kopf setzte, auch zur See Eroberungen zu machen. Dieser ließ hier einige Schiffe bauen und kaufte darzu noch so viele von fremden Nationen, daß er eine Flotte von 22 bis 25 Schiffen zusammenbrachte, die sich zu Abuschehr versammelten. Dadurch kam die Stadt sehr in Aufnahme. Jetzt ist sie gleichsam der Hafen von Schiras und von allen Städten auf dieser Küste auch noch dem jetzigen Wekil oder Statthalter von Persien am meisten unterwürfig. Indes hat der Wekil kein einziges Schiff. Der Schech von Abuschehr aber, welcher nicht nur einen ansehnlichen Distrikt in Kermasir besitzt, sondern auch Herr von Bahrein ist, hat noch ein großes Schiff und verschiedene kleine Kriegsschiffe, die man Galwetten (arabisch Kalbet) nennt.

Die Stadt hat die Figur eines Dreiecks, wovon zwei Seiten an der See liegen. Die dritte ist durch eine schlechte Mauer mit einigen Türmen befestigt; und weil bei einer hohen Flut auch hier das Land bisweilen mit Wasser bedeckt wird, so kann man von ihr wie von Loheia in Jemen sagen, daß sie bald auf dem festen Lande und bald auf einer Insel liege. Ihre Polhöhe ist nach meinen Beobachtungen 28° 59′. Ebbe und Flut ist bei dieser Stadt wegen der vielen in der Nähe liegenden Inseln und Sandbänke nicht sehr re-

gelmäßig. Man sagte, daß das Wasser oft 9 Stunden steige und dann wieder in 3 Stunden falle. Im Sommer soll es des Tages höher steigen als des Nachts, im Winter aber des Nachts höher als am Tage. Die Veränderung zwischen dem niedrigsten und höchsten Wasser soll selten größer sein als 6 Fuß. Die Berge, welche wir in einer Entfernung von 7 bis 8 Meilen sahen, waren ganz mit Schnee bedeckt.

Von den Engländern wohnt nur ein Kaufmann zu Abuschehr. Zu meiner Zeit war hier Herr Jervis, ein Mann, der sich in seiner Jugend den Wissenschaften gewidmet hatte und auch noch die Stunden, welche ihm von seinen Handlungsgeschäften übrigblieben, sehr wohl anwandte. Er redete nicht nur die persische Sprache, sondern hatte es darin auch schon ziemlich weit im Lesen und Schreiben gebracht. Er sammelte zugleich persische Handschriften.* Ich zweifle daher nicht, die Wissenschaften werden von seinem Aufenthalt in Persien Nutzen haben, wenn er wieder nach Europa zurückkommen sollte. Der Schreiber bei der hiesigen Faktorei war ein Sohn des geschickten Steinschneiders Natter, dessen Name in ganz Europa bekannt ist. Dann waren hier noch zwei Mönche, wovon der eine sich Bischof von Isfahan nannte. Sonst habe ich zu Abuschehr keinen Europäer angetroffen.

Die Engländer schicken viel europäisches Laken nach diesem Hafen und sonst auch viele indische Waren von

---

* Ich fand unter selbigen Nadir Schahs Leben von seinem Geheimsekretär Mohammed Mahadi Khan ein Werk, das erst vor 8 Jahren aus des Verfassers Händen gekommen und daher selbst in Persien noch sehr selten und kostbar war. Denn ein vornehmer Herr, der ein seltenes Werk besitzt, leihet es nicht gern aus, teils aus Eitelkeit, um das, was ihn viel Geld gekostet hat, nicht allgemein zu machen, teils auch, damit das Exemplar beim Abschreiben nicht beschmutzt werde; und wenn es nur in den Händen einiger weniger Schreiber ist, so wissen auch diese einen Preis darauf zu setzen, weil sie für die Abschriften

Surat und Bengalen. Die Artikel, welche von hier ausgeführt werden, sind vornehmlich: Seidenstoffe von Jezd und Kaschan, Seide aus Ghilan, Teppiche (die kostbarsten kommen von Isfahan), feine Wolle oder Ziegenhaar aus Kerman, Rhabarber aus Usbeck und andere Arzneiwaren aus Persien. Ferner Baumwolle, allerhand schöne Früchte aus der bergigten Gegend, Rosenwasser und eine große Menge Wein von Schiras. Um verschiedene dieser Artikel bekümmert die englische Ostindische Handlungsgesellschaft sich nicht. Sie sind ein Teil des Privathandels des Herrn Jervis, der bloß seiner eigenen Geschäfte wegen einen jungen Kaufmann zu Schiras hält. Auch gehen von Persien Pferde und Maulesel nach Ostindien.

Mir Mahenna lebte seit einiger Zeit öffentlich in einem Kriege mit Kerim Khan, dem Statthalter von Persien, und also auch mit dem Schech von Abuschehr, der sich des letztern Vasallen nennt. Er hatte die Karawanen zwischen Abuschehr und Schiras schon einigemal beunruhigt und dadurch die Handlung zwischen diesen beiden Städten ziemlich unterbrochen. Er hatte neulich sogar dicht bei Abuschehr vieles Vieh weggetrieben. Jetzt aber stand eine kleine Armee des Kerim Khan, die Mir Mahenna in seiner Hauptstadt Benderrigk angreifen sollte, zu Kormudsch, und die Reisenden, welcher nur diesen Umweg nehmen wollten, hatten eben nicht viel zu fürchten. Beide suchten

---

von solchen Büchern, die jeder andere Schreiber liefern kann, gemeiniglich sehr mäßig bezahlt werden. Man redete von der Zuverlässigkeit des erwähnten Werks so viel, daß ich mich nachher zu Schiras auch bemühete, davon eine Abschrift für die Königliche Bibliothek zu erhalten.

Dies ist das Original von der Histoire de Nadir Sehah, welche Herr Jones 1770 ins Französische übersetzt hat und wovon 1773 wieder eine deutsche Übersetzung unter dem Titel: Geschichte des Nadir Schah, in Greifswalde gedruckt worden ist.

die Freundschaft der Engländer. Kerim Khan nämlich verlangte, daß sie gemeinschaftlich mit dem Schech von Abuschehr den Mir Mahenna in seiner Residenz zur See angreifen sollten, wenn seine Truppen ein gleiches von der Landseite unternehmen würden. Mir Mahenna hergegen wünschte, daß die Engländer anstatt zu Abuschehr sich zu Benderrigk niederlassen sollten.

Herr Jervis suchte beide Parteien mit guten Worten hinzuhalten, um unterdessen seine eigene und der Ostindischen Gesellschafts Handlung desto sicherer zu treiben. Er schickte bald nach meiner Ankunft eine große Menge Waren über Kormudsch nach Schiras. Bei dieser Gelegenheit versammelten sich noch verschiedene Reisende, teils kleine Kaufleute, teils arme armenische Familien, die Persien wegen der innerlichen Unruhen verlassen hatten, jetzt aber nach ihrem Vaterlande wieder zurückkehren wollten. Hiedurch entstand eine ziemliche Kafle (Karawane).

Wie sehr ich also auch Ursache hatte zu eilen, um bald nach Europa zurückzukommen, so wollte ich doch eine so schöne Gelegenheit, nach Schiras und den berühmten Ruinen von Persepolis zu kommen, welche nur zwei kleine Tagereisen von der erwähnten Stadt entfernt sind, nicht vorbeigehen lassen, sondern entschloß mich am 15ten Februar, mit der Kafle landwärts zu reisen. Ich behielt meine von Indien mitgebrachte europäische Kleidung noch auf der Reise nach Persepolis, fand aber auch alle Unbequemlichkeiten, die mit kurzen und engen Kleidern auf Reisen mit Karawanen verknüpft sind.

In unserer ganzen Kafle war kein einziges Kamel. Die meisten Waren wurden auf Eseln fortgebracht. Einige Kaufleute hatten Pferde beladen, und diejenigen, welche nur einigermaßen bezahlen konnten, ritten auch zu Pferde, andere auf Eseln, und die übrigen gingen zu Fuß. Unter

meinen Reisegefährten war ein armenischer Kaufmann, der in Persien geboren war, sich aber einige Jahre in Italien aufgehalten hatte und sich deswegen europäisch kleidete, um für einen Europäer angesehen zu werden. Die Gesellschaft dieses Mannes war mir sehr nützlich und angenehm; denn er war bei den Persern oft mein Dolmetscher. Sonst traf ich in unserer Kafle noch einige wenige an, die arabisch redeten. Mit den übrigen konnte ich gar nicht sprechen.

Kurz vor unserer Ankunft zu Tankesir hörten wir verschiedene Kanonenschüsse, Trommeln, Schalmeien und ein großes Freudengeschrei. Einige von meinen Reisegefährten waren der Meinung, daß ein Detachement aus dem Lager bei Kormudsch in diesem Dorfe angekommen wäre; andere fürchteten, daß wir die Truppen des Mir Mahenna antreffen würden. Ich war dabei ganz ruhig, ohngeachtet ich nicht einmal einen Paß hatte. Ich nannte mich einen Engländer und zweifle nicht, daß dieser Name mich der vorher erwähnten Ursache wegen geschützt haben würde, wenn ich auch Mir Mahenna selbst angetroffen hätte. Bei unserer Ankunft zu Tankesir hörten wir, daß der nach Kormudsch gekommene Khan ein Ehrenkleid an den hiesigen Reis (ein Oberhaupt von einem kleinen Distrikt, arabisch Schech) gesandt hätte und daß dies durch die erwähnte Freudenbezeugung bekanntgemacht wäre.

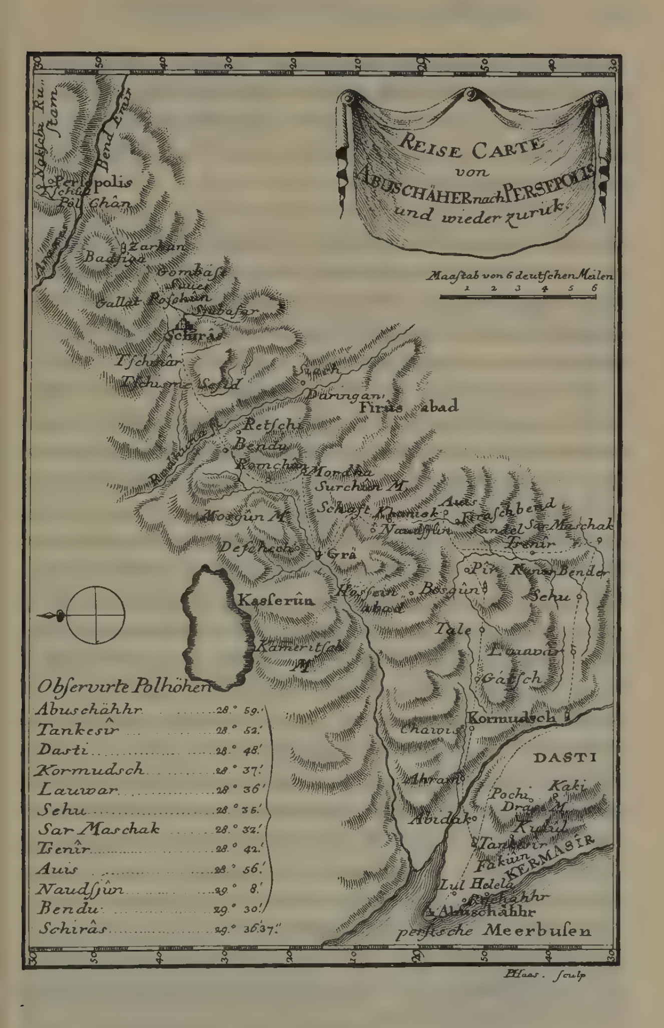
Wir lagerten hier bei einer Festung, die erst vor wenigen Jahren aufgeworfen worden war, damit die Einwohner ihr Vieh und andere Sachen bei einem plötzlichen Überfall von einem Rebellen in Sicherheit bringen könnten.

In der folgenden Nacht zog eine ganze Herde wilder Schweine unser Lager nahe vorbei. Aber kein Christ in unserer Karawane wollte sich die Mühe geben, eins davon zu schießen, weil er es doch nicht hätte ins Lager bringen können, ohne sich der Verachtung der Mohammedaner

auszusetzen. Die Perser sind übrigens viel höflicher gegen Fremde als die Türken und Araber, und man hat sie in dieser Absicht ganz richtig die Franzosen des Orients genannt. Wenn andere Reisebeschreiber sie als betrügerisch im Handel und als eine Nation beschreiben, der man auf ihr Wort nicht viel glauben muß, so können sie auch darin Recht haben. Indes glaube ich, daß ein Europäer, der kein Kaufmann ist, mit mehrerm Vergnügen unter Persern als unter Türken oder Arabern reisen werde. Das unangenehmste ist, daß die Perser mit keinem indischen Heiden, keinem Feueranbeter, keinem Christen oder Juden, ja nicht einmal mit einem Mohammedaner von einer andern Sekte essen oder trinken wollen, sondern alle für unrein halten. Die Sunniten machen sich deswegen keine große Bedenklichkeit, wenn man ihnen nur nicht zumuten will, daß sie verbotene Speisen mit uns essen sollen.

Am 16ten mußten wir den ganzen Tag zu Tenkesir bleiben, weil derjenige, dem die meisten Lasttiere in unsrer Kafle gehörten und der also als unser Karawanbaschi angesehen ward, erst heute von Abuschehr abreisete. Am 17ten, des Morgens frühe, setzten wir unsere Reise weiter fort. Die Ebenen, wodurch wir kamen, nannte man Utta und Dasti, die Reihe Hügel an der Westseite des Weges Drasi, und die hohen Berge nach Osten Ahhram.

Weil ich diesen Abend meinen Bedienten ausgesandt hatte, um Futter für mein Pferd zu kaufen, so mußte ich selbst Koch sein, und hiebei bemerkte ich einen Aberglauben der Armener, woran ich noch gar nicht gedacht hatte. Als ich ein Huhn schlachten wollte, hatte ich das Gesicht von ohngefähr nach Westen gekehrt. Gleich kamen einige Armener und erinnerten mich, daß ein Christ sein Angesicht ebensowohl gegen Osten kehren müsse, wenn er ein Huhn schlachten, als wenn er beten wolle; andere meinten, ich kehrte das Gesicht nach Mekka, damit auch mein



Reise Carte von Abuschäher nach Persepolis und wieder zuruk.
Maaßtab von 6 deutschen Meilen
1 2 3 4 5 6
Persepolis
Bend Emir
Schirâs
Firus abad
Retschi
Bendu
Surchûn M.
Mosgûn M.
Kasserûn
Tale
Gätsch
Kormudsch
DASTI
Kaki
Pochi
Abidak
KERMASIR
Lul Helela
Abuschähhr
persische Meerbusen
Observirte Polhöhen
Abuschähhr ... 28.° 59.'
Tankesir ... 28.° 52.'
Dasti ... 28.° 48.'
Kormudsch ... 28.° 37.'
Lauwar ... 28.° 36'
Sehu ... 28.° 35.'
Sar Maschak ... 28.° 32.'
Tsenir ... 28.° 42.'
Auis ... 28.° 56.'
Naudsjûn ... 29.° 8.'
Bendu ... 29.° 30.'
Schirâs ... 29.° 36.37."
P.Haas. sculp

Bedienter, der ein Mohammedaner war, von dem Huhn essen könnte. Da ich also merkte, daß man daraus, wie ich einem Huhn den Kopf abschnitt, meine Religion beurteilen wollte, so gab ich mich mit diesem Geschäfte nachher lieber gar nicht mehr ab.

Am 18ten reiseten wir beständig auf einer Ebene, fünf Stundenweges bis Kormudsch. Wir passierten auf demselben einen Meerbusen, der von Abuschehr landwärts eingeht, hier schon das Ansehen eines Flusses hat, der sich hernach weiter nach Süden wendet und sich endlich wieder in den persischen Meerbusen ergießt.

Kormudsch liegt an der bergigten Gegend in einer fruchtbaren Ebene und ist die Residenz eines Emirs von einem ansehnlichen Distrikt. So wie Kerim Khan sich von den verschiedenen Provinzen dieses Königreichs nach und nach Meister machte, so nötigte er auch die Häupter von den Familien, die als erbliche oder gar als unabhängige Herren angesehen sein wollten, in der Stadt Schiras zu wohnen oder Dienste bei seiner Armee zu nehmen. Alles unter dem Vorwand, daß er sie in der Nähe haben wollte, wenn er ihres Rats bedürfte oder wenn sie gute Soldaten waren, daß sie ihm behilflich sein sollten, die Ruhe von Persien wiederherzustellen. Die eigentliche Absicht des Wekils aber war, alle diese kleinen Herren unter Aufsicht zu haben, damit sie nicht Lust bekommen möchten, sich aufs neue zu empören. Unter diesen war auch der Herr von dem Gebiete Kormudsch. Dieser übergab die Regierung während seiner Abwesenheit an seinen Oheim, einen Mann, auf den er sich verlassen konnte. Sein Bruder, Emir Jafar, aber ließ ihm bald nachher die Augen ausbrennen und machte sich selbst zum Statthalter in der Hoffnung, daß sein Bruder gar nicht wieder zurückkommen würde. Jetzt, da Kerim Khan eine Armee nach dieser Gegend sandte, vermutete Emir Jafar, der, außer daß er seinen Oheim

des Gesichts beraubt, noch andere Grausamkeiten ausgeübt hatte, nicht viel Gutes. Man sagte, Emir Kuneh Khan, der Sardar oder Kommandierende General, hätte Befehl gehabt, ihm ein Ehrenkleid als ein Zeichen, daß er die Regierung noch ferner behalten sollte, zu überreichen. Emir Jafar aber, der vielleicht vom Gegenteil überführt war, machte sich bereit, einen Feind zu empfangen. Er besetzte einen engen Paß in der bergigten Gegend, wo die Armee passieren sollte, war aber viel zu schwach, als daß er großen Schaden hätte tun können. Hierauf suchte er seine Sicherheit auf den umliegenden Bergen, wo er nach einigen Tagen mit seinen Gefährten erwischt und als ein Gefangener vor den Sardar gebracht ward, der ihn nach Schiras sandte. Hier sollte Emir Jafar einen Hügel in der Stadt nach einem gewissen Platz außer dem Tore tragen.* Da nun der kleine Haufen dieser Rebellen, entweder gefangen oder gänzlich zerstreut und die Hauptabsicht dieses Feldzuges war, um Mir Mahenna zum Gehorsam zu bringen, so sollte man glauben, der Sardar würde dies Gebiet, das Kerim Kahn nun wieder völlig unterwürfig war, geschont haben und gerade nach Benderrighk gegangen sein. Allein dies wäre nicht nach der jetzigen Manier der Perser, Krieg zu führen. Emir Kuneh Khan war nicht so bald zu Kormudsch angekommen, als er alle Einwohner in die Festung bringen, ihre Häuser niederreißen und ihre Hütten aufbrennen ließ. Nur die Moschee und das Begräbnis eines Imams (vermeinten Heiligen) blieben verschont.

In diesem kläglichen Zustande fanden wir die Einwoh-

---

* Dies Unheil wird man in Europa für einen Herrn von so vornehmer Geburt, als Emir Jafar war, sehr hart finden. Es ist aber einem Kerim Khan vollkommen anständig, der sich sehr viel auf seine außerordentlichen Leibeskräfte einbildet und es seine Feinde gerne empfinden läßt, daß ihre Arme und Rücken zu schwach sind, die Strafe auszustehen, die er ihnen auflegen kann.

ner dieses Orts, der noch vor wenigen Wochen eine artige kleine Stadt gewesen war. Ich nahm gleich Besitz von einem der zum Teil niedergerissenen Häuser des Emir Jafar, in welchem noch ein paar Zimmer waren, worin man trocken liegen konnte. Dies kam mir sehr wohl zustatten. Ich hatte geglaubt, Persien ebenso stark bewohnt zu finden als Jemen, wo wir alle Nacht unter Dach schlafen konnten. Da ich kurz vor der Abreise von Abuschehr hörte, daß keiner von den Reisenden (die freilich größtenteils arme Leute waren) ein Zelt mitnehmen würde, und ich eben nicht Lust hatte, hier einen großen Herrn vorzustellen, welches in diesen Ländern nicht nur viel kostet, sondern auch noch sonst große Unbequemlichkeiten hat, so hatte ich mein Zelt zurückgelassen. Ich mußte aber dafür leiden; denn wir hatten sehr viel Regenwetter und mußten fast beständig unter freiem Himmel schlafen.

Die Festung zu Kormudsch war nicht viel besser als die zu Tankesir. Nur sah man auswärts in der Mauer hin und wieder Kiesel- oder gebrannte Steine. Die Mauern des Hauses, welches ich bewohnte, waren gleichfalls nur von ungebrannten Ziegelsteinen aufgeführt und hin und wieder mit Kiesel- oder gebrannten Steinen untermischt worden.

Der persische General hatte sich dicht bei der Festung so verschanzt, als wenn er seinen Feind in der Nähe hätte. Er hatte rund um sein Lager einen Graben gezogen und von der Erde aus denselben, von Steinen und einer großen Menge Dattelbäume, die er zum großen Schaden der Einwohner hatte umhauen lassen, einen Wall 5 Fuß hoch aufgeführt. Die Armee, welche hier versammelt war, sollte aus 4000 Mann Reiterei und 2000 Mann Fußvolk bestehen; ein Georgier aber wollte mich im Vertrauen versichern, daß von erstern nicht über 1100 und von letztern nur 500 Mann zum Fechten tüchtig wären. Hier war nicht die ge-

ringste Ordnung. Jeder hatte sein Zelt aufgeschlagen oder seine Hütte gebaut, wo es ihm am besten gefiel, und sein Pferd angebunden, wo er es für gut befunden. Die persischen Pferde sind schön. Die Reiter haben Karabiner und Pistolen (von letztern tragen sie gemeiniglich die eine vorne und die andere hinten im Gürtel) mit Schlössern; die Fußvölker aber Flinten mit Lunten. Statt daß ein Christ bei den Türken nicht einmal gemeiner Janitschar werden kann, so wird bei der persischen Armee kein Unterschied zwischen einem rechtschaffenen Christen und Mohammedaner gemacht. Ich traf bei dieser kleinen Armee verschiedene Offiziere und Unteroffiziere an, die Georgier und Christen waren. Alle diese Leute waren schön gewachsen. Anstatt daß die Armener und Griechen, besonders letztere, in Gegenwart der Osmanli sehr kriechend zu sein pflegen, so fand ich hingegen in dem Betragen dieser Georgier etwas Stolzes. Auch hatten sie die schönsten damaszierten Flinten, Pistolen und Säbel. An der Kleidung konnte man sie gar nicht von Mohammedanern unterscheiden.

Die Perser teilen ihre Armee noch ebenso ein wie in den ältesten Zeiten und benennen ihre Befehlshaber nach der Anzahl der Soldaten, welche unter ihnen stehen. Indes würde man sich sehr irren, wenn man aus der Zahl der Offiziere die Größe der Armee des Kerim Khans beurteilen wollte; denn ich habe einige gekannt, die ihrem Namen nach über 100 zu befehlen haben sollten, aber nur eine Kompanie von 50 bis 60 Mann hatten. Dag baschi ist bei ihnen einer, der über zehn, Panscha baschi einer, der über fünfzig, Usbaschi einer, der über hundert, Pansad baschi einer, der über fünfhundert, und Mim baschi einer, der über tausend Mann zu befehlen hat. Die Mim baschis stehen wiederum unter dem Befehl eines Sultans, so wie diese unter dem Befehl eines Khans. Es ist bekannt, daß die Tartaren ihren Regenten Khan und die Türken den ihrigen

Sultan nennen. Es scheint daher, daß die stolzen persischen Regenten, die sich selbst Schah und gar Padischa nannten, ihren hohen Bedienten die Ehrentitel Khan und Sultan beigelegt haben, um sich selbst, die nun über eine Menge Khans und Sultans zu befehlen hatten, in den Augen ihrer Untertanen desto mehr zu erheben.

Als ich vor dem Zelt des Emir Kuneh Khan vorbeiging, ward ich hineingerufen und zum Sitzen genötigt. Hier saß der Sardar auf prächtigen Teppichen, womit das ganze Zelt überlegt war, ich fand aber keine Polster wie auf den türkischen Sofas. Vor dem Zelte stand eine große Menge Bediente und unter diesen auch die Scharfrichter. Alle hatten die Hände sehr demütig vor dem Leibe übereinandergelegt, und alle Offiziere, sowohl Sultans und Khans als die geringern, bückten sich beim Kommen und Weggehen mit niederhangenden Armen so tief vor ihrem Sardar, daß sie fast die Füße mit den Händen berührten. Die Offiziere, welche ich hier versammelt fand, redeten Türkisch und Persisch, aber keiner Arabisch. Dicht bei dem Sardar aber saß ein Geistlicher, der gut Arabisch redete und also mein Dolmetscher sein konnte. Es war schon im Lager bekannt worden, daß ich ein Instrument hätte, womit ich des Tages die Sonne und des Nachts die Sterne beobachtete. Emir Kuneh Khan verlangte, daß ich ihm selbiges zeigen möchte. Ich vermutete, daß auch er, so wie der Pascha zu Dsjidda, einige Kenntnis von der Astronomie hätte; allein diese Wissenschaft war sowohl ihm als seinem Mullah gänzlich unbekannt. Ich ließ des Nachmittags meinen Quadranten ins Lager tragen, aber der Sardar ersparte mir die Mühe, ihn aufzustellen. Er war schon zufrieden, da er nur den Fuß des Instruments, dessen eiserne Stange er für ein Fernglas hielt, in der Ferne sah.

Am 19ten des Abends starb ganz plötzlich ein Eseltreiber von unserer Kafle. Sein Bruder bezeigte darüber seine

Betrübnis durch ein entsetzliches Schreien und Heulen bis spät in die Nacht. Er schlug sich bald auf den Kopf, bald auf die Brust, bald auf die Beine und tat überhaupt so kläglich, daß ich ihn bedauerte, daß sein Bruder nicht in einer Stadt gestorben war, wo er zu dieser Zeremonie von seinen Anverwandten oder gemieteten Klageweibern hätte Hilfe erhalten können. Niemand in der Karawane schien Anteil an seiner Betrübnis zu nehmen.

Am 20sten reiseten wir von Kormudsch bis Lauwar. Nicht lange nach unserer Abreise wurden wir von einer Wache angehalten, weil unser Karawanbaschi keinen Paß von dem Sardar mitgenommen hatte. Indes kostete uns dies nichts weiter, als daß wir etwa ein paar Stunden warten mußten, bis der Paß geholt ward. Bei diesem Vorposten fand ich Araber, die Nadir Schah mit Gewalt aus der Gegend von Bagdad weggeführt hatte und die seitdem beständig als Soldaten bald bei dem einen, bald bei dem andern Khan in Persien gedient hatten. Das Dorf Lauwar liegt auf einer fruchtbaren Ebene in der bergigten Gegend und hat eine kleine Festung mit einem erblichen Reis wie Tankesir. Der Vater des gegenwärtigen Reis war von dem vorher erwähnten Emir Jafar getötet worden. Der jetzige hatte bei Kerim Khan Hilfe gesucht, um seines Vaters Tod zu rächen, und versprochen, die Armee, welche deswegen nach dieser Gegend kommen würde, mit Lebensmitteln zu versorgen. Jetzt konnte er nicht so viel liefern, als der Sardar verlangte, und mußte daher das übrige mit seinem Rücken und seinen Fußsohlen in der Festung zu Kormudsch bezahlen.

Am 21sten des Morgens kamen wir nicht weit von Lauwar an einer Wassermühle vorbei, eine Maschine, die ich weder in Ägypten noch Arabien angetroffen hatte. Das Wasser ward auf einer Mauer 7 Fuß hoch aus einem Berge ziemlich weit zu der Mühle geleitet, und hier war es noch

so warm, daß der Dampf davon in die Höhe stieg. Von hier hatten wir heute einen so schlimmen Weg, als ich ihn nirgends in Jemen angetroffen habe. Er ist an einigen Stellen so schmal zwischen den Felsen, daß kaum ein beladener Esel durchkommen kann, und wir mußten auch einen kleinen Fluß 12 bis 16mal durchkreuzen. Auf diesem rauhen und felsigten Wege lag das Gerippe von vielen Pferden und Eseln, die hier gestürzt waren. Auch ein beladener Esel von unserer Kafle fiel und zerbrach den Hals. Der Eigentümer zog ihm gleich das Fell ab und verkaufte es in kleinen Stücken an seine Kameraden, die noch diesen Tag Schuhe davon machten. Sie stachen nämlich nur Löcher am Rande des Leders, banden in selbigen Bindfaden und befestigten es damit unter ihren Fußsohlen.

Auch am 22sten hatten wir noch einen sehr schlimmen Weg. Wir passierten ein Dorf Kunar Bender, wovon nichts mehr übrig war als einige Dattelbäume. Hin und wieder sahen wir große Totenäcker, zerfallene Wasserleitungen und wüste Felder, die dem Ansehen nach noch vor wenigen Jahren bebaut gewesen waren.

Am 23sten reiseten wir etwa 3 deutsche Meilen und lagerten bei einem zerstörten Dorfe Tsenir. Dies gehörte zu dem Gebiete von Bosgun, dessen Herr die Reisenden noch vor einiger Zeit nötigte, ihm ein Wegegeld zu bezahlen. Jetzt, da eine Armee in der Nähe war, durfte er dergleichen nicht verlangen. Sowie wir weiter in die bergigte Gegend und also höher kamen, fanden wir es auch immer kälter. Nach Nordnordost sahen wir Gebirge, die ganz mit Schnee bedeckt waren.

Am 24sten kamen wir über einen hohen Berg, den die Einwohner Sandel nennen, und lagerten bei Auis, dicht an einer Reihe hoher Berge. Hier sind verschiedene heiße Quellen, und bei einer derselben findet man eine Kammer zur Bequemlichkeit derer, die sich baden wollen.

Von Kunar Bender bis hier hörte ich viel von Turkmannen, die nicht weit vom Wege wohnten. Heute nahm ich einen kleinen Umweg, um eins ihrer Lager zu besuchen. Diese Leute führen eben die Lebensart wie die herumstreifenden Araber. Ihr Reichtum besteht in Kamelen, Pferden, Eseln, Kühen und Schafen. Letztere ziehen sie nicht bloß zum Nutzen, sondern auch zur Üppigkeit der Perser. Diese tragen nicht nur Mützen, sondern auch ganze Pelze von Lämmerfellen; und weil sie die krausesten und feinsten am teuersten bezahlen, so schlachten die Turkmannen bloß dieser Felle wegen viele trächtige Schafe und töten also die armen Lämmer auf eine grausame Weise schon eher, als sie geboren sind. Anstatt daß die Perser sowohl als die Türken und die Araber, welche in Städten wohnen, ihre Weiber vor Fremden zu verbergen suchen, so scheueten die Weiber dieser Turkmannen sich ebensowenig, uns ihr Angesicht zu zeigen, als die Weiber der Beduinen. Sie sollen auch sehr arbeitsam sein. Man sagte, daß vornehmlich die Weiber der Turkmannen die kleinen Teppiche verfertigen, wovon jährlich so viele aus Persien ausgeführt werden. Diese sind zwar nur grob und nicht mit den feinen persischen Teppichen zu vergleichen, welche in den Städten verfertigt werden. Indes muß man sich wundern, wie diese armen Leute die Wolle so schön färben und mit der wenigen Bequemlichkeit, die sie haben, die Teppiche doch so gut machen können. Nachher sprach ich mit einem Schäfer, der in einer herumstreifenden Familie in der Gegend von Bagdad geboren war, aber jetzt einem Turkmannen in dieser Gegend diente. Er redete Arabisch. Ich hörte unter anderm von ihm, daß sein Herr ihm jährlich 12 Lämmer statt des Lohns gäbe, und lernte also daraus, daß die herumstreifenden Nationen in den Morgenländern ihren Hirten noch jetzt, so wie schon in den ältesten Zeiten, einen gewissen Teil ihrer Herde geben.

Am 25sten lagerten wir an der andern Seite von Khaniek. Dies Dorf liegt in einer großen Ebene, wo wir auf unserm Wege verschiedene Moräste und kleine Flüsse, alle mit schlechtem Wasser, antrafen. Bei demselben liegt auch ein kleines schlechtes Kastell, das erst, so wie die meisten Festungen an diesem Wege, nach Nadir Schahs Tode aufgeworfen worden ist. Die Einwohner aber hatten beides verlassen und sich nach einem in der Nähe liegenden Dorfe Naudjun begeben. Diodorus bemerkt, daß Semiramis in Persien kleine Hügel habe zusammentragen und ihr Zelt auf denselben aufschlagen lassen, um das ganze Lager übersehen zu können. Einen solchen ziemlich hohen Hügel von der Figur eines abgeschnittenen Kegels sieht man bei Khaniek. Er ist aber wohl nicht so alt; denn auch in der europäischen Türkei findet man viele Hügel, die von den türkischen Armeen und also in den neuern Zeiten zusammengetragen worden sind, um auf denselben das Zelt des Sultans aufzuschlagen. Ein Schah von Persien kann also in ähnlicher Absicht diesen Hügel haben aufführen lassen.

In dieser Gegend sah ich auch eine Familie herumwandernder Kurden. Diese Nation hat sich nicht nur weit in Persien, sondern auch in Mesopotamien und Syrien ausgebreitet und überall ihre Sprache erhalten, welche doch verschiedene Dialekte hat und schon sehr mit dem Persischen, Türkischen oder Arabischen vermischt ist.

In unserer Kafle waren Sunniten, Schiiten, Armener, Georgier oder Griechen, ein Katholik und einige Juden. Die beiden erstern, als Mohammedaner, fasteten seit dem Anfang des Ramadan. In diesem Monat fressen sie zwar des Nachts übermäßig, wenn sie Gelegenheit darzu haben, allein von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dürfen sie nichts genießen, ja nicht einmal Tabak rauchen. Ihr Fasten ist also sehr beschwerlich. Heute fing das große Fasten der

morgenländischen Christen an, welche während dieser Zeit weder Fleisch, Fische, Milch noch Butter essen dürfen. Die Armener lassen sogar ihre Kinder die Fastenzeit so genau beobachten, daß einer es sehr übelnahm, als ich seinem Sohn, einem Knaben von drei Jahren, Milch zu trinken gegeben hatte. Mein Reisegefährte, der armenische Italiener, hatte als ein römisch Katholischer schon seit 8 Tagen kein Fleisch essen dürfen, und mit diesem fasteten auch die Juden und ich die meiste Zeit auf dieser Reise, weil wir selten Fleisch bekommen konnten. Es fastete also die ganze Reisegesellschaft.

Am 28sten Februar ging unser Weg über Hügel, die mit wilden Mandelbäumen und Eichen bedeckt waren. Hier hatten wir wegen des starken Regens und Hagels eine so schlechte Reise, daß wir nach dreieinhalb Stunden, da wir etwa eineinhalb deutsche Meilen zurückgelegt hatten, wieder lagerten. Ich ging gleich nach dem Dorfe Romchun, welches nicht weit von uns auf einem hohen Berge lag. Hier mietete ich ein Haus, um den Überrest des Tages und die folgende Nacht vor dem ungestümen Wetter bedeckt zu sein. Ich ließ Holz bringen und bat einige Armener, diese Bequemlichkeit mit mir zu teilen. Bald darauf aber kam auch eine Menge armenischer Weiber und Kinder. Diese waren anfänglich froh, daß ich ihnen einen Platz bei der Türe erlaubte. Als ich aber einmal aus dem Hause ging, vertauschten die Männer ihren Platz mit den Weibern, und bei meiner Zurückkunft fand ich den Harem beim Feuer. Alle Weiber hatten ihr Angesicht während der ganzen Reise sorgfältig verborgen und sich von der Gesellschaft aller fremden Mannspersonen entfernt. Es würde daher unhöflich gewesen sein, wenn ich mich hätte zu ihnen setzen oder sie gar vom Feuer vertreiben wollen. In einer andern Ecke des Hauses, wo ich ein Feuer machen wollte, rauchte es so stark, daß es nicht auszustehen war.

Kein anderes Haus konnte ich bekommen. Ich mußte also Geduld haben und meinen Reisgefährtinnen ihre Kleider zuerst trocknen lassen, ehe ich wieder zum Feuer kommen konnte. In der Nacht mußte ich auch den Weibern und Kindern den besten Platz des Zimmers oder vielmehr des Hauses einräumen. Wir hatten einen starken Sturm mit Hagel, Schnee und Regen. Vor dem Gitter in den Fensteröffnungen waren keine Fensterläden; das Dach war so schlecht, daß das Wasser durchdrang; kurz, ich mußte meine Matratze von einer Stelle zur andern tragen und konnte keinen Platz finden, wo ich trocken liegen konnte. In der Nacht entstand noch ein neuer Lärm. Die Häuser dieses Dorfes liegen an einem steilen Berge, und ich wohnte hier in dem zweiten Stockwerk, ohne es kaum zu wissen. Nicht weit von mir stand mein Pferd im Stall. Daselbst zerbrach der Fußboden, und das Pferd fiel dem Wirt, welcher unter uns wohnte, ins Haus. An dem folgenden Morgen erhielten wir die Nachricht, daß ein kleiner Fluß, den wir passieren sollten, in der letzten Nacht von dem starken Regen so angewachsen war, daß wir heute nicht weiterkommen konnten. Wir hatten auch noch so viel Regen und Hagelwetter, daß ich bei aller Unbequemlichkeit mich glücklich schätzte, noch 24 Stunden in diesem Dorfe bleiben zu können.

Die umherliegenden Berge waren wieder ganz mit Schnee bedeckt. Nicht weit von Romchun soll ein Berg sein, wo Steinsalz gehauen wird.

März 1765

Wir brauchten 18 Tage, um von Abuschehr nach Schiras, das wir endlich am 4ten März erreichten, zu kommen, anstatt daß einer diese Reise sonst ganz bequem in 6 Tagen machen kann. Die Ursache, warum wir so lange unter-

wegs waren, war nicht bloß das schlechte Wetter und der Umweg über Kormudsch, sondern vornehmlich, daß die meisten Waren in unserer Kafle auf schlechte Esel geladen waren, die nur kurze Tagereisen machen konnten.

Zu Schiras wohnte ich bei Herrn Hercules, einem jungen Kaufmann von einer guten Familie aus Engeland, der hier die Privatgeschäfte des Herrn Jervis besorgte. Er erwies mir, so wie letzterer zu Abuschehr, sehr viele Höflichkeit. Übrigens lebte er in diesem Lande gleichsam von der Welt ganz abgesondert; denn zu Schiras war kein Europäer als er, nicht einmal ein Mönch. Von den Persern, die als Schiiten alle fremden Religionsverwandten für unrein halten, kann ein Christ nicht leicht eine vertraute Freundschaft erwarten, ob sie gleich übrigens sehr höflich sind; und unter den wenigen Armenern, die hier wohnen, konnte Herr Hercules mit keinem Umgang haben als mit einem Artillerieoffizier des Kerim Khans. Der hatte als Kaufmann in Bengalen die englische Sprache gelernt und war jetzt sein Dolmetscher.

Die Stadt Schiras liegt auf einer großen und überaus fruchtbaren Ebene. Sie ist mit einer Mauer umgeben und hat auch einen Graben. Aber die Mauer ist nur von ungebrannten Ziegelsteinen und von Erde, und von dem Platz innerhalb derselben ist etwa ein Drittel wieder bebaut, das übrige ist mit Ruinen angefüllt oder mit Korn besäet. Indes scheint es, daß Kerim Khan, der seine jetzige Größe vornehmlich der Tapferkeit und Treue der Einwohner dieser Provinz zu danken hat, sich Mühe gebe, vorzüglich diese Stadt wieder emporzubringen. Nicht nur er selbst hat hier einen Palast bauen und bei demselben einen schönen Garten anlegen lassen, sondern er nötigt auch viele Vornehme aus den verschiedenen Provinzen von Persien, hier zu wohnen. Von diesen wird nicht nur die Stadt ver-

schönert, sondern auch viel Geld verzehrt und dadurch Handlung und Gewerbe wieder emporgebracht.

Am 5ten März führte Herr Hercules mich zur Audienz bei dem Beglerbeg von Farsistan, der in dieser Stadt residiert. Wir beide, ingleichen der Dolmetscher, waren zu Pferde, und die vier Bedienten des Herrn Hercules, lauter Armener, gingen mit ihren Stäben in der Hand vorauf. Selten reitet in Kahira ein europäischer Konsul zur Audienz bei dem Pascha, ohne von dem Pöbel durch Schimpfworte gemißhandelt zu werden, ohngeachtet jederzeit einige Janitscharen voraufreiten. Hier sagte uns niemand ein unhöfliches Wort. Als wir durch die Marktstraße ritten, wo hin und wieder viele Leute waren, fürchteten die armenischen Bedienten sich nicht, selbst Mohammedaner mit ihren Stöcken zu drohen, wenn sie nicht gleich Platz machten. Der Palast des Beglerbegs ist erst von seinem jetzigen Herrn gebaut worden und steht an einem großen Platz, der besäet ist. Das vorderste Gebäude hat kein besseres Ansehen als ein ansehnliches Haus eines Bürgers. Hinter demselben steht das Hauptgebäude an einem freien Platz mit einem großen Wasserbehältnis und Springbrunnen.

Wir wurden in einen großen Saal geführt, der nach der Seite dieses Platzes ganz offen war. Der Fußboden desselben war mit einer großen schönen Tapete belegt. Anstatt des Sofas aber, den man in den türkischen Zimmern rund um an den Wänden findet, sah ich hier bloß kostbare Teppiche von Filz, die ich viel weniger schön fand als die gewöhnlichen persischen Tapeten, und an den Wänden waren gar keine Polster. Es scheint also, daß die Perser in diesem Stücke die Bequemlichkeit nicht so sehr suchen als die Türken. Herr Hercules und ich wurden von dem Zeremonienmeister bei der Tür dieses Saals empfangen und zu dem Beglerbeg geführt, der am Ende desselben saß. Bei

einer Audienz, die ich und meine Reisegefährten bei dem Pascha zu Kahira hatten, küßten wir den Zipfel seines Pelzes. Den Pascha zu Dsjidda grüßten wir nur ganz ehrerbietig; dem Imam zu Sana küßten wir in und auf die Hand, ingleichen sein Kleid auf dem Knie. Nirgends wurden wir zum Sitzen genötigt. Hier fanden wir, mitten in dem Saal, zwei Stühle, worauf wir uns gleich nach einer tiefen Vorbeugung setzten.

Der Beglerbeg hieß Sadik Khan und war ein älterer Bruder des Wekils Kerim Khan. Wenn letzterer nicht Statthalter von Persien geworden wäre, so würde, dem Anschein nach, auch ersterer kein großes Glück in der Welt gemacht haben. Indes sagte man, daß er doch seit einiger Zeit zugleich mit seinen Söhnen lesen und schreiben lernte und also schon gelehrter wäre als sein Bruder, der Wekil. Die wichtigen Geschäfte dieser Provinz wurden durch geschickte Leute besorgt, und der Beglerbeg, so wie der Sultan zu Konstantinopel, beschäftigte sich hauptsächlich mit der Polizei. Einige Tage nach meiner Ankunft in dieser Stadt ließ er zwei Schlachter, die schlechtes Fleisch verkauft hatten, bei den Ohren an einen Pfahl nageln und sie so den ganzen Nachmittag stehen. Bei dieser Gelegenheit ließ er bekanntmachen, daß künftig alle Schlachter, die ebendies Verbrechen begehen würden, in der Mitte voneinander gehauen werden sollten. Bei der Audienz war er überaus gnädig. Er versicherte mich unter andern, daß er allen denen, die mir in seinem Gebiete etwas zuleide tun würden, die Köpfe abschlagen lassen wollte.

Nach der Audienz führte ein Freund des Herrn Hercules, der bei dem Beglerbeg sehr wohl angeschrieben war, uns in dem Palast herum, um mir noch einige Zimmer zu zeigen. In einem, dicht bei dem Audienzsaal, waren die Wände mit schönem Marmor von Tauris bekleidet, der Fußboden war mit schönen Teppichen belegt, an den

Wänden herum standen viele Spiegel von europäischer Arbeit, und hier fand ich auch über zehn Gemälde von menschlichen Figuren. Letztere erwartete ich in dem Hause eines Mohammedaners nicht zu finden. Allein die Schiiten fürchten nicht so sehr als die Sunniten, daß die Abbildungen von Menschen zur Abgötterei verleiten werden. Die Zeichnung der Perser ist nur schlecht, ihre Farben aber sind sehr schön. Die meisten dieser Figuren waren in persischer Tracht. Eins stellte ein Frauenzimmer vor, das fast bis auf die Hälfte entblößt war, und ein anderes eine Frauensperson im Bade, fast ganz nackend.

Von den Gärten in Schiras fand ich keinen merkwürdig als nur den, welchen Kerim Khan hat anlegen lassen. Man findet hier eine Menge schöner Fruchtbäume und zwischen denselben auch Gänge, die aber nur schlecht gereinigt werden. Mitten im Garten steht ein hohes, achteckigtes Gebäude mit einem chinesischen Dache und zwei hohen Nebengebäuden.

Der Saal in dem Hauptgebäude ist auch ein Achteck und geht durch beide Stockwerke. Oben in demselben ist rundum eine Galerie, und in den Ecken sind oben und unten kleine Kammern. Die Scheiben in den Fenstern sind alle nur klein und größtenteils von gefärbtem Glase. Die Wände sind unten mit Marmor von Tauris bekleidet. Das übrige ist alles mit Laubwerk und Blumen bedeckt, zum Teil vergoldet, zum Teil mit lebhaften Farben angemalt. Sogar außen an dem Hauptgebäude sieht man gemalte menschliche Figuren. Sowohl in dem großen Saal als außen vor demselben sind Springbrunnen. In jedem der Nebengebäude ist in dem zweiten Stockwerk ein großer, nach der einen Seite offener Saal. Kurz, ich habe in der Türkei, Ägypten und Arabien kein Gebäude angetroffen, das mit so vielem Geschmack gebaut worden, als dieses Gartenhaus.

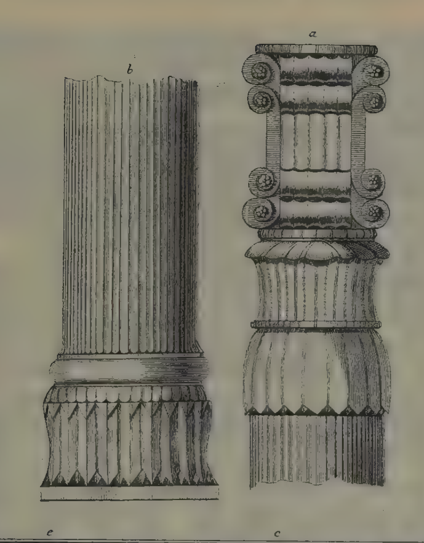
Das Glas, welches zu Schiras verfertigt wird, ist ziemlich weiß und gut. Schwarzes Glas habe ich hier gar nicht gesehen. Selbst die großen Flaschen, worin der Wein auswärts gesandt wird, sind von dünnem und weißem Glase und müssen daher mit Körben bekleidet werden.

An einem andern Tage sah ich die Kanonen, welche hier vor dem Zeughause liegen. Sie lagen alle auf plumpen und schlechten Lafetten mit drei Rädern, und zwischen denselben lagen auch zwei Mörser auf ebensolchen Lafetten. Die Kanonen waren meistenteils alle unter der Aufsicht eines Georgiers gegossen, der ehmals in russischen Diensten gewesen, nachher aber ein Mohammedaner geworden und jetzt ein Khan im Dienste des Wekils war. Dieser ward als der größte Artillerist in Persien angesehen. Nadir Schah soll oft die großen Kanonen haben in kleine Stücke sägen lassen, um sie auf Kamelen und Mauleseln fortbringen zu können. Aber dann mußte er sie vor der Stadt, welche er belagern wollte, aufs neue gießen lassen, womit immer viel Zeit und Kosten verlorengingen. Der erwähnte Khan soll hier große Kanonen gegossen haben, die aus so kleinen Stücken bestehen, daß sie auf Maulesel geladen werden können. Jedes dieser Stücke oder Ringe hat am Rande herum acht viereckige Löcher, durch welche, wenn sie zusammengesetzt werden soll, acht eiserne Stäbe gesteckt werden. Diese Kanone soll brauchbarer gefunden sein als eine andere, deren Stücke der Khan durch Schrauben befestigt hatte. Überhaupt aber taugen wohl alle diese Künsteleien nicht viel. Mit Bomben wissen die persischen Artilleristen noch gar nicht gut umzugehen. Ich hörte nachher zu Charedsch, daß Emir Kuneh Khan auch einen Mörser vor Benderrigk gehabt, daß aber die Bombe, welche ein Panscha baschi in die Stadt werfen sollte, einige von ihren eigenen Leuten erschlagen hätte.

Die Perser sind so wenig argwöhnisch, wenn Fremde die Altertümer in ihrem Lande sehen wollen, daß ich nicht zweifle, es würde sich niemand darum bekümmert haben, wenn ich nach Persepolis gereist wäre, ohne jemandem etwas davon zu sagen. Da aber derjenige, welcher die Einkünfte von den Dörfern erhebt, die am nächsten bei den dasigen Altertümern liegen, zu Schiras wohnte und ich durch Herrn Hercules leicht eine Adresse an ihn erhalten konnte, so ersuchte ich ihn, mir einen Brief an das Oberhaupt eines Dorfes mitzugeben. Ich erhielt nicht nur dies, sondern der persische Herr schickte auch einen Bedienten mit, der mich bis dahin begleiten sollte. Mit diesem reisete ich am 12ten März nach Persepolis.

Von der eigentlichen Stadt Persepolis findet man jetzt wohl nicht viel mehr Überbleibsel als von Memphis, der ehmaligen Hauptstadt von Ägypten. Diese beiden Städte lagen in sehr fruchtbaren Ebenen. Nach ihrer Zerstörung wurden die besten Baumaterialien, die ohne allzu große Mühe transportiert werden konnten, nach den neuen Hauptstädten gebracht; das übrige ward nach und nach von dem dahin geweheten Staub gleichsam begraben und zuletzt der Grund der ehmals berühmten Städte zu Kornfeldern gebraucht. Die prächtigen Ruinen von Persepolis, die wir noch jetzt bewundern, sind wahrscheinlich Überbleibsel von einem Tempel oder königlichen Palast, und diese haben ihre Erhaltung nicht so wohl der Menge und Größe ihrer Steine als ihrer hohen Lage zu danken. Der Staub, welcher hieher gewehet wird, wird größtenteils gleich in die unterliegende Ebene geführt. Man sieht daher noch an vielen Stellen den bloßen Felsen oder den mit überaus großen Marmorstücken belegten Fußboden der Gebäude.

Die Perser nennen diese Altertümer Tacht Jamschid, das heißt die Residenz; des Jamschid, und sind der Meinung,

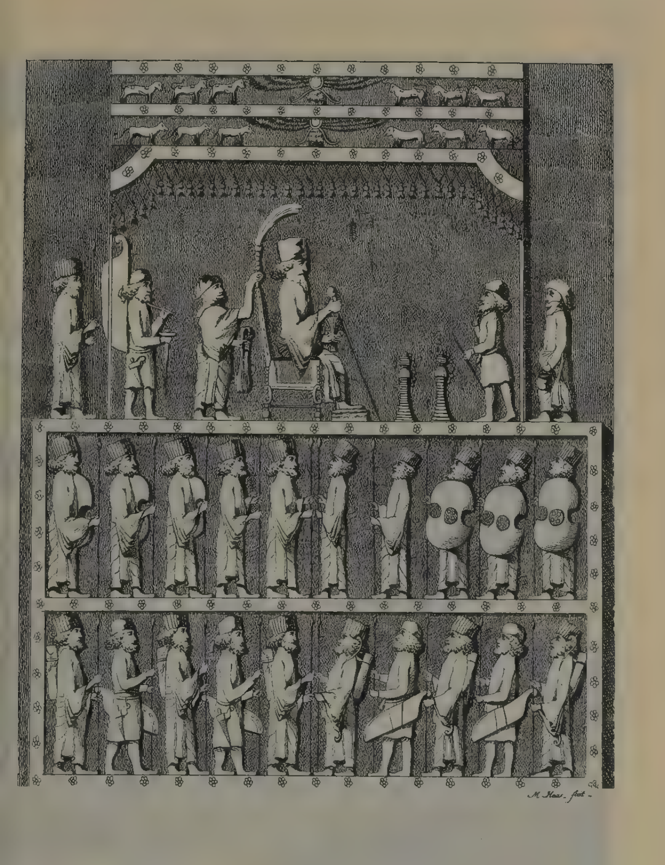


e c d

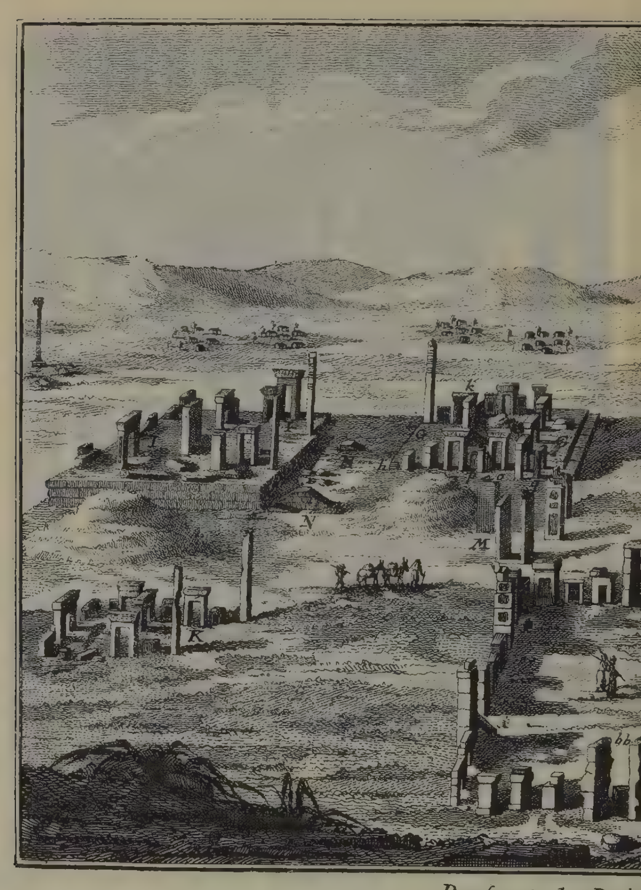
daß dieser, einer ihrer ältesten Könige, den Grund darzu gelegt habe. Gemeiniglich nennet man sie Tschil minar, das heißt vierzig Säulen. Den letzten Namen haben sie vielleicht daher erhalten, weil die Mohammedaner bei ihrer Ankunft in Persien hier noch etwa vierzig Säulen aufrecht fanden. Jetzt stehen davon noch 19 innerhalb der Ringmauer und eine auf der südwestlichen Ecke auf der Ebene.

Einige Reisende haben behaupten wollen, Tschil minar sei ein Tempel, und andere, daß hier der Palast eines weltlichen Regenten gewesen. Meiner Meinung nach hat alles anfänglich einen Tempel vorstellen sollen. Denn anstatt daß man vor den großen ägyptischen Tempeln, die mit diesem persepolitanischen vielleicht ein Alter haben, große Sphinxe findet, so sieht man hier, gleich bei dem Anfange, andere erdichtete Tiere von einer erstaunlichen Größe. Die Figur, welche an den Fassaden der Begräbnisse vor dem Altar steht, ingleichen die bei c auf der Seite 529, welche man an vielen Stellen unter diesen Ruinen antrifft, sollen ohne Zweifel geistliche Personen vorstellen. Eine Person in ebender Kleidung sieht man auf der Seite 531 auf einem Stuhl sitzen, wo sie vielleicht eine weltliche Person vorstellen soll. Vielleicht also war das damalige geistliche Oberhaupt der Perser zugleich ein weltlicher Fürst; und so kann dieser Tempel, der nach und nach die Wohnung des Khalifen oder Papstes ward (wenn ich das Oberhaupt der alten persischen Religion so nennen darf), bei veränderter Religion zuletzt auch die Residenz eines bloß weltlichen Königs geworden sein. Wenigstens scheint dies ebender Palast gewesen zu sein, der von Alexander mutwillig verbrannt worden ist.

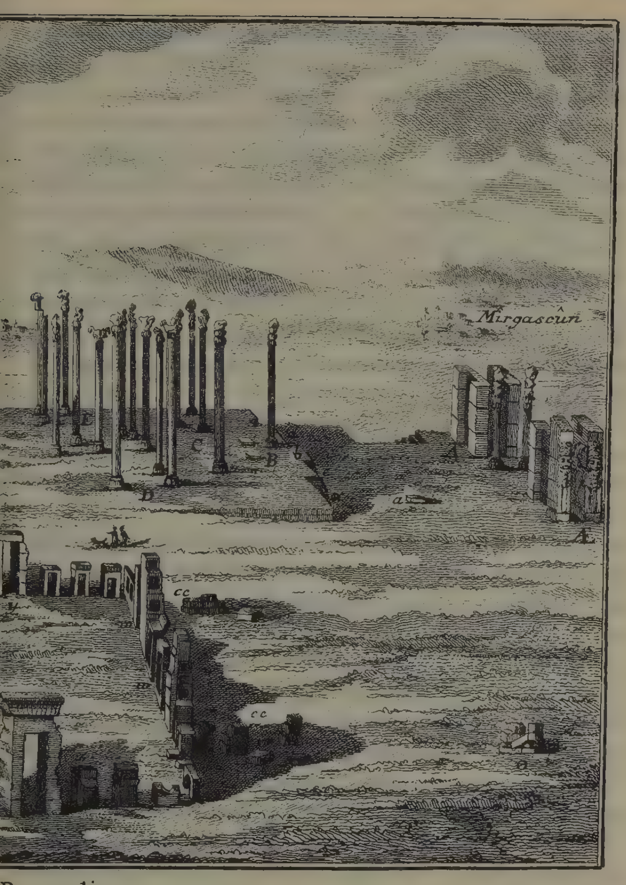
Um dem Leser einen deutlichen Begriff von der Lage der Überbleibsel dieses Palastes oder Tempels zu geben, habe ich davon einen Prospekt entworfen und selbigen auf



M. Haas. fecit.



Proſpect der Ruin



Persepolis.

den Seiten 532/533 stechen lassen. Auf dem Prospekt von der Ostseite hat es nicht angedeutet werden können, daß die Ruinen gleichsam auf dem Fuß eines großen Gebirges liegen. Dieser hohen Lage wegen aber sind drei Seiten von einer starken Mauer unterstützt; und an den Stellen, wo der Fels weiter heraus ging, hat der Baumeister ihn senkrecht abgetragen. An der Nordwestecke liegt noch ein kleiner Fels in der Mauer. Man sieht hier aber schon halblosgerissene Steine, als wie man sie noch zum Bauen brauchen wollte. Daraus erhellt also, daß auch dieser Fels außerhalb der Mauer abgetragen werden sollte und daß man den Bau noch nicht ganz geendigt habe, als der Palast zerstört worden.

Daß nicht alles auf einmal angelegt worden sei, davon sieht man verschiedene Beweise. An der Südseite und nicht weit vom Berge ist die Mauer ganz gewiß weiter ausgerückt, vermutlich weil man daselbst ein Gebäude erweitern wollen. Es ist auch wahrscheinlich ebendieser Ursache wegen, daß man in dem Umriß so viele Ecken findet, welches mit der vortrefflichen Anlage des ganzen eben nicht übereinstimmt.

Alle hier befindlichen Mauern und andere Altertümer bestehen aus einem grauen und sehr harten Marmor, der eine schöne Politur annimmt und dann mehr schwarz wird. Aus ebendieser Steinart besteht auch nicht nur der Hügel, sondern der ganze Berg Rachmed. Es war also ein großer Vorteil für den Bauherrn, daß er alle Steine auf der Stelle haben konnte. Kalk brauchten die persischen Baumeister weder zu der Mauer noch zu den Gebäuden innerhalb derselben. Man sieht zwar noch Merkmale, daß die Steine durch Klammern verbunden gewesen sind; allein diese sind schon längstens verrostet, und doch liegen die Steine noch jetzt so genau auf- und aneinander, daß man an vielen Stellen kaum die Fugen erkennen und an andern

kaum ein Federmesser zwischen denselben hineinstecken kann. Kurz, man findet in ganz Europa wohl keine Mauer von einem bessern Marmor und mit so vielem Fleiße aufgeführt als die um Tschil minar.

Die Wand vor der Kolonnade B ist voller menschlicher Figuren und deswegen eins der merkwürdigsten Stücke für den Altertumsforscher. Sie ist, so wie die Treppe, nur 8 Fuß hoch, aber höher gewesen. Wenigstens hat sie eine Brustwehr gehabt, die bis auf den Fußboden der Kolonnade abgetragen worden ist. Dies sieht man aus der obern Reihe Figuren, wovon nur die untere Hälfte mehr übrig ist. Jetzt sind an jeder Seite der Treppe, bei C und D, noch zwei Reihen dieser Figuren, jede zweieinhalb Fuß hoch. Die an der Ostseite der Treppe bei C, sind auf den Seiten 536/537 abgebildet. Nur habe ich in jeder Reihe 27 Figuren, die an dem Aufgang der Treppe stehen, weggelassen, weil selbige alle ebenso gekleidet sind wie die vorderste in der langen Kleidung, die einen Spieß in beiden Händen hält (bei A). Die unterste Reihe war ganz mit Erde bedeckt, welche ich erst wegräumen lassen mußte, um die Figuren derselben zeichnen zu können.

Es ist besonders, daß man unter diesen Figuren so wenig Veränderung, aber doch zweierlei sehr verschiedene Kleidungen antrifft, die mit den persischen Kleidertrachten, welche Herodot, Curtius und Xenophon beschreiben, viele Ähnlichkeit haben. Einige nämlich tragen eine hohe Mütze, die dem Kauk der Türken sehr ähnlich ist; nur haben letztere um selbige ein Tuch gewunden. Die Figuren, die diese Mütze tragen, haben ein sehr weites Oberkleid, das ihnen fast bis auf die Füße herunterhängt, und in demselben sehr weite Ärmel. Die mit dem Spieß (bei A), welche eben ein solches Oberkleid tragen, haben nur einen Strick um den Kopf. Die übrigen haben eine kleine, glatte Mütze oder einen Helm, an welchem hinten etwas als ein



Abbildung der Figur



ler Wand c.

breites Band herunterhängt. Diese haben ein Kleid an, das nur bis an die Knie reicht und enge Ärmel hat. Einige derselben haben auch einen Oberrock mit engen Ärmeln, der dem Oberkleide der jetzigen Perser fast ähnlich ist, auf der Schulter hangen. Beide haben einen Bart und starkes krauses Haar, wo nicht gar eine Perücke auf dem Kopf. Beide tragen Ringe oder eine Schnur um den Hals und um die Hände und kleine Ringe in den Ohren. Beide haben Gürtel um den Leib. Beide tragen, aber nicht allezeit, einen Bogen in einem Futteral und etwas Rundes, das vielleicht auch ein Gewehr vorstellen soll, in der Hand. Ihr Dolch ist verschieden. Die mit dem langen Kleide tragen selbigen im Gürtel vor dem Leibe, und die in dem kurzen Kleide haben ihn an der Hüfte hangen und an ein Bein gebunden. Auch ihre Schuhe sind in Kleinigkeiten verschieden.

Es ist wohl schwer zu bestimmen, was diese Figuren eigentlich haben bedeuten sollen. Da sie bewaffnet sind, so könnte man vermuten, daß sie zwei Leibwachen vorstellen. Sie sind ohne Zweifel vornehme Personen im Dienste des hier regierenden Herrn, dieser mag nun ein geistlicher oder weltlicher Fürst gewesen sein. Denn man findet sie überall, und besonders hier scheinen sie vertraulich miteinander umzugehen. Die in der langen und weiten Kleidung aber waren vermutlich doch die Vornehmsten, weil selbige ebenso gekleidet sind als die Hauptpersonen und in den folgenden Zeichnungen immer vorangehen. Sie haben auch gleichsam die Wache bei den Eingängen zu den Gebäuden, wo sie nämlich mit Spießen in der Hand an den Türpfosten stehen. Am Ende dieser Reihe Figuren ist Platz zu einer Inschrift, die nicht hineingeschrieben worden. Zuletzt, an der Treppe α, folgt noch die Vorstellung, wie das erdichtete Einhorn von einem Löwen angefallen wird.

Die Wand D an der andern Seite der Treppe B ist ebenso voller Figuren. Allein an keiner Stelle unter diesen Ruinen

hat der Aberglaube der Mohammedaner so sehr gewütet als hier, und dies ist just das Stück, auf welchem man die größte Verschiedenheit in der Kleidung antrifft. Die meisten dieser Figuren haben die Köpfe verloren. Es muß aber viele Mühe gekostet haben, nur diese zu zerstümmeln; denn es ist davon noch so viel sitzengeblieben, daß man aus verschiedenen die Figur ihrer Mützen wieder zusammensuchen kann. Ich habe mich bemüht, sie auf den Seiten 540/541 alle wiederherzustellen. Es ist wohl kein Zweifel, daß dieses Stück eine Prozession an einem außerordentlichen Festtage vorstellen soll. Allein, ob Leute von verschiedenen Nationen ihrem Könige Tribut oder Geschenke oder ob verschiedene Nationen oder Stände einem Tempel Opfer bringen, das überlasse ich andern zu entscheiden.

Das Gebäude G (Seite 532 und 542) liegt wenigstens 8 Fuß höher als die Kolonnaden. Es scheint im Verhältnis seiner Größe mit den übrigen am stärksten gebaut gewesen zu sein, und die Wände oder vielmehr die Fenster und blinden Fenster sind hier auch noch am besten poliert. Weil der Wind hier nicht so frei durchstreichen kann als bei den Kolonnaden, so ist in und um dieses Gebäude viel Erde zusammengeweht.

An der Nordseite und dicht an dem Gebäude I stand ein anderes, wovon jetzt nichts mehr übrig ist als die beiden Treppen N. N und Merkzeichen von vier Säulen. Vielleicht war dies ein Teil des Gebäudes I. Beide Treppen N sind ebenso angelegt wie die Haupttreppe. Jede hat nämlich zwei Aufgänge und in der Mitte einen Ruheplatz. Die eine derselben, welche zwischen den Gebäuden I und G liegt, ist fast ganz mit Erde bedeckt. Die andere steht noch ganz frei und hat an jeder Seite zweimal 13 oder 26 kleine Stufen. An dieser sieht man viele Figuren und Schriften, sie haben aber durch die Zeit sehr viel gelitten. Zwischen





Abbildung der Figur



ler Wand d.



Prospect des Gebäudes G

den beiden Treppen ist ein großer unterirdischer Gang (vermutlich eine Wasserleitung) im Felsen ausgehauen.

Auf dem Hügel bei M war ehmals auch ein Gebäude. Davon sind noch 5 Pfosten von 3 Türen oder vielmehr so viel Seitenwände von drei Eingängen übrig, die ebenso groß sind als die in dem Gebäude L, deren ich nachher erwähnen werde. Die Hauptfigur an den Wänden ist ebendieselbe, welche auf der Seite 531 auf einem Stuhl sitzend, mit einem Becher in der einen und einem Stock in der andern Hand, vorgestellt wird. Derjenige aber, welcher hinter dem Stuhl steht, hat auch einen Becher in der Hand. Unten stehen viele kleine Figuren, die ihre Hände in die Höhe halten. Diese sind zum Teil, wie es scheint, mutwillig zerstümmelt. Sonst ist von diesem Gebäude, das, nach den Eingängen zu urteilen, sehr ansehnlich gewesen sein muß, nichts mehr übrig als einige Grundmauern, und die Piedestale von zwei großen Säulen. Das übrige ist nach und nach entweder mit Erde bedeckt oder von hier weggebracht worden.

Die Überbleibsel von dem kleinen Gebäude K. stehen, nach den an demselben befindlichen Figuren zu urteilen, ohngefähr 3 Fuß tief in der Erde. Es scheint, daß selbiges nur zwei Zimmer gehabt habe. Das an der Südseite hatte 4 Türen. An den Pfosten der Türe nach Westen findet man den Held, der mit einem Löwen streitet. An dieser Seite stehen auch noch drei blinde Fenster. Von der Tür und den Fenstern an der Ostseite ist das meiste niedergefallen. Von der Wand nach Süden steht noch eine Türe.

Das Gebäude L ist das weitläuftigste von allen, wenn nicht die Kolonnaden B, C, D, E nur ein Gebäude ausgemacht haben. An jeder der vier Seiten waren zwei Eingänge. Bei w-w war die Mauer zehneinhalb Fuß dick und also die Wände der hier befindlichen Torwege ebenso breit. Doch besteht eine solche Wand nicht aus einem einzigen

Stücke, sondern aus verschiedenen, sehr großen Stücken, die horizontal aufeinandergelegt sind. An jedem der vier großen Türpfosten w stehen die Figuren von Seite 531. Hier scheint der König oder der oberste Geistliche Audienz zu geben oder Gericht zu halten. Er sitzt auf einem Stuhl und hat einen Schemel unter den Füßen. An den Händen sieht man noch Löcher in dem Stein, vermutlich also waren in demselben goldene Armbänder befestigt. Auch scheint die Mütze oder die Krone mit Metall belegt gewesen zu sein. Die Person, welche mit dem Fliegenwedel hinter dem Stuhl steht, soll meiner Meinung nach eine Frauensperson vorstellen; denn sie hat einen besondern Kopfputz, der dem Schleier der morgenländischen Weiber nicht unähnlich ist, anstatt daß die Verschnittenen, wofür andere Reisende sie angesehen haben, sich in den Morgenländern ebenso kleiden als die Mannspersonen. Dies war also vielleicht ein weltliches Gebäude, wo etwa Fremden Audienz gegeben ward. In und vor demselben liegen noch viele Stücke von Säulen zerstreut auf der Erde.

Gerade vor diesem Gebäude bei O auf Seite 533 liegen noch viele Steine von einem ebenso großen Torwege als die bei A und Æ. Man findet hier auch noch Stücke von großen Säulen, die glatt sind (nicht geriffelt wie die übrigen Säulen unter diesen Ruinen), und den doppelten Vorderteil eines Tiers, das ohne Zweifel als ein Kapitell gedient hat. Nicht weit von hier nach Westen stehen die großen Eingänge A und Æ nahe bei der Haupttreppe. Welch ein prächtiger Anblick muß es also nicht für einen Fremden gewesen sein, der durch diesen Weg zwischen so vielen Säulen und Wänden von dem schönsten Marmor, die mit erstaunlich großen und wohl ausgehauenen Figuren geschmückt waren, zu dem Gebäude L geführt ward.

Dies sind die vornehmsten Überbleibsel von dem ehmals prächtigen Palast zu Persepolis, der schon vor mehr

als 2000 Jahren zerstört worden ist. Alle brauchbaren Stücke, die ohne gar zu große Mühe weggebracht werden konnten, sind längstens nicht mehr hier. Indes verdient dasjenige, was übrig ist, noch von einem jeden bewundert zu werden. Man sieht daraus, daß die Perser die Bau- und Bildhauerkunst schon lange vor den Griechen auf einen hohen Grad gebracht haben. Das meiste ist sehr wohl angelegt. In der Südwestecke liegen zwar die Gebäude gleichsam aufeinander, und hier sind in der Hauptmauer auch so viele Winkel, daß der Umriß dadurch verunstaltet worden ist. Man weiß aber nicht, wie lange der Palast bewohnt gewesen ist, bis Alexander ihn zerstörte. Er mag anfänglich ein Palast oder Tempel gewesen sein, so kann er verschiedene Baumeister gehabt haben; denn so wie die Eigner, sie mögen Geistliche oder Weltliche gewesen sein, reicher wurden und mehrere Leute in ihren Dienst nahmen, so können sie auch neue Gebäude aufgeführt haben. So wird oft ein Platz bebaut, der nach der Anlage des ersten Baumeisters hätte ganz frei bleiben sollen.

In der Ebene und nicht weit von der Südwestecke des Palastes sind noch einige Überbleibsel von einem Gebäude. Darunter ist eine aufrecht stehende Säule, die auf dem Prospekt Seite 532 angedeutet worden. Dies ist also die zwanzigste Säule, welche von den hier befindlichen Ruinen noch aufrecht steht. Weiter nördlich, gleichfalls im freien Felde, stehen noch ein paar Türpfosten von ebender Arbeit wie die vorher beschriebenen. Am Fuß des Berges sieht man auch verschiedene Steine, die von dem Felsen abgesondert sind, um zum Bauen gebraucht zu werden; ingleichen Wasserleitungen im Felsen ausgehauen.

Etwa auf der Hälfte des Weges zwischen diesem Palast und den Ruinen von Istakr ist eine ganze Kammer aus dem Felsen gehauen worden, die aber weder eine Decke noch eine Vorderwand gehabt zu haben scheint. Die übrigen

drei Wände sind mit Figuren von übernatürlicher Größe bedeckt. Auch selbige sind erhaben wie alle Figuren zu Tschil minar, aber in ganz andern Geschmack ausgehauen.

Ohngefähr anderthalb deutsche Meilen von Tschil minar oder dem Palast von Persepolis, nämlich dreiviertel Meile nach Norden und dann ebensoweit nach Osten, trifft man jetzt noch einige Ruinen an, welche von den Persern die Ruinen von Istakr (der Stadt Persepolis) genannt werden. Dies sind vermutlich die Überbleibsel von dem Palast, den die Königin Homai in dieser Stadt bauen ließ; denn die Arbeit an denselben ist in ebendem Geschmack wie die an den zu Tschil minar, sie liegen auch nahe bei den Gräbern zu Nakschi Rustam. Zwei Säulen davon stehen noch aufrecht. Um diese Säulen liegen noch viele Stücke von andern umgefallenen, und einige Piedestale stehen noch auf ihrem Platz.

Die Überbleibsel des erwähnten Palastes der Homai liegen in einer schmalen und fruchtbaren Ebene zwischen hohen Bergen und an der Südseite eines kleinen Flusses, den die Perser Polwar nennen und der in den Araxes fällt. Der Fluß erreicht dreiviertel Meile von hier die große Ebene, an welcher Tschil minar liegt. Zwischen beiden Palästen und besonders in der Gegend, wo der Polwar die große Ebene erreicht, muß man ohne Zweifel die Lage von Istakr oder Persepolis suchen. Hier aber wird der Fluß durch eine Menge Kanäle auf die umherliegenden fruchtbaren Felder geleitet. Istakr ward nicht auf einmal zerstört wie der Palast von Persepolis, sondern war noch unter der Regierung der Khalifen die Residenz ihrer Statthalter.

An der Nordseite des Flusses Polwar (ohne Zweifel dicht bei Persepolis oder Istakr) und in gerader Linie etwa eine deutsche Meile nach Norden von Tschil minar sieht man die sogenannten Gräber der Könige. Der Fels ist hier von Natur fast senkrecht. Es hat also nicht so viele Mühe

gekostet, ihn zur Fassade der Begräbnisse perpendikulär zu machen, als bei den hinter Tschil minar, wo der Berg mehr schräg ist. Indes ist keins von ihnen so schön als die bei dem erwähnten Palast, ob sie sich gleich äußerlich fast alle sehr ähnlich sind. Die Eingänge zu allen diesen Gräbern sind so hoch von der Erde, daß man nicht ohne Lebensgefahr hinaufklettern kann, wenn man nicht eine hohe Leiter mitbringt.

Bei diesen prächtigen Grabmälern findet man auch viele überaus große Figuren auf besondern Tafeln an dem Felsen ausgehauen, die die Heldentaten des alten persischen Helden Rustam vorstellen sollen. Man nennt sie daher Nakschi (die Abbildung des) Rustam. Zwei Vorstellungen von Rustam sind auf der Seite 548 abgebildet. Bei C scheint ein Zweikampf zwischen den beiden Helden um einen Ring zu sein. Die Bauern aus Tschul, einem Dorfe hier in der Nähe, nannten den mit dem Stab in der linken Hand Rustam Sal und seinen Gegner Rustam Koladas. Beide haben so lange Beinkleider, daß sie bis über die Füße herunterhangen. Steigbügel scheinen die alten Perser nicht gehabt zu haben und auch keinen ordentlichen Sattel. Warum an allen diesen Pferden große Kugeln an Ketten herunterhangen, ist wohl nicht leicht zu erraten. Sie müssen dem Pferde im Laufen sehr hinderlich gewesen sein. Das Lederzeug auf denselben ist ganz artig. Der Zaum hat das besondere, daß an demselben auch ein Riemen ist, der dem Pferde über das Maul geht. An der Erde liegen zwei Personen, wovon aber nur der obere Teil sichtbar ist, das übrige verliert sich nach und nach im Felsen. In der Abbildung D scheint die Figur, welche vor dem Pferde steht, so lange und enge Ärmel zu haben wie die Indier. Diese nämlich ziehen sie beim Gebet weit über die Hände hervor, anstatt daß sie sie sonst zurückschieben, und also auf dem Arm viele Falten haben. Was übrigens das Ganze vorstellen soll,

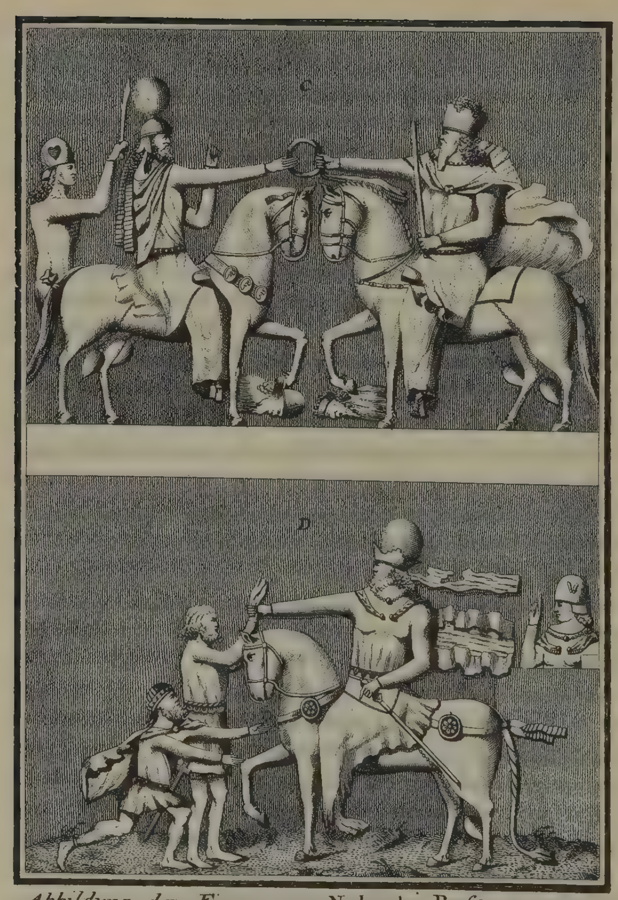


Abbildung der Figuren zu Nakschi Rustam .

das überlasse ich andern zu entscheiden. Man findet an diesem Felsen noch mehrere Abbildungen von Rustam und andern Personen, die ich nicht gezeichnet habe, teils weil die Arbeit nur schlecht ist oder weil die Figuren sehr beschädigt sind, teils auch weil ich nunmehr eilte, wieder nach Schiras zurückzugehen, da mein Bedienter krank geworden und gestorben war.

April 1765

Wäre mein Bedienter am Leben und gesund geblieben, so würde ich mich gern noch länger bei diesen Ruinen aufgehalten haben. Meine Augen aber hatten schon so viel gelitten, und meine Gesundheit überhaupt war so schwach, daß ich eben nicht Ursache hatte, das Äußerste zu wagen. Ich ließ mir den Todesfall meines Bedienten eine Warnung sein und reisete am 7ten April mit Herrn Hercules wieder nach Schiras zurück.

Nach meiner Zurückkunft nach Schiras war meine erste Sorge, mich wieder von einem starken Husten, einem geschwollenen Halse und andern kleinen Unpäßlichkeiten zu befreien, die ich mir bei Persepolis größtenteils durch Verkältung zugezogen hatte. Der Weg zwischen Schiras und Abuschehr war wegen des Krieges zwischen Kerim Khan und Mir Mahenna noch immer unsicher. Ich mußte daher noch lange auf eine Karawane warten und erhielt dadurch nicht nur Zeit, um erst meine Gesundheit wieder in Ordnung zu bringen, sondern auch noch einige Altertümer in der Gegend von Schiras zu sehen, die gemeiniglich von europäischen Reisenden besucht zu werden pflegen.

Eine halbe Stunde nach Norden von Schiras liegt vor einem hohen Gebirge ein kleiner Fels, auf welchem man eine vortreffliche Aussicht nach der Stadt und der großen

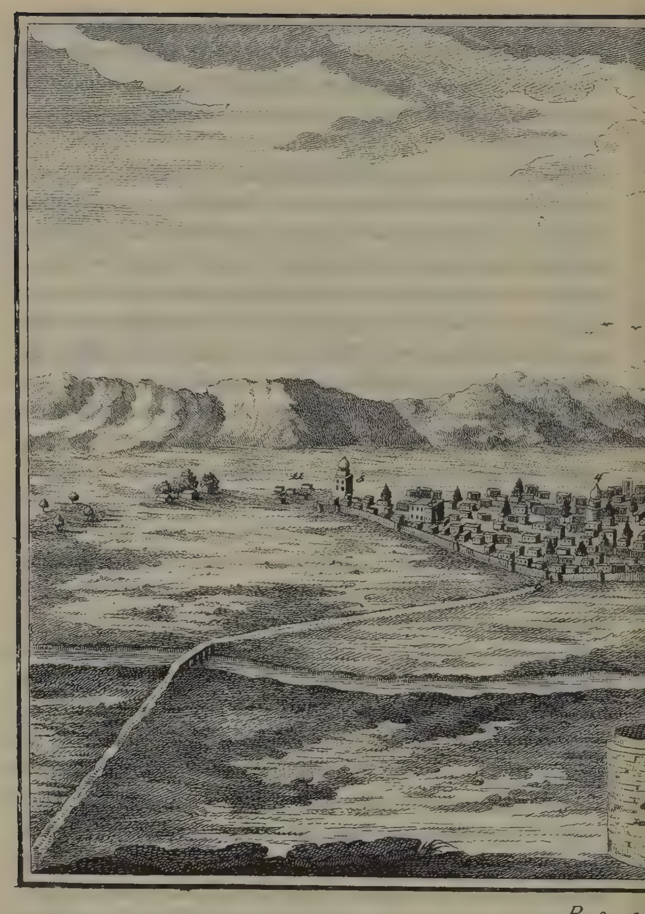
und fruchtbaren Ebene hat, und weit entfernt sieht man hohe Berge. Die Lage dieses kleinen Felsens hat also sehr viel Ähnliches mit der Lage desjenigen, auf welchem der Palast von Persepolis gebaut worden. Hier hatte ein Mohammedaner einen Palast gebaut, aber so schwach, daß man von seinem ganzen Gebäude fast nichts mehr findet als den Fuß einer kleinen Säule, und diesen scheint er von Tschil minar geholt zu haben. Denn er ist von ebendem harten und schwarzen Marmor, woraus die Ruinen von Persepolis bestehen; der Fels bei Schiras aber ist ein weißer Stein und nicht hart. Der Aufgang zu diesem Gebäude war eine abhängige Fläche, an beiden Seiten mit einer Mauer unterstützt. Hier konnte also der Mohammedaner bis vor seine Tür reiten: eine Bequemlichkeit, die man bei der Anlage des Palastes zu Persepolis nicht gesucht hat.

Höher am Berge ist das Begräbnis eines vermeinten Heiligen, Babe Quee, welches von den Mohammedanern sehr fleißig besucht wird.

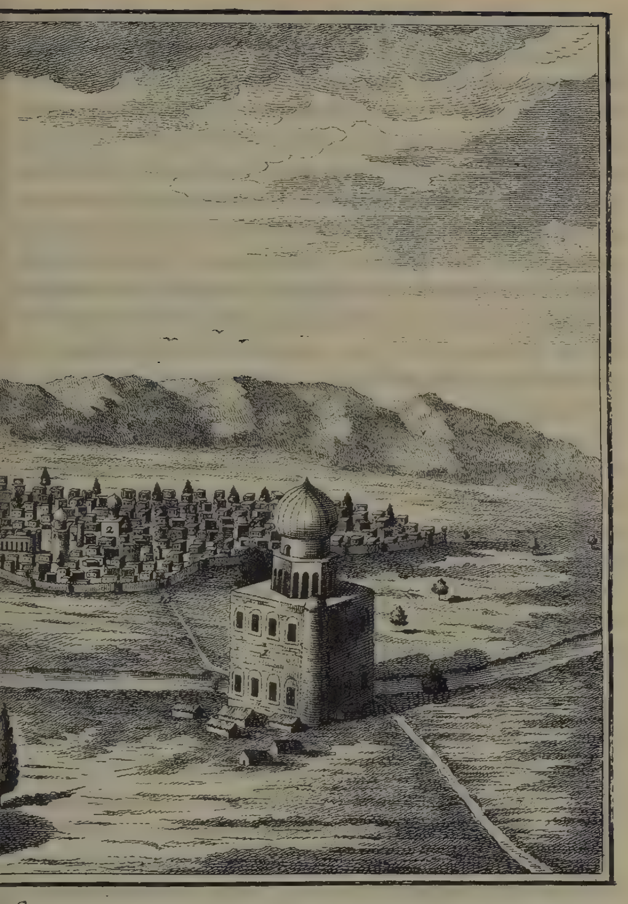
Das Begräbnis des berühmten persischen Poeten Hadsji Hafes lag ehmals in einer Vorstadt von Schiras. Jetzt liegt es eine Viertelstunde von dem Stadttor, und auf diesem ganzen Wege findet man kein einziges Gebäude mehr außer einer großen Moschee, Schach Mir Hamza, welche auf dem Prospekt Seite 552/553 angedeutet worden, und dabei einige schlechte Hütten. Dagegen sieht man hier fruchtbare Felder, und das Begrägnis liegt noch immer in einer angenehmen Gegend. Das darzu gehörige Gebäude ist noch in gutem Stande. Es hat einige große, nach morgenländischer Art sehr gute Zimmer, zu welchen schmale Wendeltreppen führen. Vor diesem Hause sieht man das Begräbnis des Gelehrten und einiger andern, bei den Persern berühmten Männer, ingleichen einen großen Totenacker mit einer Menge Grabsteinen, welches alles mit einer Mauer umgeben ist. Weil die mohammedanische Religion

ihren Anhängern die Reinigung so sehr empfiehlt, so findet man bei diesem Gebetplatz (Musalla) auch ein kleines fließendes Wasser, das seinen Weg durch ein großes Wasserbehältnis nimmt, und hernach auf die umliegenden Felder verteilt wird.

Schech Sade, ein anderer berühmter persischer Gelehrter, liegt nicht weit von hier nach Süden in einer Moschee begraben. Dies Gebäude ist sehr verfallen und wird gar einfallen, wenn sich nicht bald ein reicher Mohammedaner darüber erbarmt und es ausbessern läßt. Hier sah ich es am deutlichsten, wie die neuen Perser die Schriften, welche man so häufig an den Wänden ihrer Moscheen findet, auf die Mauer tragen. Die Buchstaben sind alle von Tonerde geschnitten oder geformt, so gebrannt und oben mit einer Glasur von grüner, gelber oder einer andern Farbe bedeckt. Sie haben ein besseres Ansehen als die in harten Marmor gehauenen Schriften zu Persepolis. Da es aber nur Töpferarbeit ist und die Buchstaben nur in Kalk an die Mauer geklebt sind, so sind diese neuern Aufschriften in Vergleichung mit den alten auch nur von kurzer Dauer. In der Moschee des Schechs Sade waren an vielen Stellen der Kalk und damit auch die Buchstaben von der Wand heruntergefallen, und alles lag hier noch zerstreut auf dem Boden. Das schönste, was man hier sieht, ist gleichsam ein Brunnen, der in Figur eines Achtecks ziemlich tief in die Erde hineingebaut ist. Unten ist ein fließendes Wasser, so klar als ein Kristall und so voller Fische, daß ich mich nicht erinnere, irgendwo so viele beisammen gesehen zu haben. Aber diese Fische leben hier auch unter dem Schutz des Schech Sade, weswegen niemand sich unterstehen darf, nur einen davon zu fangen. Man steigt auf einer bequemen Treppe hinunter, und um das Wasser sind bequeme Sitze. Auch an den beiden Seiten des Achtecks, wo das Wasser hineinfällt und wieder herausfließt, sieht man einen Teil



Prospect



Schirâs

des unterirdischen Kanals, und an demselben bequeme Sitze von gehauenen Steinen. Kurz, dies ist, besonders in der heißen Jahreszeit, ein überaus angenehmer Platz. Dies Wasser nimmt seinen Lauf nachher mitten durch einen Garten, in welchem sehr artige Wasserfälle und große Wasserbehältnisse angebracht sind. Nach einem Behältnis ist es unter der Erde weggeleitet und kommt daselbst als aus einer starken Quelle hervor, welches sehr artig aussieht. Aber jetzt liegt der Garten schon wüste, und die schön gebaueten Wasserbehältnisse, Kanäle und Wasserfälle werden also auch wohl nach und nach verfallen. Die Perser scheinen noch jetzt viel auf Wasserleitungen zu wenden, besonders auf solche, wodurch die Felder gewässert werden. Indes ist der Ackerbau nirgends unter den Mohammedanern emporgekommen. Sie haben sowohl hier als in Ägypten viele Kanäle verfallen lassen. Die Wasserleitungen werden noch immer mehr und mehr vernachlässigt und daher die Länder immer mehr und mehr wüste und von Einwohnern entblößt.

Da ich in Persien auf europäisch gekleidet war, so konnte ich zu Schiras nicht überall so herumgehen als in den übrigen morgenländischen Städten, und habe daher von dieser Stadt keinen genauen Grundriß entwerfen können. Aber man sieht mehr auf dem Prospekt Seite 552/553, den ich in dem Gebäude bei dem Begräbnis des Hadsji Hafes entworfen habe. Auf demselben bedeutet: 1. Schah Mir Hamza; 2. Schah Schera; 3. Meddrasse; 4. Zeiid el Hussein; 5. Chatun Dsjamea; 6. Bebe Dochter. Dies sind lauter ansehnliche Moscheen, die bei der oftmaligen Plünderung der Stadt stehengeblieben sind. Keine derselben hat ein Minarett, und man wollte versichern, daß diese Türme in ganz Persien nicht gebräuchlich sind, sondern der Muessem oder derjenige, welcher zum Gebet ruft, steht vor oder auf der Moschee. 7. Das Haus des Beglerbegs; 8. das

Pulvermagazin; 9. das Tor Saade; 10. das Isfahan-Tor; 11. Kerim Abad, ein kleines Dorf, das erst neulich von dem jetzigen Wekil angelegt worden ist. Die besten Häuser in der Stadt sind von gebrannten Mauersteinen gebaut und nach außen ohne alle Pracht. Die Mauern sind kaum gereinigt und noch viel weniger übertüncht. Die Basars oder die Straßen mit den Buden der Kauf- und Handwerksleute sind zum Teil bedeckt und einige so wie der Bezenstein zu Konstantinopel gewölbt. Die Straßen sind gepflastert. Die Gosse ist in der Mitte derselben; und weil fließendes Wasser in selbige geleitet werden kann, so sind die Straßen ziemlich rein.

Die Witterung zu Schiras ist wohl nicht von der zu Persepolis, aber sehr von der auf der Küste des persischen Meerbusens verschieden. Im Anfang des März hatten wir viel Regenwetter, und dabei war es ziemlich kalt. Im April und Mai hatten wir noch viel trübe Luft und sehr oft Gewitter. Auf dem Gipfel der weit entfernten und hohen Berge sah man noch am 25sten April Schnee; am 14ten Mai aber nur zwischen den Klüften, wohin die Sonne nicht kommen konnte. Am 23sten April des Morgens um 8 Uhr war hier ein so starkes Erdbeben, daß dadurch das alte Gebäude, worin ich wohnte, so sehr erschüttert ward, daß man große Ursache zu fürchten hatte, es möchte einfallen. Allerhand schöne Baumfrüchte, die man teils in Europa, teils in Indien antrifft, waren hier auch noch in diesen Monaten im Überfluß. Von Weintrauben nannte man mir 20 verschiedene Sorten. Einige davon werden getrocknet und als Rosinen ausgeführt, andere ausgepreßt und andere bloß frisch gegessen. Unter denen, welche man trocknet, ist die, welche man hier Kischmis und in Jemen Zebib nennt, die vornehmste. Diese ist sehr klein und hat einen so weichen Samen, daß man ihn fast gar nicht bemerkt. Die Sorte Askari ist von ebenderselben

Art, nur ist der Same in derselben etwas härter. Gurtschesch ist die Sorte, woraus der vortreffliche rote Wein gepreßt wird; und Angur rangi eine andere Sorte, welche einen so dunkelroten Wein gibt, daß man diesen fast nur braucht, um dem andern damit eine bessere Farbe zu geben. Rosenwasser und das kostbare Rosenöl wird auch in ziemlicher Menge von hier verführt.

Der Schiraswein wird vornehmlich von Armenern verfertigt. In Ermangelung von Tonnen wird er in großen Töpfen aufbewahrt und in großen Flaschen nach Abuschehr und von da weiter nach Basra und Indien versandt. Er ist bekanntermaßen sehr schön; ich weiß aber nicht, ob der Wein der Juden zu Sana nicht ebensogut ist. Letztere können ihn in Ermangelung von Gefäßen nur nicht auswärts senden, ja sie haben unter der Regierung der Araber nicht einmal Erlaubnis, öffentlich mit Wein zu handeln. Die Juden wohnen zu Schiras, so wie in den meisten morgenländischen Städten, in einem besondern Quartier und leben dem Ansehen nach in großer Armut. Jetzt wohnen etwa nur 20 Banianen in dieser Stadt; weil man aber diese indischen Kaufleute aufmuntern will, wieder fleißig hieher zu kommen, so bauete man ihretwegen eine große Karawanserai.

Die Anzahl der Armener, welche sich aufs neue zu Schiras niedergelassen haben, ist auch nicht groß. Sie haben im Serbach oder der Faktorei der Engländer, in welcher Herr Hercules wohnte, eine Kapelle, in der sie sich täglich versammeln, beten und singen. Ich sah am 13ten April, am Sonnabend vor Ostern, ihren Gottesdienst mit an und stellte mir dabei eine Versammlung der ersten Christen vor. Denn der erste Geistliche dieser kleinen Gemeinde war ein Weber, von den übrigen Kirchenbedienten war einer Koch und der andere Bedienter bei Herrn Hercules, der dritte war ein Schuster und der vierte ein Tischler. Die

Kapelle war artig genug. Auf dem Altar stand ein Kreuz, ein großer Kelch, ein großes Buch, stark mit Silber beschlagen, und verschiedene Wachslichter. Alle Kirchenbediente hatten Mäntel um, auf deren Rücken ein Kreuz genäht war. Die Armener lassen sich den Kopf mit dem Schermesser abscheren. Sie tragen, so wie alle Morgenländer, eine kleine Mütze und darüber eine größere rauhe Mütze, so wie die Perser. Letztere hatten sie in der Kirche abgenommen, anstatt daß die Mohammedaner ihren Turban oder ihre Mütze auch in der Moschee aufbehalten. Der Priester aber hatte etwas auf dem Kopf, das einem niedergeschlagenen europäischen Reisehut vollkommen ähnlich war. Daß die Armener sich so wie die Mohammedaner bei ihrem Gebet bisweilen zur Erde werfen, ingleichen ihre übrigen gottesdienstlichen Zeremonien, die größtenteils im Singen bestehen, sind schon genug bekannt. Hier konnte man keine Predigt erwarten. Der Priester nahm nur das große Buch, welches auf dem Altar lag, und las der Gemeinde einige Stücke aus den Evangelisten vor. Als er die Stelle gelesen hatte, wo der Engel zu Maria Magdalena und Maria Jacobi sagt: «Entsetzet euch nicht, ihr sucht Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten, er ist auferstanden und nicht hie», klopfte die ganze Gemeinde in die Hände. Bei einer andern Stelle, wo Christus seine Jünger zum Frieden ermahnt, küßte jeder seinen Nachbarn auf beide Backen. Hierauf legte der Priester ein Tuch über sein Buch, trug es auf beiden Händen rund um den Altar und reichte es einem jeden, um es zu küssen. Hinter ihm ging einer mit einem langen Stock, an welchem oben dünne runde Scheiben und an der Mitte ein kleines seidenes Tuch befestigt war. Diesen hielt er über den Priester und machte mit dem dünnen Blech ein kleines Geräusch, wenn er seinen Stock geschwind bewegte. Hiedurch soll die Gegenwart der Engel vorgestellt werden. Die übrigen Kirchen-

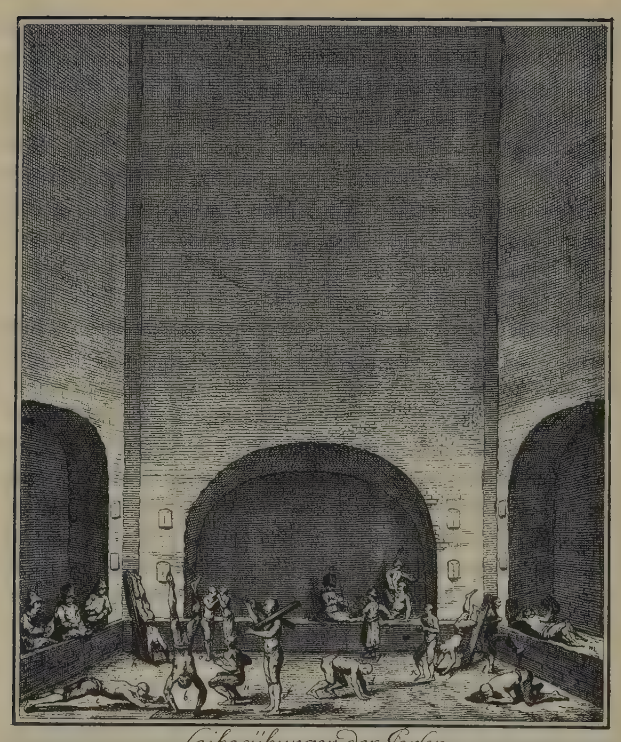
bedienten hatten alle Wachslichter in der Hand. Nachher ward das Abendmahl sowohl an Kinder als Erwachsene ausgeteilt. Das Brot war in kleine Stücke gebrochen und in den Wein geworfen, woraus der Priester ein Stück nach dem andern mit seinen Fingern herausnahm und es dem Kommunikanten in den Mund steckte. Gegen Abend kam der Priester mit zweien Kirchenbedienten, wovon jeder ein großes Wachslicht in der Hand hatte, zu Herrn Hercules, um uns ein Geschenk von gefärbten Eiern zu machen und uns etwas vorzusingen und den Segen über uns zu sprechen. Eben einen solchen Besuch hatten wir an dem folgenden Morgen.

Die Perser haben öffentliche Häuser, die sie Surchone (Haus der Stärke) nennen und wo jeder hingehen kann, um seine Kräfte öffentlich zu zeigen. Als ich das erste Mal ein solches Surchone besuchte, fand ich die Luft daselbst so unrein, daß ich es für ratsam hielt, bald wieder wegzugehen. Indes wagte ich noch einen zweiten Besuch, und diesmal blieb ich so lange, daß ich glaube, meinen Lesern einen deutlichen Begriff von den Leibesübungen geben zu können, die hier vorgenommen werden. Das Gebäude war nur klein, aber hoch und stark gebaut. An jeder der vier Seiten war eine Nische oder offene Kammer. Der Platz in der Mitte war bloß für diejenigen, welche ihre Geschicklichkeit zeigen oder sich üben wollten. Die Türe zu diesem Schauplatz war klein und niedrig und in dem ganzen Gebäude keine Fensteröffnung; nur oben in dem Gewölbe war ein Loch, durch welches etwas Licht fallen konnte; und da dies nicht hinlänglich war, so mußte der Schauplatz mit Lampen erleuchtet werden. Kurz, es schien, daß man bei der Anlage dieses Gebäudes nur darauf gesehen hätte, um allen Zugwind abzuhalten. Dies war freilich notwendig. Allein man hätte oben in dem Gewölbe mehr Zuglöcher machen und dadurch das Haus von

den schlimmen Dünsten reinigen sollen, die jetzt den sich hier Versammelnden nicht nur beschwerlich, sondern ihrer Gesundheit gewiß auch schädlich sind.

Ich saß mit einigen wenigen Zuschauern in einer Nische. Die Vornehmen und die Kaufleute, welche hieher kamen, um sich zu üben, setzten sich in zwei andern Nischen und rauchten erst eine Pfeife Tabak, wie die Figur *a* auf der Seite 560, wo ich gesucht habe, das ganze Schauspiel abzubilden. Man konnte hier auch Kaffee bekommen. Drei Musikanten saßen in der vierten Nische. Der eine derselben spielte eine Art Zither, der zweite schlug eine kleine Pauke, ohne welche die Morgenländer niemals singen oder tanzen, und der dritte sang bisweilen ein persisches Lied. Als die Liebhaber ihren Kaffee getrunken hatten und nicht mehr rauchen wollten, kleidete einer nach dem andern sich ab und sprang ganz nackend, außer in ein paar engen ledernen Beinkleidern, die mit einem Riemen um den Leib geschnallt waren, mitten auf den Platz. War einer in seiner Kunst schon sehr geübt, so stellte er sich hier gleich auf die Hände und mit den Füßen in die Höhe wie die Figur *b*. Bald darauf aber stellte er sich wieder auf seine Füße und hielt sein Gebet mit dem Gesicht gegen Mekka gewandt. Denn die Mohammedaner sollen bei allem, was sie unternehmen, erst beten, und diese Pflicht vergessen sie also auch nicht, wenn sie diese Art von Komödie anfangen. Die meisten hielten gleich ihr Gebet und warfen dabei wie gewöhnlich ihr Angesicht verschiedenemal zur Erde, Figur *c*.

Die erste Übung, welche vorgenommen ward, ist bei *d* und *e* abgebildet, insoweit sich dergleichen Künste abbilden lassen. Die ganze Gesellschaft stellte sich nebeneinander auf Händen und Füßen. War einer noch ein Anfänger, so stand er ungefähr wie *d*, ein Meister aber streckte Hände und Füße so weit auseinander als nur möglich,



Leibesübungen der Perser.

nur mußte die Erde nicht mit dem Bauch berührt werden. Figur *e*. Alle mußten in dieser Stellung, ohne die Hände oder Füße zu verrücken, mit dem Kopf gleichsam einen Zirkel, und wenn dies zweimal geschehen war, auch den Durchmesser beschreiben. Je öfter nun einer diese Übung wiederholen kann, desto größer ist er in seiner Kunst. Ich glaube gewiß, daß einige sie über 60mal wiederholten. Alles geschah nach der Musik und sehr taktmäßig. Dann nahmen einige in jede Hand ein großes Stück rundes Holz und warfen es auf die Schulter *f*. Dabei hatten sie weiter nichts zu tun, als die Hölzer taktmäßig von vorne nach hinten auf der Schulter zu bewegen. Nachher hüpften einige mit ihren Füßen gegen ein Brett, daß sie schräg an die Wand gestellt hatten wie bei *g*. Andere, die schon mehr geübt waren, gingen mit ihren Füßen höher wie bei h, und endlich einige, die es in ihrer Kunst noch höher gebracht hatten, stellten sich mit den Händen auf die Erde wie die Figur *b*.

Es konnte nicht fehlen, daß die Leute nach solchen Übungen sehr stark schwitzten. Diejenigen also, die dafür bezahlen wollten, setzten sich in eine Nische und ließen sich von einem Bedienten brav reiben *(i)*; auch dieser arbeitete taktmäßig und gab demjenigen, der sich unter seine Hände begeben hatte, bisweilen einen tüchtigen Streich mit der platten Hand auf den nassen Rücken. Nachher drückte und reckte er ihm alle Glieder. Hierauf fingen alle an zu tanzen; nicht nach europäischer Manier, wo man unterrichtet wird, die Füße auswärts zu setzen, den Körper gerade und leicht zu tragen, sondern jeder hüpfte für sich allein, einige in einem Kreis herum *(k)* und andere gegen eine Wand *(l)*, alle bald auf einem, bald auf dem andern Fuß, und dies so stark als möglich, um den Körper brav zu erschüttern. Einige legten sich auf den Rücken *(m)* mit Kissen unter dem Kopf und den Armen, um zwei dicke

und schwere Stücke Holz taktmäßig in die Höhe zu heben. Zu dieser Übung fanden sich nur wenige, weil selbige außerordentliche Kräfte erfordert. Der Meister saß dabei und zählte laut, wie oft der Schüler die Hölzer in die Höhe hob; man kann daher leicht denken, daß der Nachfolgende sich immer bestrebte, den Vorhergehenden zu übertreffen. Hierauf stellten sich alle in eine Reihe, und der Meister hielt vor ihnen eine Rede oder weitläuftiges Gebet, worin er Ali, Hassan und Hussein oft nannte, wobei alle Ringer oder Klopffechter sehr andächtig zu sein schienen. Es war nicht möglich, alle die verschiedenen Stellungen des Körpers, die ich bei den folgenden Übungen sah, zu zeichnen und zu beschreiben. Ich habe nur eine bei n angezeigt, und diese dauerte nicht lange. Die Füße blieben immer auf einer Stelle, den Körper aber bewegten sie bald aufwärts, bald unterwärts, bald nach vorne, bald nach hinten. Dann fingen einige paarweise an zu ringen, und auch dies nicht ohne vorhergehende Komplimente. Unter andern schlugen zwei ihre Hände zusammen und legten sie kreuzweis vor die Stirn wie bei o, welches ich als einen Gruß ansah. Dann setzten sie sich gegeneinander auf die Erde. Jeder suchte, wie er seinen Gegner am vorteilhaftesten angreifen konnte; und wenn sie erst Handgemenge wurden, so rungen sie so lange herum, bald auf den Knien, bald auf den Füßen, bis einer auf der Erde lag. Dann küßte der Überwundene dem Sieger ganz ehrerbietig die Hand. Hiebei gab es keine Stöße oder Schläge, als wenn die Engländer sich boxen. Indes fühlten doch einige, wenn sie vom Platz gingen, nach ihren Armen und Beinen, als wenn ihre Glieder Ruhe nötig hätten. Einer von ihnen warf nach und nach alle, die ihre Kräfte mit ihm messen wollten, zu Boden; und als zuletzt keiner mehr erschien, so forderte er ein kleines Trinkgeld von den Zuschauern. Kann einer den Beweis bringen, daß er in einer Hauptstadt der Moham-

medaner, zum Beispiel zu Isfahan, Konstantinopel oder Delhi es bekannt gemacht habe, daß er zu einer bestimmten Zeit mit dem Stärksten ringen wolle und daß sich keiner gefunden, der ihn hätte zu Boden werfen können, so hat er die Freiheit, einen Löwen, in Stein ausgehauen, auf sein Grab legen zu lassen. Ich habe zu Schiras zwei solche Gräber gesehen, das eine auf einem Totenacker nahe bei dem neuangelegten Garten des Kerim Khan und das andere bei der Moschee Schahi Schera. Ich vermutete anfänglich, daß die, welche hier begraben wären, große Herren sein müßten, die ihre außerordentliche Tapferkeit entweder im Kriege oder auf der Löwenjagd gezeigt hätten, hörte aber nachher, daß ihre größte Tapferkeit im Ringen bestanden hätte. Wer weiß, wie oft große Gelehrte, die die Altertümer erklären wollen, ebenso große Fehler machen. In des Schech Saade persischem Rosenthal sind einige artige Fabeln von Kindern, die der europäische Leser jetzt besser verstehen wird.

Zu Schiras sind drei solche öffentliche Surchone, wo sich nicht nur Personen vom mittleren und geringen Stande, sondern auch bisweilen vornehme Militär- und Zivilbediente versammeln, um ihren Körper durch dergleichen Übungen zu stärken. Die großen Herren haben bisweilen auch in ihren Häusern darzu eingerichtete Zimmer, um daselbst mit ihren Freunden und Bekannten zu ringen. Diese Leibesübung treiben die vornehmen Perser des Morgens; am Nachmittage sind sie zu Pferde.

Die Kleidertracht der Perser ist sehr von der Araber und Türken ihrer verschieden. Ein vornehmer Offizier trägt eine viereckigte Mütze mit einem großen Sasch (Binde), die meisten aber tragen eine Mütze von krausen Lämmerfellen und um selbige einen Sasch; nicht breit um selbigen gewickelt wie bei der eben erwähnten viereckigten Mütze und dem Kauk der Türken, sondern in der Länge zusam-

mengerollt und reihenweis um den Kopf gewunden. Alle Perser lassen jetzt ihren Knebelbart lang wachsen, den Backen- und Kinnbart halten sie kurz mit der Schere. Alle tragen einen Rock, der ihnen bis an die Waden reicht und viele Ähnlichkeit mit der Kleidung hat, welche man so häufig an den Überbleibseln von Persepolis findet. Die Ärmel sind eng und über den Händen gemeiniglich zugeknöpft. Um die Hüfte binden sie wie alle Morgenländer einen Gürtel. Ihre Beinkleider, die gemeiniglich von gestreifter Leinwand, oft aber auch von Seidenzeuge gemacht sind, sind weit und lang, doch bei weitem nicht so groß als die Schakschir der Türken. Die vornehmen Offiziere tragen schwarze Stiefeln, die ihnen bis an die Knie reichen und so hohe und spitze Absätze haben, daß sie zum Gehen fast ganz unbrauchbar sind. Ein Bedienter muß ihnen daher gleich ein paar Pantoffeln bringen, sobald sie vom Pferde steigen. (Die vornehmen Türken tragen kurze gelbe oder rote Stiefel ohne Absätze.) Die Pantoffeln, womit die vornehmen Perser in Gesellschaft gehen, haben gleichfalls hohe und spitze Absätze und auf der inwendigen Sohle unter dem Hacken schön gemalte Blumen. Ersteres ist unbequem und letzteres eine sonderbare Pracht, die indes den Nutzen hat, daß die Maler etwas dabei verdienen. Das Oberleder der Pantoffeln ist gemeiniglich von grünem, so wie der Türken ihres von gelbem Leder. Die Strümpfe sind von europäischen Laken gemacht und gehen über die Beinkleider bis an die Knie. Die Kleidung einer vornehmen bürgerlichen Person ist von der vorhergehenden nur darin verschieden, daß sie einen Überrock (türk. Benisch) anhat, der im Winter gemeiniglich mit einem Pelz gefüttert ist. Ein Kaufmann trägt gemeiniglich eine rauhe Mütze ohne Sasch, einen kurzen Pelz ohne Ärmel, Pantoffeln mit breiten Absätzen und Socken, die nur bis an die Knöchel gehen. Der gemeine Perser trägt

eine Mütze, die unten sehr weit ist und an jeder Seite zwei Zipfel hat.

Die Perser, welche sonst wie alle Morgenländer sehr reinlich sind, wechseln ihr Leinenzeug nur selten. Sie tragen deswegen gemeiniglich Hemden von gestreifter Leinwand. Die Weiber vom mittlern Stande (vornehme habe ich nicht gesehen) kleiden sich sehr besonders. Um ihre Beine haben sie viel Leinwand gewunden, damit selbige fein, dick und plump werden. Ihre Oberkleider sind kurz. Um den Kopf haben sie eine Menge Lumpen gewickelt, und darüber hangen sie ein großes weißes Tuch. Auch vor dem Gesichte haben sie ein weißes Tuch hangen, das nur nicht so lang ist als der Araberinnen ihres. Kurz, die ganze Kleidung der persischen Weiber, ingleichen die Stiefel und Pantoffeln der Vornehmen verdienen gar nicht, von fremden Nationen nachgeahmt zu werden. Die übrige Kleidung der Männer hat viel Vorzügliches vor der türkischen und ist der polnischen sehr ähnlich.

Man hoffte von einer Woche zur andern, daß eine Karawane von Schiras nach Abuschehr abgehen würde. Allein die Handlung zwischen diesen beiden Städten war noch so unterbrochen, daß ich bis den 14ten Mai warten mußte, bevor sich eine so große Anzahl Reisende versammelte, daß man es mit einiger Sicherheit wagen konnte, sich auf den Weg zu begeben. Auch noch jetzt ging unsere Reise sehr langsam vonstatten; denn die Tscharwadars (Eigentümer der Lasttiere) bekümmerten sich wenig darum, wie lange sie auf dem Wege blieben, wenn sie nur ihre Pferde, Maulesel und Esel umsonst und gut füttern konnten. Und weil wir jetzt überall Gras in Überfluß fanden, so machten wir immer nur sehr kurze Tagereisen. Am ersten Tage kamen wir nicht weiter als etwa eine halbe Meile von der Stadt. Hier sollte sich die Kafle erst versammeln. Am

15ten Mai reiseten wir nur zweieinhalb Stunden bis Tschisma Sefid und am 16ten 4 Stunden bis zu der Ebene bei Bendu. Dies Dorf liegt sehr hoch an der Ostseite eines Gebirges und hat viele Gärten mit Weintrauben, Mandeln, Pfirsichen, Feigen und andern Obstbäumen. Noch diesen Tag sah ich Schnee in den Klüften der hohen Berge. Am 17ten hatten wir einen etwas schlimmen Weg über Berge und Hügel. Wir lagerten aber schon wieder nach 2 Stunden.

An diesem Tage begegnete uns eine Kafle, in welcher 30 bis 40 Araber von Bahrein und Katif waren, die alle nach Mesched reisen wollten, um das Begräbnis des Ali ibn Musa erridda, eines der 12 Imams der Schiiten, zu besuchen. Unter denselben waren auch einige arabische Weiber. Jeder Schiit, dessen Gesundheit, Vermögen und Amtsgeschäfte es erlauben, ist nach dem mohammedanischen Gesetze ebensowohl als ein Sunnit verbunden, einmal nach Mekka zu reisen. Da aber dieses nicht nur gefährlich und kostbar, sondern für sie auch deswegen unangenehm ist, weil sie auf dieser Reise von den Sunniten als Ketzer verächtlich behandelt werden, so begnügen sich viele damit, daß sie nur ein oder mehrere Gräber ihrer Imams besuchen. Hat einer Vermögen und reiset selbst nicht nach Mekka oder nach den Gräbern ihrer Imams, so wird nach seinem Tode so viel von seinem Nachlaß ausgesetzt, daß ein anderer in des Verstorbenen Stelle die Reise tun kann. Daher findet man so viele Pilgrime von Profession, die eine solche Reise für eine Kleinigkeit machen und doch noch dabei gewinnen.

Selbst in unserer Kafle waren drei von diesen Landstreichern aus Bahrein und Lachsa, wovon der eine schon 9 Reisen für 9 verschiedene Tote gemacht hatte. Die von Bahrein Kommenden schienen auch größtenteils gemietete Pilgrime zu sein. Nur wenige von ihnen ritten auf Eseln, die übrigen gingen alle zu Fuß. Sie waren überaus

schlecht gekleidet, und jeder hatte seine ganze Bagage, nämlich ein Bündel mit Brot und trockenen Datteln und eine kupferne Gießkanne, die sie zum Waschen brauchen, auf seinem Rücken. Selbst in Arabien habe ich niemals eine so bettelhafte Karawane gesehen als diese. Die unvermutete Zusammenkunft dieser Araber in einem fremden Lande machte mir viel Vergnügen. Sie küßten einen nach dem andern wohl viermal beide Backen und ebensooft die Hand und wiederholten dabei immer die Frage, wie sie gelebt hätten. Die von Bahrein Kommenden erkundigten sich bei unsern Arabern nach dem Wege nach Mesched. Unsere fragten jene nach dem Wege nach Abuschehr, und beide Parteien versicherten, daß man in keinem Lande in der Welt mit so großer Sicherheit reisen könnte als in Persien. In ihrem Aufzuge hatten sie gewiß auch nichts von Räubern zu fürchten. Dann ward gefragt, wieviel ein Pfund Brot, Reis oder Butter in den Gegenden koste, woher sie gekommen wären? Beide Parteien, welche vielleicht aus einer magern Gegend sein mochten, glaubten in ein Paradies versetzt zu sein; ich wunderte mich also gar nicht darüber, daß diese armen Leute so gern als gemietete Pilgrime nach Mesched reisen. Endlich ward noch von Hausangelegenheiten gesprochen, da einige Nachrichten wissen und andere bestellen lassen wollten, und so endigte sich diese Zusammenkunft mit vielen inbrünstigen guten Wünschen. Es war betrübt, in Persien, 18 Jahre nach dem Tode des Nadir Schah, noch so viele Einäugige anzutreffen, die das andere Auge durch die Wut des erwähnten Tyrannen verloren hatten. Unter den Arabern von Bahrein waren auch verschiedene dieser Unglücklichen. Sogar zu Surat, Maskat, Basra und Bagdad habe ich noch Beweise seiner Grausamkeit sowohl an armenischen als mohammedanischen Kaufleuten gesehen, die nachher ihr Vaterland verlassen hatten.

Am 18ten reiste ich mit einigen von der Kafle voraus bis Mordha, wo die übrigen uns erst den folgenden Tag einholten. Am 20sten kamen wir bis Gre, am 21sten nach Khaniek und am 22sten bis Auis.

Von Auis an reiseten wir des Nachts, um uns bei der großen Hitze am Tage auszuruhen. Wir nahmen nicht den Umweg nach Kormudsch, sondern gingen von dem Berge Sandel nach einem Dorfe Pir, wo wir am 23sten des Morgens ankamen. In der folgenden Nacht reiseten wir Bosgun, ein großes Dorf mit einem Kastell, vorbei und lagerten am 24sten auf einer großen Ebene bei dem Dorfe Tale. Am 25sten des Morgens an einem kleinen Fluß bei Gatsch. Am 26sten bei Chawis, einem Dorfe mit vielen Dattelbäumen, die jetzt sehr viel von Heuschrecken gelitten hatten, und am 27sten bei Ahhram, einem Dorfe außerhalb dem Gebirge und also in Kermasir. Bei Gatsch waren schon alle Kräuter von der großen Hitze verdorrt. Diese kamen durch die Unvorsichtigkeit eines Eseltreibers in Brand, und die Kaufmannswaren, ingleichen meine kleine Bagage kamen dadurch in große Gefahr. Das Feuer aber ward durch Schlagen mit Pferdedecken und Säcken noch glücklich gedämpft, ohne sonderlich Schaden verursacht zu haben.

Zu Ahhram verließ ich mit einigen andern, die auch zu Pferde waren, die Kafle und kam am 28sten Mai zwar etwas unpäßlich und sehr ermüdet, doch glücklich nach Abuschehr.

Hier wohnte ich wiederum bei Herrn Jervis und war also in dieser Absicht sehr wohl. Die große Hitze aber war mir, besonders da ich eben von Schiras, und also aus einer kältern Gegend kam, so empfindlich, daß ich eilte, um meine Reise weiter fortsetzen zu können. Gleich bei meiner Ankunft fand sich darzu eine sehr schöne Gelegenheit; denn ein englisches Schiff, das nach Charedsch und Basra

gehen wollte, lag eben segelfertig. Allein ich mußte auf meine Reisesäcke warten, die erst am 29sten mit der Kafle anlangten. Nun war das Schiff abgesegelt, und ich konnte zu Abuschehr kein Fahrzeug bekommen, das mich nach Charedsch bringen wollte, weil die hiesigen Schiffer sich vor Mir Mahennas Galwetten fürchteten. Am 30sten kam ein kleines Fahrzeug von Charedsch. Weil die Holländer sowohl mit Mir Mahenna als dem Schech von Abuschehr in Frieden lebten, so mietete ich selbiges gleich und kam damit am 31sten Mai nach der erwähnten Insel. Das englische Schiff aber war einige Stunden vor meiner Ankunft von hier gesegelt. Ich mußte also noch einige Zeit auf Charedsch bleiben, welches mich nachher auch nicht gereuete.

Anmerkungen zu Charedsch

Juni 1765

Der Baron von Kniphausen war der Stifter dieser Kolonie. Er war schon vorher Direkteur der holländischen Handlung zu Basra; ward aber hier, vielleicht aus eigenem Triebe der Türken, die mit ihm mißvergnügt waren, vielleicht auch etwas mit auf Anstiften anderer Europäer, die auf die Holländer eifersüchtig waren, ins Gefängnis geworfen, genötigt, eine große Summa Geldes zu bezahlen und Basra zu verlassen. Herr van der Hulst, nunmehr der Vornehmste in der holländischen Faktorei, ward von dem Mutasillim gleich als Agent erkannt, aber auch so begegnet, daß er nach Abuschehr abreisete, wohin ihm die übrigen Bedienten der Holländer bald folgten. Die Basraner dachten an nichts weniger, als daß ein Kaufmann imstande sein würde, sich an ihnen zu rächen; und die Kaufleute von den übrigen europäischen Nationen in dieser Stadt glaubten schon, daß die Holländer fernerhin von dem Handel nach dem persischen Meerbusen gänzlich ausgeschlossen sein sollten. Herr von Kniphausen aber traf einen Vergleich mit dem Herrn zu Benderrigk, nach welchem dieser den Holländern erlauben sollte, auf der Insel Charedsch ein Warenlager zu bauen. Darauf ging er nach Batavia, kam in dem folgenden Jahre zurück und befestigte nicht nur die Handlung auf Charedsch, sondern nötigte auch die Türken zu Basra, alles wieder zu bezahlen, was sie teils ihm, teils den übrigen holländischen Bedienten abgenommen hatten.

Nach dem Baron von Kniphausen ward Herr van der Hulst Gouverneur von Charedsch: und als dieser bald nachher zurückberufen ward, weil er nicht das Glück hatte an dem neuen Gouverneur zu Batavia einen Gönner zu haben, so kam Herr Buschmann an seine Stelle, der hier zu meiner Zeit als ein kleiner Souverän regierte.

Sowohl Herr von Kniphausen als Herr van der Hulst hatten mit den Arabern am persischen Meerbusen und besonders mit den zu Benderrigk beständig Krieg geführt, welches den Holländern viel kostete. Herr Buschmann hatte gewußt, sich gleich anfangs Achtung zu verschaffen. Mir Mahenna schickte seinen vornehmsten Offizier mit einem ansehnlichen Gefolge an ihn, um eine gewisse Sache abzumachen. Vielleicht hatte dieser auch den Auftrag, die Holländer zu überrumpeln, wie es hernach wirklich geschehen ist. Aber der Gouverneur war auf seiner Hut. Alle Soldaten mußten auf ihre Posten und die Matrosen auf die Galwetten. In das Kastell ließ er nur so viele Leute von dem Gefolge des Gesandten ein, als er haben wollte. Letztern empfing er auf einem großen Lehnstuhl in seinem Saal. Seine Schreiber und der Fähnrich stunden bei ihm als seine Räte, und alle seine Schwarzen und die übrigen Bedienten standen an beiden Seiten des Saals mit blanken Säbeln. Nach der Audienz führte er den Gesandten auf die Mauer des Kastells, zeigte ihm seine Kanonen und daß er imstande wäre, sich zu verteidigen, von welcher Seite er auch angegriffen werden möchte. Dies alles mit so großer Entschlossenheit und mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, welche die Araber Tollkühnheit nannten, daß der Gesandte, der niemals ein solches Kastell gesehen und ein solches Kanonieren gehört hatte, ihm ganz treuherzig auf die Schulter schlug und ausrief: «Wenn du dir eine solche Festung nehmen läßt, so bist du nicht wert, hier Gouverneur zu sein.» Er ging darauf zurück; Mir Mahenna nahm alle

Bedingungen an, die Herr Buschmann vorgeschlagen hatte, und seitdem trieben die Holländer ganz ruhig einen starken Handel sowohl nach Persien als nach Basra.

Herr Buschmann war eines angesehenen Predigers Sohn aus Holland, der ihn, weil er ihn zum Studieren zu lebhaft fand, mit guten Empfehlungsschreiben nach Batavia sandte. Man sagte, er hätte vor seiner Abreise von Amsterdam die Torheit begangen und sich mit einigen lustigen Reisegefährten an einen Wahrsager gewandt, der ihm verschiedene wichtige Begebenheiten seines Lebens vorhersagte. Bisher war alles eingetroffen, und er zweifelte also auch nicht, daß er, wie ihm prophezeit worden war, noch vor seinem vierzigsten Jahre sterben würde. Dieser Gedanke quälte ihn so sehr, daß er kein Mittel fand, sich aufzumuntern, als beim Wein, und diesem ward er zuletzt so sehr ergeben, daß er sich dadurch bei seinen Landsleuten viele Feinde machte. Indes war er zu bedauern, und ich habe sein Beispiel nur andern zur Warnung anführen wollen, die auch begierig sind, ihr Schicksal in dieser Welt vorherzuwissen.

Er war ein rechtschaffener Mann und eifrig im Dienste der holländischen Handlungsgesellschaft. Er war gastfrei gegen Fremde, aber ein Feind von vielen Komplimenten. Diejenigen, welche seine Einladung gleich annahmen und es sich ebenso gut schmecken ließen als in ihrem eigenen Hause oder die es rein heraus sagten, wenn sie nicht bleiben konnten, waren ihm am liebsten. Dann, sagte er, weiß ich, daß sie mit mir zufrieden sind, und ich bin vergnügt mit ihnen. Waren sie unschlüssig, ob sie seine Dienste annehmen wollten oder nicht, so ward er verdrießlich. Ich selbst habe einmal gesehen, daß er zwei französische Offiziere und einen englischen Schiffer, die den ganzen Nachmittag und Abend vergnügt bei ihm zugebracht hatten, zum Kastell herausjagte, weil sie sich nicht entschließen

konnten, ob sie in seinem Hause oder an Bord schlafen wollten. Als die Komplimente ihm zu lange dauerten, rief er der Schildwache zu, sie sollte eilig das Tor öffnen lassen, damit die Leute zum Kastell hinauskommen könnten. Die Gäste, welche kein Holländisch verstanden, glaubten, sie sollten in die Wache geführt werden. Sie liefen, was sie konnten, ohne einmal Abschied zu nehmen; Herr Buschmann rief ihnen im Portugiesischen nach: Gute Nacht, gute Nacht. Allein sie waren froh, das Tor offen zu finden, und hörten nicht auf zu laufen, bis sie ihr Boot erreicht hatten.

Die Stadt Charedsch, welche die Holländer erst seit wenigen Jahren auf der Nordostecke dieser Insel angelegt haben, liegt unter der Polhöhe 29° 15′. In dem Kastell, welches der Baron von Kniphausen bauete, war die Wohnung des Gouverneurs, ein artiges Gebäude. In der gegenüberliegenden Courtine wohnte der Fähnrich, und überdies fand man hier noch einige Zimmer, welche der Gouverneur allezeit für seine Gäste bereithielt. An den beiden Seiten gegen Norden und Süden waren Warenlager. Weil aber diese nicht die Ladung von zwei großen Schiffen fassen konnten, welche jährlich von Batavia zu kommen pflegten, so waren auch Warenlager in der Stadt. Hinter dem Kastell war ein artiger Garten und am Ende desselben die Küche. Die übrigen steinernen Gebäude waren von den Bedienten der holländischen Ostindischen Handlungsgesellschaft, von Armenern und Banianen bewohnt. Die persischen und arabischen Krämer, Fischer, Handwerksleute und dergleichen wohnten alle hinter diesen Gebäuden in schlechten Hütten, die mit Matten bedeckt sind, und daselbst war auch der Basar oder die Marktstraßen.

Die Protestanten und Katholiken hatten in dieser Stadt angewiesene Zimmer, wo sie ihren Gottesdienst halten konnten, aber keinen Priester. Doch kam der letzten we-

gen bisweilen ein Karmelit von Abuschehr. Die Armener haben außerhalb der Stadt eine kleine artige Kirche und auf derselben eine Glocke, welches in diesen Ländern etwas Seltenes ist. Von den Kafrs aus Afrika, die als Sklaven auf Charedsch verkauft worden, waren die meisten bei ihrer Religion geblieben. Diese hatten ihrem großen Heiligen zu Ehren, den sie Schech Feradsch nennen, ein kleines Gebethaus gebaut. Ihr Gottesdienst besteht meistenteils aus Tanzen nach Trommeln und andern sehr schlechten Instrumenten, wobei sie ganze Reihen Kerne von einer indischen Frucht Mango um die Beine binden, da dann derjenige, welcher am besten mit den Füßen stampfen und also das meiste Geräusch machen kann, glaubt, die größte Andacht zu zeigen. Diese Zeremonien beobachten sie allezeit bei der Abreise oder dem Tode eines Freundes, bei der Geburt eines Kindes, bei Hochzeiten und dergleichen.

Die Mohammedaner auf dieser Insel sind teils Sunniten, teils Schiiten. Beide besuchen die Moschee eines Emir Mohammed, der Alis Sohn gewesen und hier begraben sein soll. Auf das Gebet dieses Heiligen soll ein Schiff, auf welchem viele gottlose Heiden waren, ans Land geworfen und versteinert worden sein. Auch soll seinetwegen kein Hund auf dieser Insel haben leben können: seitdem aber die Holländer sich hier niedergelassen haben, leben die Hunde so gut auf Charedsch als anderwärts.

Der vornehmste Unterschied zwischen den Sunniten und Schiiten besteht, wie bekannt, darin, daß erstere es als eine gleichgültige Sache ansehen, ob die Familie ihres Propheten zur Regierung gekommen und darin erhalten worden ist oder nicht. Sie sagen, es sei Gottes Wille gewesen, daß Abu bekr Omar und Otman von den Muselmännern als Khalifen erkannt worden, und überhaupt könnten sie es nicht ungeschehen machen, daß diese Freunde Mohammeds und nicht gleich sein Schwiegersohn und nachher

dessen Kinder zur Regierung gekommen sind. Die Schiiten aber verfluchten die erwähnten drei ersten Khalifen, weil sie sich der Regierung von Ali bemächtigt haben; und da Hussein von den Truppen des Jezid, eines der folgenden Khalifen, in einer Schlacht deswegen ermordet ward, weil er sich nicht unterwerfen, sondern selbst Khalif sein wollte, so feiern sie zum Andenken dieser Begebenheit noch alle Jahre ein Fest, das zehn Tage dauert. In Persien, wo ihre Sekte die herrschende ist, werden sie dabei bisweilen so eifrig, daß sie sich ein Verdienst daraus machen, wenn sie zu dieser Zeit einen Sunniten, das heißt einen Mohammedaner, der bei einer so wichtigen Sache als die Folge der ersten Khalifen gleichgültig sein kann, niederhauen können. Daselbst ist es also für alle fremden Religionsverwandten ratsam, während dieses Festes nicht auf der Straße zu erscheinen.

Zu Charedsch haben sie zwar auch freie Religionsübung, hier aber dürfen sie ihren Eifer nicht so weit treiben; denn teils ist die Anzahl der Sunniten auf dieser Insel ebenso groß als die ihrige, teils müssen sie sich auch vor den Holländern fürchten. Der Gourverneur hatte verboten, daß während dieses Festes keiner in der Stadt so laut weinen und heulen sollte, daß die übrigen Religionsverwandten dadurch beunruhigt werden könnten. Sie hielten also die ersten 9 Tage ihre Prozessionen und andere Zeremonien außerhalb der Stadt. Da ich aber diese Feierlichkeiten der Schiiten noch nicht gesehen hatte, so ward ihnen meinetwegen erlaubt, am letzten Tage, nämlich am 29sten Junius, mit ihrer Prozession in die Stadt zu kommen und die Tragödie daselbst auf dem großen Platz zu spielen.

Hier versammelten sich nun fast alle Mohammedaner, die auf Charedsch wohnten. Man konnte es aber einem jeden ansehen, ob er ein Sunnite oder Schiite war. Denn auch zwar viele von den erstern schienen durch diese Vor-

stellung von dem unglücklichen Enkel ihres Propheten sehr gerührt zu sein; allein sie waren ruhige Zuschauer. Letztere schlugen sich auf die Brust oder gaben andere klägliche Kennzeichen ihrer großen Betrübnis; sehr viele weinten so herzlich, daß ihnen die Tränen auf den Backen herunterflossen, und alle schrien: Hussein! Hussein! Diejenigen, welche die Armee des Khalifen Jezid unter der Anführung seines Generals Schamer vorstellen sollten, liefen mit bloßen Schwertern an der einen Seite des Platzes herum, als wenn sie den Feind suchten. Hierauf kam Hussein mit einigen wenigen Freunden, die bald in voller Wut angefallen wurden. In den Gesichtern und dem ganzen Betragen derselben sah man Züge, als wenn sie in die größte Verzweiflung gebracht und entschlossen wären, ihren nahe bevorstehenden Tod teuer zu erkaufen; es schien daher auch, als wenn sie sich in allem Ernst zur Gegenwehr setzten. Einer, den man mir Khassem nannte, ward einigemal aus dem Sattel geworfen. Wenn er wieder zu Pferde steigen wollte, so baten seine Töchter ihn flehentlich, er möchte sich nicht wieder ins Gefecht begeben; sie weinten dabei auch so herzlich, als wenn ihr Vater sich hier wirklich der größten Gefahr aussetzen wollte. Abbas, ein Bruder des Husseins, dem, als er zu einem Brunnen kam, um seinen Durst zu löschen, beide Arme abgehauen wurden, ward hier auch ziemlich natürlich vorgestellt. Er hatte nämlich seine Arme am bloßen Leibe, und die Ärmel seines Oberrocks hingen lose von der Schulter herunter. Die, welche die vornehmsten Personen vorstellen sollten, waren alle zu Pferde und die übrigen zu Fuß, weil man auf dieser Insel nur wenige Pferde und gar keine Kamele hat. Und weil die hiesige Gemeinde fast aus lauter armen Leuten besteht, so waren alle nur schlecht gekleidet, doch so gut, als eine arabische Armee vor 1100 Jahren im Felde erschienen sein mag. Die Feldmusik, welche man hier hörte,

ward bloß mit metallenen Becken gemacht, die fleißig zusammengeschlagen wurden. Dies mit dem vielen Schreien des Namens Hussein machte gewiß ein recht fürchterliches Geräusch. Die kleine Armee des Husseins schlug den zahlreichen Feind zu verschiedenen Malen zurück. Endlich aber ward ein Offizier nach dem andern und zuletzt Hussein selbst vom Pferde heruntergeworfen und die übrigen alle gefangengenommen. Vielen Kindern des Husseins wurden nun große Hölzer um den Hals gelegt, und ein Scharfrichter, den man sehr fürchterlich ausgekleidet hatte, mußte sie vor den feindlichen General bringen. Einige derselben antworteten dem Überwinder sehr trotzig. Es ward darauf Befehl gegeben, daß selbige hingerichtet werden sollten; es kam aber die Nachricht, daß der Scharfrichter allen das Leben genommen hätte, worüber der General so erbittert ward, daß er auch ihn zum Tode verurteilte.

Das Schlachtfeld, wo Hussein sein Leben verlor, war, wie bekannt, zu Kerbela, in der Nähe von dem alten Babylon. Jezid, der damalige Khalif, residierte zu Damaskus. Dieser ward hier an der andern Seite des Platzes vorgestellt. Er saß auf einem europäischen Stuhl, mit einem Derbasch (Streithammer) in der Hand. Nach der Geschichte der Mohammedaner war zu der Zeit, als die wenigen, welche von der Familie des Husseins übriggeblieben waren, vor den Jezid gebracht wurden, ein Gesandter des griechischen Kaisers bei ihm, und dieser ward hier auch vorgestellt. Aber in einer europäischen Kleidung ohne Strümpfe und mit einem mit Gold besetzten Hut auf seinem kahlen Kopf, eine Kleidung, die die Griechen gewiß niemals gehabt haben. Vielleicht wollten sie uns Europäern damit ein Kompliment machen, um den Sunniten zu zeigen, daß die Christen größere Freunde des Husseins und überhaupt gerechter gewesen wären als ihre Khalifen. Denn als ein Sohn des Hussein mit Namen Ali,

der nachher unter dem Namen Seien el abedin bekannt worden ist, vor den Khalifen geführt und ihm vorgestellt ward, daß er sich unterwerfen oder, wie die Schiiten sagen, daß er seinen Glauben verleugnen sollte, und er darauf eine sehr trotzige Antwort gab, so ward ihm auf Vorbitte dieses Gesandten zweimal das Leben geschenkt. Als er zum drittenmal vorgeführt ward und der Gesandte nochmals für ihn bat, ließ der Khalif den Fremden töten; der Knabe sollte auch das Leben verlieren, ward aber heimlich entführt. Es wurden hier noch viele andere Personen vorgestellt, deren Namen und Geschichte ich mir nicht bemerkt habe.

Von dem Aberglauben der hiesigen Einwohner muß ich noch folgendes bemerken. Vor einigen Jahren erschoß ein Soldat seinen Unteroffizier, worauf ihm die eine Hand abgehauen und er selbst nachher gehangen ward. Als kaum die Hand abgehauen war, drangen sich, zur großen Verwunderung der Holländer, eine Menge Weiber hinzu, um etwas von dem vergossenen Blute zu bekommen. Sie schlugen sich um den Sand, der mit Menschenblut benetzt worden war, und als der Mörder am Galgen hing, liefen viele Weiber unter ihm hin und her, alles in der Meinung, daß dies ihnen behilflich sein würde, schwanger zu werden.

August 1765

Am letzten des Julius gegen Abend reisete ich mit einem so günstigen Winde von Charedsch ab, daß wir schon in der Nacht von dem 1sten auf den 2ten August bei der Mündung des Schat el arrab ankamen. So nennt man den großen Fluß von Korne an, wo sich der Euphrat und der Tiger vereinigen, bis an den persischen Meerbusen; oberhalb Korne nennen die Araber ersteren noch jetzt Frat und letz-

tern Didsjele, welche Namen man schon in der Bibel findet. Der Schat el arrab teilt sich unterhalb Basra wiederum in verschiedene Arme. Die in demselben liegenden Inseln und das Land umher ist sehr niedrig, und daher sind die Ausflüsse des Schat für diejenigen, welche aus der See kommen, ebenso schwer zu finden als die Ausflüsse des Nils, womit selbige überhaupt viele Ähnlichkeit haben. Für große Schiffe ist jetzt nur der westliche Arm, den man Chor Hälte nennt, brauchbar, und dies nicht einmal allezeit. Denn vor dem Ausfluß desselben ist nach und nach eine so hohe Bank angewachsen, daß die großen Schiffe darüber nur zur Zeit der höchsten Flut bei dem Neu- und Vollmond kommen können.

Wenn man erst in den Fluß gekommen ist, so sieht man an beiden Seiten, vornehmlich an der westlichen, überall Dattelgärten und zwischen denselben eine Menge kleine Dörfer und zerstreuete Häuser. Doch findet man darunter keinen einzigen merkwürdigen Ort als etwa Hassan ben Hanefie, ein schlechtes Dorf, wo ein Hassan begraben liegt, der ein Bruder des Emir Mohammed gewesen sein soll, dessen ich bei Charedsch erwähnt habe. Beide sollen Alis Söhne und Mohammeds Enkel gewesen sein. Meiner Vermutung nach aber war der Ort, wo der erwähnte Hassan begraben liegt, vor 1100 Jahren noch mit Wasser überschwemmt. Denn das Ufer ist hier überall sehr niedrig, ja an vielen Stellen so niedrig, daß die Einwohner ihre Gärten durch Dämme vor Überschwemmungen verwahren müssen. Man sieht überall gegrabene Kanäle, vermittelst welcher das Wasser zu den Dattelgärten geleitet wird; und da dies Flußwasser viel Erde mit sich führt, so muß diese Gegend bloß dadurch in der langen Reihe von Jahren ziemlich erhöht worden sein.

Die vornehmsten Dörfer an der Ostseite dieses Arms, auf der Insel Mohärzi, sind vor wenigen Jahren zerstört

worden, als Soleiman, Schech des Stammes Kaab, sich derselben bemächtigte. Hier sieht man noch Überbleibsel von einem Orte, den die Einwohner Scheraie nennen. Ein europäischer Kaufmann zu Basra wollte mich versichern, dies wären Überbleibsel von dem Basra, welches vom Khalifen Omar angelegt worden. Auch schon in Reisebeschreibungen wird dies Scheraie Alt Basra genannt. Allein das unter der Regierung des Khalifen Omar gebaute Basra lag auf einer andern Stelle, wie bald nachher gezeigt werden wird. Die Ruinen auf der Insel Mohärzi bestehen bloß aus schlechten Mauern, von Mauersteinen, die nicht gebrannt, sondern nur in der Sonne gtrocknet sind, welches allein schon beweist, daß sie nicht alt sein können.

Einige Schriftsteller haben uns versichern wollen, die Araber, Türken und Perser hätten für den Kompaß keinen andern Namen als den europäischen, Bussola. Die Araber, welche das Instrument nicht etwa auf einem Schiffe gesehen haben, kennen es fast gar nicht..Doch können ihre Gelehrten dessen nicht gänzlich entbehren. Denn da sie ihr Angesicht beim Gebet allezeit gegen die Kaaba richten sollen, so haben sie Tabellen berechnet, in welchen angemerkt ist, nach welcher Weltgegend Mekka von dieser oder jener Stadt liegt: und wenn sie eine Moschee bauen, so muß die Lage der Kebla, eine Nische nach der Seite von Mekka, darnach angelegt werden. Zu diesem Gebrauche fand ich eine Magnetnadel bei einem mohammedanischen Gelehrten zu Kahira, und der nannte sie El magnatis. Der Name scheint anzudeuten, daß man den Kompaß in dieser Gegend von den Europäern erhalten habe. Allein von der Abweichung der Magnetnadel und daß diese sich gar jährlich verändert, hatte mein erwähnter Schech nichts gehört. Sonst habe ich die Araber den Kompaß Deir und Beit el Ibbre nennen hören, und die Araber am persischen Meerbusen nennen ihn Kable Nama oder Rach Nama.

Die Indier nennen den Kompaß Hokke. Sie teilen ihn in 32 Striche (indisch Chan, jeden zu elfeinhalb Grad), haben aber davor nur 17 Namen; nämlich alle Striche an der Westseite des Mittagszirkels nennen sie ebenso als die an der Ostseite und unterscheiden selbige durch die Wörter Atmana und Ukmana.

Den Maleyischen und Siamischen Kompaß habe ich zu Bombay von einem indischen Portugiesen aus der Gegend von Batavia erhalten. Der Mensch hatte bei verschiedenen, sowohl indischen als europäischen Nationen als Steuermann gedient; bei dem Imam von Oman war er auch Soldat gewesen: kurz, er schien ein wahrer Landstreicher zu sein. Demohngeachtet aber konnte er wohl den Kompaß kennen, und dies habe ich nur von seinen Erzählungen aufgezeichnet. Nach seinen Nachrichten haben die Siameser nur 8 Striche auf ihrem Kompaß, und diese nennen sie so wie den Wind, der aus diesen Gegenden kommt.

Einige Reisende haben uns versichern wollen, daß die Beduinen sich auf ihren Reisen in der Wüste des Kompasses bedienen; allein ich habe dergleichen bei ihnen nicht angetroffen. Sie kannten dies Instrument nicht einmal, sondern wenn es bemerkt ward, daß ich darnach sah, und man wissen wollte, was es wäre, so nannte ich es eine Uhr, welche mir die Kebla, das heißt die Gegend der Stadt Mekka zeigte, und darin glaubten sie mir so sehr, daß sie sich bisweilen nach der Kebla erkundigten, wenn sie beten wollten. Da sie beständig in der Wüste herumwandern, so kennen sie die Wege auch so gut, daß sie darzu keinen Kompaß brauchen. Vielleicht aber richten sie sich des Nachts etwas nach den Sternen.

Anmerkungen zu Basra

Die Stadt Basra liegt unter der Polhöhe 30° 30′ und an der Westseite des Schat el arrab. Ihr Umkreis ist nach dem Grundriß, den ich davon auf der Seite 585 entworfen habe, ohngefähr eineinhalb deutsche Meilen. Sie ist aber, im Verhältnis ihrer Größe, nicht stark bebaut, sondern voller Dattelgärten und Kornfelder und hat also in dieser Absicht viele Ähnlichkeit mit der ehmaligen Stadt Babylon. Felsen findet man in dieser marschigten Gegend gar nicht; es ist daher selten, daß man hier einen gehauenen Stein antrifft, außer etwa über der Tür einer Moschee. Das Bauholz, dasjenige ausgenommen, was man von den Dattelbäumen zu den schlechten Häusern braucht, ist auch kostbar. Nur sehr wenige Gebäude sind von Kalk und gebrannten Ziegelsteinen gebaut; viele Mauern sind nur mit solchen Steinen bekleidet, und die allermeisten Häuser, ingleichen die Stadtmauer sind bloß von geformten und in der Sonne getrockneten Ziegelsteinen aufgeführt. Wenn also die Stadt einmal verlassen werden sollte, so wird man einige Zeit nachher ebenso wenige Überbleibsel von ihr finden als jetzt von der ehemals berühmten Stadt Babylon. Der Schat ist in dieser Gegend etwa eine viertel Meile breit. In Basra selbst ist nicht nur ein großer, sondern man findet hier noch verschiedene kleine Kanäle, die alle mit dem großen Fluß verbunden sind: und weil in letzterm die Flut etwa 9 Fuß hoch steigt, so könnte dies viel beitragen, um

die Stadt reinlich zu halten. Allein ich habe nirgends eine schmutzigere Stadt der Mohammedaner gefunden als diese. Die meisten Häuser leiten das unreine Wasser aus ihren Küchen auf die Straßen, welche nicht gepflastert sind, und viele haben nach dieser Seite sogar ihre Abtritte.

Die Stadt hat fünf Tore, nämlich 1) Derwaset oder Bab Robad; 2) Bab Bagdad; 3) Bab Zobeier; 4) Bad Seradsje; 5) Bab Medsjemoa. Bei 6 auf dem Grundriß ist die Wohnung des Caputan Pascha. Bei 7 die Wohnung des Mutasillim. Bei 8 die Faktorei der Engländer und bei 9 die Faktorei der Franzosen. Man findet in dieser Stadt eine Moschee mit 2 Minaretts, und acht, wovon jede nur ein Minarett hat. Alle nennt man Dsjamea. Auch zählt man hier etwa noch 40 kleine Moscheen, wovon aber die meisten nur Kapellen genannt werden können.

Das jetzige Basra ist erst unter der Regierung eines Siab oder Efrasiab emporgekommen, der ein Ajal oder einheimischer Edelmann war und dies Gouvernement von den Türken erhalten hatte. Dieser ermunterte die Auswärtigen, sich hier niederzulassen, und brachte dadurch die Handlung empor, worzu die Stadt eine vortreffliche Lage hat. Sein Sohn Ali Pascha kam nach ihm zur Regierung, und diesem folgte Hussein Pascha, ein Sohn des erwähnten Ali Pascha. Alle sahen Basra und das darzu gehörige Gebiet als ihr Eigentum an. Ali machte Korne, einen offenen Ort am Zusammenfluß des Euphrats und des Tigers, zu einer Grenzfestung, welche Hussein noch durch eine zweite Mauer verstärkte. Letzterer erweiterte auch die Stadt Basra. Denn anstatt daß selbige ehmals weit vom Schat el arrab entfernt war, so verlängerte er die Mauer bis an den Fluß, wodurch dann viele Gärten und Kornfelder mit in die Stadt kamen, die niemals mit Häusern bebaut worden sind. Auch das Dorf Menaui ließ er befestigen und bekam dadurch ein Kastell in seiner Residenzstadt. Über-

dies ließ er zu Basra eine Moschee aufführen, die noch bis jetzt als die vornehmste Dsjamea angesehen wird; und da er den Christen viele Freiheit verstattete, so zog er viele von dieser Religion nach seiner Residenz, wodurch dann die Handlung immer mehr und mehr emporkam.

Hussein Pascha ward durch seine Reichtümer so stolz, daß er wagte, sich verschiedener Dörfer zu bemächtigen, die zu dem Paschalik Bagdad gehörten, und war mächtig genug, die Türken, die gegen Basra anrückten, einigemal zurückzuschlagen. Als er aber merkte, daß er es mit den angrenzenden Paschas doch nicht würde aushalten können, so sandte er einen nahen Anverwandten mit großen Geschenken nach Konstantinopel, um sich dem Sultan zu unterwerfen. Dieser junge Herr brauchte das ihm Anvertraute, um sich selbst dadurch Freunde zu machen. Er versprach, jährlich eine gewisse Abgabe zu bezahlen, wenn man ihm das Gouvernement geben wollte; und weil der Sultan dies als das leichteste Mittel fand, um sich Basra wieder unterwürfig zu machen, so sandte er ihn mit einer kleinen Armee zurück, die ihn in den Besitz davon setzen sollte. Anstatt daß Hussein Pascha vorher alle Einwohner und die benachbarten Araber auf seiner Seite gehabt hatte, so wandten sich nun viele derselben an seinen neuen Feind. Seine Armee ward bald so schwach, daß er sich in seiner Residenz einschließen mußte.

Die Partei seines Gegners ward in der Stadt selbst nach und nach so groß, daß er es für nötig hielt, sich nach Menaui zu begeben; und als ihm nun fast keine Truppen mehr übrigblieben, so verließ er sein Gouvernement ganz und flüchtete nach Persien. Einige Jahre nachher ward Basra von den Persern erobert. Diese wurden endlich wieder von den Türken vertrieben, und der Sultan pflegte von nun an einen eigenen Pascha nach diesem Gouvernement zu schicken. Hassan Pascha, Vater des berühmten Achmed



Grundris der Stadt Basra

Pascha, aber brauchte die großen Stämme Araber, um die neuen Paschas auf ihrem Wege in der Wüste anzugreifen und zu töten oder sie wieder nach Haleb zurückzutreiben. Und als nun keiner mehr Lust hatte, dies Paschalik zu suchen, so erbot sich Hassan Pascha, die gewöhnlichen Abgaben davon zu bezahlen, worauf es dann mit dem Gouvernement Bagdad vereinigt ward, worunter es noch jetzt steht.*

Solange noch Paschas von Konstantinopel nach Basra gesandt wurden, war hier auch beständig ein Caputan Pascha, der von dem Sultan ernannt ward und immer eine Person von hohem Range war. Er hatte zu der Zeit 50 bis 60 Tekne (kleine Kriegsschiffe mit einem platten Boden), womit er nicht nur den Euphrat und den Tiger, sondern auch den persischen Meerbusen von Seeräubern reinigen sollte. Zur Unterhaltung dieser Flotte und der darzu nötigen Mannschaft waren ihm nach türkischer Gewohnheit die Einkünfte von großen Distrikten in den beiden Paschaliks Bagdad und Basra angewiesen worden. Sowie nun der Pascha zu Bagdad immer mächtiger ward, so zog er nach und nach auch die Distrikte an sich, die dem Caputan Pascha angewiesen waren. Endlich überließ der Sultan es dem Pascha selbst, die Handlung zu Wasser in seinem großen Gouvernement zu schützen, und von der Zeit an ist der Caputan Pascha zu Basra allezeit nur ein Bedienter des Pascha von Bagdad.

Er wohnt zu Menaui so wie der Mutasillim (der Gouverneur), in der Stadt. Seine wenigen Tekne liegen vor seiner Tür auf dem Schat; und wenn etwa der Caputan Pascha oder der Mutasillim vorbeifährt, so wird davon fleißig kanoniert. Zum Gebrauch aber taugen diese Schiffe

---

* 1776 im April ist Basra nach einer sehr langen Belagerung an Kerim Khan, den Statthalter von Persien, übergangen.

nicht viel. Sie sind sehr schwach gebaut und mit Bitumen überschmiert, welches man in großer Menge von Het, einer Stadt am Euphrat einige Tagereise nach Norden von Helle, erhält. Alle kleinen Schiffe, die zwischen Bagdad, Helle und Basra gehen, sind zwar nicht besser gebaut und das Bitumen erhält sich im frischen Wasser sehr gut, man sagt aber, daß es sich im salzigen Wasser auflöst, und die Teknes des Caputan Pascha dürfen sich daher niemals in den persischen Meerbusen wagen. Man hört auch so viel von Räubereien auf dem Euphrat und dem Tiger, daß es scheint, als wenn der Caputan Pascha sich nicht einmal darum bekümmert.* Indes ist er noch immer ein wichtiger Offizier zu Basra, und der Mutasillim muß sowohl ihn als den Defterdar, die Ajal, den Gumrukschi oder Schah bunder, das heißt den Zollverwalter, und den Kadi in den Diwan rufen lassen, wenn Sachen von Wichtigkeit überlegt werden sollen.

Der Defterdar ist der Schatzeinnehmer und dependiert in andern Städten gemeiniglich bloß von dem Sultan. Der zu Basra ist, wenn ich nicht irre, nur ein Bedienter des Pascha zu Bagdad. Der Kadi wird alle Jahre in seinem Amte bestätigt oder von einem andern aus Konstantinopel abgelöst. Man sagt, daß oft Kadis hieher kommen, die ihren Firman von einem andern kaufen und dessen Namen annehmen. Man kann also leicht denken, daß diese Stelle nur selten mit einem rechtschaffenen Manne besetzt sein wird. Indes haben sie allezeit einen Naib oder Gevollmächtigten,

---

* Anstatt der Boote brauchen die Basraner große runde Körbe, die sie Kuffe nennen und auswärts ganz mit Bitumen überschmiert haben. Sie sind brauchbar genug, vornehmlich auf einem seichten Grunde, weil sie nicht tief gehen und sich leicht drehen. Übrigens aber sind sie für einen, der nicht gewohnt ist, in Körben zu fahren, sehr unbequem, weil der Matrose, der eine solche Kuffe fortschieben soll, es nicht verhindern kann, daß sie sich oft mitten auf dem Fluß rundum drehet.

der beständig hierbleibt und also wenigstens das Land und die Sprache kennt; ein aus Konstantinopel kommender Kadi redet oft nichts als Türkisch, und der gemeine Mann zu Basra versteht nichts als die arabische Sprache.

Ajal el bellad nennt man hier die vornehmsten von dem einheimischen Adel. Der angesehenste unter ihnen, welcher zu meiner Zeit fast den ganzen Diwan regierte, war Schech Derwisch Kauasi, ein Abkömmling von einem in dieser Stadt berühmten Gelehrten mit Namen Kauas, der unter andern auch das Verdienst gehabt hat, daß er eine ansehnliche Moschee hat bauen lassen, die von seinen reichen Nachkommen noch immer in einem guten Stande erhalten wird. Der Mufti el Hanefi ist auch von diesem Adel. Seine Stelle ist erblich, man kann also leicht denken, daß sie nicht allezeit mit einem Gelehrten besetzt ist. Dies aber ist auch nicht nötig; denn er hält sich einen Naib oder Gevollmächtigten. Ferner gehörte darzu der Nakib es Scheraf oder das Oberhaupt von allen prätendierten Nachkommen Mohammeds, die sich in diesem Gebiete aufhalten. Seine Stelle ist gleichfalls erblich. Vor wenigen Jahren hat Soleiman Pascha einen von diesen adelichen zum Mufti el Schafei erhoben, dessen Stelle auch erblich sein soll; und dann gehört zu diesen Ajals noch ein Kaufmann mit Namen Seiid Derwisch ibn Seiid Talib, dessen Vorfahren schon die Karawanen nach Haleb begleiteten und der auch noch jetzt oft das Amt eines Karawanbaschi übernimmt, weil er am besten mit den verschiedenen Schechs bekannt ist, durch deren Gebiet die Karawanen reisen und an welche gewisse Abgaben oder Geschenke bezahlt werden müssen.

Die Ajal haben außer dem Rechte, daß der Mutasillim nichts Wichtiges vornehmen soll, ohne darüber vorher ihre Meinung in einer Ratsversammlung gehört zu haben, noch viele andere Freiheiten als: sie bezahlen nichts von ih-

ren liegenden Gründen, anstatt daß die andern Untertanen davon, besonders von ihren Dattelbäumen, worin ihr größter Reichtum besteht, ansehnliche Abgaben erlegen müssen. Sie haben das Recht, ihre Bauern, welche jedoch nicht leibeigen sind, zu strafen. Alle Geistlichen, worzu man auch die Schulmeister und Bücherschreiber rechnet, stehen unter der Gerichtsbarkeit des Mufti, so wie alle Seiids und Scherifs unter dem Nakib es Scheraf, und beide haben Gefängnisse, in welche sie diejenigen von ihren Untergebenen werfen, die etwas verbrochen haben. Wenn ein vornehmer Mohammedaner eine Moschee baut, so behalten seine Nachkommen auch das Recht die Güter zu verwalten, welche der Stifter ausgesetzt hat, um sie zu unterhalten. Sie sind nur verpflichtet, zu gewissen Zeiten Rechnung vor der Obrigkeit abzulegen; sie haben sogar das Recht, alle Geistlichen bei ihrer Moschee zu ernennen. Ist aber die Familie des Stifters ausgestorben, oder wenn andere Personen einen Teil ihres Vermögens an Moscheen oder Schulen geschenkt haben, so ist der Mufti der Mutawelli, das heißt, er führt Rechnung von allen ihren Einkünften und Ausgaben. Mein Sprachmeister, ein Bücherabschreiber, wollte mich versichern, daß dabei sehr viel zu verdienen wäre, weil nämlich der Rechnungsführer und derjenige, vor welchem Rechnung abgelegt werden soll, oft einen Teil der Einkünfte teilten. Ebendiese Klagen über die Mutawellis habe ich in andern türkischen Städten gehört, wo ich oft große Moscheen in Ruinen fand. Überall hieß es: Der Mutawelli hat die Einkünfte derselben verzehrt. Wenige Moscheen würden daher viele Jahre unterhalten werden können, wenn sie nicht immer neue Zuschüsse erhielten.

Die Janitscharen haben zu Basra, so wie in allen türkischen Städten, sehr große Freiheit, und unter andern auch die, daß sie bloß von ihrem eigenen Korps können arre-

tiert und gestraft werden, wenn sie ein Verbrechen begangen haben. Hier aber ist keine vollständige Orta. Ihre vornehmsten Offiziere müssen mit ihren Kesseln zu Korne bleiben, und zu Basra sind nur Unteroffiziere, die zum großen Nachteil des Mutasillim und der Fleißigen unter den Einwohnern alles liederliche Gesindel in ihr Korps aufnehmen, das sich nur anbietet. Darum aber wird der Angeworbene oder vielmehr Eingeschriebene nicht mehr Soldat, als er vorher war. Ein Aga, Kaufmann, Lastträger, Matrose usf. bleibt bei seiner vorigen Hantierung und bekommt nicht nur gar keine Löhnung, sondern muß auch die Janitscharen für ihren Schutz bezahlen. Sie sind niemals mehr ausschweifend als zu der Zeit, wenn zu Bagdad kein Pascha ist. Als Soleiman Pascha gestorben war, war der hiesige Mutasillim mit allen seinen Truppen nicht imstande, es zu verhindern, daß die Janitscharen bei hellem Tage in die Häuser der Christen, Juden und Banianen, ja gar bei den Mohammedanern einbrachen, die sich bei ihrem Korps nicht hatten einschreiben lassen. Sehr oft insultierten die von einer Orta solche Mohammedaner oder andre Religionsverwandte, die sich unter den Schutz einer andern Orta begeben hatten. Die Janitscharen gerieten darüber unter sich selbst aneinander. Es war nicht selten, daß an einem Tage 8 bis 12 von ihnen erschlagen wurden, und von den ehrlichen Leuten, die keine Janitscharen waren, blieben nicht weniger. Um nun bei einer andern Gelegenheit nicht wiederum der Wut dieses Gesindels ausgesetzt zu sein und um wenigstens von ihnen einigen Beistand zu haben, ließen sich noch mehrere bei ihrem Korps einschreiben. Daher heißen jetzt die meisten Mohammedaner zu Basra von dem Mutasillim an bis auf den geringsten Lastträger Janitscharen.

Weil die Ajals und die Janitscharen zu Basra wirklich sehr viele Freiheiten haben und sich oft noch mehrere neh-

men, so sollte man glauben, daß der Mutasillim hier nicht viel zu bedeuten habe. Hat er aber nur Verstand, so weiß er auch schon, sich in Ansehen zu erhalten. Unter den Adeligen herrscht eine so große Uneinigkeit, daß sie oft untereinander Krieg führen und ihre Dörfer plündern. Will nun der Mutasillim einen stürzen, weil er sich ihm etwa öffentlich im Diwan oder sonst widersetzt hat, so wartet er, bis er wenigstens mit einem Schein sagen könne, der Ajal sei zu weit gegangen. Nun wird bei den Türken ein kleines Verbrechen eines Reichen allezeit viel größer angesehen als ein viel größeres, das von einem Armen begangen worden ist. Der Ajal wird in der Geschwindigkeit erdrosselt und ein Teil seines Vermögens konfisziert; und wenn das Geld erst in des Paschas Kasse gekommen ist, so ist es gemeiniglich ebenso schwer, etwas daraus wieder zu erhalten, als den Erwürgten wieder zum Leben zurückzubringen. Der Titel Janitschar schützt einen Reichen oft ebensowenig. Hadsji Jusof, ein großer Kaufmann zu Basra, der Ali Pascha viel Geld vorgestreckt und überdies ihm Anleitung gegeben hatte, große Summen von andern Kaufleuten zu erpressen, wußte es bei demselben dahin zu bringen, daß Achmud Kichja, damaliger Mutasillim, nach Bagdad zurückberufen und ein anderer an seine Stelle gesetzt ward. Einige Zeit nachher erhielt Achmud Kichja seinen vorigen Platz wieder. Er stellte sich, als ob er sich alle Mühe gäbe, um die Freundschaft eines Mannes zu gewinnen, der schon einmal imstande gewesen war, ihn abzusetzen. Allein Jusof traute ihm so wenig, daß er niemals ausging, ohne heimlich eine Wache bei sich zu haben, die ihn bei einem unvermuteten Überfall schützen könnte. Endlich mußte er einmal wegen Handlungsgeschäften mit dem Teffenkschi Baschi (dem Obersten eines Regiments Infanterie des Mutasillim) sprechen, den er jederzeit für seinen Freund gehalten hatte. Dieser zeigte ihm jetzt einen

Befehl, nach welchem er ihn erdrosseln sollte. Die Exekution ward gleich vorgenommen, und der Körper dieses Kaufmanns, der sich so viel auf sein Geld, auf die Gunst seines Pascha, als Hadsji oder einer, der zu Mekka gewesen war, auf den Schutz der Geistlichkeit und als Janitschar auf den Beistand seiner Brüder verlassen hatte, ward auf einen Misthaufen geworfen. Achmud Kichja wußte bald Beschuldigungen gegen Hadsji Jusof auszustreuen und seine Handlung vor dem Pöbel zu rechtfertigen; und Ali Pascha ward dadurch befriedigt, daß er bei dieser Gelegenheit nicht nur seine Verschreibung auf 200 000 Piaster, welche Summe er von Hadsji Jusof erhalten hatte, wieder zurückerhielt, sondern nun auch noch den größten Teil des übrigen Vermögens dieses Unglücklichen an sich ziehen konnte.

Ebendieser Mutasillim erpreßte von einem armenischen Kaufmann eine ansehnliche Summe wegen einer Handlung, wofür jede Regierung in Europa ihm ein großes Lob würde beigelegt haben. Der Armener nämlich ließ dicht bei der Stadt über einem Kanal eine schöne Brücke von gebrannten Steinen bauen und den öffentlichen Weg, der durch Nachlässigkeit der Regierung im Winter fast unbrauchbar war, bis an den Totenacker seiner Nation ausbessern. Er hatte sich diese Erlaubnis vorher von der Regierung ausgebeten, allein sich deswegen keinen ordentlichen Firman geben lassen, und diesen mußte er nachher rechtschaffen bezahlen. Es ist in der Türkei überhaupt nicht selten, daß Leute, die prächtige Gebäude ausführen lassen, genötigt werden, der Regierung Geld vorzuschießen, wovon sie dann selten etwas wiederbekommen. Es ist daher kein Wunder, daß die reichen Untertanen der Türken so wenig Pracht zeigen. Übrigens scheint die Polizei zu Basra sehr gut zu sein. Auf dem Marktplatz mitten in der Stadt liegen viele Kornhaufen, die nur mit Stroh-

matten bedeckt sind, und man hört nicht, daß davon oder sonst etwas gestohlen wird.

Weil man in den Morgenländern gar keine Listen von Gebornen und Gestorbenen hat, so ist es sehr schwer, hier etwas Gewisses von der Bevölkerung der Städte zu erfahren. Erkundigt man sich deswegen bei den Einwohnern, so reden diese allezeit von einigen Hunderttausenden. Überhaupt aber wird man finden, daß die Bevölkerung hier bei weitem nicht so groß ist, als man in Europa auf solche Nachrichten geglaubt hat. Innerhalb der Mauer von Basra sind 70 Mahalle oder Quartiere. In einigen derselben findet man zwar 3 bis 400, in andern hingegen nur 10 bis 20 Häuser, das übrige besteht aus lauter Dattelgärten, und zudem findet man hier sehr große Totenäcker. Leute, die diese Stadt sehr genau kannten, versicherten mich, daß man, überhaupt genommen, auf jede Mahalle kaum 100 Häuser rechnen könnte. Nun aber sind die meisten derselben bloß von Steinen gebaut, die in der Sonne getrocknet worden, und nur klein. Rechnet man auf jedes Haus 7 Einwohner, welches, durchgehends genommen, wohl zu viel sein wird, so ist die Anzahl der Einwohner höchstens 50 000. Sollten sie gezählt werden, so zweifle ich, daß man 40 000 antreffen werde.

Die herrschende Religion ist die von der Sekte Sunni. Seit den innerlichen Unruhen in Persien haben sich in dieser Stadt auch viele Schiiten niedergelassen; weil aber diese von erstern viel mehr gehaßt werden als alle übrigen Religionsverwandten, so nennen die meisten derselben sich auch Sunniten. Überhaupt scheint es, daß die hiesigen Mohammedaner die Pflichten ihrer Religion nicht sehr genau beobachten. Die Reichen versäumen es nicht, täglich fünfmal zu beten, damit die Regierung sie in Ermangelung eines andern Verbrechens nicht wegen Versäumung der ihnen vorgeschriebenen Andacht zur Rechenschaft for-

dern möge. Ob aber der Arme betet, darum bekümmert man sich nicht. Von den morgenländischen Christen ist die Gemeinde der Armener die zahlreichste, und auch davon sind die meisten aus Persien hiehergekommen. Sabäer sind hier nur wenige. Ich ließ mir ihr Alphabet von einem Schmied schreiben, von welchem man mich versicherte, daß er ihr bester Schreiber wäre. Auch findet man zu Basra viele Banianen und etwa 100 jüdische Familien.

Von den europäischen Nationen treiben die Engländer den größten Handel, vornehmlich mit europäischen Laken, mit feiner Leinwand von Bengalen und allerhand Stoffen von Surat. Der französische Agent lebte hier ohne Handlung und, wie man sagte, ohne sein Gehalt ordentlich zu erhalten, so gut er konnte. Holländer waren hier gar nicht, sondern die hiesigen Kaufleute holten ihr Gewürz und Spezereien von Charedsch. Die einländischen Kaufleute treiben einen starken Handel mit Kaffee aus Jemen.

Dicht unter der Mauer von Basra fängt schon die große Wüste an. Der Boden ist hier ebenso fruchtbar als dicht am Flusse, wo alles mit Dattelgärten und Reisfeldern bedeckt ist. Es fehlt nur an Einwohnern, und zwar an wohlhabenden, die Kanäle graben und unterhalten können.

Das Basra, welches unter der Regierung der ersten Khalifen berühmt war, lag unstreitig eineinhalb bis zwei deutsche Meilen Südwest nach Süden von der jetzigen Stadt dieses Namens und in einer mehr sandigten Gegend. Daselbst findet man noch Überbleibsel von einer Stadtmauer, die nach dem Augenmaß wenigstens zwei Stunden im Umkreis gehabt hat; ingleichen die Mauern von zween großen Moscheen, Dsjamea Ali Barmaki und Dsjamea Saffran. Überdies zeigt man hier noch die Begräbnisse des bekannten Gelehrten Hassan el Basri, des Zobeier ibn Alwan, des Telha ibn Obeid allah und anderer, von welchen

man gewiß weiß, daß sie zu Basra begraben worden sind.

Alle diese berühmten Araber sind bei den Schiiten sehr verhaßt, besonders Zobeier und Telha, weil sie den Eid der Treue gegen ihren großen Imam gebrochen und wider ihn für die Ayescha gefochten haben. Die Sunniten hergegen verehren sie, weil sie unter Mohammed als brave Offiziere gedient haben und weil es ihnen vor ihrem Tode noch gereut haben soll, daß sie sich gegen Ali, den Schwiegersohn Mohammeds und nachherigen Khalifen, empört haben. Sie haben über ihren Gräbern sowie über den Gräbern ihrer andern Heiligen Gebetshäuser gebaut. Diese wurden im Jahre 1743, als Nadir Schah das jetzige Basra belagerte, von den Persern gänzlich niedergerissen. Allein die Sunniten haben sie, nach Abzug des Feindes, bald wieder aufgebaut, und dabei sollen sich, nach der Versicherung eines mohammedanischen Geistlichen zu Zobeier, folgende Wunderwerke zugetragen haben. Ein Esel entlief seinem Herrn, der von dem neuen Basra nach dem alten reiten wollte. Der arme Mann ging zu den Arbeitern bei dem Grabe des Telha und klagte es ihnen, daß er lange in der Wüste herumgeloffen wäre, ohne sein Tier wiederfinden zu können. Alle nahmen Anteil an seinem Verlust und vereinigten ihr Gebet an den Heiligen, daß er doch den Esel wieder zurückführen mögte. Bald darauf sah man ihn auch in vollem Galopp ankommen und gerade nach dem Begräbnis des Telha zu laufen, als wenn einer mit der Peitsche hinter ihm gewesen wäre. Die neue Kubbe, welche man über Hassan el Basri baute, fiel wieder ein, ohne daß man den Baumeister beschuldigen konnte, daß es durch seine Schuld geschehen wäre. Der Heilige erschien hierauf jemandem im Traum und versicherte ihn, daß ihm mit einer Kubbe (Kuppel) nicht gedient wäre, sondern daß man einen kleinen Turm über ihn bauen sollte; ingleichen wolle er auch nicht mitten unter diesem

Turm, sondern mit dem Kopf dicht an der Mauer liegen, damit man nicht rund um sein Grab sollte gehen können. Zobeier liegt unter einer großen Kubbe, dicht an einer artigen Moschee mit einem Minarett. Der Imam dieser Moschee, welcher mir die vorher erwähnten Histörchen erzählte, versicherte mich, daß er einmal Antwort erhalten, als er Zobeier gegrüßt hätte. Ich fragte nachher ein paar andere, ob sie niemals von ihrem Heiligen wiedergegrüßt wären; diese aber waren so bescheiden, daß sie glaubten, sie wären zu große Sünder, als daß sie eine solche Gnade erwarten könnten. Der Imam zeigte mir noch den Baum, unter welchem Zobeier getötet sein soll; allein dieser steht innerhalb der Ringmauer, und Zobeier verlor, nach der arabischen Geschichte, sein Leben außerhalb der Stadt. Nicht weit von dieser alten Stadt liegt ein Abdilla ibn annas begraben, dessen Vater Mohammeds Pförtner gewesen ist.

Weil die Mohammedaner gern bei ihren Heiligen begraben sein wollen, so bringt man von dem neuen Basra noch jetzt viele Leichen nach dem alten Basra. Die Stadt war so sehr zerstört, daß man erst vor 30 bis 40 Jahren wieder anfing, um das Begräbnis des Zobeier einige kleine Häuser zu bauen, und von der Zeit an nennet man das ehmalige Basra Zobeier. Seit 8 bis 10 Jahren haben sich hier so viele Sunniten niedergelassen, die von Abd ul waheb, dem Stifter einer neuen Religion, aus Nedsjed vertrieben worden sind, daß Zobeier schon eine kleine Stadt genannt werden kann, denn hier ist außer der erwähnten Moschee auch schon eine andere gebaut worden.

Ich habe zu Zobeier keine Nachricht erhalten können, zu welcher Zeit und bei welcher Gelegenheit das alte Basra zerstört worden sei. Der erwähnte Imam meinte, ein starker Sturm hätte alle Häuser und Moscheen auf einmal umgeworfen, und die Einwohner hätten darauf gleich das

neue Basra gebaut. So geschwind ging es wohl nicht, sondern der Verfall dieser Stadt war wohl eine natürliche Folge von der schlechten Regierung der Mohammedaner, wodurch das ehmals volkreiche Chaldea so sehr von Einwohnern entblößt worden, daß man darin jetzt keine Dörfer mehr findet als nahe an den großen Flüssen. In dem alten Basra sieht man noch das Bett von einem trockenen Fluß oder vielmehr gegrabenen Kanal. Die Araber erzählen, daß dieser Kanal an beiden Seiten mit Bäumen besetzt gewesen und daß er das Land weit umher fruchtbar gemacht habe. Seit vielen Jahren kommt gar kein Wasser mehr hieher, und das ehmals fruchtbare Land ist eine Wüste, die bloß von Beduinen gesucht wird. Es ist also kein Wunder, daß Basra verlassen worden ist, als es seinen Fluß und damit auch alle benachbarten Dörfer verlor, und daß die Einwohner sich nach dem Ufer des Euphrats begeben haben, wo sie Wasser in Überfluß fanden und wo es vermutlich schon zu der Zeit an Einwohnern fehlte.

Die berühmte Schlacht zwischen Ali und der Ayescha soll, nach der allgemeinen Welthistorie, bei Khoreiba, nicht weit von Basra, vorgefallen sein. Die jetzigen Einwohner zu Zobeier wissen die Wahlstatt nicht genau anzugeben. Sie sagen aber, die Schlacht sei in Wadi Seiid Seban, einem großen Tal zwischen Basra und dem Berge Senam, gehalten worden, und daselbst findet man ein Dorf Kowebde, welchen Namen die Schriftsteller leicht in Khoreiba haben verändern können.

Man findet wohl an wenigen Orten in der Welt so viele verschiedene Sorten Datteln als zu Basra. Die Araber teilen sie gar, so wie ihre Arzneimittel, in kalte und heiße ein. Erstere halten sie für gesund und letztere für ungesund. Überhaupt aber will diese Unterscheidung nichts weiter sagen, als daß die, welche nach der Sprache der Einwohner kalt sind, einen bessern Geschmack haben und teurer

bezahlt werden. Die heißen hingegen findet man in größerer Menge, sie sind wohlfeil und die vornehmste Nahrung der armen Einwohner.

In der heißesten Jahreszeit ist die Hitze hier so groß, daß man, obgleich nicht alle Jahre, Beispiele hat, daß Leute vor Hitze auf der Straße umfallen. Überdies ist die Luft wegen der umherliegenden sumpfigen Gegend und wegen der Unreinigkeiten in der Stadt selbst nicht sehr angenehm.

Der kürzeste Weg von Basra nach Haleb ist der durch die Wüste. Auf diesem Wege aber findet man so viele Stämme Araber, wovon jeder glaubt, in seinem Gebiete unabhängig zu sein und von den Reisenden ein Geschenk fordern zu können, daß niemand selbigen wählt, wenn er nicht Gelegenheit hat, mit einer großen Karawane gehen zu können. Zu meiner Zeit war die Handlung zu Basra so schlecht, daß sich hier nicht einmal so viele Kaufleute versammelten, daß sie eine hinlänglich starke Karawane hätten ausmachen können, und ich war also genötigt, einen andern Weg zu nehmen.

Wenn zwischen den verschiedenen arabischen Stämmen oder zwischen diesen und den türkischen Paschas kein Krieg ist; wenn der Karawanbaschi ein rechtschaffener Mann ist und wenn der Reisende die Landessprache versteht und schon gewohnt ist, nach morgenländischer Manier zu leben, so ist die Reise durch die Wüste weder unangenehm noch gefährlich. Selten aber trifft alles dies zusammen. Bei der Abreise aus einer Stadt glaubt man bisweilen, daß man auf seiner ganzen Reise nichts zu fürchten haben werde, und mitten auf dem Wege trifft man oft Feinde an, die entweder mit ihren benachbarten Schechs oder den türkischen Paschas unzufrieden sind; und dann kommt es immer darauf an, wie der Karawanbaschi sich mit den Arabern wegen des freien Durchzugs vergleichen könne.

Am allersichersten reiset man mit den Arabern von Beni Chaled, die jährlich eine große Anzahl Kamele nach Haleb zum Verkauf bringen und auf ihrem Wege der Stadt Basra in der Nähe vorbeikommen. Mit einer Karawane Kaufleute, die von einem Ajal der Stadt Basra angeführt wird, der selbst ein Kaufmann ist, hat man auch nicht viel zu fürchten; denn ihm selbst ist an der Erhaltung der Karawane und seines guten Rufs zu viel gelegen, als daß er die Reisenden nicht schützen sollte. Er ist von Jugend auf gereist und kennt alle vornehmen Schechs persönlich, welches zur Sicherheit der Reisenden sehr viel beiträgt.

Am kostbarsten und gefährlichsten ist es für einen Reisenden, wenn die Karawane von einem Türken angeführt wird, und dies ist gemeiniglich der Fall mit den Karawanen, die von Bagdad nach Damaskus und Mekka reisen. Bei diesen verkauft der Pascha das Amt eines Karawanbaschi bisweilen an den Meistbietenden. Zum Beispiel in diesem Jahre versprach einer, 4000 Dukaten zu bezahlen, wenn er die Karawane der persischen Pilgrime, welche zu einer gewissen Jahreszeit von Bagdad nach Damaskus abreisen und womit gemeiniglich auch viele Sunniten und Christen gehen, anführen durfte. Drei Wochen nachher kam ein anderer, der 6000 Dukaten bot, und dieser erhielt den Vorzug. Ein solcher Mann muß dann viele Soldaten anwerben, er muß an alle Stämme Araber, die er unterwegs antrifft, große Geschenke geben; und nicht nur dies alles muß die Karawane bezahlen, sondern er will auch noch eine große Summe bei dieser Reise gewinnen. Solche Karawanbaschis sollen bisweilen mit den Arabern Abrede genommen haben, die Karawane in einer gewissen Gegend anzugreifen und zu plündern. Überhaupt haben alte und erfahrne Kaufleute mich versichern wollen, daß die türkischen Anführer gemeiniglich selbst schuld daran wären, wenn die großen Karawanen von den Arabern ge-

plündert würden. Einer, der mit einer solchen Karawane gereist war, erzählte, daß alle Kaufleute für ihre Ladungen, und andere Reisende für ihre Personen eine gewisse Summe vor ihrer Abreise hätten bezahlen müssen, wogegen der Karawanbaschi versprochen hätte, sie, ohne etwas weiter zu verlangen, sicher bis an den Ort ihrer Bestimmung zu begleiten. Wenn sie einige Araber in der Ferne sahen, so ritt der Karawanbaschi ihnen mit einigen von seinen Leuten entgegen. Die Karawane mußte unterdes haltmachen, und niemand durfte auf die Araber schießen, und wenn sie auch dicht zu der Karawane kamen und droheten, sie zu plündern. Die Unterhandlungen zwischen dem Karawanbaschi und dem Schech dauerten oft sehr lange. Bald wollte der eine, bald der andere zurückreiten und die Waffen ergreifen; bald ward der Karawanbaschi von den Arabern insultiert. Endlich ward der Vergleich getroffen, und der Anführer der Karawane wußte so Rechnung zu machen, daß jeder Reisende wenigstens noch einmal so viel bezahlen mußte, als bei dem Anfang der Reise verlangt worden war. Den Schiiten besonders wird die Reise durch die arabische Wüste sehr beschwerlich; denn diese müssen an den Karawanbaschi nicht nur viel mehr bezahlen als die Sunniten, sondern werden überdies oft noch als Ketzer mißhandelt.

Einige Reisebeschreiber haben der Taubenpost erwähnt, die in den ältern Zeiten in den Morgenländern gebräuchlich gewesen ist. Man findet dergleichen noch jetzt in verschiedenen Städten. Man muß sich aber nicht einbilden, daß man diese Tauben, so wie andere Boten, nach verschiedenen Gegenden schicken könne; sondern weil man hier keine Post kennt, die zur bestimmten Zeit von einer Stadt nach der andern abgeht, so haben einige Kaufleute solche Tauben abgerichtet, um ihrer Familie von einer glücklich zurückgelegten Reise bald Nachricht geben zu

können. Ich traf zu Basra einen Kaufmann von Bagdad an, der sich dieser Taubenpost bei jeder Reise zu bedienen pflegte. Die Taube war in seinem eigenem Hause erzogen und angewöhnt worden, auf einer gewissen Stelle ihr Futter zu erhalten. Übrigens konnte sie frei herumfliegen und die umherliegende Gegend kennenlernen. Auf der ersten Reise hatte er sie bis Helle, auf der zweiten bis Lemlum, auf der dritten bis Ardsje und zuletzt bis Basra mitgenommen und sie mit einem kleinen Zettel fliegen lassen, worauf sie dann gerade nach Hause zurückgegangen war. Die Tauben, welche Junge zu Hause verlassen haben, gehen am allersichersten. Man wollte versichern, daß man die besten Tauben, welche zu dieser Art Post gebraucht werden, zu Bagdad finde und daß sie von einer besondern Art sind. Ich zweifle aber nicht, daß die europäischen ebenso gut abgerichtet werden könnten, wenn einer sich deswegen Mühe geben wollte; und man hat mich versichern wollen, daß auch ein Italiener sich derselben bedient habe, um eher als seine Mitbürger zu erfahren, welche Nummern in der Zahlenlotterie gezogen worden. Übrigens brauchen wir derselben nicht so notwendig, da wir überall ziemlich geschwind und mit wenigen Kosten Briefe absenden können.

Reise von Basra nach Lemlum, Mesched Ali, Mesched Hussein, Helle und Bagdad

November 1765

Von Basra nach Bagdad sind zwei Wege, nämlich der auf dem Tiger und der auf dem Euphrat. Ersterer ist wegen der vielen und großen Krümmungen des Flusses so langwierig, daß die Reisenden sich desselben kaum bedienen, wenn sie von Bagdad nach Basra wollen und also mit dem Strom gehen können. Der Euphrat hat dagegen nicht so viele Krümmungen. Man reiset auf demselben auch nur bis Helle und von hier zu Lande gerade nach Bagdad, welches den Weg sehr abkürzt. Auf dem Euphrat ist gar eine Art Post (Mensil) angelegt. Wenn ein Reisender sich in einem ganz kleinen Fahrzeuge behelfen will, so kann er auf Vorzeigung eines Bojurüldi (Passes von der Regierung) und gegen eine billige Bezahlung auf gewissen Stationen Leute bekommen, die sein Boot ziehen müssen, und mit diesen kann er Helle in 8 bis 10 Tagen erreichen. Allein darzu gehört im Winter eine starke Gesundheit; und weil man auf diesem Wege viele Räuber antrifft, so wählt niemand gern diese Post als nur Leute von der Regierung, an welche die Araber sich nicht leicht wagen dürfen, und überhaupt solche, deren Reise keinen Aufschub leidet und die nicht mehr mit sich nehmen, als sie notwendig auf der Reise brauchen. Ich wartete, bis ich ein kleines Schiff fand, das nach Helle beladen war, und mietete auf demselben die Kajüte; eine kleine, nach vorne zu offne Kammer vor derselben nahm ich für meinen Bedienten.

Als ich an Bord kam, fand ich in letzterer einen tödlich kranken Offizier der Janitscharen, der auch nach Helle wollte. Dieser war nun freilich ein sehr unangenehmer Reisegesellschafter, vornehmlich da ich nicht wußte, welche Art Krankheit der Mensch hatte. Allein der Schiffer hatte die Bezahlung von mir im voraus genommen. Mein Bedienter, ein Mohammedaner von Basra, ließ sich überreden, daß er seinen Platz überlassen und selbst auf dem Verdeck bleiben wollte; und um nicht weniger barmherzig gegen einen Elenden zu sein als die Mohammedaner, die mich verabscheut haben würden, wenn ich den Kranken hätte vertreiben wollen, so war auch ich damit zufrieden und überließ mich dem, was die Vorsicht über mich beschlossen hätte.

In Ansehung meines kranken Nachbars war mir diese Reise freilich sehr unangenehm. Sonst hatte ich, der ich schon gewohnt war, unter Arabern zu leben, keine Ursache, mit meinem Entschluß, diese Schiffsgelegenheit erwählt zu haben, mißvergnügt zu sein. Wir brauchten zwar von Basra bis Lemlum, wo ich das Schiff verließ, 21 Tage, nämlich vom 28sten November bis den 19ten Dezember, und hatten also eine sehr lange Reise. Dies aber gab mir Gelegenheit, verschiedene astronomische Beobachtungen zu machen, wobei meine Reisegefährten oft so dienstfertig waren, daß sie sich mit ihren langen Kleidern um mich herum stellten, um den Wind abzuhalten, wenn ich meinen Quadranten am Ufer aufstellte.

Dezember 1765

Zwischen Basra und Bagdad trifft man verschiedene Stämme Araber an, die alle Tribut an den Pascha bezahlen müssen. Der nächste ist der Stamm Montefik. Fast alle Dörfer und kleinen Städte an der Westseite des Schat el ar-

rab und des Euphrats, von Basra an bis Ardsje, ingleichen an der Ostseite dieses Flusses von Korne an ebensoweit nach Norden gehören ihm. Es residiert einige Monate zu Nahr Antar, zieht aber auch einen großen Teil des Jahres mit seinen Herden in der Wüste herum, wo er dann wie andere Beduinen unter Zelten lebt. Er hat den Weg auf dem Euphrat und in der Wüste oft sehr unsicher gemacht, ja bisweilen Basra belagert; und wenn der Pascha von Bagdad Truppen gegen ihn sendet, so zieht er, sobald er Nachricht davon erhält, tief in die Wüste, wohin die Türken ihm nicht folgen können. Bei Menschengedenken ist er niemals so gezüchtigt worden als von Soleiman Kichja, der nachher selbst Pascha von Bagdad ward. Dieser und sein Schwiegervater, der berühmte Achmed Pascha, pflegten gegen die Araber gleichsam auf die Jagd zu gehen, das heißt, sie plötzlich zu überfallen. Man reiste daher in dieser Gegend niemals mit größerer Sicherheit als unter ihrer Regierung.

Achmed Pascha bekam einmal Schech Sahdun, einen Bruder des jetzt regierenden Schęchs Abdilla, gefangen, schickte ihn aber großmütig mit der Warnung zurück, daß er künftig seinen Stamm besser in Ordnung halten und seinen Tribut ordentlich bezahlen sollte. Bald nachher empörte er sich aufs neue. Achmed schickte nun seinen Schwiegersohn Soleiman Kichja gegen ihn, der ihn auch mit einer kleinen Anzahl Leute bald überrumpelte und ihn abermals gefangennahm. Die Araber besingen noch jetzt die Tapferkeit, welche ihr Schech bei dieser Gelegenheit zeigte: wie er sich nämlich mit seiner Lanze, nachher mit seinem Säbel, dann mit dem Dabus (einem Streithammer, den die Morgenländer auf dem Sattel zu führen pflegen) und zuletzt noch gar mit den Steigbügeln und dem Zaum seines Pferdes verteidigt habe, aber alles umsonst. Soleiman hatte Befehl, den Sahdun als einen Gefangenen mit

nach Bagdad zurückzubringen. Als Sieger aber verlangte er eine gewisse Ehrenbezeigung von dem Überwundenen. Darzu wollte der stolze und in der Freiheit geborne Araber sich nicht verstehen. Er rechnete seine vielen Ahnen auf und fragte den Kichja, wie er, der nicht einmal seinen Vater kennte (er war ein Georgier und in seiner Jugend als Sklave verkauft worden), dergleichen Erniedrigungen von einem edlen Araber fordern könnte? Dies brachte Soleiman dergestalt in Eifer, daß er dem Schech gleich den Kopf abschlagen ließ und ihn als ein Zeichen seines Sieges an den Pascha sandte. Die übrigen Schechs hielten es nun für ratsam, sich zu unterwerfen. An einem Tage kamen 15 bis 18 von den vornehmsten dieses Stammes in der Meinung, daß sie mit dem Pascha ausgesöhnt wären. Soleiman aber dachte, er könnte nicht leicht wieder so viele Schechs beisammen bekommen, und ließ auch ihnen allen die Köpfe abschlagen.* Dadurch ist der Stamm Montefik so geschwächt worden, daß er sich bis jetzt noch nicht wieder unterstanden hat, sich zu empören. Achmed Pascha, der die persönliche Tapferkeit auch bei seinen Feinden hochschätzte und überhaupt groß dachte, soll über dies Verfahren seines Kichja anfänglich sehr aufgebracht worden sein. Der große Haufe der Türken aber führt diesen Feldzug des Soleiman als einen Beweis von seiner Tapferkeit an, und die Araber erzählen ihn als einen Beweis von der niederträchtigen Grausamkeit ihrer türkischen Tyrannen.

Am Tiger regiert ein großer Stamm Araber mit Namen Beni Lam, der den Paschas zu Bagdad auch oft viel zu

---

* Er war nachher ebenso treulos gegen die Jesidier auf dem Berge Sindsjar. Er überredete die vornehmsten Schechs, von dem Gebirge zu kommen und Vergebung wegen ihrer Plünderung zu verlangen. Sobald sie aber in sein Zelt gekommen waren, ließ er ihnen die Köpfe abschlagen.

schaffen macht. Als Achmed das erste Mal Pascha zu Bagdad war, zog er einigemal gegen diese Araber zu Felde, konnte aber ihnen nicht recht ankommen, weil sie beständig Kundschafter in der Stadt hatten und sich auf die erste Nachricht, daß Truppen ausrücken würden, auf ihren Kamelen in weit entlegene Gegenden begaben. Als Achmed die Regierung zum zweitenmal erhielt, lagerte er mit allen seinen Haustruppen vor der Stadt und ließ große Anstalten machen, als wenn er den folgenden Tag einen prächtigen Einzug halten wollte. Die Araber Beni Lam, welche davon unterrichtet waren, waren ganz ruhig. Sie glaubten gar nicht, daß er sie eher angreifen würde, als bis sie ihn aufs neue beleidigt hätten, und daß er wenigstens erst Besitz von der Hauptstadt nehmen würde. Er brach aber gleich in der folgenden Nacht auf und eilte so sehr, daß er die Araber erreichte, bevor sie die geringste Nachricht von seiner Absicht erhalten hatten. Bei dieser Gelegenheit machte er eine große Beute an Kamelen, Pferden, Hornvieh und Schafen; er ließ auch den vornehmsten Schechs die Köpfe abschlagen und schwächte diesen Stamm dadurch so sehr, daß er sich in einer langen Zeit nicht unterstehen konnte, sein Haupt wieder emporzuheben.

Durch solche Mittel müssen die Paschas die Araber im Zaum halten, die in ihren Gouvernements wohnen und daselbst Dörfer und Städte haben. Man kann sich also leicht vorstellen, wie wenig die arabischen Stämme, welche beständig in der Wüste herumziehen, sich um die Macht des Sultans und seiner Paschas bekümmern.

Der Stamm Chasael, dessen Schech zu Lemlum wohnt, wird bisweilen übermütig und macht den Paschas viel zu schaffen. Die Truppen des Ali Pascha wurden vor einigen Jahren von ihm gänzlich geschlagen; und als der Pascha bald nachher gar ermordet ward, so wurden diese Araber noch übermütiger. Sie ließen fast kein Schiff auf dem

Euphrat vorbeigehen, wenn es sich nicht bequemen wollte, ansehnlich zu bezahlen. Wenige Monate vor meiner Ankunft aber war dieser Stamm von Omar Pascha gedemütigt worden. Dieser hatte 6 bis 7 vornehmen Schechs die Köpfe abschlagen lassen und einen neuen regierenden Schech ernannt. Allein der vorige mit Namen Hammud, welcher geflüchtet war, kam nach dem Abzuge der Türken wieder zurück; und da Omar Pascha nicht Lust hatte, wieder zu Felde zu ziehen, so mußte er ihm die Regierung wieder übertragen. Jetzt unterstanden diese Araber sich zwar nicht, die Schiffe anzuhalten. Allein die Türken, welche auf dem Euphrat vorbeisegelten, mußten es hier, in ihrem eigenen Lande, doch ganz ruhig anhören, wenn die Schiiten sie Ketzer nannten und die drei ersten Khalifen Abubekr, Omar und Otman verfluchten.

Die Einwohner der Dörfer am Euphrat sind ebenso geschickte Schwimmer als die am Nil und auch ebenso geschickte Diebe. Die Schiffer sind auch hier, so wie die in Ägypten, so nachlässig, daß sie des Nachts nicht Wache halten. Die kleinen Räuber kommen daher bisweilen an Bord; und wenn sie alle Reisenden schlafend finden, so raffen sie in der Geschwindigkeit alles zusammen, was sie auf dem Verdeck, wo gemeiniglich die Reisenden liegen, finden können, und springen damit ins Wasser. Einmal, da sie einen solchen Versuch auf unserm Schiffe machen wollten, wurden sie von dem kranken Janitscharen Offizier, der nicht schlafen konnte, in ihrem Vorhaben gestört. Ein anderes Mal kamen sie in kleinen und ganz leichten Kähnen hinter das Schiff und nahmen mir durch ein Loch am Ruder ein Waschbecken und andere Kleinigkeiten aus meiner Kammer. Weil ich aber darüber erwachte, so bekamen sie doch nicht viel, und ein Pistolenschuß setzte sie in ein solchen Schrecken, daß sie aus ihren kleinen Kähnen ins Wasser sprangen.

Zwischen Ardsje und Semaue fanden wir so wenig Wasser, daß das Schiff oft auf den Grund kam: und weil sowohl Wind als Strom uns entgegen war, so mußten wir übrigens das Schiff ziehen lassen. Bei diesen Umständen wurden wir einigemal von Arabern angehalten. Ich setzte mich alsdann wohl bewaffnet und mit einem großen Turban des kranken Offiziers auf das Verdeck, und einige Kaufleute von Bagdad, die auf unserm Schiffe waren, standen in der Ferne, als wenn sie meine Befehle erwarteten. Wenn nun die Araber fragten, wer an Bord wäre, so antwortete der Schiffer allezeit: ein Aga von Bagdad mit 6 Tschokadaren. Ich weiß nicht, ob die Araber mich wirklich für einen solchen gehalten haben. Sie wurden indes sehr höflich und verlangten gemeiniglich einige Datteln, die ich dann als Aga ihnen auch willig reichen ließ. Drei Wochen vorher ward in dieser Gegend ein kleines Schiff, das mit Datteln beladen war, ganz geplündert, und einige von den Reisenden, die das Ihrige nicht gutwillig hergeben wollten, wurden getötet. Bald darauf segelte ein anderes Fahrzeug auf den Grund, und die Araber machten den Anfang, auch dies auszuladen. Weil aber das Schiff dadurch leichter ward, so segelte der Schiffer davon, und ein paar Araber, die noch an Bord waren und dem Schiffer befehlen wollten zu bleiben, wurden niedergehauen. Kein Europäer wird dies den Reisenden verdenken. Allein die Araber denken anders. Sie wußten, daß auf dem Schiffe Leute von Korne und von Semaue gewesen wären; sie forderten also die Bezahlung des Blutes von diesen beiden Städten; und man meinte, daß sie wegen dieser ihrer Forderung befriedigt werden würden. Wenn ich auf dieser Reise einen Araber erschossen oder nur verwundet hätte, so würden seine Brüder sich an den Schiffer und dieser wiederum an mich gehalten haben; und ich als ein Christ, der mohammedanisches Blut vergossen hätte, würde noch

viel teurer haben bezahlen müssen als ein Mohammedaner. Man sieht also, daß gute Gewehre einem in diesen Ländern reisenden Europäer mehr nutzen, um den Arabern eine Furcht einzujagen, als sie wirklich zu brauchen.

Am 19ten Dezember erreichten wir Lemlum, ein großes Dorf. Dies ist die Residenz des Schechs von dem Stamme Chasaek. Aber der Schech wohnt nicht besser als seine Untertanen, nämlich in einer schlechten Hütte von Rohr. Der kranke Offizier, der vor meiner Kajüte lag, war weder gestorben noch besser geworden, und ich war der Reise in seiner Gesellschaft herzlich überdrüssig. Da ich nun hörte, daß der Weg von hier über Rumahie nach Mesched Ali, welche letztere Stadt ich von Helle zu besuchen dachte, ziemlich sicher wäre, so entschloß ich mich, das Schiff schon hier zu verlassen, und ein armer mohammedanischer Geistlicher von Bagdad, dem ich eine freie Reise nach Mesched Ali und Mesched Hussein versprach, war willig, mir Gesellschaft zu leisten. Sowohl diesem meinen Reisegefährten als meinem Bedienten zu Gefallen, die beide Sunniten waren und der Schiiten wegen zu Lemlum nicht gern an Land gehen wollten, ging ich noch an demselben Tage nach einem schlechten Dorfe Maschwara, an der andern Seite des Flusses. Hier räumte der Schech mir eine schlechte Hütte von Rohr ein, worin kaum drei Personen liegen konnten. Indes war sein eigen Haus weder geräumiger noch besser, und ich hatte also in dieser Absicht keine Ursache, mich über ihn zu beklagen. Aber die Pferde, welche er mir auf den folgenden Tag versprochen hatte, kamen nicht an, und ich ward dadurch genötigt, noch eine Nacht bei ihm zu bleiben.

Der Mensch gefiel mir nicht, weil er sich so sehr freundlich stellte und alles, was ich bei mir hatte, so begierig betrachtete. Ich, der Mulla und mein Bedienter wollten daher wechselweise Wache halten, und wir ließen auch die

ganze Nacht Licht brennen. Mein Bedienter aber, der nicht gewohnt war, des Nachts zu wachen, schlief ein. Dies merkte der Dieb und war schon beschäftigt, meinen kleinen Schreibkasten hinten durch die Wand zu ziehen, als ich selbst darüber erwachte und Lärm machte. Nun kam mein Schech gleich herzu und war sehr böse, daß mir dergleichen in seinem Dorfe begegnen sollte. Er lief aufs Feld, um den Dieb aufzusuchen; er schickte seine Bauern nach andern Gegenden, aber alle kamen wieder zurück, ohne jemanden angetroffen zu haben. Ich zweifelte im geringsten nicht, daß der Schech selbst der Dieb wäre, hielt es indes für ratsam, jetzt noch seinen bezeigten Eifer zu rühmen und ihm gar noch ein kleines Geschenk zu geben. Und da er nun nicht Hoffnung hatte, daß wir uns wieder im Schlaf überraschen lassen würden, so fand ich gleich am folgenden Morgen die Pferde zu meiner Abreise bereit.

Am 21sten reisete ich siebeneinhalb Stunden oder etwa fünfeinhalb Meilen nach Nordwest bis Rumahie. Rumahie ist eine weitläuftig gebaute Stadt von etwa 400 Häusern. Sie ist mit einer hohen Stadtmauer umgeben; allein diese besteht nur (so wie die zu Basra und Korne) aus ungebrannten Ziegelsteinen; sie ist überdies so schwach und wird so schlecht unterhalten, daß man hin und wieder hindurchkriechen kann. Man findet hier eine ansehnliche Moschee und ein ganz hübsches öffentliches Bad. Die meisten Häuser sind von ungebrannten, und nur wenige von gebrannten Ziegelsteinen gebaut. Die Einwohner haben ihre vornehmste Nahrung vom Ackerbau und von ihren Dattelgärten. Sie sollen sehr reich sein, aber wahrscheinlich doch wohl nur in Vergleichung mit den armen Bauern in den Dörfern dieser Gegend. Der Schech des Stammes Chasael läßt zu Rumahie einen kleinen Zoll heben. Es scheint also, daß die Schiiten hier die Oberhand haben.

Ich wohnte zu Rumahie bei einem Sunniten, wo wir recht vergnügt waren. Mein Wirt, welcher Mulla bei einer Moschee und also ein Kollege von meinem Reisegefährten war, setzte sich zu uns in ein nach der Vorderseite offenes Zimmer, um einige Nachrichten zu hören, worin ich die Sitten der Mohammedaner von den unsrigen verschieden gefunden hätte. Seine Schwiegermutter saß außen vor zur Seite, und seine Frau war nicht weit von uns beschäftigt, einen Pilau zu kochen. Ich erzählte ihm unter andern, daß ein Europäer, der seine Tochter verheiratet, nicht nur gar kein Geld von dem Bräutigam bekommt, sondern daß der Vater, wenn er reich ist, ihm noch eine ansehnliche Summe gibt, damit er in den Stand gesetzt wird, anständig leben zu können. Diese Gewohnheit gefiel meinem Wirt. Er fragte seine Schwiegermutter, ob sie das gehört hätte, was ich erzählte. So seid Ihr nicht mit mir umgegangen, Mutter, sagte er, ich habe bezahlen müssen, bevor Ihr mir Eure Tochter gegeben habt. Nachdem der Mann lange in diesem Ton geredet hatte, sagte die Mutter endlich: Ach mein Sohn, wovon hätte dann ich mit meiner Tochter leben sollen, wenn ich Euch meinen Acker und meinen Dattelgarten gegeben hätte? Hierauf erzählte ich weiter, daß nach unserm Gesetze kein Mann bei Lebensstrafe mehr als eine Frau haben dürfte; daß die Güter gemeinschaftlich wären und wiederum ihren Kindern zufielen. Dies machte die Alte beredt. Sohn, sagte sie, habt Ihr das gehört, was der Herr sagte? Welche Gerechtigkeit in dem Lande, wovon er redet! Ach, hättet Ihr keine andere Frau als meine Tochter, und wäre ich gewiß, daß Ihr sie nicht verstoßen würdet, wie gern wollte ich Euch mein Haus und mein ganzes Vermögen geben! Die junge Frau, welche beständig getan hatte, als wenn sie von allem nichts hörte, kam auch herzu. Ach Mann, sagte sie, wie könntet Ihr verlangen, daß meine Mutter Euch ihr Haus geben sollte. Ihr würdet alles

Euren übrigen Weibern schenken, Ihr liebt selbige mehr, ich seh Euch so selten. Mutter und Tochter redeten in einem fort. Endlich fragte ich meinen Wirt, wie viele Weiber er dann hätte? Er antwortete, vier. Er hätte nur eine kleine Bedienung, aber jedes seiner Weiber hätte ein Haus und Garten, wovon sie mit ihren Kindern leben könnten; er selbst hätte kein Haus, brauchte auch keins, weil er bei jeder seiner Frauen Essen und alle Bequemlichkeiten anträfe. Auf die Frage, ob er zu der Zeit ruhiger und glücklicher gelebt, als er nicht mehr als eine Frau hatte, oder jetzt, da er deren vier hätte, wollte er so wenig aufrichtig antworten als andere Mohammedaner, die die Vielweiberei gegen mich gerühmt haben.

Am 22sten Dezember reisete ich sieben Stunden oder etwa fünf Meilen nach Nordwest zum Westen bis Mesched Ali. Die Stadt Mesched Ali hat ihren Namen von einer prächtigen Moschee erhalten, die Ali, dem vierten Khalifen der Mohammedaner, zu Ehren gebaut worden und von den Schiiten aus allen Gegenden, so wie Mekka von den Anhängern aller mohammedanischen Sekten, mit großer Andacht besucht wird. Die Schiiten wollen nach dieser bei ihnen für heilig gehaltenen Stadt sogar noch nach ihrem Tode wallfahrten; denn nicht nur von Rumahie, Lemlum, Helle, Bagdad und andern benachbarten Städten werden Tote hieher gebracht, sondern auch aus Persien, ja gar aus Indien. Zu Zobeir oder Alt Basra redete man davon, daß man neulich einen Toten, der schon ein Jahr in der Erde gelegen hatte, wieder aufgegraben hätte, um ihn nach dieser Stadt zu bringen. Dies ist ihr sehr einträglich. Auf dem Wege von Rumahie nach Mesched Ali sah ich vier, und von hier nach Helle begegnete ich fünf Toten. Als ich fragte, ob man auf jeden Tag wohl sieben Tote rechnen könnte, die von fremden Örtern hieher gebracht würden,

meinte man, diese Anzahl wäre nicht zu groß angenommen. Nach dieser Rechnung also sollten hier jährlich über 2000 fremde Tote begraben werden. Wer reichlich bezahlt, bekommt ein Grab in der Nähe der Moschee ihres Imams. Wer mittelmäßig bezahlt, kann auch noch in der Ringmauer der Stadt begraben werden, und wer nicht mehr als 4 bis 8 Stüver geben will, dem wird ein Platz außerhalb der Stadt angewiesen.

Verschiedene gelehrte Sunniten haben mich versichern wollen, daß man es nicht mit Gewißheit wisse, wo Ali, der Schwiegersohn ihres Propheten, begraben sei; und es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß seine Familie gesucht habe, sein Begräbnis vor seinen Feinden zu verbergen. Die Schiiten aber zeigen sein Grab hier in der Moschee. Sie sagen, Ali habe befohlen, daß man seinen Körper, wenn er gestorben wäre, auf einen Dromedar legen und ihn da begraben sollte, wo dies Tier stehenbleiben würde, nachdem man es aus Kufa getrieben hätte. Ein sonderbarer Befehl von einem so klugen Herrn, als Ali beschrieben wird. Indes hat dies vermeinte Begräbnis Gelegenheit gegeben, daß hier eine Stadt gebaut worden ist. Selbige liegt in einer eben so dürren und unfruchtbaren Gegend als Suez und Dsjidda. Sie hat gar kein Wasser. Das, welches man hier zum Kochen und Waschen braucht, kommt durch eine Wasserleitung unter der Erde, und das gute Trinkwasser wird drei Stunden Weges auf Eseln geholt. An der einen Seite der Stadt ist das Erdreich so voller Kalk, daß man nur den Staub mit getrocknetem Mist zusammenhäufen und brennen darf, um guten Kalk zum Bauen zu bekommen. Weil also Kalk hier sehr wohlfeil, das Holz aber sehr teuer ist, so sind alle Häuser von gebrannten Ziegelsteinen, in Kalk gelegt, gebaut, sie sind gar gewölbt und daher sehr dauerhaft.

Die Einwohner dieser Stadt sind teils Sunniten, teils

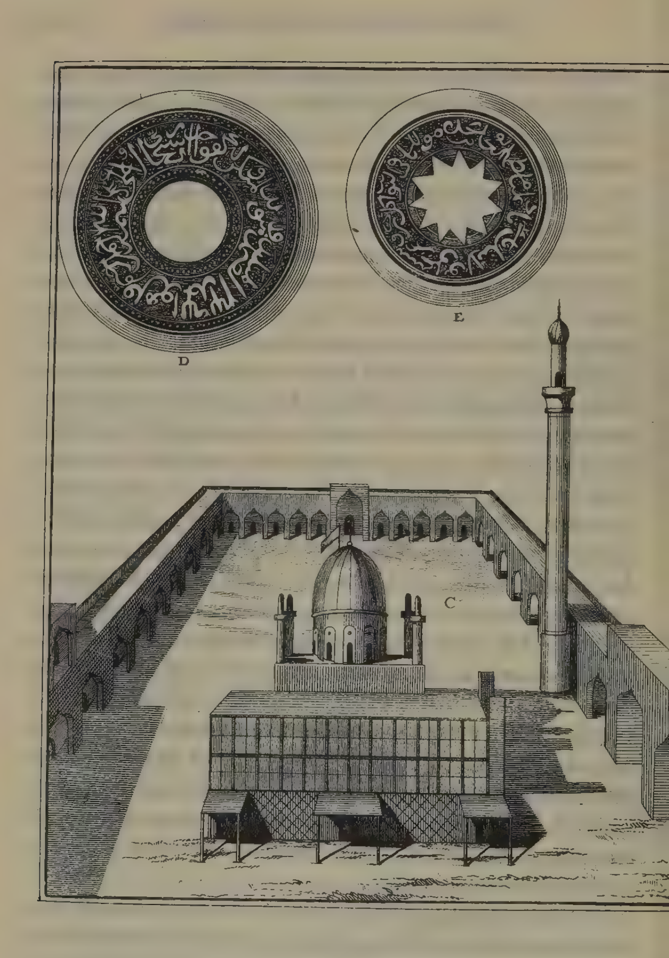
Schiiten. Zwischen den Anhängern dieser beiden Sekten ist anderwärts ein so großer Haß, daß, wenn ein Sunnit nach Persien oder ein Schiit nach einer türkischen Stadt kommt, er sein Gebet gemeiniglich nach Landesmanier verrichten muß, um nicht vom Pöbel übel begegnet zu werden. Zu Mesched Ali und zu Mesched Hussein vertragen sie sich ziemlich gut. Denn die Sunniten leben hier größtenteils von den Schiiten und müssen sich also etwas nach ihnen bequemen; und die Schiiten müssen sich auch ruhig halten, wenn sie nicht dem Pascha Gelegenheit geben wollen, daß er den Persern die Freiheit, das Grab ihres ersten Imams zu besuchen, noch teurer bezahlen läßt. Es pflegen jährlich etwa 5000 Pilgrime nach den Gräbern Alis und Husseins zu kommen. Sie haben zur Verrichtung ihrer Andacht keine bestimmten Tage wie die Pilgrime zu Mekka.

Die äußere Figur der Stadt Mesched Ali hat viel Ähnliches mit dem Umriß des jetzigen Jerusalem, und sie ist ohngefähr auch von gleicher Größe. Ich habe davon auf der Seite 617 einen Grundriß entworfen. Sie ist ganz mit einer Mauer umgeben und hat jetzt nur zwei Tore; Bab Mesched bei 1 und Bab Nahhr bei 2. Ein drittes Tor, Bab Scham bei 3, ist zugemauert. Die Stadtmauer ist so verfallen, daß man wohl an 20 Stellen hineingehen kann. Außer der prächtigen Moschee über dem Grabe Alis bei 4 sind hier noch drei kleine Moscheen. Die Hügel 5 sind von den Unreinigkeiten entstanden, welche man von den Straßen auf Eseln dahin gebracht hat. Bei 6 ist der allgemeine Totenacker, und 7 zeigt die Gegend an, von welcher das Wasser unter der Erde in die Stadt geleitet wird.

Das Merkwürdigste, was man in dieser Stadt findet, ist die Moschee, welche über dem vermeinten Grabe des Khalifen und Imams Ali gebaut worden ist. Ich habe davon, so gut es die Umstände erlaubten, bei A einen Prospekt entworfen. Auf keinem Gebäude in der Welt ist

wohl ein so kostbares Dach als auf diesem Tempel der Schiiten, und dies Dach ist von Persiens Zerstörer Nadir Schah bezahlt worden. Was tut aber nicht ein solcher Tyrann, um dem Pöbel ein Blendwerk vorzumachen. Daß er die große Kuppel und das Dach der beiden dabeistehenden Türme mit Kupfer hat bedecken lassen, ist nicht so außerordentlich. Alles dies Kupfer aber ist im Feuer vergoldet. Dies gibt ein prächtiges Ansehen, vornehmlich wenn die Sonne darauf scheint; und weil nicht nur das Gebäude hoch ist, sondern auch die ganze Stadt hoch liegt, so sieht man die erwähnte Kuppel schon in einer Entfernung von fünf bis sechs deutschen Meilen. Oben auf der Kuppel, wo man auf den türkischen Moscheen gemeiniglich einen halben Mond oder nur eine Stange sieht, steht hier eine ausgebreitete Hand, welche die Hand des Ali vorstellen soll. Um den Tempel ist ein freier Platz, wo täglich Markt gehalten wird. Vor demselben steht ein überaus großer Armleuchter mit vielen Lampen. Alles ist mit Gebäuden umgeben, worin die vornehmsten Bedienten der Moschee wohnen. Alle Bediente derselben können hier nicht Platz finden; denn man hat mich versichern wollen, daß man deren über hundert antrifft, worunter aber viele Derwische und so arm sind, daß sie vor dem Eingang stehen und den Pilgrimen ihr Gebet für eine kleine Bezahlung anbieten. Mit der größten Ärgernis hörte ich hier, wie diese Leute ihr Gebet herausstrichen, um ein Almosen zu erhalten oder vielmehr um dem abergläubigen Pöbel das Geld aus der Tasche zu spielen.

Ich hatte schon genug gewagt, da ich mich diesem sowohl von den Sunniten als Schiiten für heilig gehaltenem Orte nur so weit näherte. Wäre ich in den Tempel hineingegangen, so hätte man vielleicht von mir verlangt, daß auch ich ein Mohammedaner werden sollte, und so teuer wollte ich meine Neugier nicht bezahlen. Indes versicherte


D
E
C



15
30 dopp: Schr:
100 200 300 400 500 dopp: Schr:
Báhhr Nedsjef
Meſched Ali
F
A
H

mich mein Reisegefährte und viele Schiiten, daß man inwendig einen erstaunlichen Reichtum antreffe. Auch hier ist die Kuppel stark vergoldet, und in derselben sieht man Sprüche aus dem Koran mit großen Buchstaben von Email. An den Wänden sind Schriften mit großen goldenen Buchstaben. Unten auf dem Fußboden stehen nicht nur viele große Leuchter von Silber, sondern auch einige von purem Golde und mit Edelsteinen besetzt. Besonders rühmt man die Kostbarkeit eines Messers von der Figur, wie es die Indier im Gürtel vor dem Leibe tragen. Dies hängt an dem aufgemauerten Grabe des Imams. Es soll mit Steinen von unschätzbarem Wert besetzt und dem vor vielen hundert Jahren ermordeten Khalifen von Aurengzeb geschenkt worden sein. Man hat mir noch so viele andere Stücke, die in diesem Tempel zur Schau aufgestellt sind, aufgerechnet, daß es mir gar nicht unwahrscheinlich ist, was man von einem Araber erzählt, der bei dem Anblick derselben wie erstarrt stehenblieb; und, als man ihn endlich erinnerte zu beten, antwortete: Wahrlich, ich hatte über die großen Kostbarkeiten, womit man dies Grab ausgeschmückt hat, vergessen, an Gott zu denken.

Dieser große Schatz ist in den Händen des Mutawelli (Vorstehers der Moschee) und des Hakem (Gouverneurs), und der Pascha zu Bagdad pflegt alle Jahre einen vornehmen Offizier hieher zu senden, der nachsehen soll, ob noch alle Stücke vorhanden sind. Da aber alle diese Herren Sunniten und Türken sind, die Gold und Edelsteine besser zu brauchen wissen, als daß sie es an solche Stellen hinhangen, wo es ihre Andacht stört, so glauben die Schiiten, daß oft Stücke vertauscht werden.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, einer Fabel zu erwähnen, die mir ein Kaufmann aus Mekka und also ein Mohammedaner, zu Bombay erzählte, als ich ihm meine Verwunderung bezeigte, daß seine Glaubensgenossen

hin und wieder so prächtige Moscheen über den Gräbern ihrer Heiligen aufgeführt hätten. Er war in Tunis geboren, hatte aber Ägypten, Basra, Surat, ja Bengalen und Delhi gesehen und auf seinen Reisen viele Vorurteile seiner Glaubensgenossen abgelegt. Vielleicht war er gar ein Freigeist. Die Klugheit und die Einfalt, sagte er, stritten miteinander, welche von ihnen beiden die größte Macht in der Welt hätte, und es ward verabredet, daß die Einfalt zuerst den Versuch machen sollte, was sie auszurichten imstande wäre. Beim Nachsuchen fand sie zu ihrer Absicht nichts bequemer als einen Eselskopf, der an einem Wege lag, wo nach einigen Tagen der Sultan vorbeikommen sollte. In dem Gefolge dieses Regenten war ein berühmter Mulla. Dem mußte der Kopf in die Augen fallen, und er glaubte gleich anfangs, etwas Besonders daran zu finden. Nach einer genauern Untersuchung ward er gewahr, daß dieser Kopf einem Esel des Khalifen Omar gehört hätte. Dies war anfänglich allen vernünftigen Leuten unglaublich. Allein der Kopf tat Wunder; und als man nun gar nicht mehr daran zweifelte, daß dies der Kopf des vorgegebenen Esels wäre, so befahl der Sultan, daß man ihm eine anständige Beerdigung geben und eine Kubbe über ihn bauen sollte.

Das Gerücht von der wunderbaren Entdeckung dieses Kopfes verbreitete sich bald in alle benachbarten Provinzen. Einheimische und Fremde kamen, um dessen Grab zu besuchen und um die Geschichte desselben sowohl als die Geschichte des Khalifen Omar, der so vieles zur Ausbreitung der mohammedanischen Religion beigetragen hat, zu hören. Der Aufseher erhielt von den Neugierigen immer Geschenke. Sowie diese nach und nach ansehnlicher wurden, nahm er mehrere Derwische in seinen Dienst, er verschönerte das Grab und Gebäude, und sowie dies alles an Pracht zunahm, so vermehrte sich auch die Neugier der Menschen, das Begräbnis dieses merkwürdigen Kopfs zu

besuchen. Nach einigen Jahren sah man über diesem Eselskopf ein großes und prächtiges Gebäude, das von vielen Derwischen bedient ward, und Pilgrime kamen schon aus weit entlegenen Gegenden.

Nun glaubte die Einfalt gewonnen zu haben. Sie forderte die Klugheit auf, auch ihre Kunst zu beweisen; aber die sagte: Du hast dein Spiel lange genug getrieben, jetzt will ich dir zeigen, wie geringe du bist, wenn ich die Menschen regiere. Sie gab dem Sultan zu verstehen, daß ein Esel allezeit ein Esel bliebe, ein vornehmer Herr oder ein Bauer möchte ihn reiten, oder man möchte darauf die Unreinigkeiten von der Straße aus die Stadt hinausbringen. Die Hofleute fanden den Gedanken ganz richtig. Er ward bald allgemein. Wenn nun noch jemand von dem Grabe des Eselskopfs redete, so hörte man gleich die Anmerkung: Aber Omars Esel war doch nur ein Esel! Der Zulauf und folglich auch die Geschenke nahmen ab, die Derwische und andere Bediente, welche vorher ein reichliches Einkommen gehabt hatten, mußten ihren Unterhalt anderswo suchen, und der prächtige Tempel über dem Eselskopf ward nach und nach ein Steinhaufen. Ich konnte mich bei dem Grabe Alis nicht enthalten zu wünschen, daß die Schiiten doch endlich einmal bedenken möchten, daß dieser ihr großer Imam, obgleich der Schwiegersohn ihres Propheten und für eine kurze Zeit ein Khalif, doch nur ein Mensch gewesen sei. Bedächten sie dies, so würden jährlich nicht so viele Tausende ihre Geschäfte versäumen, um sein Grab zu besuchen, wodurch nur die türkischen Einwohner dieser Stadt bereichert werden; sie würden ihre Leichen an dem Orte begraben, wo sie gestorben sind, und nicht so viele Kosten anwenden, um sie hieher zu bringen.

Etwa fünfviertel Meile von Mesched Ali nach Ostnordost lag die ehmals berühmte Stadt Kufa in einer niedrigern und fruchtbarern Gegend.

Mein Bedienter fand zu Kufa nichts so merkwürdig als ein Stück von einer Säule, die Ali in eigener hoher Person von Basra hieher getragen haben soll. Sie steht nahe bei dem Gebäude Sefine innerhalb der großen Moschee und soll die Eigenschaft haben, daß einer, dessen Mutter seinem Vater nicht getreu gewesen ist, sie nicht ganz umfassen könne. Alle gemeinen Leute, die zugleich mit mir an diesem Orte waren, wollten die Probe machen, ob derjenige wirklich ihr Vater wäre, den ihre Mutter dafür ausgegeben hätte. Alle gingen auch vergnügt zurück bis auf einen Pferdewärter. Diesen wollte man überreden, die Säule dehnte sich seinetwegen aus, und es war lächerlich genug zu sehen, wie viele Mühe der arme Mensch sich gab, sie ganz umfassen zu können. Vernünftige Mohammedaner halten diesen Versuch für das, was er ist, nämlich für einen Zeitvertreib des gemeinen Mannes.

Am 25sten Dezember reisete ich von Mesched Ali viereinhalb Stunden nach Norden bis Kefil und nachher noch ebensoweit Nordnordost bis Helle. Die Entfernung dieser beiden Städte ist also 9 Stunden oder 7 deutsche Meilen. Kefil ist der arabische Name von Hesekiel, dessen Grab hier jährlich noch von vielen hundert Juden besucht wird. Dieser Prophet aber besitzt keine Schätze von Silber, Gold und Edelsteinen; denn wenn auch die Juden ihm dergleichen schenken wollten, so würden die Mohammedaner es ihm doch nicht lange lassen. Sie müssen zufrieden sein, daß man ihnen erlaubt, hieher zu wallfahrten. In der Kapelle des Propheten unter einem Türmchen sieht man weiter nichts als ein aufgemauertes Grab. Der Eigentümer oder der Beschützer dieses Heiligtums ist eine Araberfamilie, die hier eine kleine artige Moschee mit einem Minarett hat und des Propheten wegen von den umherliegenden Ländereien fast gar keine Abgaben an die Türken gibt.

Überdies gewinnt diese arabische Familie noch vieles von den Reisenden, welche hier gern etwas ausruhen. Hesekiels Grab, die Moschee und die wenigen schlechten Wohnungen der Araber sind mit einer starken, über 30 Fuß hohen Mauer umgeben, die 250 doppelte Schritte (etwa 1200 Fuß) im Umkreis hat. Diese soll anfänglich auf Kosten eines Juden zu Kufa mit Namen Soleiman gebaut sein und wird wahrscheinlich noch jetzt auf Kosten der Juden unterhalten, denn die haben davon den vornehmsten Nutzen. In der Jahreszeit, wenn die Juden hieher wallfahrten, kommen nicht selten Araber, die ihnen zu ihrer Ankunft Glück wünschen oder vielmehr Geschenke von ihnen verlangen. Wenn sie sich mit selbigen gütlich vergleichen können, so ist es allezeit am vorteilhaftesten für sie. Allein die Juden sind so zaghaft, daß wenige Mohammedaner eine zehn-, ja wohl zwanzigmal größere Anzahl von ihnen in Schrecken setzen kann; die Araber sind deswegen bisweilen sehr unverschämt; und dann ist für sie keine andere Hilfe, als daß sie sich in ihrem kleinen Kastell oder, wie man selbiges nennt, Chan einschließen. Die Juden unterstehen sich nicht einmal, von hier aus auf ihre Feinde zu schießen. Denn das mohammedanische Blut, das sie vergießen würden, würde nicht nur erstaunlich teuer bezahlt werden müssen, sondern die Araber würden auch nicht ermangeln, ihrer Karawane ein andermal unterweges aufzupassen, sie anzugreifen und zu plündern. Die Pilgrime müssen deswegen so lange in dem Chan bleiben, bis der Gouverneur von Helle, und wenn die Anzahl der Araber sehr groß ist, bis der Pascha von Bagdad sie von der Belagerung befreit. Dies kostet allezeit vielmehr, als die Araber verlangt haben. Weil aber letztere dann vor diesmal umsonst oder mit einem kleinen Geschenke abziehen müssen, so ist es eine Warnung, daß sie ein andermal nicht gar zu unverschämt gegen die Juden sind.

Am 26sten blieb ich zu Helle. Den folgenden Tag begab ich mich gleich auf die Reise nach Mesched Hussein, einer Stadt, welche auf der Stelle erbaut worden, die bei den Mohammedanern unter dem Namen Kerbela berühmt ist.

Zu den merkwürdigen Örtern, welche von den hieher kommenden Pilgrimen besucht werden, gehört auch die Stelle, wo Husseins Pferd mit ihm fiel. Man findet selbige außerhalb der Stadt am Wege nach Mesched Ali. Darüber steht ein kleines Gebethaus. Mein Führer erzählte mir weitläuftig, was der Imam hier mit seiner Familie gesprochen und welche Befehle er seinen Offizieren gegeben habe; ich halte es aber für überflüssig, alles anzuführen. Er ließ sein Zelt zum letztenmal bei Cheima Kaa aufschlagen. Dies ist jetzt ein großer Garten an der andern Seite der Stadt. Auf ebender Stelle, wo Abbas kein Wasser finden konnte, sieht man jetzt einen großen Brunnen, der nach der Meinung der Schiiten sein Wasser durch ein Wunderwerk erhalten hat. Er wird bei ihnen für so heilig angesehen, daß noch bisweilen Leute aus Persien kommen, um sich hier aus Liebe zu Hussein zu ersaufen, in der Meinung, daß auch sie als Märtyrer werden angesehen werden. Ein jetzt ganz verfallenes Gebäude in diesem Garten soll gerade auf der Stelle stehen, wo Husseins Zelt gestanden hat, und nahe bei demselben sieht man noch ein kleines niedriges Gebäude, wo Khassem el aris und verschiedene andere Märtyrer (Schuchde) begraben sind.

Meine Wirtin, eine alte Witwe und eifrige Schiitin freuete sich ungemein, als sie hörte, ich hätte auch das Grab des erwähnten Khassem besucht. Dieser war ihr Favoritheiliger. Sie erzählte mir mit Tränen in ihren Augen, daß dieser junge brave Herr Hochzeit gehalten hätte, das heißt, daß sein Ehekontrakt schon von dem Richter in Gegenwart von Zeugen geschrieben wäre, daß er aber an

dem Tage, da er in der folgenden Nacht das Beilager hätte vollziehen sollen, mit Hussein und andern Märtyrern wäre ermordet worden. Die gute Frau wußte noch jedes Wort, das die beiden Verliebten vor dem Anfang der Schlacht miteinander geredet hätten.

Da ich der Schiiten so oft erwähnt habe, so muß ich auch noch etwas von dem Unterschiede zwischen ihrer und der Religion der Sunniten sagen. Sie halten so wie diese den Koran für ihr vornehmstes Gesetzbuch. Sie behaupten auch, daß nur ein einziger Gott und daß Mohammed sein Prophet sei; sie sollen die Reinigung des Körpers beobachten, täglich fünfmal beten, reichlich Almosen geben, im Ramadan fasten und einmal nach Mekka reisen. Verschiedene Stellen des Korans aber erklären sie anders als die Sunniten. Und da sie sich von diesen darum getrennt haben, weil nicht die Familie ihres gemeinschaftlichen Propheten das Khalifat erhalten hat, so haben sie noch verschiedene dahin abzielende Zusätze zu Glaubenspunkten gemacht, wovon die Sunniten nichts wissen wollen. Das vornehmste ist, daß sie die drei ersten Khalifen, Abubekr, Omar und Otman verfluchen. Dies verursacht den größten Haß zwischen den Anhängern der beiden Sekten.

Dann muß ein Schiit auch an die zwölf Imams glauben, die ihrer Meinung nach alle nacheinander hätten regieren sollen, aber von den Khalifen verdrängt, ja gar verfolgt worden sind. Der erste Imam ist Ali, der Schwiegersohn Mohammeds, dessen im vorhergehenden erwähnt worden. Die Schiiten haben zu dem Glaubensbekenntnis: «Es ist nur ein einziger Gott, und Mohammed ist sein Prophet», noch hinzugesetzt, «und Ali ist sein Statthalter» (Wali). Einige europäische Schriftsteller haben behaupten wollen, daß sie Ali den Vorzug vor Mohammed geben. So hoch aber halten sie ihn nicht, ob sie gleich seinem Anden-

ken außerordentlich große Ehre erweisen. Der zweite Imam ist Hassan, älterer Sohn des Ali und der Fatima. Er ist zu Mekka begraben. Der dritte ist der eben erwähnte Hussein, Hassans Bruder. Der vierte Imam heißt Ali, der fünfte Mohammed mit dem Beinamen el baker und der sechste Jafar essadik. Diese drei liegen zu Medine begraben. Der siebente Imam ist Musa el Kadem, dessen Begräbnis bei Bagdad erwähnt werden wird. Der achte ist Ali erridda und liegt zu Mesched in Khorasan begraben. Mohammed el dsjoad, der neunte Imam der Schiiten, liegt bei seinem Großvater Musa in einer Moschee in dem alten Bagdad. Ali el hadi und Hassan el askari werden als der zehnte und elfte Imam angesehen. Dieser ihre Gräber werden zu Samurra oder Samarra, einer Stadt am Tiger im Norden von Bagdad, gezeigt. Der zwölfte Imam hieß Mohammed. Alle, von Hussein, dem dritten Imam, an bis den letzten, folgen von Vater auf Sohn. Mohammed, der letzte Imam ward von den damaligen Khalifen so nachgestellt, daß er sich fast niemals öffentlich sehen lassen durfte. Doch weiß man, daß er sich die meiste Zeit seines Lebens in einem tiefen Keller zu Samarra aufgehalten hat, und daselbst zeigt man auch sein Begräbnis. Die Schiiten aber glauben, daß Gott ihn lebendig von der Erde habe verschwinden lassen und daß er kurz vor dem Ende der Welt unter dem Namen Mochdi wieder zurückkommen und alle Menschen zu der Sekte Schia bekehren werde.

Die Gräber des ersten, dritten, siebenten, achten und neunten Imams werden von den Schiiten am meisten besucht, weil diese ihnen am nächsten liegen. Einige gehen auch als Pilgrime nach Samarra. Keiner aber kann sich mit Recht des Titels Hadsch anmaßen als nur der, welcher bei der Kaaba zu Mekka gewesen ist. Die Gräber der Schuchde oder Freunde Mohammeds, die nach der Meinung der

Schiiten als Märtyrer gestorben sind, werden nur bei Gelegenheit besucht. Überdies findet man sowohl bei den Sunniten als Schiiten nur selten ein Dorf, das nicht ein Begräbnis von einem vorgegebenen Heiligen aufweisen kann. Diese letztern aber werden von auswärtigen Mohammedanern wenig mehr geachtet, als daß sie im Vorbeireisen daselbst etwa ein kleines Gebet halten, ohne daß sie sich auch nur um den Namen des Heiligen bekümmern.

Die Sunniten überhaupt sind sehr genau, ihr Gebet zur gesetzten Zeit des Tages zu halten. Nämlich das Mittagsgebet zwischen 12 und ohngefähr 3 Uhr nachmittags, das Nachmittagsgebet zwischen 3 Uhr und Sonnenuntergang usf. Wenn sie die bestimmte Zeit übergehen lassen, so glauben sie nicht, daß Gott sich damit befriedigen läßt, wenn einer sein Gebet nachholen will. Einige von den Schiiten, mit welchen ich in Persien reiste, machten es sich bequemer; denn sie beteten des Abends für den ganzen Tag. Diese Leute beteten auch bei weitem nicht mit der Andacht der Sunniten. Ich habe oft gesehen, daß einer mitten im Gebet aufhielt, um zu hören, was erzählt ward, und daß er selbst mitredete. Indes waschen sie sich auch vor dem Gebet und breiten einen Teppich oder in Ermangelung desselben ihren Oberrock aus, damit sie sich beim oftmaligen Niederwerfen nicht schmutzig machen. Und damit ihr Gebet desto kräftiger sei, legen sie einen Kuchen von der vermeinten heiligen Erde, auf welcher Hussein getötet worden, auf die Stelle, die sie beim Niederwerfen mit der Stirn berühren; denn so soll das Gebet ebenso angesehen werden, als wenn sie es bei dem Grabe dieses ihres großen Imams verrichtet hätten. Nach dem ordentlichen Gebete ziehen sie einen Rosenkranz hervor, der von ebendieser Erde verfertigt ist, und wiederholen darnach gewisse Worte so oft, bis sie alles abgebetet haben. Zuletzt kämmen sie sich den Bart.

Die erwähnten Kuchen und Rosenkränze von Tonerde, welche durch den oftmaligen Gebrauch bald abgenutzt und daher erstaunlich viel gesucht werden, werden in einer Fabrik zu Mesched Hussein verfertigt, die seit vielen Jahren einer Familie gehört, welche sich zu dem Geschlechte der Seids oder Nachkommen Mohammeds rechnet und sich zu der Sekte Schia bekennt. Sie muß aber für diese Freiheit jährlich eine ansehnliche Abgabe an den Pascha zu Bagdad bezahlen. Die Heiligtümer werden in einem kleinen Gebäude an der Moschee des Imams verkauft. Ich ließ durch meinen Mulla eine Partie davon kaufen und habe von den Kuchen, die er mir von verschiedener Figur und Größe brachte, ein paar kleine bei D und E auf der Seite 616 gezeichnet, woraus man sieht, daß sie darzu artig geschnittene Formen haben.

Auf ebendieser Zeichnung bei G sieht man noch einen Abdruck von dem prophetischen Siegel, womit Mohammed gleichsam gebrandmarkt gewesen sein soll. Hier ist es mit arabischer Schrift ausgefüllt; ein sunnitischer Geistlicher aber hat mich versichern wollen, daß die Gelehrten sich über die eigentliche Beschaffenheit dieses Siegels noch gar nicht einig sind. Er wollte die Nachricht haben, daß Mohammed darin zwei kleine Augen gehabt hätte, womit er durch seine Kleider alles hätte sehen können, was hinter ihm vorging.

Die Sekte Schia, welche schon über 200 Jahre in Persien die herrschende gewesen ist und sich auch über die Grenze dieses Königreichs ausgebreitet hat, war vor einigen Jahren in großer Gefahr, ganz ausgerottet zu werden. Derjenige, der dies große Werk auszuführen dachte, war Nadir Schah. Es geschah vielleicht aus Stolz, daß er sich den Ruhm erwerben wollte, eine neue Sekte gestiftet zu haben; vielleicht aber sah er es voraus, daß seine Nachkommen

ihm an Tapferkeit nicht gleich sein würden, und dachte also, daß die neue Sekte seine Familie auf dem persischen Thron erhalten sollte. Schah Ismael war dies ehmals geglückt. Allein Nadir war mit dem Koran und den verschiedenen Erklärungen desselben zu wenig bekannt. Ob er gleich Wunder der Tapferkeit und Weltklugheit gezeigt und nicht nur ganz Persien, sondern auch Indien erobert hat, so fehlten ihm doch die vornehmsten Eigenschaften eines Stifters einer neuen Sekte, und er hat daher durch seine Neuerungen unendlich mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Doch bevor ich von diesem Unternehmen des persischen Helden weiterrede, wird es nötig sein, meine Leser etwas genauer mit seiner Abkunft und seiner Person bekannt zu machen.

Die Familie des Nadir hieß Kirklu und war ein Stamm der Afscharen, eines turkmannischen Geschlechts, das ehmals in Turkestan gewohnt, sich aber, so wie viele andere turkmannische, kurdische und arabische Stämme, in Persien niedergelassen hatte. Er war also ein turkmannischer, in Persien geborner Edelmann und kein Holländer, wie man in Europa ausgebreitet hat, und er kann in Ansehung seiner Geburt etwa mit einem kleinen arabischen Schech verglichen werden, dessen Familie sich unter den Schutz eines großen Stammes begeben hat. Allein er wußte die Unruhen, welche zu der Zeit in Persien herrschten, zu seinem Vorteil zu nutzen. Fast das ganze Reich hatte sich gegen den Schah empört, und besonders in der abgelegenen Provinz Khorasan hatten sich viele Herren aufgeworfen. Hier suchte auch Nadir anfänglich mit Hilfe einiger Leute, der Schutzherr von wenigen Dörfern zu werden; sowie er sich mehr Geld durch Schatzungen und Plünderungen verschaffte, so warb er mehrere Leute an und vertrieb andere Waghälse, die sich ebenso wie er als Beschützer von Dörfern aufgeworfen hatten: Hatte er einen Nachbarn, der

mächtiger als er selbst war, so suchte er dessen Freundschaft unter der Versprechung, ihm gegen einen noch mächtigern beizustehen. War aber dieser geschlagen, so wußte er auch seinen Bundesgenossen durch List oder Gewalt aus dem Wege räumen zu lassen und den größten Teil seiner Leute, die nur einen Anführer suchten, der ihnen am meisten Gelegenheit zu plündern geben konnte, an sich zu ziehen. Durch dergleichen Mittel, durch seine Tapferkeit und durch seinen Verstand ward er nach und nach der Anführer von einigen tausend Mann und Herr von einem ansehnlichen Distrikte mit einigen kleinen Kastellen.

Doch hierin hat er vor- und nachher viele seinesgleichen gehabt. Bei den innerlichen Unruhen in Persien haben sich viele solche Waghälse von nichts bis zu unabhängigen Herren von ansehnlichen Provinzen emporgeschwungen. Selbst Kherim Khan, der jetzige Beherrscher von dem größten Teil des persischen Reichs, ist nicht von vornehmerer Abkunft als Nadir, sondern ein Kurde von einer kleinen Familie Saud, die unter Zelten herumwanderte und sich hauptsächlich von der Schafzucht nährte. Nadir legte eigentlich erst dadurch den Grund zu seiner nachmaligen Größe, daß er sich zu rechter Zeit dem Tahmas Schah notwendig zu machen wußte, dem teils die Aghwanen, teils andere Rebellen, worunter Nadir selbst mit gehörte, fast alle Provinzen abgenommen hatten. Er bot dem Könige seinen eroberten Distrikt und seine Dienste gegen einen mächtigerern Rebellen an, der ihm selbst viel zu schaffen gemacht hatte, und erhielt leicht Vergebung, da er eine kleine Armee mitbrachte.

Tahmas Schah war ein zu schwacher Herr, als daß er auch nur die wenigen Truppen, die die Rebellen ihm übriggelassen hatten, selbst hätte anführen können. Er mußte sich gänzlich auf seinen General verlassen, und der, den er jetzt hatte, war zwar ein rechtschaffener Mann, aber kein

so guter Soldat und nicht so listig, oder, wenn man es mit einem andern Namen benennen will, er war nicht so klug, er kannte die Menschen nicht so gut als Nadir. Dieser hätte sich zwar der kleinen Armee des Schah widersetzen und vielleicht auch sie zurückschlagen können. Allein er übergab seine eroberten Kastelle ihrem rechtmäßigen Herrn freiwillig und verlangte von seinem Könige nichts mehr als nur die Ehre, ihm mit seinen Truppen unter dem Befehl des Generals behilflich sein zu können, um die Rebellen zu vertreiben. Er war auch dem Befehl dieses Generals anfänglich ganz gehorsam. Sein Nachbar und Feind, dem er allein nicht gewachsen gewesen war, ward nun bald geschlagen. Die Perser liebten ihren König; sie hatten ihn nur verlassen, weil er selbst nicht imstande war, eine Armee anzuführen, und nicht einmal einen tüchtigen Offizier hatte, der sie gegen die Rebellen schützen konnte.

Nadirs Tapferkeit war in Khorasan bekannt. Die Armee des Königs ward täglich größer, und die ganze Provinz ward in kurzer Zeit unterwürfig. Aber damit war der junge Held nicht zufrieden. Sowie er die Rebellen nach und nach zum Gehorsam brachte oder gänzlich vertrieb, so erhielt er auch einen nähern Zutritt bei dem Schah, und nun brachte er es bei diesem schwachen Herrn dahin, daß er seinen alten und treuen General hinrichten ließ. Darauf ward Nadir der Befehlshaber über alle Truppen seines Herrn. Von dem vorigen General wurden allerhand Nachrichten und Briefe ausgestreut, die beweisen sollten, daß er ein Verräter gewesen wäre. Dagegen ward Nadir, der sich freiwillig unterworfen hatte, ja der das Ansehen haben wollte, als hätte er von Anfang an nichts für sich selbst gesucht, und der seinen Herrn nun wieder in den Besitz von ganz Khorasan gesetzt hatte, als ein treuer Diener angesehen. Der Zulauf zu der Armee des rechtmäßigen Königs, die jetzt von einem tapfern und wachsamen General ange-

führt ward, war ungemein stark; und es ward auch bald eine Provinz nach der andern wieder zum Gehorsam gebracht.

Endlich aber fürchtete Nadir, ein anderer möchte sich bei dem Regenten einschmeicheln und ihn ebenso aus dem Wege räumen lassen, als er es mit seinem Vorgänger gemacht hatte. Um dies zu verhindern, brachte er es dahin, daß sein König bei den vornehmsten Offizieren lächerlich gemacht, darauf in einer großen Versammlung förmlich abgesetzt, ein Prinz, der noch ein Kind war und eine schwache Gesundheit hatte, wieder als Schah erwählt und er selbst als Reichsverweser ernannt ward. (Nach dem Tode des Nadir Schah brauchten die Rebellen eine ähnliche Politik. Verschiedene suchten einen Abkömmling von der königlichen Familie zu bekommen – nämlich von einer Prinzessin, die Prinzen vom Geblüte waren alle hingerichtet worden, wie bekannt –, unter dem Vorwand, daß sie den auf den Thron setzen wollten; und diese hatten gemeiniglich einen viel größern Zulauf als andere Rebellen, die es nicht verhehlten, daß sie selbst regieren wollten. Auch Kherim Khan hat sein Glück durch diesen Kunstgriff gemacht. Er bekam einen Knaben mit Namen Ismael in seine Gewalt, dessen Vater Seid Mustafa geheißen hatte und dessen Mutter eine Tochter des Schah Husseins war. Diesen nannte er Ismael Schah; er erwies ihm im Felde königliche Ehre und versicherte, er suchte die Regierung nicht für sich selbst, sondern für diesen Abkömmling von der alten königlichen Familie. Aber jetzt, da er von großen Rebellen nichts mehr zu fürchten hat, läßt er seinem Ismael Schah, dessen Wekil oder Statthalter er sich nennt, in einem Kastell alle königliche Ehre erweisen, und regiert übrigens selbst unumschränkt.)

Nadir regierte als Reichsverweser, bis der junge König starb und er die berühmte Versammlung der Perser in der

Ebene Mogan veranstaltete. Hier rechnete er alle die Dienste auf, die er dem Reiche erwiesen hatte, und überließ es den Großen, ob sie nun Tahmas Schah, der noch am Leben war, wieder zurückrufen oder einen neuen König wählen wollten. Allein er hatte eine Armee von 100 000 Mann bei sich, die mit ihm sehr zufrieden waren, weil sie unter seiner Anführung fast beständig gesiegt und gute Beute gemacht hatten. Als nun einer von seinen Anhängern, ein angesehener und beredter Mann, seine Meinung dahin äußerte, daß niemand verdiente, dies Reich zu regieren, als der General, der es den Feinden wieder entrissen hätte, so ward dieser Vorschlag von der Armee unterstützt, und keiner von den Großen, die weiter sahen, unterstand sich, etwas dagegen einzuwenden. Nadir schien ganz gleichgültig zu sein, ob er oder ein anderer als Schah ernannt werden würde; ja, er überließ es den Persern, diese wichtige Sache noch weiter zu überlegen und den zum Könige zu erwählen, den sie für das Reich am nützlichsten hielten. Er versicherte dabei, er wünschte jetzt, nachdem er das Glück gehabt hätte, die allgemeine Ruhe in Persien wiederherzustellen, nichts mehr, als die übrige Zeit seines Lebens in einem Distrikte der Provinz Khorasan, den er sich vorbehalten wollte, in Ruhe zubringen zu können.

Nadir hatte das meiste, was die benachbarten Mächte und die Rebellen von dem Reiche abgerissen hatten, wieder damit vereinigt und also dem Lande große Dienste geleistet. Wenn man ihn auf den Thron setzte, so konnte man erwarten, daß Persien sich in seiner Größe erhalten würde; wenn man aber den rechtmäßigen Schah wieder zurückberufen oder einen von den Khans, die unter Nadir dienten, wählen wollte, so mußte man fürchten, daß die Armee damit nicht zufrieden sein, sondern sich gleich zerstreuen würde; ja, daß die verschiedenen großen Offiziere,

die nach morgenländischer Manier ihre eigenen Stämme und angeworbenen Truppen anführten, die Provinzen wieder unter sich teilen würden. Die Perser waren also genötigt, Nadir auf den Thron zu setzen; und weil er wegen der Wahl ganz gleichgültig zu sein schien, so hoffte man, er würde bald des Krieges überdrüssig sein und als Schah nicht nur seiner Untertanen, sondern auch seiner selbst wegen den Frieden suchen. Die ganze Armee und die übrige Versammlung ward unterdes verschiedene Tage, da er sie in der Ungewißheit ließ, ob er die Regierung annehmen wollte oder nicht, herrlich bewirtet.

Nicht nur Nadir bekannte sich zu der Sekte Sunni, sondern auch ein großer Teil der Armee; denn darunter befanden sich sehr viele Aghwanen, Turkmannen, Kurden und Araber, die alle als Sunniten erzogen waren. Man wollte auch bemerkt haben, daß der General diese Fremden weit mehr liebte als die Einheimischen, welche Schiiten waren. Es war also sehr bedenklich, einen König zu wählen, der sich zu einer fremden Sekte bekannte und so viele von seinen Glaubensgenossen in der Armee hatte, die alle von ihren eigenen Häuptern angeführt wurden. Allein man hatte eben nicht bemerkt, daß alle diese Leute sich viel um die Religion bekümmerten; und wenn Nadir ihnen mehr gewogen war, so glaubte man, es wäre deswegen, weil sie größtenteils von Jugend auf gewohnt waren, unter Zelten zu leben und überhaupt mehr kriegerisch und also bessere Soldaten waren als die Perser, die lieber Ackerbau und Gewerbe in Ruhe treiben und sich der Pracht ergeben wollten. Nadir selbst hatte sich bisher nicht weiter um die Religion bekümmert, als daß er gesucht hatte, den Religionshaß aus seiner Armee zu vertreiben und Einigkeit unter seinen Truppen zu erhalten. Man hoffte, er würde als Schah ebenso tolerant bleiben, als er es als General gewesen war.

Aber darin irrten die Perser gar sehr. Nachdem er sie einige Tage hatte warten lassen, ohne ihnen seine Entschließung bekanntzumachen, ob er die Last der Regierung übernehmen wollte oder nicht, oder vielmehr, nachdem er merkte, daß sie keinen andern wählen konnten als ihn, so versammelte er die Großen des Reichs und stellte denen die üblen Folgen vor, die jederzeit durch Religionsspaltungen entstanden sind. Er erinnerte sie an die blutigen Kriege, die deswegen zwischen den Türken und Persern geführt worden sind, ingleichen daran, daß viele brave Turkmannen, Kurden und Araber in Persien wohnten, die größtenteils Sunniten wären; ja, daß die Armee, womit er die große Anzahl Rebellen wiederum zum Gehorsam gebracht hatte, zum Teil aus Sunniten bestünde. Es wäre unrecht, daß diese Befreier des Königreichs Persien als Ketzer verachtet werden und es immer hören sollten, daß die Schiiten die drei ersten Khalifen Abu bekr, Omar und Otman verfluchten. Die Sunniten, sagte er, beten selbige zwar nicht an, allein sie verehren ihr Andenken, weil sie Mohammeds Freunde gewesen sind und es Gottes Wille gewesen ist, sie von den damaligen Mohammedanern, die weder Sunniten noch Schiiten kannten, als Khalifen ernennen zu lassen. Überhaupt können sie jetzt, tausend Jahre nach ihrem Tode, niemandem mehr schaden; Ali, welcher der vierte Khalif gewesen ist, kann nicht mehr der erste, zweite oder dritte werden, und es ist daher Aberglaube und Unsinn, daß die Schiiten die ersten Anführer der Gläubigen und Freunde unsers gemeinschaftlichen Propheten verfluchen wollen. Wenn ihr euch mit den Sunniten vereinigt, fuhr er fort, so wird dadurch nicht nur vieles Blutvergießen verhütet, sondern ihr tut den Willen Gottes, der den Mohammedanern, die alle einen Gott und einen Propheten glauben, befohlen hat, daß sie sich untereinander brüderlich lieben sollen. Die Türken haben die

Lehre des Abu Hanifa, die Ägypter die Lehre des Schafei, die Afrikaner die Lehre des Malek, und andere haben die Lehre des Hanbal angenommen; aber alle sind Sunniten und sehen sich untereinander als Rechtgläubige und als Brüder an.

Die Sekte der Schiiten, sagte er, ist neu, sie hat sich von den Sunniten getrennt und dadurch viel Unglück angerichtet. Wenn ihr wahre Mohammedaner seid, so müßt ihr suchen, wiederum Einigkeit unter den Anhängern der Lehre des Propheten herzustellen. Indes ist es nicht nötig, daß ihr euch zu einer der vier Sekten der Sunniten haltet. Ihr verehrt Dsjafar essadik als einen eurer größten Imams, und gegen seine Erklärung des Korans habt ihr nichts einzuwenden, ob sie gleich älter ist als die Sekte Schia. Haltet euch bloß daran und nennt euch mit dem Namen Dsjafarianer die fünfte Sekte der Sunniten. Wollt ihr dies nicht, sondern Schiiten bleiben und fortfahren, andere Mohammedaner zu hassen, so verlange ich nicht, über Persien zu herrschen. Nachdem Nadir diesen Vorschlag wegen der Veränderung der Religion getan hatte, verließ er die Versammlung, um ihr noch ferner Zeit zu lassen, sich beratschlagen zu können, ob sie ihn oder einen andern auf den Thron erheben wollte. Unterdes stand die ganze Armee von 100 000 Mann unter den Waffen.

Es fehlte nicht an beredten Männern, die nicht nur des Generals Tapferkeit und die großen Dienste, die er dem Reiche erwiesen hatte, sondern auch seinen Eifer in der Religion erhoben. Seine Gedanken gegen andere Religionsverwandte fand man gerecht und sein ganzes Betragen so uneigennützig, daß man glaubte, einem so tapfern und rechtschaffenen Herrn, dem das Wohl der Menschen so sehr am Herzen läge, müsse man alles einräumen, was er verlange. Indes taten einige, die weiter sahen und Nadirs Herz besser kannten, den Vorschlag, man möchte mit

einer so wichtigen Sache, als die Veränderung der Religion eines Landes ist, nicht gar zu eilig sein, sondern darüber erst die Meinung des Schech el Islam (Mufti) vernehmen. Dieser erhob die Verdienste des Generals um das Reich und sagte auch, es wäre niemand besser imstande, die allgemeine Ruhe zu erhalten als Nadir, der alle Provinzen wiederum miteinander vereinigt hätte. Allein wegen der Religionsveränderung bat er, der neue Schah möchte damit nicht anfangen, sondern diese wichtige Sache den Geistlichen zur weitern Überlegung übergeben.

Gleich entstand ein Geschrei über den Stolz und den Eigennutz der Geistlichen, die ihres Vorteils wegen den einen Mohammedaner gegen den andern aufbrächten, die immer die Ursache der Verfolgungen gewesen wären usf., und der alte Greis ward von denen, die kurz vorher so menschlich von fremden Religionsverwandten geredet hatten, niedergehauen. Nun hatte niemand etwas mehr gegen die Religionsveränderung einzuwenden, und Nadir ward zum Schah erklärt. Er ließ gleich eine Akte ausfertigen, in der gesagt ward, er hätte sich auf Bitte der Perser entschlossen, die Regierung anzunehmen, nachdem selbige freiwillig erklärt hätten, daß sie sich mit den Sunniten vereinigen wollten. Er schickte bald darauf Befehl nach allen Provinzen, daß die Einwohner die drei ersten Khalifen nicht länger verfluchen, sondern ihrer bei jeder Gelegenheit in Ehren gedenken, und daß sie auch das Fest Husseins nicht mehr feiern; kurz, daß sie nicht länger Schiiten sein, sondern unter dem Namen Dsjafarianer die fünfte Sekte der Sunniten ausmachen sollten.

Durch diesen Befehl zeigte Nadir Schah gleich beim Antritt der Regierung, was die Perser von ihm zu erwarten hätten. Es fehlte nicht an Geistlichen, die die Gedanken des neuen Regenten von der Religion vortrefflich fanden, und diese wurden dann bald zu den besten Bedienungen erho-

ben. Nun redete man sehr viel von der Menschenliebe, von der Duldung fremder Religionsverwandten, von Abschaffung des Aberglaubens und dergleichen. Man nannte die Schiiten dumme Heuchler, die den Koran unrecht auslegten, die abgeschmackte Zeremonien beobachteten und glaubten, sich durch ihr Weinen und Heulen über den Tod Husseins bei Gott einen Verdienst zu erwerben. Allein, wie sehr die Dsjafarianer sich auch bemühten, die Anhänger der alten Sekte lächerlich zu machen, so ging es mit der Ausbreitung ihrer neuen Lehre doch immer sehr langsam; denn durch die Presse konnten sie selbige nicht bekanntmachen, und sie hatten, überhaupt genommen, nur wenige Bedienungen an ihre Anhänger zu vergeben, weil die Familie des Stifters einer Moschee gemeiniglich auch selbst alle Bedienten bei derselben ernennt. Sie mochten es den Schiiten so oft vorpredigen, als sie wollten, daß es abgeschmackt und unmenschlich wäre, auf die drei ersten Khalifen zu fluchen und den Tod des Husseins noch jetzt zu beweinen, so hatten selbige nun auf erstere schon so viele Jahre geschimpft, daß sie sie nicht auf einmal als rechtschaffene Leute ansehen konnten; und da sie sooft im Weinen über den Tod des Enkels ihres Propheten Trost gefunden hatten, so wollten sie sich den auch nicht nehmen lassen.

Man beobachtete dagegen die Handlungen der Dsjafarianer und fand bald, daß sie mit der Religion nicht ihr Herz verbessert hätten. Wenn man die Geistlichen der Schiiten beschuldigte, daß sie ehrgeizig wären, so bemerkte man, daß die Dsjafarianer gleichfalls gern fette Pfründen und Ansehen suchten. Beschuldigte man jene des Aberglaubens, so beschuldigte man diese des Unglaubens, da man bemerkt haben wollte, daß ihre Geistlichen die Moschee nur besuchten, weil sie dafür bezahlt wurden, und daß die weltlichen sich wenig um die Religion bekümmerten, in-

dem sie sich einbildeten, schon weit gekommen zu sein, da sie nicht mehr abergläubig wären. Wenn man es den Schiiten zur Last legte, daß sie geschworne Feinde von fremden Mohammedanern wären, so tadelte man es ebensosehr, daß die Dsjafarianer, die so freundschaftlich gegen fremde Mohammedaner zu sein vorgaben, nun die ärgsten Feinde von den Anhängern der Sekte ihrer eigenen Vorfahren wären. Man fand besonders letzteres gar nicht mit ihren Lehren übereinstimmend.

Man nannte Nadir Schah einen Ketzer, einen Ungläubigen, der die Familie ihrer rechtmäßigen und ihrer Meinung nach rechtgläubigen Könige verdrängt und sich des Throns mit List und Gewalt bemächtigt hätte. Die Untertanen empörten sich, wenn sie nur Gelegenheit darzu fanden. Nadir hergegen, der sich als einen Befreier der Perser von dem Joche der einheimischen Tyrannen (worzu er nur sich selbst nicht mitrechnete), der Aghwanen, Türken und Russen ansah, ja, der sich das Ansehen geben wollte, als hätte er sich nur auf ihre Bitte überreden lassen, die Krone anzunehmen, hielt die Perser für undankbar. Er strafte die Rebellen, und da demohngeachtet immer neue Aufrührer entstanden, gegen welche er allezeit glücklich war, so ward er nach und nach ein sehr grausamer Tyrann.

Hätte Nadir Schah keine Veränderung mit der Religion vorgenommen, so würden seine Untertanen mehr Liebe für ihn gehabt und er würde wahrscheinlich auch den türkischen Sultan haben absetzen und Konstantinopel plündern können, wie er den Mogol wirklich abgesetzt und Delhi geplündert hat. So aber war sein ganzes Leben ein beständiger Krieg. Er hatte nicht allein mit auswärtigen Feinden, sondern auch beständig mit Rebellen zu streiten, und endlich ward er, nachdem er das Land, ohngeachtet er immer siegte, ganz arm gemacht und entvölkert hatte, des Nachts in seinem Zelte ermordet.

Eigentlich bekümmerte Nadir Schah sich wohl gar nicht um die Religion, sondern folgte nur seinen Hauptleidenschaften Stolz, Herrschsucht und Geiz. Man sagte, er sei gar willens gewesen, aus der mohammedanischen, der christlichen und der jüdischen Religion eine allgemeine Religion zu machen; er habe zu dieser Absicht das Neue Testament von einem katholischen Mönch und die Bücher Moses von Juden ins Persische übersetzen lassen und mohammedanischen Gelehrten aufgetragen, daraus und aus dem Koran ein neues Gesetzbuch zu machen. Ob dies begründet sei, kann ich nicht behaupten. Daß er aber sehr ernstlich daran gearbeitet hat, die Sekten der Sunniten und der Schiiten miteinander zu vereinigen, davon hat Mohammed Mahadi Khan uns umständlich Nachricht gegeben.

In der gewissen Erwartung, der Sultan würde gegen die Errichtung der 5ten sunnitischen Sekte nichts einwenden, weil Dsjafar, so wie Abu Hanifa und die übrigen orthodoxen Lehrer, vor der Entstehung der Sekte Schia gelebt hätte, schickte er gleich nach seiner Gelangung zum Throne, einen Gesandten mit folgendem Auftrage nach Konstantinopel:

1) «Daß zufolge dessen, daß wir unsere vorigen Meinungen verworfen und die Lehre der Sunniten angenommen haben, auch die hohe Würde des Dsjafar des Wahren, auf dem der Friede des Herrn ruhe! erkennen, die türkischen Gelehrten und Lehrer unsern Beitritt bestätigen und uns als die fünfte Sekte ansehen.»

2) «Daß man, da in dem heiligen Tempel zu Mekka vier Gebetshäuser zur Ehre der vier Sekten vorhanden sind, noch eins zur Ehre des Dsjafar errichten lasse.»

3) «Daß, wenn alle Jahre ein Emir Hadsch oder Anführer der Pilgrime aus Persien in Gesellschaft der ägyptischen und syrischen Emirs zur Verteidigung der persischen Pil-

grime abgeschickt werde, sich abseiten der Pforte noch ein Emir mit diesen zu gleicher Absicht vereinige.»

4) «Daß alle Gefangenen aus beiden Reichen losgegeben und ein freier Handel zwischen beiden Nationen sein solle.»

5) «Die Beherrscher beider Reiche werden an den gegenseitigen Höfen Abgesandte halten, um die Angelegenheiten zu besorgen und den Frieden zwischen ihnen zu befestigen.»

Der Sultan bewilligte die beiden letzten Punkte gleich, entschuldigte sich aber, daß er den Vorschlag wegen der neuen Sekte nicht annehmen und ihr kein Gebetshaus zu Mekka verstatten könnte. Wegen der persischen Pilgrime schlug er vor, daß selbige ihren Weg nicht durch Syrien nehmen, sondern über Mesched Ali gerade durch die Wüste nach Mekka reisen sollten, da unterdes der Pascha zu Bagdad für die Sicherheit des Weges sorgen, das heißt ihnen einen Karawanbaschi mitgeben würde. Ich erinnere mich, wegen dieses Artikels zu Bagdad gehört zu haben, die Türken hätten gefürchtet, es möchte dem Nadir Schah selbst oder einem künftigen persischen Regenten einfallen, eine Pilgrimsreise mit seiner Armee zu machen und bei dieser Gelegenheit nicht nur alle sunnitischen Pilgrime zu Mekka, sondern auch die Kaaba und Mohammeds Grab zu plündern und Syrien zu erobern. Unbegründet war diese Furcht nicht. Es wurden der erwähnten beiden Punkte wegen noch verschiedene Gesandte von Persien nach Konstantinopel und von hier nach Persien gesandt; Nadir schrieb sogar an den Sultan: Er wäre entschlossen, sich selbst mit freundschaftlichen und brüderlichen Gesinnungen nach der Türkei zu begeben, weil er hoffte, daß in einer Unterredung zwischen ihm und dem Sultan diese große Sache zur beiderseitigen Befriedigung würde abgemacht werden. Allein die Sache blieb beständig beim al-

ten. Es ward nur ein türkischer Karawanbaschi von Bagdad gerade nach Mekka gesandt, und mit diesem reiseten die persischen Pilgrime.

Als die Türken die von Nadir Schah vorgeschlagene Sekte der Dsjafarianer gar nicht unter die rechtgläubigen Sunniten aufnehmen wollten, so machte er endlich selbst (im Jahr 1743) eine Pilgrimsreise nach Mesched Ali. Hier versammelte er nicht allein Gelehrte aus Persien, die also ursprünglich Schiiten waren, sondern auch aus Aghwanestan, Balk und der Bukarei, wo die Einwohner Sunniten sind. Diese mußten von der Ursache, warum er die Sekte Schia abschaffen wollte, und von allen Unterhandlungen mit dem türkischen Sultan einen weitläuftigen Bericht aufsetzen und das neue Glaubensbekenntnis hinzufügen. Alles dies ward von den gegenwärtigen Gelehrten von beiden Parteien unterschrieben. Eine Abschrift ward in der hiesigen Moschee niedergelegt, und andere wurden in Persien öffentlich bekanntgemacht. Aber aller dieser Bemühungen des Nadir Schah ungeachtet, sind die Perser sowohl als die Einwohner zu Mesched Ali und Mesched Hussein doch immer Schiiten geblieben und jetzt vielleicht schlechtere Mohammedaner als vorher.

Nach dieser Ausschweifung von Nadir Schah und seiner Manier zu bekehren komme ich wiederum auf die Beschreibung meiner eigenen Reise. Ich ging am 30sten Dezember in Gesellschaft von etwa 200 Pilgrimen von Mesched Hussein oder Kerbela nach Helle zurück. Viele, die vor dem Vollmond nicht zu Mesched Ali gewesen waren, reiseten ihrer Andacht wegen jetzt dahin, und andere nahmen den Weg von Kerbela gerade nach Bagdad.

Die Stadt Helle liegt unter der Polhöhe 32° 28′ 30″ an der Westseite des Euphrats und ist jetzt noch ziemlich weitläufig, aber voller Dattelgärten.

Daß Babylon in der Gegend von Helle gelegen habe, daran ist gar kein Zweifel. Denn nicht nur die Einwohner nennen diese Gegend noch bis auf den heutigen Tag Ard Babel, sondern man findet hier auch noch Überbleibsel von einer alten Stadt, die keine andere als Babylon gewesen sein kann. Nach letztern zu urteilen, scheint es gar, daß Helle innerhalb der Ringmauer des alten Babylon liege. Wenn man aber von babylonischen Altertümern redet, so muß man keine solchen prächtigen Denkmäler erwarten, als man noch in Persien und Ägypten antrifft. Zu Persepolis fand man den prächtigsten Marmor dicht bei der Stadt, ja in dem Hügel, worauf der berühmte Palast gebaut ward. Am Euphrat und Tiger hergegen, von dem persischen Meerbusen an bis Helle und Bagdad und noch viel weiter nördlich findet man dergleichen nicht, sondern bloß Marschland. Wenn die Babylonier mit gehauenen Steinen hätten bauen wollen, so hätten sie solche sehr weit holen müssen, und dies würde zu kostbar geworden sein. Sie bauten daher ihre besten Häuser von Ziegelsteinen etwa von der Dicke der unsrigen und einen Fuß im Viereck, und diese brannten sie so gut, als ich jemals Ziegelsteine gesehen habe. Hätten sie diese Steine mit Kalk gemauert, so würde man auch noch viel mehrere Überbleibsel von ihren Gebäuden finden, als jetzt noch vorhanden sind.

Von dem Kastell und den berühmten hängenden Gärten, die nach dem Berichte des Strabo und anderer griechischen Schriftsteller dicht am Euphrat lagen, sieht man meiner Meinung nach Überbleibsel dreiviertel einer deutschen Meile nach Nordnordwest von Helle und dicht an dem östlichen Ufer des Flusses. Alles besteht nur aus großen, ganz durchgewühlten Hügeln. Die Mauern über der Erde sind schon längstens weggetragen. Aber Grundmauern sind noch übrig, und ich selbst habe hier Leute gefunden, die Steine ausgruben, um sie nach Helle zu bringen.

Südwestlich von Helle eineinviertel Meilen und also an der Westseite des Euphrats sieht man noch andere Überbleibsel von Babylon. Hier ist ein ganzer Hügel von den erwähnten schönen Mauersteinen, und oben auf demselben steht ein Turm, der, wie es scheint, auch inwendig ganz mit gebrannten Mauersteinen ausgefüllt ist. Aber die äußern Steine sind durch die Zeit verlorengegangen. In dieser dicken Mauer oder vielmehr in diesem großen Steinhaufen sind hin und wieder kleine Löcher, die ganz durchgehen; vermutlich damit die Luft frei durchspielen und sich in der Mitte keine Feuchtigkeit sammeln könne, die dem Gebäude zuletzt würde geschadet haben. Zu der Zeit, als Babylon noch im Flor und die ganze umliegende Gegend bebaut war, muß auf diesem Turm eine vortreffliche Aussicht gewesen sein; denn am Fuße desselben sieht man Mesched Ali, welche Moschee doch wenigstens acht Stunden von hier entfernt ist.

Ich sah diesen Turm oder Steinhaufen schon auf meiner ersten Reise nach Helle, da ich ihn für einen alten Wartturm hielt. Meine Begleiter nannten ihn Birs, das heißt Nimrod, und erzählten, daß ein König dieses Namens hier einen großen und prächtigen Palast gebaut; daß er, wenn es donnerte, Pfeile in die Luft geschossen habe, als wenn er mit Gott Krieg führen wollte; daß er sich gerühmt habe, er hätte Gott verwundet, wobei er einen Pfeil vorzeigte, der blutig aus der Luft wieder heruntergefallen wäre; daß Gott ihn zuletzt mit Insekten gestraft habe, die ihn dermaßen verfolgten, daß er selbst in diesem Palast nicht Ruhe vor ihnen gehabt, sondern von diesen kleinen Tieren getötet worden wäre usf. Zu Helle hatte ich keine Gelegenheit, mit mohammedanischen Gelehrten bekannt zu werden, außer mit dem Kadi, und dieser wußte von Birs und seinem Palast auch nichts mehr als die erwähnte Fabel. Nachdem ich aber wiedergelesen habe, was Herodot im ersten

Buch § 170 von dem Tempel des Belus und seinem festen Turm aufgezeichnet hat, so ist es mir sehr wahrscheinlich geworden, daß ich davon hier Überbleibsel wiedergefunden habe, und ich wünsche daher, daß einer meiner Nachfolger selbige genauer untersuchen und beschreiben möge. Ich machte die Reise dahin ganz allein mit einem Wegweiser; hatte mich aber bei diesem Steinhaufen nur wenig umgesehen, als ich einige Araber auf mich zureiten sah und es für das sicherste hielt, wieder nach der Stadt zurückzureiten. Hätte ich damals vermutet, daß ich bei dem babylonischen Turm wäre, so würde ich mehr gewagt haben. So aber hielt ich es nicht für ratsam, mich wegen eines Steinhaufens plündern zu lassen oder deswegen eine zweite Reise zu machen.

Ein Mohammedaner hat in dieser Gegend dem Propheten Elias zu Ehren eine kleine Kubbe gebaut, und der gemeine Mann glaubt, daß der erwähnte Prophet hier begraben sei. Dies aber ist ebenso ungewiß, als daß Hiob bei einer Quelle, eine halbe Stunde südlich von Helle, gewohnt habe. Die Juden besuchen weder die Kubbe über dem vermeinten Grabe Elias noch die über der Quelle des Rebbi Ejub.

Januar 1766

1766 am 5ten Januar reisete ich von Helle.

Ein Reisender kann die 13 bis 14 Meilen zwischen Helle und Bagdad im Sommer bequem in 2 Tagen und im Winter in 3 Tagen zurücklegen. Weil es aber stark regnete und ich eben nicht eilte, so brauchte ich darzu 4 Tage. Während dieser ganzen Zeit hatte ich keine andere Reisegefährten als einige Mauleseltreiber, die Kaufmannswaren nach Bagdad brachten. Diese hatten so viele liederliche Schimpfwörter, als ich nirgends auf meiner ganzen Reise von Mohamme-

danern gehört habe. Anstatt daß andere Araber ihre Weiber und Töchter gar nicht zu nennen pflegen, so wünschten diese sich alle Augenblicke, daß selbige verunehrt werden möchten; sie nannten der andern Mütter, Großmütter bis ins fünfte und sechste Glied mit den schändlichsten Namen und dies alles im Scherz. Die Katerdsji waren von Helle oder dem alten Babylon, wo die Sitten schon in den ältesten Zeiten verdorben waren. Man könnte daraus vielleicht den Schluß machen, daß sie die Sitten ihrer Vorfahren noch nicht abgelegt haben. Allein ich habe die übrigen Einwohner zu Helle nicht von andern Mohammedanern verschieden gefunden; und überhaupt kann man die Sitten einer ganzen Stadt nicht nach den Sitten der Mauleseltreiber, der geringsten Klasse von Leuten, beurteilen.

Anmerkungen zu Bagdad

Die Stadt Bagdad liegt in der Provinz Chales unter der Polhöhe 33° 20′ an dem östlichen Ufer des Tigers und ist die Residenz eines Pascha vom ersten Range. Sie ist an der Landseite mit einer Mauer von gebrannten Ziegelsteinen umgeben. Ein großer Teil innerhalb derselben liegt gänzlich unbebaut und wüste. Doch ist der bewohnte Teil dieser Stadt sehr stark bebaut, besonders in der Gegend des Flusses und des Seroj (Palastes) des Pascha, wo man die meisten Basars (Marktstraßen) findet. Bagdad ist daher in Vergleichung mit den meisten der übrigen morgenländischen Städte, in welchen man viele Gärten findet, sehr volkreich. Die Straßen sind nur schmal, und die vornehmsten Basars sind alle gewölbt. Man findet hier auch, wie zu Kahira, viele Nebenstraßen, die alle Abende verschlossen werden. Die meisten Häuser sind von gebrannten Ziegelsteinen gebaut und ziemlich hoch. Sie haben, nach mohammedanischer Bauart, nach der Seite der Straße nur wenige oder gar keine Fenster und sind also von außen unansehnlich. Inwendig aber ist gemeiniglich ein kleiner eingeschlossener viereckigter Platz, gegen welchen die meisten und allezeit die besten Zimmer Aussicht haben.

Diese morgenländische Bauart scheint die vornehmste Ursache zu sein, daß man sich hier im Sommer so sehr über die Hitze beschwert. Denn wenn die Sonne hoch steht, so sind alle die kleinen, mit hohen Mauern umgebe-

nen viereckigen Plätze gleichsam so viele Backöfen, worin die Hitze fast unerträglich wird, weil man in denselben nicht einmal Zugwind haben kann. Jeder Einwohner von einiger Bedeutung hat deswegen unter seinem Hause einen Serdap, ein hohes gewölbtes Zimmer im Keller mit einem Ventilator, einer Art Schornstein, der oben eine weite Öffnung nach Norden hat; denn auch hier wie zu Kahira und auf der Insel Charedsch kommt der Wind in der heißesten Jahreszeit gemeiniglich aus dieser Gegend. Im Winter friert es zu Bagdad freilich nicht so stark als in unsern Ländern. Wir sahen aber doch im Anfang des Februar Eis, das einen halben Finger dick war. Diese Witterung nannte man eine erstaunliche Kälte, und man wollte versichern, daß in ein paar Nächten in der Stadt selbst über 20 Menschen erfroren wären. Ganz unwahrscheinlich ist dies eben nicht, wenn man bedenkt, daß die Armen in diesen Ländern fast nackend gehen und des Nachts zum Teil an den Straßen liegen.

Um dem Leser von der Lage und Größe dieser Stadt einen deutlichen Begriff zu geben, habe ich davon auf den Seiten 650/651 einen Grundriß entworfen. Sie hat nach der Landseite 3 Stadttore. Bei 1 ist Bab Maaddem. Dies hat seinen Namen von Abu Hanifa, dem die Sunniten den Beinamen Adem, das heißt den geehrten, beilegen und dessen Begräbnis nur eine halbe Stunde von diesem Tor entfernt ist. Bab wustani oder das mittlere Tor liegt bei 2. Ein großer Turm bei 3, den man el Talism nennt, hatte ehmals auch ein Stadttor. Als aber Sultan Murad (Amurath) Bagdad von den Persern erobert und durch selbiges seinen Einzug gehalten hatte, ließ er es gleich zumauern, und seitdem ist es nicht wieder geöffnet worden. Karolog Kapi liegt bei 4. Dann ist vor der Brücke bei 5 auch ein Tor, das man Bab Dsjusser oder das Brückentor nennt. Auf jedem der zehn Bastionen oder großen Türmen, die man in der

Stadtmauer sieht, liegen 6 bis 7 Kanonen, aber nicht die Hälfte davon hat Lafetten. In der Mauer selbst ist nach der innern Seite eine gar große Menge Schwibbogen in zwei Reihen übereinander, und auch darin sind Schießlöcher, um den Graben mit dem Handgewehr verteidigen zu können. Die Mauer ist also nur schwach. Der Graben ist trokken, und Außenwerke findet man hier gar nicht. Für einen europäischen Feind würde es daher leicht sein, eine solche Stadt einzunehmen. In diesen Ländern aber ist Bagdad eine sehr starke Festung. Dies sieht man daraus, daß sie zu verschiedenen Malen von Nadir Schah belagert worden ist, ohne daß er sie hat einnehmen können.

In der westlichen Ecke der Stadt liegt ein kleines Kastell. In demselben wohnen bloß Janitscharen. In Europa würde man es einem Fremden nicht leicht erlauben, in eine solche Festung zu gehen. Hier versuchte ich es und ward beim Hinein- und Herausgehen ebensowenig angehalten als bei den Stadttoren, welche auch mit Janitscharen besetzt sind. Denn die türkischen Soldaten machen sich den Dienst überaus so bequem als möglich. Sie treten vor keinem ins Gewehr, sie brauchen von den Ein- und Auspassierten keine Rechenschaft zu geben; bei schlechtem Wetter sitzen sie in der Wachtstube, und bei gutem sitzen sie vor derselben, rauchen eine Pfeife oder spielen auch wohl Schach. Kurz, sie haben sich um nichts zu bekümmern, wenn sie nur auf ihrem Posten sind, wann etwas Unordnung auf der Straße vorfallen sollte. Das Seroj (der Palast des Pascha) liegt vor dem Kastell und am Tiger bei 7. Es ist sehr weitläuftig und besteht aus vielen, größtenteils schlechten Gebäuden. Maddrasse el Mostanserie, wovon die arabischen Schriftsteller so viel Rühmens gemacht haben, liegt bei 8. Aber jetzt ist dies Gebäude nicht mehr für Gelehrte bestimmt. Die Küche dieser ehmaligen akademischen Wohnung ist ein Zollhaus geworden, und ein großer Teil des übrigen

Gebäudes ist eine Karawanserai. An der ganzen Länge des Gebäudes an der Seite nach dem Fluß, ist eine weitläuftige Aufschrift, aus welcher man sieht, daß der Khalif Mostanser es im Jahr 1232 habe bauen lassen.

Der Tiger ist bei dieser Stadt ungefähr 600 bis 620 Fuß breit. Über demselben ist eine schlechte Schiffsbrücke auf 34 kleinen Fahrzeugen, die alle durch drei starke Ketten miteinander verbunden sind. Bei stillem Wetter oder wenn der Strom nicht zu reißend ist, ist diese Brücke brauchbar genug. Wenn aber der Wind und Strom gegeneinander sind, so ist sie unsicher. Und wenn der Fluß auf einmal stark steigt und man die Ketten an dem einen Ufer nicht gleich losmacht, so ist es nicht selten, daß sie gar zerreißt. Von letzterm hatten wir im Januar 1766 bei einem starken Südostwinde ein Beispiel. Im Anfang dieses Monats hatten wir sehr gelindes Wetter, wobei der Schnee auf den Gebirgen geschmolzen war, deren Wasser sich in den Tiger ergießt. Davon stieg der Strom gegen die Mitte des Januar so stark, daß die Ketten zerrissen und also Schiffe und Brücke den Fluß hinuntertrieben. Einiges Vieh ersoff bei dieser Gelegenheit, die Menschen aber sprangen in die Fahrzeuge, wo ihr Leben in Sicherheit war.

Den Umkreis der Vorstadt an der Westseite des Tigers habe ich nur ohngefähr andeuten können, weil das umherliegende Land sehr niedrig ist und zu meiner Zeit entweder ganz unter Wasser stand oder doch sehr feucht war. In dieser Vorstadt findet man viele Gärten, und sie ist überhaupt nicht so stark bewohnt als der bewohnte Teil der Stadt selbst. Das nördliche Ende derselben liegt ohne Zweifel auf einem Teil von dem alten Bagdad, welches sich von hier wenigstens bis Musa el Kadem erstreckte; denn daselbst findet man noch überall Merkmale von Gebäuden, ja noch Moscheen und Gräber berühmter Mohammedaner, die in dieser Stadt gestorben sind. Bei 11 auf


Weg von Maadem
Tiger fl:
Weg von Kadem
Ruinen van Alt Bagdad
Weg nach Helle

Grundris


10
9
6.
Maaſtab von 1000 doppelten Schritten
100 200 300 400 500 1000
P. Haas ſoulp

lt Bagdâd

dem Grundriß liegt ein Kloster der Derwische von dem Orden Bectasch. Dies ist ein altes und hohes Gebäude, über dessen Eingang man noch eine Aufschrift sieht, die zwar sehr beschädigt ist, wovon man aber einiges noch deutlich lesen kann. Kilidsch Arslan ibn el malek Mosud von dem Geschlechte Seljuk hat es wahrscheinlich im Jahr 1188 gebaut.

Bei 12 steht noch ein kleiner alter Turm, unter welchem Zobeida, eine in der arabischen Geschichte berühmte Dame und die Gemahlin des Khalifen Harun er raschid begraben liegt. Sie ist im Jahr 831 gestorben. Nicht weit von hier (bei 13) ist das Begräbnis eines Bahlul dane, der ein Anverwandter des Khalifen Harun er raschid und sein Hofnarr war. Man hat ein ganzes Buch voller kleiner Historien von ihm, die noch bisweilen des Abends von armen Gelehrten im Kaffeehause erzählt werden. In einer Aufschrift, die man lange nach seinem Tode auf sein Grab gesetzt hat, wird er der Sultan unter den Blödsinnigen genannt. Nach einigen Historien aber, die man von ihm erzählt, scheint er auch seine klugen Stunden gehabt zu haben. Ich will nur folgendes bemerken. Zu seiner Zeit geschah eine Wette zwischen zwei Personen zu Bagdad, wovon einer sich verpflichtete, dem andern eine gewisse Summe Geldes zu bezahlen, wenn dieser über den Tiger schwimmen könnte. Der Mensch kam glücklich hinüber, seine Mutter aber hatte an dem andern Ufer des Flusses ein Feuer gemacht, wobei er sich gleich wieder erwärmen und sich ankleiden konnte, und hierüber entstand ein Streit. Der, welcher die Wette verloren hatte, sagte, es wäre nicht bedungen worden, daß der andere sich der Hilfe seiner Mutter bedienen sollte, und der Kadi hatte dem armen Menschen sein verdientes Geld schon aberkannt. Bahlul dane, den dies verdroß, setzte in dem Garten des Khalifen einen Topf mit Fleisch oben in einen Dattelbaum

und machte an der Erde ein großes Feuer an. Der Regent lachte über diesen Einfall. Bahlul dane aber fragte, warum er auf diese Art nicht ebensowohl Fleisch sollte kochen als die Frau ihren über den Fluß schwimmenden Sohn erwärmen können? Als nun der Khalif, der von dieser Geschichte nichts gehört hatte, sich darnach weiter erkundigte, ließ er die streitenden Parteien vor sich kommen und nötigte denjenigen, der verloren hatte, die Wette zu bezahlen. Nahe bei Bahlul dane sieht man noch ein kleines schlechtes Gebäude (bei 14) mit dem Begräbnis eines Josua, welches sehr fleißig von Juden besucht wird.

In dieser jetzt unbebaueten Gegend steht auch noch eine kleine Moschee mit einem kleinen Turm, unter welchem ein berühmter mohammedanischer Heiliger mit Namen Maruf Kerchi Abu Daher begraben liegt. Das Türmchen ist nach einer daran befindlichen Aufschrift im Jahr 1215 gebaut worden. Von diesem Maruf erzählen die Mohammedaner, daß er von christlichen Eltern geboren worden, aber niemals habe sagen wollen: im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes, sondern an dessen Statt immer gesagt habe: im Namen des barmherzigen und gütigen Gottes. Seine Mutter soll ihn dieser Ursache wegen in einem dunkeln Keller eingesperrt und in 40 Tagen nichts anders als Wasser und Brot gereicht haben. Nach Verlauf dieser Zeit sah sie ihren Sohn mit einem außerordentlichen Glanz umgeben, und nach einer nähern Untersuchung fand sie noch alle Lebensmitel, die sie ihm in sein Gefängnis gebracht hatte. Dies soll die Mutter auf die Gedanken gebracht haben, daß ihr Sohn von einem bösen Geist regiert würde. Sie soll ihn aus ihrem Hause gejagt, er sich aber an Musa el kadem gewandt haben, ein Mohammedaner und großer Gelehrter geworden sein und zuletzt seine ganze Familie bekehrt haben.

Drei Viertelstunden nach Nordwest zum Norden von

Bagdad und an der Westseite des Tigers liegt ein großes Dorf El kadem. Hier sieht man die große Moschee H mit den Gräbern zweier Imams der Perser, nämlich Musa el Kadem (der Geduldige) und seines Enkels Mohammed el dsjoad, deren Seite 625 erwähnt worden. Dieser mohammedanische Tempel muß ehmals ein gutes Ansehen gehabt haben. Diese Moschee steht nicht so frei, als Mesched Ali und Mesched Hussein, sondern zwei Seiten sind mit Häusern bebaut. Musa ward im Jahr der Hedsjera 185 auf Befehl des damals regierenden Khalifen hingerichtet, weil es diesem verdächtig ward, daß sich eine große Anzahl von den Anhängern der Familie des Ali in seinem Hause versammelte. Die Schiiten sehen ihn daher als einen Märtyrer an und machen noch viele Andachtsreisen nach seinem Grabe. Fast alle Einwohner dieses Dorfs sind Schiiten; und da die Anhänger dieser Sekte in Bagdad keine freie Religionsübung haben, so wird die hiesige Moschee täglich auch von vielen aus der Stadt besucht. Die meisten Schiiten dieser Gegend, welche nicht die Kosten anwenden wollen oder können, um ihre Verstorbenen nach Mesched Ali zu bringen, begraben selbige bei Musa el kadem. Dies alles ist dem Orte ziemlich einträglich.

Das Bagdad, welches der Khalif Mansur baute, lag an der Westseite des Tigers und ohne Zweifel in der eben beschriebenen Gegend des nördlichen Teils der jetzigen Vorstadt und des Grabes Musa el Kadem. Dieser Teil der Vorstadt des alten Bagdad hat seine Erhaltung lediglich dem Abu Hanifa zu danken, der hier begraben ist. Abu Hanifa war ein sehr gelehrter und frommer Mann, der bei seinen Glaubensgenossen in einem großen Ansehen stand, demohngeachtet aber von dem Khalifen deswegen ins Gefängnis geworfen ward, weil er zu gewissenhaft war, das Amt eines Kadi (weltlichen Richters) anzunehmen. Alle Sunniten, die sich zu der Sekte Hanefi bekennen und wo-

von die Türken die größte Anzahl ausmachen, folgen seiner Lehre und haben über seinem Grabe nicht nur eine schöne Moschee mit einem Minarett gebaut, sondern alles auch noch mit einem kleinen Kastell umgeben, das 6 Basteien und einen Graben hat. Bei den Schiiten aber ist Abu Hanifa sowohl als die Stifter der übrigen Sekten der Sunniten sehr verhaßt, und das Grab desselben ward daher zu der Zeit, als die Perser Herren von Bagdad waren, nicht nur ganz vernachlässigt, sondern auch verunehrt, und vornehmlich dies soll den Sultan Murad bewogen haben, im Jahr Christi 1638 den berühmten Feldzug gegen Bagdad zu unternehmen und diese Stadt den Persern wieder zu entreißen.

Man erzählt davon folgende Anekdote. Ein Gelehrter von Bagdad reisete nach Konstantinopel und suchte Erlaubnis, an einem Freitage in einer der Hauptmoscheen vor dem Sultan zu predigen; und weil man seine Absicht nicht wußte, so ward ihm dies leicht zugestanden. Hier stellte er den kläglichen Zustand der Rechtgläubigen (Muslemin) zu Bagdad auf das lebhafteste vor. Besonders eiferte er gegen das Verfahren der Rafediten (Ketzer), welche den Tempel des Imams el azem mit Unreinigkeiten anfüllten, und sagte, es wäre eine Schande für einen Sultan aus dem Hause Otman, der sich zu der Sekte des Abu Hanifa bekannte, wenn er dies nicht rächte und die Rechtgläubigen zu Bagdad nicht von dem Joche der Ketzer befreiete.

Agerkuf liegt zweieinhalb Stunden nach Westen von Bagdad. Dies ist ein Turm, der viele Ähnlichkeit mit dem Turm bei Helle hat. Er ist aber nicht von gebrannten Ziegelsteinen gebaut, sondern von solchen, die bloß in der Sonne getrocknet worden sind, und über jeder 6ten bis 8ten Lage liegt eine Lage Schilfrohr zwei Finger dick. Verschiedene Reisende haben Agerkuf für den babylonischen

Turm gehalten. Dieser aber lag ohne Zweifel in der Nähe des Euphrats, und Agerkuf liegt nicht weit vom Tiger.

El madeien, eine ehmals prächtige Stadt, welche noch einige Jahre nach Mohammeds Tode die Residenz der persischen Könige war, lag etwa vier Stunden nach Südost von Bagdad und am Tiger. Davon ist jetzt nichts mehr übrig als ein Teil eines großen Palastes, den man Tacht Kisra, das heißt Kosrus Palast, nennt. In dieser jetzt ganz verlassenen Stadt liegen einige Freunde Mohammeds begraben. Der merkwürdigste davon ist der in der arabischen Geschichte berühmte Salman Pak, der auch oft von seinem Vaterlande Salman der Perser genannt wird. Er soll von vornehmen Eltern geboren und ein Feueranbeter gewesen sein. In Syrien soll er ein Christ haben werden wollen, aber ein Mönch soll ihm geraten haben, nach Arabien zu reisen, wo er einen Propheten antreffen könnte, der die Religion Abrahams wieder einführen würde. Und damit er sich nicht von einem Betrüger einnehmen ließe, so soll der Mönch ihm gesagt haben, daß der wahre Prophet ein Siegel auf dem Rücken hätte. Dies prophetische Siegel soll Salman Pak sich haben zeigen lassen. Übrigens muß Mohammed damit doch sehr geheim gewesen sein, weil die größten mohammedanischen Gelehrten sich noch nicht darüber einig sind, welche Beschaffenheit es eigentlich mit diesem Siegel gehabt habe. Die Mohammedaner zu Bagdad, mit welchen ich von diesem Salman gesprochen habe, waren nicht einig, ob er als Statthalter oder als Kadi zu Madeien gestorben sei. Er ist aber unter dem Namen von Mohammeds Barbieren allgemein bekannt und noch jetzt der Patron oder Schutzheilige von allen mohammedanischen Barbierern. Die zu Bagdad reisen alle Jahre an einem gewissen Tage nach El Madeien, um ihre Andacht bei seinem Grabe zu halten und dem Wärter desselben Wachslichter und andere Geschenke zu bringen.

Die großen und von Natur fruchtbaren Provinzen Basra und Bagdad haben außer Datteln, Reis, Salz, Weizen, Hornvieh und Pferden nicht viele Produkte, die von Auswärtigen gesucht werden. Indes haben ihre beiden Hauptstädte eine so vortreffliche Lage gleichsam mitten zwischen Indien, Persien und der Türkei, daß der Handel daselbst immer noch sehr ansehnlich ist. Wegen der innerlichen Unruhen in Persien sind auch viele Armener dahin gekommen, die Fabriken angelegt haben. Anstatt aber daß zu den Zeiten der Khalifen die Wissenschaften hier sehr belohnt wurden, so werden sie jetzt wenig geachtet, ja noch wohl weniger als zu Kahira und in Jemen. Wenigstens meine ich, zu Bagdad weniger Leute angetroffen zu haben, die lesen und schreiben konnten. Zu Kahira ist doch noch eine Bude, in welcher Mohammedaner alte Bücher kaufen können. Zu Bagdad findet man dergleichen gar nicht. Wenn einer hier Bücher sammeln und sie selbst weder abschreiben oder abschreiben lassen will, so muß er warten, bis einer stirbt, da dann die Bücher so wie die alten Kleider im Basar herumgetragen und von einem Ausrufer feilgeboten werden. Ein Europäer, der arabische, türkische und persische Manuskripte kaufen will, findet darzu wohl nirgends eine so gute Gelegenheit als zu Konstantinopel; denn daselbst ist eine Art Buchladen, wo auch Christen, wenigstens morgenländische Christen, Bücher kaufen können.

Der Handel der Europäer nach Badgad ist nicht groß. Die englische Ostindische Handlungsgesellschaft hatte hier zwar einen ihrer Bedienten von Bombay, er ward aber noch zu meiner Zeit zurückberufen, weil ihre Handlung nicht so einträglich war, daß sie einigen Vorteil davon hatte. Dagegen war hier ein junger Kaufmann aus Venedig, der nicht so vielen Aufwand machte, als die Kaufleute der großen Handlungsgesellschaften gemeiniglich zu tun

pflegen, sondern in aller Stille einen ansehnlichen Handel trieb. Herr Leoni, ein reicher italienischer Kaufmann zu Basra, dessen Geschäfte er hier besorgte, hatte mir ein Empfehlungsschreiben an ihn mitgegeben, worauf ich von ihm viele Höflichkeit genoß. Dann wohnen hier zwei europäische Mönche von dem Orden der Karmeliter. Einer derselben hat zwei sehr verschiedene Ehrentitel. Er ist nämlich päpstlicher Bischof von Babylon und französischer Konsul zu Bagdad. Er war sowohl bei Mohammedanern als Christen sehr beliebt, aber zu meiner Zeit nach Europa gereiset. Sein Amtsbruder war auch ein artiger Mann, so wie ich die meisten Patres von diesem Orden gefunden habe. Die Kapuziner haben diese Stadt schon längstens verlassen. Alle nach diesen Gegenden kommenden Mönche verstehen gemeiniglich etwas von der Arzneiwissenschaft, welches ihnen große Beschützer unter den vornehmen Türken verschafft. Sie sind auch alle Missionare. Nicht aber, um Mohammedaner zu bekehren, denn dadurch würden sie bald zu der Ehre gelangen, Märtyrer zu werden, sondern um die morgenländischen Christen dahin zu bringen, daß sie den Papst als das Oberhaupt der Kirche erkennen. Man kann leicht denken, daß die Geistlichen von den andern Parteien dabei nicht gleichgültig sind, und wenn sie sich über die europäischen Geistliche beschweren, daß die türkische Regierung die abtrünnig Gewordenen, vornehmlich wenn sie reich sind, gut bezahlen lassen. Demohngeachtet haben die Karmeliter zu Bagdad schon den größten Haufen der hier befindlichen morgenländischen Christen an sich gezogen, ja die Nestorianer, die alten Christen dieses Landes, haben den Unierten sogar schon ihre Kirche räumen müssen. Juden sind hier sehr viel. Banianen und Feueranbeter aber gar nicht.

Die Stadt Bagdad war bis 1702, als Hassan Pascha die Regierung zum zweitenmal erhielt, in einem schlechten Zustande. Denn vorher regierten die Paschas immer nur eine kurze Zeit und nur dem Namen nach; in der Stadt waren die Janitscharen und außerhalb die Araber Meister. Die Handlung ward in diesem Gebiete nicht geschützt. Die türkischen und syrischen Kaufleute reiseten daher bis nach Isfahan, wo sie Kaufleute aus allen Gegenden und besonders aus Indien antreffen konnten. Hassan Pascha blieb lange genug, um nicht nur die Janitscharen, sondern auch die Araber zu demütigen und dadurch Sicherheit in seinem Gebiete herzustellen. Er war aber nur Pascha von Bagdad und dem zu dieser Stadt gehörigen Distrikt. Die Provinz Schehr essul, wozu der größte Teil von Kurdestan gerechnet ward, hatte gleichfalls einen Pascha vom ersten Range; überdies war ein Pascha zu Basra, und der Woiwode zu Mardin ward auch unmittelbar von dem Sultan ernannt. Weil die innerlichen Unruhen in Persien schon unter seiner Regierung anfingen und die Türken diese Gelegenheit nutzen wollten, um den Persern einige Provinzen abzunehmen, so ward Hassan Pascha darzu gebraucht, und dieser verhielt sich dabei so gut, daß zuerst Mardin mit seinem Paschalik verbunden ward. Er erweiterte seine Grenzen noch mehr. Er wußte die Araber dahin zu bringen, daß sie alle neuen Paschas, die von Konstantinopel nach Basra gesandt wurden, entweder ganz zurückjagten oder sie wenigstens anhielten. Und wenn sie auch nach Basra kamen, so hatten sie daselbst so viel Verdruß von den Einwohnern und so viele Kosten von den beständigen Kriegen mit den Arabern, daß keiner dies Paschalik mehr verlangte. Zu dieser Zeit suchte Hassan es für seinen Sohn Achmed und erhielt es mit weniger Mühe; denn er versprach jährlich eine gewisse Summe zu bezahlen, und der Sultan hatte in den letztern Jahren fast mehr Unkosten als

Einkünfte von Basra gehabt. Er starb endlich an einer Krankheit zu Kirmanschah auf einem Feldzuge nach Hamdan, nachdem er Bagdad 22 Mondenjahre nacheinander regiert hatte.

Achmed, der als Pascha von Basra seinen Vater auf dem erwähnten Feldzuge begleitete, eilte nach Hamdan und eroberte diese Stadt in kurzer Zeit. Dadurch erwarb er sich einen solchen Ruhm, daß er nicht nur als Pascha von Bagdad ernannt ward, sondern auch Basra und Mardin erhielt, damit er imstande wäre, den Krieg gegen Persien mit desto größerm Eifer und Nachdruck fortsetzen zu können. Es war unter seiner Regierung, als Nadir Schah die Stadt Bagdad im Jahr 1732 acht Monate vergebens belagerte. Achmed Pascha befriedigte diesen fürchterlichen Feind der Türken damit, daß er ihm die Kanonen wieder zurückgab, die er zu Hamdan erobert hatte. Er regierte das erste Mal 11 Mondenjahre nach seinem Vater. Der damalige Wesir, welcher mit bei der Eroberung von Hamdan gewesen und von der Zeit an eifersüchtig auf Achmed geworden war, wußte es dahin zu bringen, daß an seiner Stelle ein anderer ernannt ward, und man glaubte, daß Achmed dies große Gouvernement nicht freiwillig abgeben würde. Alsdann hätte der Wesir ihn als einen Rebellen anklagen und seinen Kopf verlangen können. Achmed aber war dem Befehl des Sultans gleich gehorsam. Es wurden in einer Zeit von zwei Jahren verschiedene Paschas abgesandt, allein diese hatten teils von den Einwohnern, teils von den Arabern sehr viel Verdruß. Es herrschte in diesem Gouvernement die größte Unordnung; und da man zu Konstantinopel die anwachsende Macht des Nadir Schah fürchtete, so war man gleichsam genötigt, Achmed wieder nach Bagdad zu senden, wenn diese Provinz nicht verlorengehen sollte. Nun griff er noch weiter um sich. Gegen Nadir Schah konnte er auf Eroberungen in Persien nicht denken. Er

war aber der Anführer der türkischen Armee gegen diesen fürchterlichen Nachbarn, und bei dieser Gelegenheit riß er nicht nur Kurdestan, sondern auch von den übrigen Distrikten des Gouvernements Schehr essul so viel an sich, daß nur Kerkuk mit wenigen Dörfern übrigblieb, wohin der Sultan seitdem nur einen Pascha von zwei Roßschweifen sendet. Nadir Schah soll gesagt haben, daß Achmed klüger wäre als er und der Sultan; denn als man ihn einmal wieder von Bagdad entfernen wollen, soll er die Perser dahin gebracht haben, daß sie Basra belagerten, worauf er dann nicht nur aufs neue in seinem Posten bestätigt ward, sondern auch so viel Geld und Kanonen von Konstantinopel erhielt, als er nur verlangte, um die Provinz verteidigen zu können. Der Sultan soll zu verschiedenen Malen einen Capidsji Baschi nach Bagdad abgesandt haben, um seinen Kopf zu holen. Achmed Pascha aber hatte nicht nur, so wie alle Paschas, einen Kapu Kiahjasi oder Agenten zu Konstantinopel, sondern auch bei dem Wesir Freunde, die ihm von allem, was gegen ihn beschlossen ward, unterrichteten. Er hatte auch Freunde unterwegs, die die Capidsjis oft eher ermorden oder plündern ließen, als sie seine Grenze erreichten. Einer soll so heimlich abgefertigt worden sein und so geeilt haben, daß Achmed erst einige Stunden vor seiner Ankunft Nachricht von ihm erhalten konnte. Nun setzte er sich mit seinen vornehmsten Bedienten und Sklaven gleich zu Pferde, unter dem Vorwand, daß er den Dsjerid werfen wollte. Dies militärische Spiel der Türken ist in Europa schon genug bekannt. Jeder Reiter nämlich hat einen Stallknecht bei sich herlaufen, der einen Köcher mit Dsjerids, das sind etwa 4 Fuß lange Stöcke, auf dem Rücken hat. Wenn sie auf dem bestimmten Platz ankommen, so setzen sich die Alten unter einen Baum oder bei einer Quelle, um Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen; die Jungen verfolgen sich unterdessen

paarweise spornstreichs und suchen eine Gelegenheit, ihrem Gegner einen Wurf versetzen zu können. Achmed Pascha traf den Capidsji Baschi dicht vor der Stadt an und empfing ihn als einen vornehmen Bedienten des Sultans mit aller Achtung. Weil das Dsjeridspiel bei allen vornehmen Türken als ein angenehmer Zeitvertreib angesehen wird, so nötigte er seinen Gast jetzt, daran teilzunehmen. Als sie auf dem bestimmten Platz angekommen waren, ersuchte er ihn, mit ihm selbst eine Partei zu machen, welche Ehre der andere nicht ausschlagen konnte. Es kam gleich ein Stallknecht, der dem Capidsji Baschi einen Dsjerid anbot. Achmed nahm einen aus dem Köcher seines eigenen Bedienten, verfolgte den, der gekommen war, um seinen Kopf zu holen, und durchbohrte ihn im ersten Wurf. Er sprang darauf gleich vom Pferde herunter, umarmte den sterbenden Capidsji Baschi, versicherte, daß sein Bedienter den unrechten Köcher genommen hätte (nämlich mit Eisen beschlagene Stöcke; die gewöhnlichen Dsjerids sind nicht beschlagen) und daß er überhaupt gegen ihn nichts Böses hätte im Sinne haben können, da er so unerwartet zu der Gesellschaft gekommen war. Unterdes mußte der Bediente des Sultans sterben, und Achmed Pascha sandte die bei ihm gefundenen Papiere mit vielen Entschuldigungen wieder nach Konstantinopel zurück.

Achmed Pascha hinterließ nur zwei Töchter, beide von seiner Gemahlin. Adile, die älteste, versprach er bei einer sonderbaren Gelegenheit. Er war ein großer Liebhaber der Löwenjagd; er hat auch manchen Löwen mit eigener Hand erlegt, und wenn einer ihm dabei zu Hilfe kommen wollte, so pflegte er es übelzunehmen, weil es schien, als wenn man ihm nicht Kräfte und Geschicklichkeit genug zutraute, um sich an ein solches Tier wagen zu können. Einmal ward ein überaus großer Löwe aufgetrieben. Mehr als 40 von seinen Bedienten und Sklaven glaubten auch jetzt,

ihm das Vergnügen nicht nehmen zu dürfen, das Tier allein verfolgen zu können, und blieben alle zurück. Einer aber mit Namen Soleiman, der von Geburt ein Georgier und von Hassan Pascha gekauft und erzogen war, folgte ihm in der Ferne. Achmed erreichte den Löwen, griff ihn an, zerbrach aber seine Lanze. Nun mußte er die Flucht nehmen. Soleiman eilte zu Hilfe, durchbohrte den Löwen und rettete dadurch das Leben seines Herrn, der sonst ganz gewiß innerhalb weniger Minuten würde zerrissen worden sein. Für diesen Dienst versprach er ihm gleich seine älteste Tochter und hielt hernach sein Wort. Soleiman, der nur eine mäßige Bedienung bei dem Pascha hatte, ward auf einmal Schatzmeister und stieg so von einer Ehrenstelle zu der andern, bis zum Kichja, welcher zu Bagdad das im Kleinen ist, was der Wesir bei dem Sultan im Großen vorstellt.

Nachdem Achmed in allem 23 Mondenjahre über das große Paschalik Bagdad regiert hatte, starb er auf einem Feldzuge gegen die Kurden, welche den gewöhnlichen Tribut nicht bezahlen wollten. Alle Statthalter von den verschiedenen Provinzen und Städten hatten ihr Glück teils Achmed, teils Hassan Pascha zu danken; die übrigen Untertanen hatten sich unter der Regierung dieser beiden Paschas sehr wohl befunden; alle waren Soleiman Kichja schon wegen des Vaters und des Großvaters seiner Gemahlin gut, außer daß man ihn wegen seiner Tapferkeit sehr hochschätzte. Zu Konstantinopel aber, wo man Achmeds Tod schon lange gewünscht hatte, war man nicht geneigt, die Regierung einer so wichtigen Provinz noch länger in einer Familie zu lassen. Der Sultan sandte daher gleich einen neuen Pascha nach Bagdad; und damit auch die Untertanen zum Teil befriedigt werden möchten, so ernannte er Soleiman zum Pascha von Basra.

Aber die neuen Paschas fanden überaus große Schwie-

rigkeiten. Einer ward schon auf seiner Hinreise von den Arabern angegriffen und geschlagen und deswegen zu Bagdad sehr spöttisch empfangen; ein anderer starb unterwegs. Über alle kamen Klagen nach Konstantinopel, daß diese Herren nicht tüchtig wären, einen so wichtigen Posten zu bekleiden. Kurz, innerhalb zwei Jahren wurden vier Paschas nach Bagdad gesandt, und die Einwohner waren mit keinem davon zufrieden. Endlich kam Soleiman mit seinen Haustruppen (Ytz Agasis) von Basra bis Semaue. Der damalige Pascha ließ ihm befehlen, daß er wieder zurückkehren sollte; allein er rückte noch weiter vor, bis Diwanie, wo zu der Zeit ein Ali Aga kommandierte, der sich gleichfalls unter den vorigen Paschas emporgeschwungen hatte und dem Soleiman sehr gewogen war. Dieser unterstützte ihn mit Geld, flüchtete aber nach Bagdad, um dem Pascha von den großen Progressen des Soleiman Nachricht zu geben. Hierauf ward in der Geschwindigkeit eine Armee von 14 000 Mann zusammengebracht, womit der Pascha selbst dem Feind entgegenrückte. Er traf Soleiman mit etwa 800 Mann bei Helle an und war erstaunt, als er sah, daß dieser sich mit einer so kleinen Anzahl Leute noch unterstehen wollte, ihn zu empfangen. Ali Aga aber hatte bei seinem kurzen Aufenthalt zu Bagdad alle Häupter der verschiedenen Korps auf Soleimans Seite gebracht. Der Feind rückte, wie verabredet worden, gleich gerade gegen den Pascha mit seinen Haustruppen an. Dieser nahm bald die Flucht, und alle Truppen von Bagdad übergaben sich dem Sieger. Der Pascha fand bei seiner Zurückkunft gar die Stadttore verschlossen. Soleiman aber ward mit allgemeiner Freude aufgenommen. Hierauf ward ein großer Diwan versammelt, in welchem alle Vornehmen von Bagdad gegenwärtig waren. Man setzte eine große, von allen unterschriebene Klage über alle von Konstantinopel gekommenen Paschas an den Sultan

auf; man stellte den schlechten Zustand, worin dies wichtige Paschalik seit Achmeds Tode geraten war, auf das beweglichste vor; man versicherte, daß keiner imstande wäre, es wieder emporzubringen als Soleiman usf. Kurz, dieser erhielt von dem Sultan nicht nur die Bestallung als Pascha von Bagdad, sondern alle Provinzen und Distrikte, die Hassan und Achmed Pascha an sich gerissen hatten, wurden auch ihm eingeräumt.

Soleiman Pascha regierte 13 Mondenjahre mit so vielem Beifall, daß die Araber bei seinem Tode Klagelieder machten, die man noch oft in den Kaffeehäusern und auf den Straßen zu Bagdad hört. Niemals sind die Araber in seinem Gebiete so in Ordnung gehalten worden als unter seiner und seines Schwiegervaters Regierung. Vorher durfte kein Fahrzeug sich unterstehen, von Helle nach Basra zu gehen, ohne einen Geleitsmann mitzunehmen, und dieser ließ sich rechtschaffen bezahlen. Nachher konnte eine einzelne Person sowohl auf dem Euphrat und Tiger als zu Lande in dem ganzen Gebiete ohne Furcht, geplündert zu werden, herumreisen. Weil nun die Kaufleute zu dieser Zeit in Persien nicht viele Sicherheit fanden, so ward der indische Handel, der vorher über Gambron und Isfahan geführt worden war, nach und nach über Basra und Bagdad getrieben, wodurch dann diese beiden Städte sehr in Aufnahme kamen. Besonders Soleiman schenkte den Arabern kein Verbrechen. Er überfiel sie gemeiniglich so plötzlich, daß sie keine Zeit hatten, sich in die Wüste zurückzuziehen. Die Beduinen nennen ihn noch Abu el lejl, den Vater der Nacht, weil er gegen sie gemeiniglich des Nachts aufzubrechen und nicht zu ruhen pflegte, bis er sie eingeholt hatte. Zu Bagdad aber nennt man ihn Soleiman den Löwen. Man hat mich gar versichern wollen, daß er einmal in 9 Tagen nach Damaskus gegangen sei und die Stadt geplündert habe, weil die Araber, die unter dem da-

sigen Pascha stehen, eine große Karawane von Bagdad geplündert hatten. Er züchtigte also auch die benachbarten Paschas, wenn selbige die in ihrem Gebiete herumwandernden arabischen Stämme nicht im Zaum hielten. Dies wird einen Europäer befremden, der da weiß, daß sowohl das Gouvernement von Damaskus als das von Bagdad dem Sultan gehört. In der Türkei aber ist es nicht selten, daß auch die Paschas unter sich kleine Kriege führen.

Anstatt daß Achmed Pascha solche Leute, deren Tapferkeit allgemein bekannt war, sehr hochschätzte, und wenn sie auch seine Feinde waren, so hielt Soleiman es für eine Verkleinerung seiner Ehre, wenn von der außerordentlichen Tapferkeit eines andern geredet ward. Ein überwundener Feind, der sich gegen ihn tapfer verhalten hatte, konnte daher von ihm keine Gnade erwarten. Am meisten legt man es Soleiman Pascha zur Last, daß er sich gänzlich von seiner Gemahlin regieren ließ. Adile Chatun, die Tochter eines Pascha vom ersten Range, die es niemals vergaß, daß ihr Gemahl, obgleich Pascha von drei Roßschweifen, doch in seiner Jugend ein Sklave ihres Vaters gewesen war, war sehr stolz und herrschsüchtig. Sie bestimmte gewisse Tage, an welchen die Untertanen, die etwas suchen wollten, sich an sie wenden konnten. Mit Mannspersonen konnte sie als eine mohammedanische Dame freilich nicht allein sprechen. Diese blieben im Vorzimmer; ein Verschnittener nahm das Gesuch an und brachte die Antwort zurück. Dadurch ward sie von allem unterrichtet und brachte es bisweilen dahin, daß Befehle widerrufen wurden, die vorher von ihrem Gemahl und seinem Kichja wohlüberlegt waren gegeben worden. Adile Chatun wußte sich auch neue Einkünfte zu verschaffen. Wenn nämlich ein Aga eine Bedienung erhält oder darin bestätigt wird, so sendet der Pascha ihm zugleich mit seiner Bestallung einen Pelz, und ein regierender Schech über

einen Stamm Araber bekommt bei einer solchen Gelegenheit einen Abba, einen weiten arabischen Oberrock ohne Ärmel. Die Gemahlin des Soleiman Pascha schenkte anfänglich den großen Agas, die schon bei ihrem Vater und Großvater im Dienste gewesen waren, ein seidenes Tuch, das sie um den Kopf wickeln und sich bei feierlichen Gelegenheiten dadurch von den andern Bedienten des Pascha unterscheiden sollten. Es fanden sich bald andere, die ebendies Ehrenzeichen durch Geschenke suchten; und so ist es in diesem Paschalik nach und nach zur Gewohnheit geworden, daß jeder, der ein ansehnliches Amt erhält, mit dem Pelz oder Abba auch ein seidenes Tuch von der Gemahlin des Pascha bekommt, welches letztere, wie leicht zu erachten, auch gut bezahlt werden muß. Mit ihrer jüngern Schwester lebte Adile Chatun in großer Uneinigkeit. Diese war an einen Achmed Aga verheiratet, einen Herrn, der von ansehnlichen Eltern geboren und von allen, selbst von Soleiman Pascha, sehr geachtet war. Der Wesir soll diesem Achmed Aga einmal angeboten haben, ihm den Posten seines Schwagers zu verschaffen, wenn er diesen aus dem Wege räumen wollte; er hatte aber den Antrag mit Verachtung verworfen. Sobald Adile Chatun von einer solchen Unterhandlung Nachricht erhalten hatte, stellte sie die Sache bei ihrem Gemahl so vor, als wenn Achmed Aga selbst suchte, Pascha zu werden. Dies kostete ihn sein Leben. Dadurch gerieten die beiden Schwestern noch mehr in Uneinigkeit, bis Soleiman seine Schwägerin endlich überredete, seinen Kichja, Omar, wieder zu heiraten. Soleiman war ebensowenig geneigt, seinen Kopf einem Capidsji Baschi hinzureichen als sein Schwiegervater Achmed. Weil man unterdes zu Konstantinopel wohl einsah, daß der Sultan nicht wieder unumschränkter Herr über Bagdad werden würde, solange diese Familie regierte, so soll man ihm zu verschiedenen Malen auch heimlich

nach dem Leben getrachtet haben. Wenigstens versicherte man, daß einigemal nach ihm geschossen worden, und man zweifelte nicht daran, daß es auf Anstiften des Wesirs geschehen wäre. Bei solchen Fällen wird in diesen Ländern keine Untersuchung angestellt, sondern, wenn man den Täter ausfindig machen kann, so wird er gleich hingerichtet.

Im Vorhergehenden ist bemerkt worden, daß Achmed Pascha auf einem Feldzuge gegen die Paschas von Kurdestan sein Leben verloren habe. Er starb eines natürlichen Todes. Demohngeachtet wollte Adile Chatun nicht ruhen, bis ihr Gemahl den Tod ihres Vaters besonders an einem gerächt hätte, der die vornehmste Ursache des Feldzuges gewesen war. Soleiman Pascha ging einigemal nach Kurdestan, konnte ihn aber nicht erreichen; er entwischte allezeit auf das Gebirge. Endlich gab er ihm die heiligsten Versicherungen von seiner Freundschaft, und Adile Chatun sandte ihm ein kostbares Tuch, das größte Zeichen von ihrer und des Paschas Gnade, das er verlangen konnte. Der Kurde ließ sich dadurch überreden, nach Bagdad zu kommen. Er war aber kaum angelangt, so ward er in ein Gefängnis geworfen und den folgenden Tag erdrosselt.

Eine so herschsüchtige türkische Dame erlaubte ihrem Mann weder mehrere Frauen zu heiraten, noch Sklavinnen zu halten. Sie selbst hatte gar keine Kinder, und Soleiman hinterließ also keine Erben als diese seine Witwe, die noch zu Bagdad lebt und sehr reich ist. Sie hat in dieser Stadt eine Moschee und eine Karawanserei bauen lassen, die nach ihrem Namen benannt werden, und in andern Städten findet man gleichfalls ähnliche Stiftungen von ihr.

Als Soleiman Pascha starb, war Ali Aga, dessen Seite 664 erwähnt worden, Mantasillim zu Basra. Weil er fast alle große Bedienungen in diesem wichtigen Gouvernement bekleidet und sich bei den Untertanen viele Liebe erwor-

ben hatte, so machte er sich gleich große Hoffnung, Pascha zu werden. Gute Empfehlungen von dem Diwan zu Bagdad und große Geschenke, die er nach Konstantinopel sandte, brachten ihm auch bald einen Firman oder seine Bestallung von dem Sultan zuwege. Er aber regierte nur 22 Monate, und man meinte, daß Adile Chatun an seinem Fall den größten Anteil gehabt habe. Er war nicht als ein Sklave nach Bagdad gekommen, sondern von armen mohammedanischen Eltern in Persien geboren. In seiner Jugend diente er bei dem Tafeldecker des Achmed Pascha und führte sich so wohl auf, daß der Pascha selbst sich seiner annahm, ihn in allem, was von einem vornehmen Türken erfordert wird, unterrichten ließ und ihn nach und nach zu ansehnlichen Bedienungen erhob. Da nun Adile Chatun diesen Ali Pascha von Jugend auf gekannt, und dieser sein ganzes Glück ihrem Vater zu danken hatte, so erwartete sie nichts weniger, als daß sie auch nach dem Tode ihres Gemahls noch einen großen Anteil an der Regierung haben würde.

Diese Hoffnung schlug fehl. Ali Pascha wollte allein und strenge regieren. Die Janitscharen sind zu Bagdad noch sehr mächtig und besonders zu der Zeit, wenn ein Pascha gestorben ist und der neue die Regierung noch nicht angetreten hat, in dieser Stadt ebenso aufrührisch als zu Basra. Dies Korps wollte er gleich demütigen. Weil aber auch unter den Bürgern sehr viele den Namen Janitschar führen, so machten diese zugleich mit den Truppen des Sultans einen Aufstand, wodurch Ali Pascha genötigt ward, die Stadt zu verlassen. Indes kam er durch Hilfe der vornehmsten arabischen Stämme und der Großen zu Bagdad, die alle seine Freunde waren, bald wieder zurück, und jetzt ließ er vielen Janitscharen die Köpfe vor die Füße legen. Bald darauf empörten sich die kleinen Paschas in Kurdestan und der Stamm Chasael, dessen Seite 606 er-

wähnt worden. Die Kurden trieb er zum Gehorsam; von dem Stamm Chasael aber ward er so geschlagen, daß die arabischen Poeten den Sieg dieser Moedan besangen, welches Lied bald so gemein ward, daß man es sogar in Bagdad hörte.

Adile Chatun, welcher es unerträglich war, daß sie um nichts gefragt ward und daß man ihre Vorschläge gar nicht achtete, die sogar hörte, daß der Pascha willens wäre, sie von Bagdad zu entfernen, war nun im Ernst darauf bedacht, ihn zu stürzen. Ali sollte heimlich ein Schiit oder Anhänger der persischen Sekte sein. Ein Beweis davon war, daß er mit den Kurden und Janitscharen, welche Sunniten sind, unbarmherzig verfahren wäre, und dagegen die Truppen des Sultans von dem Stamme Chasael, der sich zu der Sekte Schia bekennt, habe schlagen lassen. Der Pöbel dachte zurück und glaubte sich an mehrere Fälle zu erinnern, in denen Ali den Schiiten sich mehr gewogen erzeigt habe als den Sunniten. Man hielt es also für ausgemacht, daß er wirklich im Herzen ein Ketzer wäre; man befürchtete schon, daß er nur eine Gelegenheit erwarte, um dies große Paschalik des Sultans an Persien bringen zu können.

Unter den Großen zu Bagdad waren fünf Herren, die alle sehr jung als Sklaven von den vorigen Paschas gekauft und im mohammedanischen Glauben erzogen waren. Diese bekleideten wechselweise die größten Ehrenstellen, teils in der Residenz des Pascha, teils in den Provinzen. Sie lebten als Brüder und kannten Ali, den sie selbst unterstützt hatten, um Pascha zu werden, zu gut, als daß sie auf solche Gerüchte hätten achten sollen. Unterdes hatten sie auch für die Adile Chatun als Enkelin, Tochter und Gemahlin ihrer vorigen Wohltäter eine große Hochachtung, ob ihnen gleich ihr herrschsüchtiges Betragen oft nicht gefallen hatte. Nun traf es, daß einer der erwähnten fünf

Herren plötzlich starb, und Adile wußte es den übrigen sehr wahrscheinlich zu machen, daß selbiger von dem Pascha Gift bekommen, ja, sie wollte Nachricht haben, daß dieser zu Konstantinopel die Erlaubnis gesucht hätte, ihnen allen das Leben nehmen zu dürfen. Nun hielten sie es für notwendig, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Vorher waren sie die vornehmste Stütze des Pascha gewesen. Sie hatten ihn, nachdem er von den Janitscharen aus der Stadt vertrieben war, sogar wieder in der Regierung befestigt. Jetzt wurden sie die Anführer einer Rebellion, wovon der Pascha nichts erfuhr, als bis er hörte, daß die ganze Stadt schon die Waffen wider ihn ergriffen hätte. Ali sah sich so verlassen, daß er kein ander Mittel fand zu entwischen als in Weibskleidern. In diesem Aufzuge ward er einige Tage nachher, als er suchte aus der Stadt zu kommen, um Hilfe bei den Arabern zu verlangen, angehalten, in das Serail zurückgeführt und hingerichtet.

Nach Alis Tod ward gleich ein großer Diwan versammelt, um einen von den erwähnten vier Herren zum Pascha zu wählen. Zwei davon verbaten sich diese Ehre, weil sie glaubten, Omar, der jetzt Kichja war, hätte darzu ein näheres Recht, da er mit der jüngeren Tochter des Achmed Pascha verheiratet wäre. Einer mit Namen Machmud, ein guter Soldat, würde wohl nicht so höflich gewesen sein; allein er war zu dieser Zeit Mutasillim zu Basra und also abwesend; Omar war gegenwärtig. Man hielt letztern nicht für einen Mann von außerordentlichem Verstande und noch weniger für einen tapfern Offizier. Wegen seiner Gemahlin aber, einer sanftmütigen und beliebten Dame, die so unglücklich gewesen war, ihren ersten Mann unschuldig hingerichtet zu sehen, und die überdies noch viel von dem Stolz ihrer ältern Schwester hatte ausstehen müssen, ward Omar Kichja vom ganzen Diwan vorgeschlagen. Man setzte einen weitläuftigen Bericht an den Sultan

auf, worin man versicherte, daß Ali Pascha ein Ketzer gewesen sei und die Absicht gehabt hätte, die Stadt an die Perser zu übergeben; daß der Pöbel dieser und anderer Ursachen wegen einen Aufstand erregt und ihn ermordet hätte; daß sowohl die Araber als Kurden sich empört hätten; daß sie zur Wiederherstellung der Ruhe niemand für so geschickt hielten als Omar Kichja; daß der Diwan ihn gebeten hätte, die Regierung zu übernehmen in der Hoffnung, daß der Sultan ihn darin bestätigen würde usf. Omar erhielt hierauf seine Bestallung als Pascha im Sommer 1764.

Im folgenden Jahre zog Omar Pascha gegen den Stamm Chasael zu Felde. Er steckte Lemlum, die Residenz des Schechs, in Brand und ließ 6 bis 7 von den vornehmsten Schechs die Köpfe abhauen. Diese sandte er mit einem Berichte, als wenn er nun alle Araber so gedemütigt hätte, daß sie sich künftig würden ruhig halten müssen, nach Konstantinopel. Er erhielt dieses Sieges wegen auch viele Glückwünsche von dem Wesir. Unterdes kam der regierende Schech, welcher sich bei der Ankunft des Pascha auf die Flucht begeben hatte, bald wieder zurück, nötigte den neuen Schech, ihm die Regierung wieder zu übergeben, und den Pascha, welcher nicht Lust hatte, gleich einen neuen Feldzug anzutreten, ihn darin zu bestätigen. Daß der Stamm Kaab dem Pascha auch viel Verdruß machte, ist im Vorhergehenden bemerkt worden. Überhaupt vergeht wohl kein Jahr, in welchem der Pascha von Bagdad nicht gegen die Araber oder Kurden zu Felde ziehen muß; und die Paschas haben so Rechnung zu machen gewußt, daß man mich versichert hat, der Sultan habe in den letztern Jahren von den Einkünften dieses großen Gouvernements nur sehr wenig und oft gar nichts erhalten.

Die Gemahlin des Omar Pascha erlaubte ihm weder, mehrere Frauen zu heiraten, noch Sklavinnen zu halten,

und mit ihr hatte er gar keine Erben. Die Türken haben also nichts mehr von der Familie des Achmed Pascha zu fürchten, wenn Omar Pascha gestorben sein wird. Allein die Untertanen sind schon seit vielen Jahren gewohnt, selbst einen Pascha zu wählen, und es ist daher zu vermuten, daß der Sultan noch wohl ferner genötigt sein wird, den von ihnen ernannten Pascha in seinem Posten zu bestätigen, wofern diese schöne Provinz nicht noch gänzlich verwüstet werden und gar in die Hände der Perser geraten soll.*
Die Regierungsform zu Bagdad ist völlig konstantinopolitanisch. Der Pascha besetzt fast alle Bedienungen in seinem großen Gouvernement nach eigenem Gutbefinden; allein Sachen von großer Wichtigkeit müssen allezeit im Diwan vorgetragen werden. Die Vornehmsten, welche in dieser Ratsversammlung ihre Meinung sagen können, sind:

---

* Als Basra im Jahr 1775 von den Truppen des Kerim Khan belagert ward, glaubte man zu Konstantinopel, Omar Pascha habe darzu Gelegenheit gegeben. Einige meinten, die Perser wären nicht willens, mit dem Sultan einen Krieg anzufangen, sondern wollten nur die Macht des Pascha zu Bagdad schwächen, mit dessen Aufführung sie mißvergnügt wären; andere sagten, Omar Pascha selbst hätte Kerim Khan ersucht, einige Truppen nach Basra zu senden, um sich selbst bei dem Sultan notwendig zu machen. (Ebenso hatte man ehmals Achmed Pascha beschuldigt, er hätte Nadir Schah überredet, Basra zu belagern, und der Sultan, welcher Achmed zurückberufen hatte, wäre dadurch genötigt geworden, ihn in seinem Posten zu lassen, wenn er Basra nicht verlieren wollte.) Man schickte also verschiedene Paschas mit einer Armee nach Bagdad, und diesen glückte es endlich im Anfang des Jahres 1776, sich des Omar Pascha unter der Versprechung zu bemächtigen, daß er als Pascha nach Orfa gehen sollte. Allein die Türken hielten nicht Wort. Omar Pascha ward enthauptet und sein Kopf nach Konstantinopel gesandt. Nun erhielt Bagdad wiederum einen Pascha von dem Sultan; allein bald nachher ward Basra erobert, und im Anfange des Jahrs 1777 schreibt mir ein Freund aus Haleb, daß nun wiederum ein Abdulla, der bei Omar Pascha Kichja gewesen, Pascha zu Bagdad sei. Dieser ist also vermutlich wiederum von den Einwohnern erwählt und von dem Sultan nur in der Regierung bestätigt worden.

Alle alte und erfahrne Männer: die Kichja bei dem Pascha, Mutasillim zu Basra, Woiwode zu Mardin, kurz alle, die als Gouverneure von Städten und Distrikten gedient haben und sich zu Bagdad befinden, sie mögen noch in Bedienungen sein oder nicht.

Der Basch Aga oder der Oberste von den Lawends, einem Korps Kavallerie.

Der Aga oder Oberste der Janitscharen.

Der Reis el Üllema oder das Oberhaupt der Gelehrten. Auf diesen Ehrentitel erhält keiner eine Bestallung, sondern man legt ihn nur demjenigen bei, der sich durch außerordentliche Gelehrsamkeit und Redlichkeit einen besondern Ruhm erworben hat. Der Titel ist daher in der Türkei sehr selten.

Der Kadi oder Stadtrichter. Dieser ist ein Mulla und wird gemeiniglich alle Jahre von dem Mufti zu Konstantinopel verändert.

Der Mufti von der Sekte Hanefi.

Der Mufti von der Sekte Schafei.

Der Nakib escheraf oder der Oberste von den Nachkommen Mohammeds in diesem Paschalik. Dieser ist zugleich Mutawelli oder Vorsteher des Klosters und der Moschee des Schechs Abdulkadir.

Elchatib esschech oder der Prediger bei der Moschee des Schechs Abdulkadir.

El chatib Zermeshab oder der Prediger bei der Moschee, in welcher Abu Hanifa begraben liegt.

Der vornehmste Offizier des Pascha ist der Kichja. Dieser ist zugleich Staatsminister und General wie der Wesir des Sultans.

Außer ihm hat er noch verschiedene andere Räte, die man Musahheb nennt und die gemeiniglich schon wichtige Bedienungen bekleidet haben. Zu meiner Zeit war hier ein Abdulla Beg, ein jüngerer Bruder des regierenden

Schechs des Stammes Öbed, der eigentlich nur Balük Baschi oder Hauptmann bei dem Korps Lawend, aber in einem so großen Ansehen war, daß der Pascha nicht nur in allen Vorfällen mit den Arabern, sondern auch sonst seinen Rat verlangte.

Ferner findet man hier einen Defterdar oder Schatzmeister; einen Diwan Effendesi oder Staatssekretär; einen Capidsji Kehajesi, welcher die Stelle des Kichja vertritt, wenn dieser etwa abwesend ist; einen Harem Kehajasi oder Hofmarschall der Gemahlin des Pascha; einen Salam Agasi oder Zeremonienmeister; einen Mir ahor oder Oberstallmeister; einen Tschauischler Kehajasi oder Oberhaupt von den Gerichtsbedienten. Letzterer ist beständig bei dem Pascha, so wie der Tschauischler Emini beständig bei dem Kichja sein muß, um Befehle zu erwarten.

Der Pascha zu Bagdad hat auch einen Caputan Pascha, dessen schon bei Basra erwähnt worden ist. Die Bedienten beim Zoll und Charadsch (Kopfschatz, den die Christen und Juden bezahlen müssen) werden auch von dem Pascha ernannt.

Alle Paschas, besonders der zu Bagdad, haben viele Ytz agasi. Diese machen gleichsam die Leibwache aus, und sie sind es auch, die dem Pascha persönlich aufwarten. Wenn der Pascha ausreitet, so folgen sie ihm, prächtig gekleidet auf schönen Pferden, und jeder von ihnen hat einen Stallknecht, der sein Pferd warten muß. Sie stehen alle unter dem Chasnadar oder dem Kassierer des Pascha und dem Selikdar oder Schwertträger; doch hat letzterer im Felde und ersterer in der Stadt am meisten über sie zu befehlen. Der dritte Offizier ist der Tschokadar aga. Vierundzwanzig von diesen Ytz agasis, wovon jeder seine besondere Verrichtung hat, sind beständig um den Pascha. Ich habe davon nur folgende aufgezeichnet:

der Kaftandsji, der die Aufsicht über die Garderobe hat;

der Ibrikdar, der dem Pascha das Wasser zum Waschen bringt;

der Sudsji baschi, der ihm das Wasser zum Trinken reicht;

der Kahwesji baschi, der den Kaffee besorgt;

der Ytz Kilerdsji, der die Konfitüren in Verwahrung hat;

der Rachtewan, der die Aufsicht über das Pferdegeschirr hat;

der Ytz mechter baschi, der Aufseher über die Teppiche usf.

Einer von den Ytz agasis ist auch Lala oder Pagenhofmeister. Dieser hat viele junge Leute, teils Christenkinder aus Georgien oder andern Gegenden, die als Sklaven verkauft sind, teils auch Kinder von mohammedanischen Eltern unter seiner Aufsicht, die in der mohammedanischen Religion erzogen und in allem, was von einem vornehmen Türken verlangt werden kann, besonders im Lesen, Schreiben, Reiten und der türkischen Kriegswissenschaft unterrichtet werden. Solche jungen Leute, die Verstand und Tapferkeit blicken lassen, werden nach und nach zu Ytz agasis und höhern Bedienungen erhoben, ohne daß dabei auf ihre Abkunft gesehen wird; die übrigen hergegen haben in diesen Ländern nicht Hoffnung, jemals zu großen Ehrenstellen zu gelangen. Als Ytz agasi dürfen sie nur den Knebelbart wachsen lassen. Wenn sie aber zu höhern Bedienungen gelangen, so nennt man sie Sakalli agasi oder Skemli agasi, und dann können sie auch den Kinnbart wachsen lassen. Von letztern hat der Pascha etwa 150.

Zu den Ytz agasis werden auch die Tschokadars und Mechters gerechnet. Diese dienen alle zu Fuß. Erstere stehen unter dem Tschokadar Aga und werden vornehmlich gebraucht, die Befehle des Pascha nach den Provinzen zu

bringen. Die Mechters haben im Felde die Aufsicht über die Zelte und verrichten sonst allerhand geringe Arbeit.

Wenn der Pascha zur Moschee reitet, so geschieht es allezeit mit großer Pracht. Der Teffenkschi baschi geht an der einen und der Mattaradsji baschi geht an der andern Seite des Pferdes. Viele Musikanten und eine Menge Ytz agasis reiten vorauf, und überdies begleiten ihn noch eine Menge andere Bediente.

Die beständige Armee des Pascha, die Ytz agasi, die gänzlich unter seinem Beehl steht und nach türkischer Art gut exerziert ist, besteht wenigstens aus 3500 Mann. Überdies ist zu Bagdad eine starke Besatzung von Janitscharen und Artilleristen. Diese aber sind Truppen des Sultans, denen der Pascha nicht befehlen kann, gegen aufrührische Kurden und Araber zu Felde zu ziehen. Sie glauben schon genug getan zu haben, wenn sie nur die Stadt und das Kastell gegen alle Feinde des Sultans und gegen den Pascha selbst schützen. Sie stehen unter den Agas ihrer verschiedenen Korps zu Konstantinopel, die ihnen auch Offiziere senden. Die Gemeinen sind größtenteils Eingeborne und dem Pascha gemeiniglich geneigt, vornehmlich wenn dieser ihnen die Ehre erzeigt, sich selbst bei dem Korps einschreiben zu lassen. Von der Anzahl der Janitscharen zu Bagdad habe ich keine genaue Nachricht erhalten können. Einige redeten von zehn- und andere von zwanzigtausend. Vielleicht ist es die erstere Anzahl, welche Besoldung vom Sultan erhält. Außerdem haben sich auch sehr viele Einwohner, von den großen Agas an bis auf den geringsten Lastträger, bei den Janitscharen einschreiben lassen, teils um die dem Korps verliehenen großen Freiheiten zu genießen, teils auch um nicht von ihnen insultiert, sondern vielmehr geschützt zu werden, wenn sie etwa von andern angegriffen werden sollten. Alle verschiedenen Korps sowohl des Pascha als des Sultans haben

verschiedene Mützen, woran man sie erkennen kann. Übrigens kleidet sich jeder nach eigenem Gefallen.

Wenn der Pascha gegen die Araber und Kurden mehrere Truppen braucht, als er von den vorher erwähnten entbehren kann, so akkordiert er mit einigen Offizieren, wovon jeder eine gewisse Anzahl Leute unter seine Fahne anwerben muß. Dies Korps nennt man Serdingesti. Alles wird darin aufgenommen, was sich nur meldet, und diese Leute werden gleich gerade gegen den Feind geführt, ohne vorher viel unterrichtet zu werden, wie sie die Waffen brauchen sollen, die man ihnen in die Hand gibt. Nach ein paar Monaten aber, denn länger dauern dergleichen Feldzüge nicht, werden auch alle, die sich selbst nicht schon beurlaubt haben, wieder auseinandergejagt.

Die Kurden und die Beduinen nehmen keine türkischen Gouverneure von dem Pascha an, sondern ihnen muß er Oberhäupter aus ihren eigenen Stämmen geben und gemeiniglich denjenigen in der Regierung bestätigen, den sie selbst dafür erkennen wollen.

Reise von Bagdad nach Mosul

März 1766

Während meines Aufenthalts zu Bagdad fand sich keine große Gesellschaft, womit ich von hier gerade durch die Wüste nach Haleb hätte gehen können, und für einzelne Reisende ist es zu gefährlich, sich auf diesen Weg zu wagen. Unterdes ging eine Karawane nach Damaskus. Viele Kaufleute, die nach Haleb wollten, bedienten sich dieser Gelegenheit, und ich war gleichfalls entschlossen, damit meine Reise anzutreten. Kurz vor der Abreise aber erhielt ich Nachricht, daß die arabischen Stämme in Syrien mit den türkischen Paschas unzufrieden wären und daß ein vornehmer Herr, der sonst willens war, mit dieser Karawane zu gehen, zurückbleiben würde. Ich blieb also auch zurück und hatte Ursache, mit meinem Entschluß zufrieden zu sein; denn die ganze Karawane ward nicht weit von Damaskus geplündert und damit auch ein Kasten, den ich nach Haleb abgesandt hatte.

Der Weg über Kerkuk und Arbil nach Mosul ist so sicher, daß man eben nicht nötig hat, hier auf die Abreise einer großen Karawane zu warten. Ein Reisender, der nicht zu eilen hat, wählt diesen Umweg auch deswegen lieber, weil er auf selbigem noch einige ansehnliche Städte antrifft, anstatt daß man auf dem geraden Wege von Bagdad nach Haleb kaum zwei bis drei Dörfer sieht. Ich erkundigte mich also, ob nicht bald eine Kafle (kleine Karawane) nach Mosul abgehen würde, und hörte, daß eine

Gesellschaft von 25 bis 30 Juden schon reisefertig sei. Alle diese Leute ritten auf Eseln und hatten auch keine anderen Lasttiere zu ihren Waren. Sie waren alle sehr schlecht gekleidet und darzu ohne Waffen. Die Juden sind in den Morgenländern ebenso verachtet als in Europa. Ich konnte also keine schlechtere Reisegesellschaft wählen. Allein der Vornehmste in dieser jüdischen Kafle war ein alter Kaufmann aus Mosul, ein artiger Mann, der in diesen Gegenden, besonders in Kurdestan, viel herumgereiset war und von dem ich also Nachrichten erwarten konnte. Dieser wünschte sehr, daß ich mit ihm reisen möchte. Er und andere von meinen Bekannten versicherten, auf diesem Wege wäre nichts zu fürchten; und da ich nicht suchte, mir in diesen Ländern ein Ansehen zu geben, und vielleicht noch lange auf eine andere Gesellschaft hätte warten müssen, so entschloß ich mich, mit dieser meine Reise fortzusetzen. Ich hatte noch den Firman des Sultans, den wir bei unserer Ausreise von Konstantinopel mitgenommen. Von dem Pascha zu Bagdad nahm ich gleichfalls einen Bujorüldi (Reisepaß); denn obgleich in diesen Ländern keine obrigkeitliche Person sich nach dergleichen bei einem Reisenden erkundigt, so ist es doch immer gut, solche Pässe zu haben, weil sie bei den gemeinen Leuten sowohl in der Karawane als in den Dörfern Respekt verschaffen. Ich mietete ein Pferd für mich und zwei Maulesel für meinen Bedienten und meine kleine Bagage und nahm so am 3ten März Abschied von Bagdad.

Wir reiseten den geraden Weg von Bagdad bis Jenkscha, wo wir am 7ten des Abends anlangten. Gleich in den ersten Tagen sah ich einen Beweis von der Zaghaftigkeit meiner Reisegefährten. Einige Eseltreiber, die alle Mohammedaner waren, gerieten in einen Streit und machten nach Gewohnheit dieser Leute sehr viel Geschrei. Die Juden, welche wohl viermal so stark waren, kamen darüber

in eine große Verlegenheit und fürchteten, daß selbige, nachdem sie sich wohl untereinander gezankt und geschlagen hätten, endlich ihre Rache an ihnen ausüben und sie plündern würden. Einer bat, daß ich ihm eine Pistole leihen sollte. Ich fragte, ob er sich unterstehen würde, ein Gewehr loszuschießen? Sie ist doch wohl nicht geladen? sagte er; ich will sie nur in meinen Gürtel stecken und demjenigen bange machen, der mich plündern will. Ich schoß also die Pistole in die Luft, um sie ihm ledig zu geben. Nun kamen alle Juden um mich herum und baten um Gottes willen, ich möchte doch die Eseltreiber nicht noch mehr zum Zorn reizen, sie würden uns sonst gewiß plündern; durch den Schuß könnten Räuber herbeigelockt werden. So zaghaft sind die Juden unter dem Joche der Mohammedaner. Sie werden es sich also niemals in den Sinn kommen lassen, die Waffen gegen die Türken zu ergreifen, um das gelobte Land wiederzuerobern, wie zahlreich sie auch immer werden mögen. Hier glaubten sie, ohne die geringste Ursache darzu zu haben, schon in großer Gefahr zu sein. Nachdem die Eseltreiber sich rechtschaffen gezankt hatten, vertrugen sie sich wieder, und wir reiseten weiter.

Am 9ten März, nachdem die Juden am vorhergehenden Tage Sabbat gehalten hatten, reiseten wir von Jänkscha viereinhalb Meilen bis Tauk, ein großes Dorf an einem Fluß, der sich oft sehr stark ergießt. Am 10ten reiseten wir von Tauk etwa 5 deutsche Meilen bis Kerkuk. Auf diesem Wege kommt man über eine niedrige Bergstrecke, die man von einem Alexander benennt, der in dieser Gegend begraben sein soll, und also nicht von Alexander dem Großen (Dul Karnein), wie meine Reisegefährten meinten.

Kerkuk liegt in einer schönen und fruchtbaren, aber wenig bebauten Ebene. Von der Stadt selbst, welche am Fuße

eines steilen Hügels liegt, ist nur wenig mehr übrig. Man findet hier 3 Moscheen mit Türmen. Die eine davon ist deswegen merkwürdig, weil man in derselben die Begräbnisse der Propheten Daniel, Michael, Hanania und Azaria zeigt. Die Juden zweifeln nicht daran, daß selbige hier wirklich begraben sind; die Mohammedaner aber erlauben ihnen nicht, in die Moschee zu gehen und ihre Andacht dicht bei den Gräbern zu halten.

Zu Kerkuk sind etwa 40 Chaldäer oder Nestorianer, die sich mit der römischen Kirche vereinigt haben. Sobald selbige Nachricht von der Ankunft eines Europäers erhalten hatten, besuchten mich gleich einige, die sich ungemein freuten, einen Mann aus dem Lande des heiligen Petrus zu sehen, und baten, daß ich doch einige Tage bei ihnen bleiben möchte. Sie beklagten sich sehr über die Hartnäckigkeit der übrigen morgenländischen Christen, die von ihren alten Irrtümern nicht ablassen und den Papst als Christi Statthalter auf Erden erkennen wollten. Ich ermahnte diese guten Leute, Geduld mit ihren Nebenchristen zu haben, ohne es mir merken zu lassen, daß ich selbst nicht von ihrer Gemeinde sei. Überhaupt habe ich bemerkt, daß alle morgenländischen Christen sich gut untereinander vertragen, daß aber alle die Römisch-Katholischen nicht leiden können. Dagegen sind diejenigen, welche von den europäischen Mönchen und ihren Untermissionaren bekehrt sind, wiederum die ärgsten Feinde von denen, die ihre alte Kirche nicht verlassen wollen.

In dieser Gegend sind viele Wassermühlen. Es wird daher viel Mehl von hier nach Bagdad und dafür Datteln von Basra und andere Waren wieder zurückgebracht. Nahe bei Kerkuk soll man auch Bitumen- und Naphta-Quellen finden. Eine Stelle, die man Baba gurgur nennt, ist besonders merkwürdig, weil die Erde daselbst so heiß ist, daß man Eier und Fleisch auf selbiger kochen kann. Man darf nur

ein kleines Loch machen, um den Topf darauf zu setzen. Des Nachts soll man an dieser Stelle Flammen sehen. Dies haben mich verschiedene versichert, die an dem Orte gewesen waren. Ich glaubte, Zeit genug zu haben, um die Stelle selbst besuchen zu können, weil die Mohammedaner von unserer Kafle, nämlich die Eseltreiber, willens waren, zwei Tage zu Kerkuk zu bleiben und daselbst ihren Beiram zu feiern. Am 11ten des Vormittags aber kam eine andere Kafle an, die auch nach Arbil wollte, und es ward daher beschlossen, gleich mit ihr abzureisen.

Die meisten von der Kafle, mit welcher wir uns zu Kerkuk vereinigt hatten, gingen nicht weiter als bis Arbil. Hier hörten wir, daß am 16ten eine andere Kafle abgehen würde. Mit dieser brachen wir des Morgens sehr früh auf und reisten 9 Stunden oder fünfeinhalb Meilen bis an den großen Zab. Dieser Fluß soll, wenn es lange nicht geregnet hat, und in der Jahreszeit, wenn der Schnee auf den benachbarten Bergen nicht schmilzt, so niedrig sein, daß man ohne alle Gefahr zu Pferde hindurchreiten kann. Jetzt war das Wasser sehr hoch und der Strom sehr reißend.

Von Arbil bis an den Zab sieht man kein einziges Dorf. An der andern Seite des Flusses aber liegt ein Dorf Abd el asis, das gänzlich von Leuten bewohnt wird, die man Jesidier oder Dauasin nennt. Weil die Türken nur denen freie Religionsübung in ihren Ländern erlauben, die göttliche Bücher haben, das heißt, die Mohammedaner, Christen oder Juden sind, so müssen die Jesidier die Grundlehren ihrer Religion sehr geheimhalten. Sie nennen sich daher Mohammedaner, Christen oder Juden, nachdem derjenige, der sich nach ihrer Religion erkundigt, sich zu dieser oder jener Partei bekennt; sie sprechen mit Ehrfurcht vom Koran, Evangelio, den 5 Büchern Moses und den Psalmen. Wenn sie endlich auch überführt werden, daß sie wirklich

Jesidier sind, so wollen sie doch behaupten, daß sie mit den Sunniten eine Religion haben. Es ist also fast unmöglich, darüber etwas Gewisses von ihnen zu erfahren. Einige beschuldigen sie, daß sie den Teufel unter dem Namen Tschellebi, das heißt Herrn, anbeten; andere sagen, daß sie große Ehrerbietung für die Sonne und fürs Feuer bezeigen, daß sie grobe Heiden sind und abscheuliche Gebräuche haben. Sie bekennen sich aber vielleicht zu einer Nebensekte der Beiasiten in Oman.

Da man zwischen dem großen Zab, Syrien und Armenien viele Dauasin findet und sie also in allen benachbarten Städten bekannt sind, so will ich das anführen, was vernünftige Sunniten und morgenländische Christen teils aus ihren Reden, teils aus ihren Handlungen beobachtet haben wollen.

Diese behaupten, daß ein Schech Ade der Stifter ihrer Religion sei, und meinen, daß sie ursprünglich von den Arabern abstammen, die unter Schamers Anführung Hussein, Mohammeds Enkel, töteten und Alis Familie unter der Regierung des Khalifen Jesid so sehr verfolgten. Letzteres wollen sie daraus schließen, weil ein Schamer bei den Dauasin als ein großer Heiliger angesehen wird und weil die Schiiten, welche Hussein für ihren größten Märtyrer halten, sich ein Verdienst daraus machen, wenn sie einen von dieser Sekte töten können. Sie sollen Abbildungen von Schlangen, Widder und andern Tieren haben. Die von der Schlange zur Erinnerung, daß Eva dadurch verführt worden, und die vom Widder, um sich daran zu erinnern, daß Abraham Gott gehorsam gewesen und seinen Sohn habe opfern wollen.

Man hat mich auch versichert, daß die Dauasin den Teufel nicht anbeten, sondern bloß Gott als den Schöpfer und Wohltäter aller Menschen verehren. Sie wollen aber gar nicht vom Satan reden, ja nicht einmal seinen Namen

hören. Sie sagen, es schicke sich ebensowenig, daß die Menschen in der Streitigkeit zwischen Gott und einem gefallenen Engel Partei nehmen, als wenn die Bauern einen in Ungnade gefallenen Bedienten des Pascha verspotten und fluchen wollen. Gott bedürfe unserer Hilfe nicht, um den Satan für seinen Ungehorsam zu strafen; es könnte kommen, daß er ihn wieder zu Gnaden annähme, und dann müßten wir uns vor dem Richterstuhl Gottes schämen, wenn wir einen seiner Engel ungebeten geschimpft hätten. Es wäre daher besser, sich um den Teufel gar nicht zu bekümmern, sondern sich nur zu bestreben, daß man selbst bei Gott nicht in Ungnade fallen möchte.

Wenn die Jesidier nach Mosul kommen, so werden sie zwar nicht von der Obrigkeit angehalten, wenn man sie auch kennt. Der Pöbel aber sucht bisweilen, sie zu prellen. Wenn sie diesem Eier oder Butter verkaufen wollen, so sucht er erst die Ware in die Hände zu bekommen; dann fängt er an, über den Preis oder anderer Ursachen wegen aus allen Kräften auf den Satan zu schimpfen, worauf der Dauasin oft höflich genug ist, lieber alles zurückzulassen als ein Zeuge zu sein, daß der Teufel so gemißhandelt werde. In den Gegenden aber, wo sie die Oberhand haben, darf niemand fluchen, wenn er nicht geprügelt sein oder gar sein Leben verlieren will.

Die Jesidier beschneiden sich wie die Mohammedaner. Sie trinken Wein und andere starke Getränke, sind aber dabei so behutsam, daß sie den Becher allezeit mit beiden Händen anfassen; und wenn unvermutet ein wenig auf die Erde geschüttet werden sollte, so graben sie selbige sorgfältig aus und tragen sie nach einer Stelle, wo der Wein nicht mit Füßen getreten werden kann. Hätte Mohammed daran gedacht, seinen Anhängern eine ebenso große Ehrerbietung für den Wein einzuprägen, so würde er dies Getränk wohl nicht gänzlich verboten haben. Denn es ist

eben nicht zu befürchten, daß ein Dauasin sich berauschen werde, und dies scheint es nur gewesen zu sein, was der arabische Prophet verhüten wollte. Die Geistlichen der Jesidier kleiden sich schwarz, welches bei den Mohammedanern nicht gebräuchlich ist. Sie sollen jährlich drei Fasttage haben und eine Wallfahrt nach Schech Ade machen, welcher zwischen Aker und Mosul begraben liegt. Hier soll ein großes Wasserbehältnis sein, in welches die Jesidier ihrem Heiligen zu Ehren viel Gold und Silber werfen. Ein Nestorianer aus der Nachbarschaft, der diese Kostbarkeiten nützlicher anzuwenden wußte, wagte es in einer Nacht, in den Teich zu steigen und etwas davon zu holen. Die Tochter des Aufsehers kam just, um Wasser zu schöpfen, und sah den Menschen mitten im Wasser. Da sie nun an diesem heiligen Orte nichts weniger als einen Räuber vermutete, so glaubte sie, es könnte niemand anders sein als Schech Ade selbst. Sie lief eiligst zurück, um ihrem Vater die erfreuliche Nachricht zu bringen, daß ihr großer Heiliger sich persönlich im Teiche hätte sehen lassen; das Gerücht verbreitete sich bald bei allen Dauasin, die sich darüber sehr freueten, da inzwischen der Nestorianer sich das Gefundene wohl zu Nutzen machte.

Es ist die allgemeine Meinung der Mohammedaner, daß die Einwohner auf dem Berge Sindsjar, welche größtenteils Jesidier sind, gleichfalls einen Schatz für ihren Schech Ade in einem Brunnen oder in einem Teiche verwahren. Einige Stämme dieser Gegend hatten vor einigen Jahren Reisende von Badgad geplündert. Soleiman Pascha verfolgte und schlug nicht nur die herumwandernden Stämme Jesidier, sondern ging auch nach dem Berge Sindsjar, ließ verschiedene der Vornehmsten prügeln und sogar hinrichten. Keiner aber wollte ihm den Schatz entdecken.

Die Jesidier werden auch von den Sunniten so verabscheut, daß Schafei, einer ihrer größten Lehrer, es nicht

einmal als eine böse Handlung ansieht, wenn ein Muslim (Rechtgläubiger) etwa einen von dieser Religion tötet. Indes mußte doch ein vornehmer Osmanli sowie alle übrigen Mohammedaner, Christen und Juden, die in unserer Karawane waren, diesen Leuten sein Leben anvertrauen, wenn er über den Zab wollte. Denn der Fluß war jetzt so groß, daß es unmöglich war hindurchzureiten, und es war hier kein Fahrzeug, als nur die Kelleks der Jesidier aus dem gegenüberliegenden Dorfe Abd el asis. Auch diese Kelleks sind von der Beschaffenheit, daß ich in meinem Leben kein schlechteres Fahrzeug gesehen habe. Er besteht aus 32 aufgeblasenen Schafsfellen (vier in der Länge und acht in der Breite), alle gleichsam unter einem Stück von einem Zaun festgebunden. Unterwegs war schon viel davon geredet worden, daß man sich wohl in acht nehmen müßte, in Gegenwart der Jesidier zu fluchen oder nur den Satan zu nennen, weil man Beispiele hätte, daß sie ihren Kellek umgeworfen hätten, wobei dann die Reisenden Gut und Leben verloren, sie selbst aber sich durch Schwimmen gerettet hätten. Bei Erblickung dieser Art Schiffe, des breiten und reißenden Stroms, der Dauasin, welche wußten, daß sie von allen Nationen verhaßt sind, jetzt aber eine recht gebieterische Miene annahmen, um zu zeigen, daß sie in diesem Augenblick Leute von Wichtigkeit wären, bei der Furchtsamkeit, welche aus den Gesichtern aller meiner Reisegefährten hervorblickte: bei allem diesen ward ich auch nicht wenig furchtsam. Es waren nur wenige Kelleks vorhanden, so daß sie oft hin- und zurückfahren mußten, um die ganze Karawane hinüberzubringen. Jeder wollte der erste sein, und keiner wollte so viel bezahlen, als die Dauasin verlangten. Hiebei gab es Zänkereien, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich die Leute auf der ganzen Reise von Bagdad an bis hieher nicht so viel habe fluchen hören als an diesem Orte, da doch jeder sich vorgenom-

men hatte, hier nicht zu fluchen. Ich hielt es indes für ratsam, mit diesen Leuten nicht zu zanken. Ich bezahlte einem derselben noch mehr, als er von den übrigen verlangt hatte, damit er mir einen guten Kellek schaffen sollte, unter welchem alle Felle noch wohl aufgeblasen waren. Die Fährleute, welche mit dem Aga nicht einig werden konnten, fingen nun gleich an, meine Sachen auf das Fahrzeug zu tragen. Einer von den Bedienten des vornehmen Türken empfand es so übel, daß ein Dsjaur seinem Herrn vorgezogen werden sollte, daß er nicht wenig auf mich und die Dauasin fluchte. Unterdes ward meine Bagage und die Sättel von meinem Pferde und Mauleseln auf den Kellek getragen, und ich legte mich oben darauf. Der Strom war sehr reißend, und ich vermutete, daß ich mitsamt meinen beiden Charonen, die meiner damaligen Meinung nach den Teufel anbeteten, von jeder Welle verschlungen werden würde, kam aber endlich mit Gottes Hilfe glücklich ans andre Ufer.

Die Lasttiere mußten alle durch den Fluß schwimmen. Pferde und Maulesel schwimmen ziemlich gut. Ein Dauasin nahm ein aufgeblasenes Schafsfell vor der Brust, schwamm auf selbigem hinüber, da er 3 und auch wohl 4 Pferde oder Maulesel leitete. Dem Esel mußte man ein und auch wohl zwei Schafsfelle auf den Rücken binden, und ein Kerl konnte nicht mehr als zwei Esel führen. Ein Esel ersoff. Der Eigentümer desselben, ein Mohammedaner, schalt und fluchte nicht wenig auf den, der ihn geleitet hatte; denn da wir ziemlich zahlreich waren, so hatte er auch in dem Dorfe eben nicht zu fürchten, daß man ihm gewalttätig begegnen würde. Es ward ihm aber dadurch nicht geholfen. Die Dauasin stahlen ihm in der folgenden Nacht auch seine beiden übrigen Esel und ließen den armen Menschen so viel weinen, schelten und fluchten, als er immer wollte.

Am 17ten reisten wir nur 4 Stunden bis Karmelis und passierten auf diesem Wege einen kleinen Fluß, den man Chaser nennt. Dieser war nach dem vielen Regen, den wir in den letzten Tagen gehabt hatten, auch etwas angewachsen, doch konnten wir hindurchreiten.* Vom Chaser an bis Mosul sieht man überall die schönsten Kornfelder und viele Dörfer. Außer denen, welche man auf der 45sten Tabelle findet, habe ich noch Schech Amir, Ameidan, Bas girtan und Bas sachra bemerkt. Die letztern beiden liegen am Berge Ain saffra, der seinen Namen von einer Quelle bekommen hat, dessen Wasser kalt und gelb ist und in vielen Krankheiten gebraucht wird.

Karmelis war ehmals eine ansehnliche Stadt. Jetzt findet man hier nur 60 bis 70 Häuser, und diese sind nicht so schwach gebaut als die in dem Gebiete des Pascha aus Bagdad, sondern alle von Kalk und Steinen und gewölbt. Die Kornmagazine hat man hier in der Erde, wie in Persien. Die Einwohner zu Karmelis waren noch vor wenigen Jahren alle Nestorianer.

Der reichste Mann im Dorfe, welcher zugleich Dorfschulze war, kam gleich bei meiner Ankunft zu mir und bat, daß ich bei ihm einkehren möchte. Hier fand ich 12 bis 16 andere, alle sehr wohl gekleidet. Nach den allgemeinen Komplimenten und Fragen wegen meiner Reise von Bagdad fragte einer, ob der Papst das Oberhaupt der christlichen Kirche wäre oder nicht? Weil ich nicht wußte, ob ich mit Nestorianern oder Chaldäern oder gar mit beiden zu tun hatte, so antwortete ich, er wäre das Oberhaupt von der römisch-katholischen, aber nicht von den übrigen christlichen Kirchen; ich zweifelte nicht, es würde der Gesellschaft bekannt sein, daß die Armener, Griechen und

---

* Es war ohne Zweifel in dieser Gegend, wo Alexander den großen Sieg über Darius erhielt.

Kopten alle ebensowohl ihre eigenen Patriarchen hätten als die Nestorianer und daß diese alle die Oberherrschaft des Papstes nicht erkennten. Ist aber der Papst nicht der Nachfolger des Apostels Petri? fragte mein Gegner, und hat Christus nicht gesagt: Du bist Petrus, und auf diesem Felsen will ich bauen meine Gemeinde? Dies zeigte, daß er kein Nestorianer, sondern ein Chaldäer (Unierter) war. Ich antwortete: Petrus hat freilich zu Rom das Evangelium gepredigt, wo jetzt der Papst das geistliche Oberhaupt ist; allein er hat Christi Lehre auch in andern Städten ausgebreitet, und es steht nicht im Evangelio, daß derjenige, welcher der oberste Geistliche zu Rom sein würde, als das Oberhaupt aller Christen angesehen werden sollte. Übrigens wäre es mir gleichgültig, ob einer den Papst als sein geistliches Oberhaupt auf Erden erkenne oder nicht. Alle Christen, von welcher Partei sie auch wären, hätten das Evangelium und glaubten an die Lehre Christi, welche Petrus gepredigt hätte. Wenn sie nur dieser Lehre folgten, so wäre ich der Meinung, daß Gott keinen Unterschied zwischen Chaldäern, Nestorianern und andern Christen machen würde. Mein Gegner fragte: ob ich dann kein Frandsji (Europäer), sondern etwa ein Grieche wäre? Ich versicherte ihn, daß ich ein Europäer wäre, aber aus der Gegend von Europa, wo man die Oberherrschaft des Papstes schon über 200 Jahre nicht mehr erkenne.

Die übrigen von der Gesellschaft waren bisher bloß Zuhörer gewesen. Jetzt meldeten sich einige Nestorianer. Mein lieber Priester, sagte einer, du hättest viel besser getan, wenn du bei der Religion unserer Vorfahren geblieben und unsere Freunde und Angehörigen auch nicht davon abwendig gemacht hättest. Da hast du und viele andere auf dein Zuraten unsern eigenen Patriarchen verworfen und an dessen Statt einen Europäer als das Oberhaupt der Kirche angenommen, den selbst nicht einmal Europäer dafür erkennen.

Es tat mir leid, daß vielleicht beide Parteien durch dies Gespräch Ärgernis genommen hätten. Ich versicherte sie also, daß noch mehr als halb Europa römisch-katholisch wäre; daß die übrigen zwar nicht unter dem Papst stünden, daß aber alle sich einander ebensowohl als Christen ansähen als die verschiedenen Gemeinden der morgenländischen Christen in dem weitläuftigen türkischen Reiche. Ich wäre also der Meinung, sie könnten einen jeden in Religionssachen dasjenige glauben lassen, wovon er sich überzeugt hielte, und darum doch Freunde bleiben.

Der Priester war damit nicht zufrieden. Er sagte, die europäischen Missionare zu Mosul hätten ihn versichert, daß ganz Europa die Oberherrschaft des Papstes erkenne, er zweifelte also daran, daß ich ein Europäer wäre. Wenn ich aber ein Europäer wäre, so würde ich dies lesen und dadurch überführt werden können, daß er recht hätte. Bei diesen Worten zog er ein kleines lateinisches Buch mit einer syrischen oder chaldäischen Übersetzung aus seinem Busen und wies mir die Stelle: Du bist Petrus usf. Ich antwortete ihm, wir hätten davon schon gesprochen, und dies stünde nicht nur in seinem Buche, sondern auch in den Büchern aller Christen. Große Geistliche hätten über diese Stelle schon so viele Jahre gestritten, ohne sich darüber vereinigen zu können, wir beide würden also den Streit gewiß auch nicht ausmachen.

Ich fing darauf an, von andern Sachen zu sprechen als von der Fruchbarkeit ihres Ackers, welcher zehn- bis fünfzehnfältig gibt, und von ihrem Ackergerät, welches ich ebenso schlecht fand als das in Ägypten und andern Gegenden des Morgenlandes. Der Geistliche war zwar etwas beschämt, vornehmlich weil er diese Versammlung veranstaltet hatte in der gewissen Hoffnung, daß ein Europäer ihm in allem beipflichten würde. Unterdes ward ich mit allen sehr gut Freund; und da die Zeit des Abendgebets

herannahete, welches die morgenländischen Christen in der Kirche halten, so gingen wir alle zur Kirche. Diese wird nach der heiligen Barbara benannt. Man zeigte hier noch das Begräbnis, nicht nur von der erwähnten Märtyrerin, sondern auch noch von ihrer Magd. Doch hat letztere nicht die Ehre, daß die Christen bei ihrem Grabe niederfallen und sie um Hilfe anrufen.

Dicht bei dem Dorfe liegt ein Hügel, auf welchem der Palast des Vaters der heiligen Barbara gestanden haben soll. Hier ist eine schöne Aussicht nach der umherliegenden wohlbebauten Ebene. Mar Mattei oder Schech Matte (Matthäus) liegt an einem hohen Berge, drei Stunden Norden nach Osten von Karmelis, und ist ein Dorf mit einem Kloster, das noch jetzt von jakobitischen Christen bewohnt wird. Hier sollen noch einige Altertümer sein, sie sind aber wohl nicht von großer Wichtigkeit. In einem andern Dorfe Bas sachra, dreieinhalb Stunden Nordnordost von Karmelis, wird das Grab eines Heiligen mit Namen Daniel besucht.

Die allgemeine Sprache auf den christlichen Dörfern dieser Gegend ist noch bis auf diesen Tag Syrianisch. Das jetzige Syrische oder Chaldäische aber soll wenigstens ebensosehr von der Sprache verschieden sein, worin die Kirchenbücher geschrieben sind, als das Neuarabische vom alten. Diejenigen Christen, welche durch Handlung oder auf andere Art mit Fremden in Verbindung stehen, reden auch Kurdisch, Türkisch und vornehmlich Arabisch. Ohne Zweifel also findet man auch viele Worte von diesen fremden Sprachen in dem jetzigen Syrischen.

Von den Nestorianern muß ich hier noch bemerken, daß ihr vornehmster Patriarch zu Elkosch, einem Dorfe nicht weit von Mosul, residiert und allezeit Elias heißt. Unter ihm sollen etwa noch 300 Dörfer stehen, wovon aber vermutlich viele nicht ganz von Christen bewohnt

werden. Der Patriarch der Jakobiten wohnt zu Diarbekr, wie nachher angezeigt werden wird. Elkosch ist auch deswegen merkwürdig, weil der Prophet Nahum daselbst geboren und begraben ist. Nach seinem Grabe geschehen noch jetzt Wallfahrten von Juden.

Am 18ten reisete ich von Karmelis drei deutsche Meilen beständig zwischen gepflügten Äckern bis Mosul. An der Südseite des Weges sieht man die Dörfer Minare und Kodsjak.

Bevor man von dieser Seite nach Mosul kommt, reitet man durch Ninive. Diese Stadt soll sich nach der Meinung der Christen zu Mosul von Kadikend bis Jeremdsja, welche Dörfer höchstens 2 deutsche Meilen voneinander entfernt sind und am Tiger liegen, erstreckt haben; die Juden aber wollen behaupten, daß sie drei Tagereisen lang gewesen sei. Ich erfuhr es nicht eher, daß ich an einem so merkwürdigen Orte war als nahe am Flusse. Hier zeigte man mir ein Dorf auf einem großen Hügel, das man Nunia nennt, und eine Moschee, in welcher der Prophet Jonas begraben liegt. Die Juden haben bis auf den heutigen Tag noch viele Ehrfurcht vor diesem Grabe. Aber seitdem es in den Händen der Mohammedaner ist, halten sie ihre Andacht nicht dicht bei demselben, sondern bleiben außerhalb der Moschee. Sie sagen, daß die Mohammedaner es ihnen nicht erlauben wollen, in diesen ihren Tempel hineinzugehen. Aber dies ist wohl nur eine Entschuldigung; denn zu Mosul verbietet man es den Christen gar nicht, das Grab eines ihrer Heiligen in einer Kirche, die in eine Moschee verwandelt worden ist, zu besuchen, sooft sie wollen. Vielleicht wollen die Juden nicht in einen Tempel anderer Religionsverwandten gehen, oder sie sind zu geizig, um dafür etwas zu bezahlen; denn die Leute, welche in diesen Ländern die Aufsicht über dergleichen Gebäude haben, nehmen ebenso gern ein Trinkgeld als die in Europa.

Ein anderer Hügel in dieser Gegend wird Kalla Nunia oder das Kastell von Ninive genannt. Auf demselben liegt ein Dorf Koindsjug. Zu Mosul, wo ich dicht am Tiger wohnte, zeigte man mir auch noch die Wälle von Ninive, die ich auf meiner Durchreise nicht bemerkt, sondern für eine Reihe Hügel gehalten hatte. Ich habe von allem einen Prospekt auf der Seite 712 entworfen: 1 ist die Moschee, in welcher man das Grab des Propheten Jonas zeigt; 2 das Dorf Nunia; 3 die vermeinten Wälle von Ninive und 4 der Berg Ain Safra.

Von Ninive nach Mosul ist eben eine solche Brücke wie bei Bagdad und Helle. Hier aber ist der Fluß nur 66 doppelte Schritte (etwa 300 Fuß) breit, und unter der Brücke liegen nur 20 kleine Fahrzeuge. Nach einem starken Regen oder wenn der Schnee auf den umherliegenden Bergen schmilzt, steigt der Fluß so stark, daß die Brücke an dem einen Ufer gleich losgelassen werden muß, wenn sie von dem Strom nicht weggerissen werden soll. Dies geschah am 23sten März und in diesem Jahre schon zum zweiten, wo nicht zum drittenmal. Jetzt stieg das Wasser nur wenige Fuß, und am ersten April ward die Schiffbrücke wieder über den Fluß gelegt. Das Ufer ist an der Ostseite weder hoch noch fest, und daher der Weg bis an die Brücke oft sehr schlecht. Der Pascha hatte vor einigen Jahren über diesen schlechten Weg bis an die Brücke einen Damm oder vielmehr eine Brücke gebaut, die Bogen aber so niedrig und so enge gemacht, daß der Strom sie bei dem ersten hohen Wasser wieder weggerissen hatte. Jetzt ist der Weg noch schlimmer als vorher.

Weil ich Empfehlungsbriefe an die Missionare zu Mosul hatte, so ging ich vom Zollhause gerade nach ihrer Wohnung, in der Hoffnung, daß selbige mir in der Gegend, wo die meisten Christen wohnen, ein Haus würden verschaf-

fen können. Es waren zwei Dominikaner, und einer davon war Hakim baschi, des Paschas Leibarzt. Sobald aber diese Väter hörten, daß ich ein Däne und ein Protestant war, konnten sie mir nicht dienen, und ich mußte daher Zimmer in einem öffentlichen Chan nehmen. Ich habe mich sonst überall ganz gut mit den europäischen Mönchen vertragen können. Wenn auch etwa einer den Versuch machen wollte, mich zu bekehren, so blieben wir darum doch gute Freunde; allen war es lieb, wiederum einen Europäer zu sehen. Den Dominikanern zu Mosul aber schien ich gar nicht willkommen zu sein. Es war just in der Fastenzeit, in welcher die Nestorianer und Jakobiten weder Fleisch, Milch, Butter noch Eier essen, und wenn sie auch todkrank sein sollten. Von Sonnenaufgang bis Mittag beobachten sie gar ein ebenso strenges Fasten als die Mohammedaner im Ramadan, das heißt, sie essen und trinken gar nicht und rauchen auch keinen Tabak. Selbst die Dominikaner fasten hier, wenigstens dem Anschein nach, ebenso, weil die Landeseinwohner dies für die vornehmste Pflicht eines Christen ansehen.

Hätten die guten Mönche mir dies gleich anfangs freundschaftlich gesagt, so würde ich ihnen zu Gefallen und zur Ehre der Europäer gleichfalls gefastet haben. So glaubte ich, man würde sich hier ebensowenig um mein Essen bekümmern als in andern Städten. Es ward aber bald bekannt, daß ich nicht fastete. Einige von den Dominikanern bekehrte nestorianische Priester, die so wie der zu Karmelis geglaubt hatten, daß alle Europäer römisch-katholisch wären, erkundigten sich meinetwegen genauer bei ihren Lehrern, und diese malten die Protestanten so ab, daß ich von den Christen, einige wenige Kaufleute ausgenommen, die zu Haleb Umgang mit Engländern gehabt hatten, fast als ein Heide angesehen ward. Selbst Mohammedaner fingen schon an, mich nicht mehr für einen Chri-

sten zu halten und zu fragen, warum ich so wenig Umgang mit meinen Landsleuten, den Missionaren hätte? Um nun hier nicht gar verächtlich zu werden, mußte ich nähere Freundschaft mit dem Hakim baschi suchen, und dies geschah dadurch, daß ich ihm eine Partie alter Münzen abkaufte und sehr teuer bezahlte. Nachher sprach dieser ebenso schlecht von den morgenländischen Christen, als er vorher von mir gesprochen hatte. Kurz, der Mann mochte vielleicht viele morgenländische Christen bekehrt und dadurch seiner Kirche einen großen Dienst erwiesen haben. Seine Denkungsart von andern Christen aber war gewiß gar nicht christlich.

Um den hiesigen Einwohnern zu zeigen, daß ich keine ganz unbedeutende Person wäre, ob ich gleich mit Juden angekommen und von den Dominikanern als ein Unchrist ausgeschrien war, suchte ich Gelegenheit zu haben, dem Pascha meine Aufwartung zu machen, ob ich gleich diese Ehre in andern Städten gern zu vermeiden pflegte. Einer meiner Freunde mit Namen Elias verschaffte mir selbige ohne alle Kosten. Er erzählte dem Kichja, daß ich aus Indien käme, daß ich in Persien gewesen wäre und daß ich Arabisch redete. Dieser erzählte alles dem Pascha wieder, welcher mich bald darauf rufen ließ und sich nach verschiedenen Sachen erkundigte. Ich besuchte auch den Mufti und von Christen sowohl Chaldäer als Nestorianer und Jakobiten; kurz, ich hatte in der letzten Zeit meines Aufenthalts in Mosul Ursache, mit allen hier befindlichen morgenländischen Nationen wohl zufrieden zu sein.

Die Stadt Mosul liegt an dem westlichen Ufer des Tigers gerade gegenüber dem alten Ninive und unter der Polhöhe 36° 20′. Die Juden wollen behaupten, daß selbige in den ältesten Zeiten Atur geheißen habe und daß zwei ihrer Propheten, Obadea und Jephta el geladi hier begraben sind. Dies sind aber wohl andere Personen als die, de-

ren Name in der Bibel gedacht wird. Denn Jephta der Gileaditer ward in den Städten zu Gilead begraben (Buch der Richter XII, 7). Von der alten Geschichte dieser Stadt, und zu welcher Zeit selbige ihren jetzigen Namen erhalten, habe ich nichts erfahren können. Man wußte nur, daß sie dreimal gänzlich zerstört worden sei. Indes muß sie sehr alt sein; denn nach der Meinung des hiesigen Mufti waren in selbiger zu der Zeit, als sie zuerst von den Mohammedanern erobert ward und also schon vor 1000 Jahren, über 200 christliche Kirchen und eine Menge Synagogen. Die Christen wollen versichern, daß sie hier ehmals über 400 Kirchen gehabt haben.

Mosul ist, so wie alle großen Städte dieser Gegend, viele Jahre von mohammedanischen Prinzen regiert worden, und zu der Zeit scheint es in einem großen Flor gewesen zu sein. Etwa die Hälfte der Stadt ist, nach der Landseite, noch mit einer alten und starken Mauer umgeben, und von der alten Mauer am Flusse ist auch noch etwas übrig. Die Südostseite der Stadt hat zwar hin und wieder eine Mauer und Türme, aber diese sind nicht alt, und an verschiedenen Stellen sind die äußern Wände der Häuser zugleich die Stadtmauer. Ein großer Teil der Stadt liegt wüste. Das übrige ist sehr stark bevölkert. Man rechnet die Anzahl der Häuser auf 20 bis 24 000, welches aber meiner Beurteilung nach viel zu viel ist. Die Straßen sind ebenso schmal und so unordentlich angelegt als in andern morgenländischen Städten.

Im Winter ist es hier bisweilen sehr kalt. Vor etwa 10 Jahren war sogar der Tiger in dieser Gegend verschiedene Tage ganz mit Eis belegt. Die Einwohner erreichen oft ein hohes Alter, welches man teils der gesunden Luft, teils auch dem Wasser zuschreibt. Nahe bei der Stadt sind viele mineralische Quellen dicht am Tiger und so stark, daß das Flußwasser oft einen starken Schwefelgeschmack davon

bekommt. Doch bemerkt man diesen Geschmack nicht mehr, wenn man das Wasser in der Gegend der Brücke schöpft, welche am andern Ende der Stadt liegt. Etwa vier Stunden nach Süden von der Stadt ist eine große heiße Quelle, die man Hammam (das Bad) Ali nennt, dessen Wasser gleichfalls nach Schwefel schmeckt. Diese Quelle soll auch viel Bitumen auswerfen.

Die mohammedanischen Einwohner zu Mosul sind alle Sunniten. Die meisten nämlich sind Hanefiten und die übrigen Schafeiten, und jede dieser beiden Parteien hat hier einen Mufti, die unter dem Mufti zu Konstantinopel stehen. Die Anzahl der Christen rechnet man auf 1200 Häuser. Etwa der vierte Teil davon sind Nestorianer und Chaldäer, die übrigen sind Jakobiten. Unter den in der Stadt gebornen Christen trifft man selten einen an, der die auf den Dörfern noch gebräuchliche syrische Sprache reden kann. Hier ist das Arabische ihre Muttersprache. Die Christen leben wohl in keiner Provinz des türkischen Reichs in so gutem Verständnis mit den Mohammedanern als zu Mosul. Sie dürfen sich hier völlig als Mohammedaner kleiden, und der Pascha hat viele von ihnen in seinem Dienste. Selbst der Harem Kiajasi (Oberküchenmeister der Gemahlin des Pascha) war ein Christ, und sein Vater hatte ebendiese Stelle viele Jahre bei dem Vater des Pascha bekleidet.

Man findet zu Mosul auch etwa 150 Häuser, die von Juden bewohnt sind. Diese Nation hat in den türkischen Ländern mehrere Freiheit, ihr Brot durch Arbeit zu verdienen, als in Europa, wo sie von den Zünften ausgeschlossen sind. Übrigens ist sie ebensosehr und in einigen Städten noch viel mehr verachtet als bei uns; ja in den Städten dieser Gegend, wo viele Christen wohnen, darf ein Jude in der stillen Woche kaum auf der Straße erscheinen, wenn er nicht von den Knaben mißhandelt werden

will, und dies leidet die mohammedanische Obrigkeit. Die Juden zu Mosul hatten vor etwa drei Jahren eine noch verdrießlichere Sache. Als sie von einer Wallfahrt nach dem Grabe des Propheten Nahum zu El kosch wieder zurückgekommen waren, ward in einem Dorfe an diesem Wege, das von lauter Christen bewohnt wird, ein Kind vermißt. Nach vielem Suchen fand man es endlich in einem Brunnen voller Wunden, und die Zunge war ihm abgeschnitten, und die Juden wurden als die Täter angeklagt. Weil man aber keine Zeugen hatte, so wurden 1000 Dukaten an den Pascha bezahlt, und so hatte der Prozeß ein Ende. Die morgenländischen Christen erzählen viele dergleichen Geschichten, nach welchen die Juden ihre Kinder gestohlen haben sollen. Unter andern wollte man mich zu Haleb versichern, daß man daselbst vor nicht vielen Jahren ein Christenkind voller Wunden und noch lebendig in dem Keller eines Juden wiedergefunden habe, daß der Pascha sich eine große Summe Geldes von der Judenschaft hätte bezahlen und so die Sache ruhen lassen.

Im Jahr der Hedsjera 1156 (1743) bombardierte Nadir Schah die Stadt Mosul 41 Tage lang und würde sie wahrscheinlich auch erobert haben, wenn er nicht Nachricht von einer Rebellion in Persien erhalten hätte und deswegen genötigt worden wäre, die Belagerung aufzuheben. Nach der Beschreibung, welche man mir davon gemacht hat, scheint dieser persische Held, der seinen Feinden im freien Felde so fürchterlich war, von der Belagerung einer Festung nicht viel verstanden zu haben, und die Perser müssen auch schlechte Artilleristen sein. Er machte nämlich den Angriff an der Nordwestseite der Stadt, in der Gegend des Tors el amadi, wo die Stadtmauer just am stärksten und die Stadt selbst wüste ist. Von hier beschoß er das Lager des Pascha, welches hinter der Mauer unter den Ruinen aufgeschlagen war. Hussein Pascha, dem Vater

des jetzigen Pascha, welcher zu der Zeit Statthalter von Mosul war, fehlte es fast an allen Kriegsbedürfnissen. Er konnte daher dem Belagerer mit Kanonen keinen großen Abbruch tun. Er ging bald nach seinem Palast zurück und ließ den Feind auf die ledigen Zelte so viel kanonieren und bombardieren, als er immer wollte. Die Mosulaner wollen versichern, daß Nadir Schah bei 40000 Bomben in die Stadt geworfen habe.

Dies ist nun freilich gar sehr übertrieben. Indes ist gewiß, daß das Bombardement heftig war und daß die Stadt dabei doch nicht viel gelitten hat; denn wenn eine Bombe auch die Häuser erreichte, so konnte sie nicht viel schaden, weil selbige gewölbt waren und fast gänzlich aus Kalk und Steinen bestunden. Die meisten Bomben sprangen in der Luft oder waren gar nicht angezündet und fielen zwischen den ledigen Zelten nieder, wo die Belagerten sie wieder aufsammelten. Nadir Schah ließ auch einige Minen springen, aber immer mehr zu seinem eigenen als zu der Türken Schaden. Die feindlichen Kanoniere hielten sich etwas besser. Sie trafen doch bisweilen die Stadtmauer und warfen große Stücke davon nieder. Allein die Belagerten hatten immer Zeit genug, hinter der Bresche eine neue Mauer aufzuführen, und besonders bei dieser Arbeit waren die Christen so behilflich, daß die Mohammedaner es noch gestehen, daß sie vornehmlich ihnen die Erhaltung der Stadt zu danken haben. Überdies zeigten die Christen sich auch bei verschiedenen Ausfällen sehr tapfer. Die Mosulaner rühmen gleichfalls die Geschicklichkeit einiger ihrer Mitbürger, sowohl Christen als Mohammedaner, womit selbige des Nachts das Lager der Perser haben bestehlen können. Sie eilten mit der erhaltenen Beute nach dem trockenen Stadtgraben, da dann ihre Freunde ihnen Strikke zuwarfen und sie über die Mauer zogen.

Reise von Mosul nach Mardin

April 1766

Von Mosul nach Mardin kann man verschiedene Wege nehmen. Weil man aber die Gegend zwischen Dsjesire und Nissabin jetzt nicht für sicher hielt und eben eine große Karawane nach Haleb aufbrechen wollte, so entschloß ich mich, damit durch die Wüste zu reisen. Hier trifft man zwar nur überaus selten ein Dorf an; indes muß man in diesen Gegenden keine Wüste erwarten, wo alles mit Sand bedeckt ist. Der Boden ist sehr fruchtbar, man sieht überall die schönsten Grasungen und hin und wieder noch Merkmale von Dörfern, ja gar von Städten, die erst unter der Regierung der Mohammedaner teils von den herumwandernden Arabern, Kurden und Jesidiern, teils durch die Tyrannei der türkischen Statthalter zerstört worden sind. Man findet hier viele kleine Flüsse, sie fließen aber jetzt durch die schönste Ebene, ohne genutzt zu werden. Das Wasser ist überall gut.

Schon Quintus Curtius erwähnt der vortrefflichen Grasung, die man in dieser Gegend antrifft. Er sagt Anfang des fünften Buchs, das Land zwischen dem Euphrat und dem Tiger sei so fett, daß man das Vieh abhalten müsse, zuviel zu fressen. Auf unserer Reise kamen auch wirklich einige Kamele krank von der Weide zurück und starben. Allein man glaubte nicht, daß selbige zu viel gefressen hätten. Die Kameltreiber gaben ihren Tieren des Morgens sogar Salz, damit sie desto besser fressen und saufen

möchten. Man sagt aber, das Gras über den Nestern der Heuschrecken sei so giftig, daß Kamele, Pferde und Maulesel, die davon fressen, sterben, und bei Tel el Haua sah ich in dieser Jahreszeit auch einen großen Fleck Landes, der mit jungen Heuschrecken gleichsam bedeckt war. Es kann auch sein, daß das Vieh stirbt, wenn es etwa ein giftiges Insekt mit hinunterschluckt.

In unserer Karawane waren wenigstens 2000 Ladungen, 1300 Kamele nämlich waren mit Galläpfeln aus Kurdestan, 120 Kamele mit allerhand Sorten Leinwand aus Indien, Persien, Bagdad und Mosul, und 45 Kamele mit Kaffeebohnen beladen. Die übrigen 5 bis 600 Ladungen wurden von Pferden, Maultieren und Eseln getragen. Doch waren alle diese Waren nicht für Haleb allein bestimmt. Viele gingen nach Mardin, Orfa, Diarbekr und weiter nach Armenien. In andern Städten pflegen die Kaufleute ihre Waren den Arabern von den benachbarten großen Stämmen anzuvertrauen, die selbige dann auf ihren Kamelen durch die Wüste bringen.

Die Anzahl der Reisenden, die Kamel- und Pferdewärter mitgerechnet, mochte etwa 400 Mann betragen. Wir hatten eine Bedeckung von etwa 150 Soldaten (Segmanie), meistenteils Leute, die von Kaufleuten angenommen waren und die nicht ganz gleichgültig dabei sein konnten, wenn ihre Herren wären geplündert worden. Wir waren also meiner Meinung nach stark genug, uns gegen jeden Feind, den wir auf diesem Wege erwarten konnten, zu verteidigen.

Unser Karawanbaschi war einer der vornehmsten Kaufleute aus der Reisegesellschaft, der mit Zuziehung einiger anderer das Wegegeld (Badsch), die Geschenke an die Kurden und unsere Begleiter bezahlte und auf die Ladungen verteilte. Auch die Eigentümer der Lasttiere hatten ein Oberhaupt. Bei der Reise ward gar keine Ordnung beob-

achtet. Bei Anbruch des Tages ladete jeder, und der, welcher am ersten fertig war oder den andern vorbeikommen konnte, ging voran. Wenn wir uns lagerten, so schlug jeder auch sein Zelt auf, wo es ihm am besten gefiel, ohne daß der Karawanbaschi oder ein anderer sich darum bekümmerte. Des Nachts ward gar keine Wache gehalten. Diejenigen, welche uns schützen sollten, legten sich wohl zuerst zur Ruhe, außer etwa einigen von den Segmanie, die zugleich Kaufleuten dienten; und diese bekümmerten sich um weiter nichts als nur um die Güter ihrer Herren. Weil es bekannt war, daß die Karawane durchziehen würde, so fanden sich oft herumstreifende Kurden ein, die uns Ziegen, Milch und besonders dicke Milch verkauften. Diese kamen bisweilen des Nachts als Diebe zurück. Einmal ward nicht weit von mir ein Maultier gestohlen. Der Eigentümer, welcher erwachte, machte Lärm; allein die Segmanie sowohl als die Araber ließen sich dadurch nicht in ihrer Ruhe stören; er selbst mit ein paar von seinen Freunden verfolgte den Dieb und brachte das Tier nach einer Viertelstunde wieder zurück. Als wir uns eben bei Ridsjel el abbas gelagert hatten, schien es, daß wir der Hilfe unserer Segmanie, der Araber und der Lawends von Mardin, die wir daselbst antrafen, sehr benötigt wären. Wir sahen in der Ferne hinter einem Hügel eine große Wolke von Staub emporsteigen. Man zweifelte nicht, dies müßte von einem Feinde herrühren, der die Karawane angreifen wollte. Die Eigentümer der Lasttiere eilten, um ihre Kamele, Pferde und Maultiere, die schon aufs Gras getrieben waren, wieder ins Lager zurückzubringen. Bald erhielten wir Nachricht, es kämen 2000 Mann Kurden, ein anderer wollte wenigstens 4000 Reiter hinter dem Hügel gesehen haben. Unsere Türken und Araber rückten in der größten Unordnung gegen den vermeinten Feind an. Nach einer halben Stunde aber kamen sie mit der Nach-

richt zurück, daß 4 Mann zu Pferde, die ein paar Windspiele bei sich gehabt hatten, auf eine große Herde Schafe gestoßen wären und daß letztere den Staub verursacht hätten, der uns eine so große Furcht einjagte.

Auf dem Wege, den wir nahmen, kann man bequem in 6 Tagen von Mosul nach Nissabin reisen. Unsere Karawane ging langsamer; teils weil die Eigentümer der Lasttiere überall die schönsten Weiden fanden, wo sie ihr Vieh umsonst grasen konnten, teils auch weil unsere Begleiter, die Araber und Türken, gern lange auf Kosten der Kaufleute leben wollten.

Die ehmals berühmte Stadt Nissabin hat jetzt etwa nur 150 Häuser, alle schlecht gebaut. In dem sogenannten Kastell aber findet man noch einige alte Gebäude von gehauenen Steinen. Sie liegt an der Westseite eines kleinen Flusses, der bisweilen sehr stark anwächst und dann sehr breit wird. Die Gegend um Nissabin ist sumpfig, es wird aber daselbst viel Reis gebaut. Das Merkwürdigste, was man hier findet, ist eine Brücke über den erwähnten Fluß und ein Teil einer Kirche, die dem heiligen Jacob zu Ehren gebaut worden, der Bischof von Nissabin war und auch dadurch berühmt ward, daß er sich in einer Versammlung zu Konstantinopel den Lehrsätzen des Arius widersetzte. Die Brücke hat 12 Bogen und ist noch in gutem Stande. Von einem Turm aber, der nach der Seite der Stadt gerade vor der Brücke lag und diesen Weg verteidigte, sieht man nichts mehr als nur die Grundmauer. Die Kirche des heiligen Jacobs ist ganz von gehauenen Steinen gebaut, sie steht aber jetzt schon tief in der Erde. Dicht an dieser Kirche steht noch ein kleines Gebäude, welches ein mohammedanischer Gouverneur als ein Kornmagazin brauchen wollte. Allein der heilige Jacob erschien ihm im Traum und fragte, warum er seine Kirche entweihte. Dies bewog den Mohammedaner (nach der Erzählung der hiesigen

Christen), nicht nur das Gebäude gleich zu räumen, sondern darin eine Kanzel bauen zu lassen. Jetzt brauchen die Jakobiten diese Kapelle als ihre Kirche, und sie ist auch groß genug; denn die hiesige Gemeinde ist so klein, daß sie nicht einmal allezeit einen Priester hat, sondern bei Beerdigung und Kindstaufen einen Geistlichen von Mardin kommen lassen muß. Die mit der römischen Kirche vereinigten Armener halten unterdes noch bisweilen Messe in der großen Kirche.

Der Mann, der mich nach der Jacobskirche begleitete, führte mich gleich zu dem Grabe des Heiligen. Hier fand ich einen großen steinernen Kasten mit einem schweren Deckel. An der einen Seite des Kastens sah ich ein so großes Loch, daß man mit der Hand hineinkommen kann. Ich wollte ferner untersuchen, ob der Körper des Heiligen noch darin läge: allein mein Führer, der über meine Neugierde etwas verlegen zu werden schien, versicherte mich gleich, daß man ihn unter diesem Kasten begraben hätte, damit er nicht etwa von den Ungläubigen gemißhandelt werden möchte. Nachher hörte ich, daß die römischen Geistlichen auch den Körper dieses sowie vieler anderer morgenländischen Heiligen schon längstens nach Europa gebracht hätten. Das Loch in dem Kasten, sagte mein Führer, habe man deswegen gemacht, damit andächtige hieher kommende Christen etwas Staub aus demselben erhalten können. Denn wenn dies mit Wasser getrunken wird, so soll es das kalte Fieber vertreiben.

Eine Viertelstunde westlich von dem jetzigen Nissabin sieht man ein kleines zerstörtes Gebäude, das noch fleißig von Juden besucht wird. Die Einwohner dieser Gegend wollen behaupten, hier sei ein Heiliger mit Namen Amma begraben. Ein Rabbi aus Prag aber, den ich in unserer Karawane antraf, nannte selbigen Juda ben Patara und sagte, daß dessen im Talmud erwähnt werde. Seiner Meinung

nach soll Nissabin von den alten Rabinen Menziven genannt werden.

Der Gouverneur zu Nissabin ist ein Beg, der seinen Roßschweif von dem Woiwoden zu Mardin erhält. Ehmals gehörte dies Sandsjakli zu dem Paschalik Diarbekr. Die Reisenden müssen hier jetzt ein Wegegeld an einen Bedienten des Woiwoden und Zoll an den Zollverwalter zu Diarbekr bezahlen. Ersteres ist nur eine Kleinigkeit und hält den Reisenden nicht lange auf, weil deswegen nur die Ladungen gezählt werden dürfen. Die Zollbedienten aber visitierten sehr genau. Mein schwatzhafter Bedienter, ein Maronit aus Haleb, der sich in der Karawane ein Ansehen geben wollte, hatte ausgebreitet, ich wäre ein reicher Herr, der aus Indien zurückkäme. Die Zollbedienten glaubten daher, ich müßte viele Perlen und Edelsteine mitgebracht haben, und ließen mich alles Stück für Stück auspacken, anstatt daß man auf andern Zollstätten, sobald man Bücher in meinem Reisesack sah, mich für einen Derwisch hielt, der keine Kaufmannswaren bei sich hätte.

Unterdes kannte mein eigener Bedienter mich so wenig, daß er nicht einmal meinen Namen wußte. Ich hatte ihn zu Bagdad gegen einen Mohammedaner vertauscht, der wieder nach Basra zurückreisete. Weil die Araber und Türken oft nach meinem Namen fragten und ihn barbarisch, das heißt ihnen ganz fremd fanden; da sie ihn alle Augenblick wieder vergessen hatten und ich ihnen gar erklären sollte, was Niebuhr im Arabischen hieße, warum man bei uns nicht ebensolche Namen hätte als bei ihnen und dergleichen, so ließ ich mich Abdallah (einen Knecht Gottes) nennen. Denn dieser Name ist sowohl bei den morgenländischen Christen als Mohammedanern gebräuchlich, und ich war nun vieler unnötigen Fragen und Antworten überhoben. Mein jetziger Bedienter hatte mich von dem vorigen Abdallah Aga (Herr Abdallah) nennen

hören, er nannte mich also auch so und erfuhr meinen wahren Namen nicht eher als zu Haleb.

Dieser mein Bedienter, welcher mit allen Reisenden in der Karawane Bekanntschaft zu machen suchte, führte ein paar Tage vor unserer Ankunft zu Nissabin auch einen Israeliten aus Prag zu mir, der es gehört hatte, daß ich ein Europäer wäre. Er war ein Rabbi, hatte Jonas, Hesekiels und anderer Propheten, ingleichen einiger durch den Talmud berühmt gewordener Männer Gräber besucht und, wie ich merkte, hebräische Bücher in diesen Gegenden verkauft, um die Reisekosten bestreiten zu können, die freilich nicht groß waren, weil die morgenländischen Juden in den Städten gegen ihre Glaubensgenossen ebenso gastfrei sind als die europäischen. Dieser Rabbi beschwerte sich gar sehr über einen Kaufmann von seiner Nation aus Mosul, der von ihm verlangt hatte, daß er ihm sein bei sich habendes Geld bis Haleb leihen möchte, welches er abgeschlagen hätte. Jetzt mißhandelte ihn nicht nur der Kaufmann, sondern auch alle übrigen Juden waren ruhige Zuschauer, wenn sein Eseltreiber, ein Mohammedaner, mit dem er kein Wort sprechen konnte, unter allerhand Vorwand Geld von ihm verlangte und ihn zuletzt gar prügelte.

Die wahre Ursache, warum die morgenländischen Juden den Prager so gänzlich verließen, mochte wohl sein, daß er für gelehrter und besser angesehen sein wollte als sie und daß er äußerst geizig war, da er doch Geld genug bei sich hatte. Indes bat er, daß ich ihn von seinen unbarmherzigen Glaubensgenossen befreien möchte, und ich hielt mich verbunden, ihm dienen zu müssen. Ich verschaffte ihm gleich einen christlichen Eseltreiber, der die eine Ladung auf seine übrigen Lasttiere verteilte. Diese sind in den Morgenländern gemeiniglich noch schlimmer gegen die Juden als die mohammedanischen. Weil aber der Rabbi nun unter meinem Schutz war, so durften sie ihm nicht

unhöflich begegnen, wofür er mir herzlich dankte. Da es den Christen bekannt ist, daß die Juden am Sabbat nicht reisen wollen, so fiel es dem Eseltreiber ein, daß er eine Meile von Mardin ganz allein mit dem Rabbi und seinem Bedienten, einem jungen Menschen aus Prag, zurückbleiben wollte. Dies aber war nur ein Vorwand, um Geld zu schneiden. Er verlangte 2 Piaster, wenn er heute weiterreisen sollte; der Israelit mußte ihm einige Para geben, und so brachte ich ihn noch am Freitagabend bei Sonnenuntergang glücklich nach Mardin.

Nachher traf ich ihn wieder zu Haleb an. Hier erzählte er mir, er wäre auf der Reise von Diarbekr nach dieser Stadt geplündert worden, aber auf eine Weise, daß ich ihn deswegen gar nicht beklagen konnte. Er wußte es schon aus der Erfahrung, daß weder die Christen noch die Mohammedaner sich darum bekümmern, ob die Juden, die sich etwa in der Karawane befinden, am Sonnabend mit ihnen reisen oder zurückbleiben wollen. Er wußte es auch, daß der Weg für einen einzelnen Reisenden nicht sicher war. Unterdes hatte er die Karawane am Sonnabendmorgen abreisen lassen, und ein paar Stunden nachher kam ein Turkmann, der ihn rein auskleidete. Nun hatte er die Wahl, ob er seinen Sabbat ganz nackend und ohne Essen feiern und erst am Sonntage oder gleich weitergehen wollte. Er nahm die vernünftigste Partei und begab sich gleich auf den Weg, um die Karawane wieder einzuholen. Der Mann hätte keinen Heiligen vorstellen, sondern sich in Zeit und Umstände schicken und dem Beispiel der morgenländischen Juden und seines eigenen Bedienten folgen sollen. Letzterer hatte die Tagereise bei der Karawane spaziert (am Sabbat heißt dies bei den Juden nicht reisen) und hatte seine Kleider behalten. Der Rabbi beschwerte sich gar sehr über die Morgenländer überhaupt; ich konnte ihm aber keinen andern Rat geben, als daß er die Landes-

sprache lernen und sich nach den Sitten der Einwohner bequemen sollte, wenn er in fremden Ländern reisen wollte.

Ich selbst war auf der Reise von Mosul bis Nissabin nicht ohne Widerwärtigkeiten. Als die Araber zu Kassi kupri alle Ladungen zählten, um das gewöhnliche Wegegeld zu heben, hatten die Bedienten des Schechs ein Auge auf mein und meines Bedienten Bett geworfen. Des Abends holten sie sie beide für ihren Herrn, und ich durfte mich ihnen nicht viel widersetzen, weil sie vorgaben, es geschähe auf Befehl, und weil ich schon gesehen hatte, wie grob diese Leute auch großen mohammedanischen Kaufleuten begegneten. Ich ging aber gleich zu dem Karawanbaschi und beschwerte mich über ein solches Verfahren. Er redete auch noch denselben Abend mit dem Schech, konnte aber weiter nichts erhalten als mein Unterbett und mein Kopfkissen. Den folgenden Morgen ging ich selbst zu dem Schech. Der junge Herr scherzte über meine Unhöflichkeit, daß ich nicht einmal auf wenige Nächte mein Bett mit ihm teilen wollte, da er doch ein Schech von dem Stamme Tai, ich aber nur ein Dsjaur (Ungläubiger) und jetzt unter seinem Schutz wäre. Mein Bedienter, glaubte er, könnte so gut ohne Bett schlafen als seine Leute. Ich zog hierauf meinen Firman vom Sultan und den Bujorüldi des Pascha von Bagdad hervor, um ihm die Befehle seiner Obern zu zeigen, daß man mir mit mehrer Höflichkeit begegnen sollte. Dies aber machte meine Sache noch schlimmer. Hier in der Wüste, sagte er, bin ich dein Sultan und dein Pascha, deine Papiere können mich zu nichts zwingen. Ich mußte unverrichteter Sache wieder zurückgehen. Indes redete ich mit den vornehmsten Kaufleuten in der Karawane von der großen Verschiedenheit, wie Fremden in Europa und hier begegnet würden; als die Lawends des Woiwoden von Mardin, an welchen der Schech Tai eine gewisse Abgabe bezahlen muß, angekommen waren,

machte ich ihrem vornehmsten Offizier gleich meine Aufwartung, um mich zu erkundigen, ob sein Herr jetzt in der Gegend von Nissabin wäre, wie ich gehört hätte. Letzteres hatte wahrscheinlich den Nutzen, daß ich bei der Abreise des Schechs alles wiedererhielt, da ich sonst wohl schwerlich meine Decke, die ich aus Indien mitgebracht hatte, wiederbekommen haben würde, weil besonders diese dem Schech sehr wohl gefiel.

Nachdem die Zollbedienten zu Nissabin endlich am 24sten April mit ihrer Arbeit fertig geworden waren, so verließ ich die Karawane am folgenden Morgen zwei Stunden vor Sonnenaufgang und reiste in der Gesellschaft von einigen Kaufleuten an einem Tage bis nach Mardin.

Die Stadt Mardin liegt oben an einem hohen und ziemlich steilen Gebirge unter der Polhöhe 37° 19′. Sie war ehmals eine starke und berühmte Festung; von der Stadtmauer aber findet man jetzt nur hin und wieder Überreste, und das Kastell ist auch ganz verfallen. Letzteres liegt auf einem steilen und hohen Felsen, gleichsam über der Stadt. Es ist lang, aber nur schmal. Die nördlichste Ecke desselben ist am höchsten, und war besonders befestigt; denn der Weg zu diesem innern oder noch höhern Kastell ist nur schmal und hat an beiden Seiten Überreste von Türmen. Der Aufgang zu dem Hauptkastell ist zum Teil ganz aus dem Felsen gehauen, und vor demselben findet man noch jetzt eine eiserne Tür, ingleichen von der Zeit der Christen noch Figuren im Stein gehauen. Wenn die Einwohner zu Mardin die Stärke ihres Kastells beschreiben wollen, so erzählen sie, daß Timur leng (Tamerlan) es so lange belagert habe, daß er Feigen und Weintrauben von den Bäumen habe essen können, die er auf den Hügeln unter der Stadt pflanzte, und doch habe abziehen müssen. Indes will diese Redensart der Morgenländer wohl weiter nichts sagen, als

daß das Kastell sehr lange belagert worden sei. Denn der Tatar mag sich die Feigen und Weintrauben, die er hier fand, wohl sehr gut haben schmecken lassen, er dachte aber wohl nicht daran, während der Belagerung Bäume zu pflanzen. Die Stadt ward von ihm erobert und zerstört.

Das Gebirge, worauf Mardin liegt, besteht aus einem weichen Kalkstein, der leicht zu bearbeiten ist. Die meisten Häuser der Stadt sind daher von gehauenen Steinen gebaut und gewölbt. Sie liegen gleichsam übereinander; denn da der Grund, worauf die Stadt gebaut worden, sehr abhängig ist, so dient das Dach einiger Häuser, ja ganzer Straßen den obenstehenden zum Vorplatz, und an einigen Stellen ist es gar die Straße. Alle Häuser haben die Aussicht nach der großen und fruchtbaren Ebene von Mesopotamien. In dem Kastell waren ehmals über 200 Häuser; jetzt sind davon kaum 80 bewohnt. Die Anzahl der Häuser in der Stadt und dem Kastell kann wohl nicht viel über 3000 gerechnet werden. Davon sollen etwa 2000 von Mohammedanern, lauter Sunniten, und die übrigen von Christen bewohnt werden. Auch findet man hier etwa 10 Familien Juden.

Weil Mardin an einem steilen Berge liegt, so habe ich davon einen Prospekt auf der Seite 712 entworfen, der dem Leser einen bessern Begriff von ihrer Lage geben wird als ein Grundriß, der hier überdies sehr schwer zu entwerfen gewesen sein würde. Bei 1 sieht man das Hauptkastell. Bei 2 ist die Gegend, wo Timur Leng sein Lager aufgeschlagen hatte. Jetzt sieht man daselbst schöne Fruchtgärten. 3 ist das Kastell Tärchan kallasi, 4 Kalla el marra, 5 sind Überbleibsel von einer großen Kirche Mar Johanna, und 6 ist Dar Safferan, die Residenz eines jakobitischen Bischofs in einer sehr schönen Gegend, eine Stunde von der Stadt.

Die Luft zu Mardin ist sehr rein und gesund. Weil die Stadt hoch liegt, so ist es hier im Sommer nicht sehr heiß



Prospect der Stadt Merdin.



Prospect des Dorfes Nunia *oder* Ninive.

und im Winter ziemlich kalt. Wenn die Einwohner sich nicht bloß durch Pelze gegen die Kälte schützen können, so brennen sie, wie die in andern Gegenden des Morgenlandes, Holzkohlen auf einem mit Asche angefüllten Topf, oder man brennt Holz in einem Kamin. Die Weiber haben auch hier wie in andern Gegenden der Türkei Feuer unter einem niedrigen Tisch, über welchen sie einen Teppich legen, den sie über den Schoß ziehen, wenn sie sich mit untergeschlagenen Beinen um den Tisch setzen. Diese Manier, die Zimmer zu heizen, ist sehr bequem und kostet nur wenig Feuerung, aber sie ist auch sehr gefährlich. Denn da nicht nur der ganze Fußboden, worauf der Topf mit Feuer steht, sondern auch der Tisch mit Decken oder Tapeten belegt ist, so entstehen dadurch oft Feuersbrünste.

Je mehr es im Frühling zu Mardin regnet, eine desto reichere Ernte erwartet man. Von der Mitte des Mai bis in den Monat Oktober regnet es hier fast gar nicht, und fast alle Einwohner schlafen des Nachts in dieser Zeit unter freiem Himmel. Das Wasser ist vortrefflich und im Überfluß. Unter der Stadt und an der andern Seite des Berges findet man viele Fruchtgärten, besonders von Weintrauben, Birnen, Äpfeln, Pistazien, Haselnüssen und dergleichen. Die Pflaumen von Mardin sind so berühmt, daß davon jährlich eine Menge an den Hof des Sultans gesandt wird. An wilden Kirschen ist in dieser Gegend ein so großer Überfluß, daß mit deren Kern ein Handel nach Basra und Haleb getrieben wird. Wegen der Menge von Weintrauben schickt man auch viele Rosinen auswärts, und Wein und Branntwein ist bei den hiesigen Christen sehr wohlfeil. Hier wird auch viel Manna gesammelt. Der Akkersmann baut vornehmlich Weizen und Gerste. Und da man in der schönen Ebene von Mesopotamien die vortrefflichsten Weiden antrifft, so ist das Fleisch hier beides sehr gut und wohlfeil. In der Stadt sind gute Fabriken, be-

sonders von Leinwand und baumwollenen Zeugen. Man findet hier auch eine Glasfabrik, und überhaupt ist der Handel mit den benachbarten Städten ansehnlich.

Sowohl die Armener, welche sich mit der römischen Kirche vereinigt haben, als die sogenannten Chaldäer (mit der römischen Kirche vereinigte Jakobiten und Nestorianer) haben Kirchen zu Mardin. Die Kirche der erstern ist recht hübsch. Die alten Jakobiten haben 3 Kirchen, nämlich eine innerhalb und die beiden übrigen außerhalb der Stadt. Ihr Bischof hat etwa eine Stunde von hier ein Kloster in einer sehr angenehmen Gegend, wohnt aber die meiste Zeit in der Stadt. Zur Gemeinde der Jakobiten gehören jetzt auch die Schemsie. Diese scheinen die Religion beibehalten zu haben, welche in diesem Lande nicht nur vor der mohammedanischen, sondern auch vor der christlichen im Schwange gewesen ist. Ein alter Mann wollte mich versichern, daß in seiner Jugend noch verschiedene Dörfer in der umherliegenden bergigten Gegend sich zu dieser Religion bekannt hätten. Jetzt, meinte man, wären auf dem Lande keine Schemsie mehr, zu Mardin aber wohnen etwa noch 100 Familien in zwei besondern Quartieren. Diese machten bis vor wenigen Jahren noch eine besondere Gemeinde aus. Als aber Sultan Mustafa einmal auf den Einfall kam, daß alle Christen und Juden in seinem Reiche gezwungen werden sollten, entweder Mohammedaner zu werden oder das Land zu räumen, und als die Großen des Reichs, selbst der Mufti, darzu ihre Einwilligung nicht geben wollten, weil selbst Mohammed die Christen und Juden gegen einen jährlichen Kopfschatz geschützt hätte, so ward, um den Regenten in etwas zu befriedigen, der Befehl erneuert, daß künftig niemand als ein Untertan geduldet werden sollte, der keine göttliche Bücher hätte, das heißt, der weder Mohammedaner, Christ noch Jude wäre. Die Jesidier, die Drusen, die Nassairier

und andre fremde Religionsverwandten, welche unter ihren eigenen Schechs und Emirs in bergigten Gegenden wohnten, kehrten sich an diesen Befehl gar nicht. Die Schemsie aber waren gar zu schwach, zudem wohnten sie alle in Städten, wo sie leicht von der mohammedanischen Obrigkeit beobachtet werden konnten. Sie unterwarfen sich also dem jakobitischen Patriarchen zu Diarbekr, und seitdem nennen sie sich Christen und kleiden sich auch so.

Aber darin und daß sie ihre Kinder taufen lassen, besteht auch fast ihr ganzes Christentum. Selten sieht man mehrere von ihnen in der Kirche, als etwa ein paar, die sie sorgfältig abschicken, damit man sie nicht beschuldigen könne, sie kämen gar nicht in die Kirche. Sie lassen ihre Toten auch zwar von einem jakobitischen Geistlichen zur Erde begleiten; allein dieser wird nicht in das Haus des Verstorbenen gerufen, als bis der Sarg schon zugenagelt ist, da er dann der Leiche nach dem Totenacker der Schemsie folgt. Kurz, sie leben noch so von andern Religionsverwandten abgesondert, daß sie sich nicht einmal mit den Jakobiten verheiraten. Von den Grundsätzen ihrer Religion habe ich nichts mit Gewißheit erfahren können. Die Christen zu Mardin sagen, daß sie die vornehmste Türe ihres Hauses allezeit gegen Aufgang der Sonne bauen, daß sie ihr Angesicht gegen die Sonne wenden, wenn sie beten, daß sie ihren Toten die Haare ausrupfen und einem Verstorbenen ein paar Dukaten in den Mund legen. Bei Hochzeiten werden aber Braut und Bräutigam von einem jakobitischen Geistlichen getraut.

Reise von Mardin über Diarbekr nach Haleb

Mai 1766

Am 10ten Mai des Morgens frühe reisete ich mit einer kleinen Kafle von Mardin ab, um nach Diarbekr zu gehen. Die Entfernung dieser beiden Städte ist in gerader Linie etwa 11 deutsche Meilen nach Nordwest. Man kann selbige bequem in 2 Tagen zurücklegen. Weil aber die Eigner der Lasttiere in dieser Jahreszeit überall die schönsten Wiesen fanden, so reiseten sie sehr langsam, und wir erreichten Diarbekr nicht eher als am 12ten des Vormittags.

Der Name Diarbekr ist nicht alt. Ehmals hieß diese Stadt Amid, und diesen Namen braucht man gemeiniglich auch noch jetzt in den türkischen Urkunden. Sie liegt an dem westlichen Ufer des Tigers, auf der Fläche eines Felsens, der nach der Seite des Flusses sehr steil ist. Die Stadt ist ganz mit einer hohen Mauer von einem harten, schwarzen Stein umgeben, wovon die Türken sie auch Kara Amid (das schwarze Amid) nennen. In der Mauer sind verschiedene Basteien oder große Türme, auf welchen Kanonen gebraucht werden können.

Es ist in den morgenländischen Städten sehr schwer, ja fast unmöglich, zuverlässige Nachrichten von ihrer Bevölkerung zu erhalten. Weder Christen noch Mohammedaner bekümmern sich darum, und es ist ihnen daher allezeit unerwartet, wenn ein Europäer frägt, wie viele tausend Einwohner die Stadt haben möge? Ihre erste Antwort ist gemeiniglich, die Stadt sei eine Welt. Sollen sie sich ge-

nauer erklären, so reden sie von einigen hunderttausend, ja man hat wohl von einer Million Einwohner gesprochen, wo ich kaum hunderttausend vermutete.

Ich fand bald Gelegenheit, meine Reise nach Haleb mit einer kleinen Karawane fortsetzen zu können. Diese verließ die Stadt am 19ten Mai, an welchem Tage in diesem Jahr das Opferfest der Mohammedaner gefeiert ward.

Am 6ten Junius erreichte ich die Stadt Haleb. Wir kamen durch ein Dorf Heilan, das nach der Meinung der Christen von der Kaiserin Helena benannt sein soll; denn diese soll die Wasserleitung von hier nach Haleb gebaut haben, wodurch die Stadt noch jetzt mit Wasser versorgt wird. Nachher kamen wir durch eine anmutige Gegend zwischen lauter Gärten, die von dem kleinen Fluß Koik gewässert werden und den Einwohnern der Stadt im Sommer ein sehr angenehmer Aufenthalt sind.

Die Nachrichten, welche ich von den verschiedenen Stämmen der Araber erhalten habe, die mit ihren Herden in den von Städten und Dörfern entblößten Gegenden von Arabien und den benachbarten Provinzen herumwandern, findet man schon in der Beschreibung von Arabien. Ich hatte auf meiner Reise keine Gelegenheit, selbst mit Turkmannen und Kurden bekannt zu werden. Indes erhielt ich durch die Freundschaft des Herrn Doct. Patrik Russel zu Haleb, der oft Besuch von ihren vornehmsten Anführern hatte, folgende Auskünfte:

Die Kurden und Turkmannen sind Mohammedaner. Die vornehmsten Familien von erstern sind ursprünglich aus Kurdestan sowie die von letztern aus Turkestan. Besonders sollen viele von den Turkmannen zurückgeblieben sein, die mit der Armee des Timur leng nach diesen Gegenden kamen. Die gemeinen Turkmannen und Kurden aber sind größtenteils ursprünglich aus den Gegenden,

wo sie jetzt herumziehen, und zum Teil von christlicher Abkunft. Denn so wie die Dörfer dieser armen Leute nach und nach teils von den türkischen Statthaltern, teils von den herumstreifenden Horden zerstört wurden, so fanden sie kein ander Mittel, sich zu ernähren, als sich selbst unter den Schutz der Turkmannen, Kurden und Araber zu begeben; und da es ihnen hier an Kirchen und Geistlichen fehlte, so vergaßen sie nach und nach beides, Religion und ihre Muttersprache. Der unzeitige Eifer der morgenländischen Geistlichen hat auch vieles zum Untergang des Christentums beigetragen. So sagt man zum Beispiel, daß der ganze Stamm Pehliwanli aus armenischen Christen bestanden habe. Diese sollen von ihrem Bischofe verlangt haben, daß ihre Fasten gemildert, wenigstens daß ihnen erlaubt werden möchte, zu dieser Zeit Milch, Butter und Eier essen zu dürfen. Dies aber soll ihnen abgeschlagen und der ganze Stamm darauf mohammedanisch geworden sein. Jetzt wird er zu den Turkmannen gerechnet.

Die Oberhäupter der herumwandernden Kurden und Turkmannen nennt man Aga. Letztere sollen sich nicht viel um ihren Adel bekümmern. Die Kurden aber sollen darauf ebenso stolz sein als die Schechs der Beduinen. Ihre Denkungsart ist von der Araber ihrer darin verschieden, daß sie bei der Geburt einer Tochter mehr Freudensbezeugungen anstellen, als wenn ihnen ein Sohn geboren wird. Denn als Mohammedaner können sie mehr als eine Frau heiraten, und ein kurdischer Aga nimmt nicht gern ein Mädgen von geringer Geburt. Man sagt, daß ein Kurd von einer alten Familie wohl 50 Beutel (über 16 500 Rthlr.) für seine Tochter verlangt und ihr nur eine kleine Aussteuer gibt, anstatt daß die vornehmen Araber und Türken gemeiniglich nicht nur alles, was sie von dem Bräutigam erhalten, sondern noch wohl mehr auf die Aussteuer wenden. Viele Töchter sind daher bei ihnen ein Reichtum.

Auch die Kurden und Turkmannen, welche zerstreut in Dörfern wohnen, haben oft unter sich ein Oberhaupt. In den Dörfern zwischen dem Tiger und Kurdestan hörte ich zum Beispiel von den kurdischen Familien Badsjelan, Lak, Sarilie usf., wovon jede einen Kichja hat. Doch ist selbiger nicht als eine obrigkeitliche Person anzusehen, sondern oft ebensowohl nur ein Bauer als die übrigen von seiner Familie. Weil er aber am besten geschickt ist, ihretwegen mit der türkischen Obrigkeit zu sprechen oder Streitigkeiten beizulegen, so hält er es für seine Schuldigkeit, ihr Fürsprecher zu sein, ohne dafür im geringsten Bezahlung zu erwarten. Man findet übrigens ebenso selten kurdische und turkmannische Familien, die Geschlechtregister haben, als arabische.

Anmerkungen von Syrien und besonders von den Bewohnern des Berges Libanon

Bei meiner Ankunft zu Haleb begab ich mich gleich nach dem Hause des holländischen Generalkonsuls Herrn von Masseyk, der mir schon eine Einladung nach Basra entgegengesandt hatte, und ward auf das freundschaftlichste aufgenommen. Ich fand hier die angenehmste Gesellschaft, die ich seit einigen Jahren angetroffen hatte, und gar Landsleute; denn Herr von Masseyk war ein Holsteiner und also ein geborner Untertan des Königs von Dänemark, und die Frau von Masseyk eine geborne Goverts aus Hamburg. Mein freundschaftlicher Wirt unterließ überhaupt nichts, wodurch er mir den Aufenthalt in dieser Stadt angenehm machen konnte. Er verschaffte mir bald die Bekanntschaft mit den übrigen hier wohnhaften Europäern; besonders mit dem Herrn Pury, einem Kaufmann, der mit seinem Handlungshause in Verbindung stand und bei ihm wohnte; ingleichen mit dem Herrn Dokt. Patr. Russel, einem würdigen Bruder des Verfassers der Description of Aleppo, dem Herrn Dawes, Prediger bei der hiesigen englischen Faktorei, dem jetzigen Prokonsul Herrn Preston, den Herren Smith, Abbot und übrigen englischen Kaufleuten. Ich sah mich also auf einmal wieder unter eine Menge von europäischen Freunden versetzt, durch deren Umgang ich bald alles Ungemach vergaß, was ich bisher ausgestanden hatte.

Unterdes fand ich zu Haleb einen Befehl Sr. Königlichen Majestät, von hier nach Zypern zu reisen und die Inschriften aufzusuchen, welche Herr Doktor Pocock daselbst kopiert hat und die von den Gelehrten in Europa für phönizisch und also für sehr merkwürdig erklärt worden sind. Die Einwohner dieser Insel hatten vor einiger Zeit ihren Statthalter ermordet und waren noch in den Waffen, es schien also nicht ratsam zu sein, diese Reise gleich anzutreten. Da aber die Kriegsnachrichten in der Ferne oft gefährlicher lauten, als sie wirklich sind, so eilte ich, nach Scanderone zu kommen, um von hier, sobald ich Nachricht erhalten würde, daß es nur in der Gegend von Larnaka, wo Pocok die Inschriften angetroffen hat, ruhig wäre, gleich nach Zypern abgehen zu können. Von Zypern reisete ich nachher auch noch nach Jafa, Jerusalem, Akka, Seide, Damaskus, Tripolis, Ladakia und kam wieder nach Haleb zurück, um hier eine Karawane zu erwarten, womit ich durch Natolien, nämlich über Adene, Konje, Kutahja und Bursa nach Konstantinopel gehen könnte. Allein die Beschreibung dieser Reise muß ich zu dem folgenden Bande versparen; ich will hier nur einige Anmerkungen von Syrien überhaupt einrücken.

Syrien wird in verschiedene große Provinzen eingeteilt, deren Statthalter drei Roßschweife haben. Das Gouvernement Damaskus ist davon das größte und einträglichste; denn darzu gehört jetzt auch das ganze gelobte Land. Darnach folgt das Paschalik Haleb. Die Paschas von Tripolis und Seide haben zwar auch große Distrikte unter ihrem Befehl; allein die meisten von ihren Untertanen wohnen auf dem großen Gebirge Libanon, und diese sind nicht nur Anhänger von verschiedenen Sekten und Religionen, sondern viele davon stehen auch noch unter Schechs und Emirs von ihren eigenen Nationen, die gewisse Distrikte von den Paschas pachten, aber ihre Pacht oft nicht eher be-

zahlen, als bis die Türken selbige mit einer Armee abholen, welches allezeit sehr kostbar wird.

Die alte syrische Sprache ist hier schon längst von der arabischen verdrängt worden. Man sagt zwar, daß man in dem Gouvernement Damaskus noch einige wenige Dörfer antrifft, wo noch jetzt Syrisch geredet wird; allein dies soll sehr von der alten syrischen Sprache abweichen. Die Kurden und Turkmannen, welche auf Dsjebbel el krad und in der Gegend M'kata el turkman wohnen oder in Syrien unter Zelten leben, reden schlechte kurdische und türkische Dialekte; und seitdem dies Land unter türkischer Botmäßigkeit gewesen ist, da oft Paschas hieher kommen, die kein Arabisch verstehen, so ist das Türkische sowohl in diesem Lande als in allen übrigen Provinzen des Sultans gleichsam die Hofsprache geworden. Doch ist diese Sprache hier noch nicht gemeiner als etwa das Französische in Deutschland.

Die mohammedanische Religion, und zwar die Sekte Sunni, ist in diesem Lande die herrschende. Man findet hier aber auch Juden, Christen, Metaueli, Drusen, Nassairier, Ismaeliten und Anhänger anderer Sekten, um welche die übrigen Einwohner sich wenig bekümmern und die also ein Reisender nicht kennenlernen kann.

Die Juden wohnen in Städten und sind fast alle Talmudisten. Man soll zu Damaskus auch noch einige Karaiten und Samaritaner antreffen; allein deren Anzahl ist überhaupt nur klein. Die Samaritaner haben ihren vornehmsten Aufenthalt zu Sichem und Nablos.

Die Anzahl der Christen ist in Syrien noch sehr groß, vornehmlich auf dem Berge Libanon, wo die Maroniten unter dem Schutz der Drusen noch eine Art Herrschaft, wenigstens viel mehr Freiheit und Ansehen haben als in den Städten. Die Maroniten sind auch wohl die zahlreichsten. Sie erkennen den Papst als ihr geistliches Oberhaupt

und wollen versichern, daß sie jederzeit eifrige Anhänger der römischen Kirche gewesen sind. Sie wählen ihren Patriarchen selbst, lassen ihn aber vom Papst in seinem Amte bestätigen, und dann erhält er, wenn ich nicht irre, zugleich den Titel Patriarch von Antiochien. Übrigens scheinen sie sich nicht viel um den Papst zu bekümmern. Denn man soll Beispiele haben, daß die europäischen Mönche, welche auf dem Berge Libanon wohnen, es dahin gebracht haben, daß einer erwählt worden, der in Rom gewesen und den europäischen Katholiken am meisten gewogen war, daß aber eine stärkere morgenländische Partei einen andern ernannt; und wenn dann der Papst letztern nicht hat als Patriarch bestätigen wollen, man sich auch um erstern weiter nicht bekümmert habe. Dieser Patriarch der Maroniten soll noch 12 Bischöfe unter sich haben, die alle sehr kümmerlich leben.

Auf dem großen und fruchtbaren Gebirge Libanon wohnen auch viele Christen, die man Griechen nennt, weil sie sich ehmals zu der griechischen Kirche gehalten haben. Allein ihre Geistlichen verstehen oft weniger Griechisch als die Maroniten Syrisch, und daher wird der Gottesdienst auch bei ihnen größtenteils in arabischer Sprache gehalten. Sie haben gleichfalls ihren eigenen Patriarchen, aber vermutlich erst seitdem, da sie sich mit der römischen Kirche vereinigt haben; und ich meine, daß nicht einmal die übrigen unierten Griechen, welche nicht im Gebiete der Drusen wohnen, sich um diesen Patriarchen bekümmern; sondern daß der Papst einem hiesigen Geistlichen nur deswegen den Titel beilegt, um in der Levante einen griechischen Patriarchen zu haben. Ebenso wohnt auf dem Berge Libanon ein vom Papst ernannter armenischer Patriarch, der wahrscheinlich auch nicht viel zu befehlen hat. Überhaupt leben alle diese sogenannten europäischen Patriarchen hier unter dem Schutz der Drusen ganz ruhig,

anstatt daß der päpstliche chaldäische Patriarch zu Diarbekr und andre abtrünnig gewordenen morgenländischen Geistliche von ihren alten Glaubensgenossen und den Paschas oft viel Verdruß haben. Denn man findet in allen syrischen Städten auch noch viele Griechen, Armener und Jakobiten, die die Patriarchen zu Konstantinopel, Ädsch miazin und Diarbekr für die Oberhäupter ihrer Kirchen erkennen und die es gar nicht gleichgültig ansehen, daß der Papst den Abtrünnigen den Titel Patriarch beilegt, daß die europäischen Mönche und ihre Schüler immer mehr von den alten Gemeinden abspenstig machen, dadurch Uneinigkeit stiften und viele brave Familien gänzlich zugrunde richten. Die Uneinigkeit der Christen ist allezeit ein Gewinn für die türkische Obrigkeit.

Die Metaueli bekennen sich entweder ganz oder doch zum Teil zu der in Persien herrschenden mohammedanischen Sekte und sind also Schiiten. Sie wollen, so wie die Perser, mit fremden Religionsverwandten weder essen noch trinken und nicht eher eine Schüssel, woraus ein Fremder gegessen oder getrunken hat, wieder brauchen, als bis sie sie wohl gescheuert haben; ja sie halten sich für unrein, wenn ein Fremder nur ihre Kleider berührt. Da sie unter der Herrschaft der Türken stehen, so dürfen sie den Sunniten nicht allezeit so verächtlich begegnen. Sie müssen gar bisweilen sich als Sunniten stellen. Überhaupt aber wollen weder Sunniten noch Christen gern unter ihnen wohnen, und die Maroniten, welche bei den Schechs der Metaueli als Schreiber dienen, bleiben bei ihnen selten viele Jahre.

Die Drusen stehen unter vielen Schechs von ihrer eigenen Nation, deren Oberhäupter sich Emir nennen. Ihr größter Emir residiert zu Deir el kammar und regiert über den größten Teil des Berges Libanon. Er bezahlt Tribut oder

Pacht an den Pascha zu Seide. Überdies habe ich noch von einem Schech der Drusen mit Namen Hussein gehört, der auf Dsjebbel Keftin, einem Berge in dem Paschalik Haleb, mehr als 40 Dörfer unter sich hat; allein die Einwohner derselben und der Schech selbst sind vermutlich nicht echte Drusen; denn man beschuldigt sie, daß sie nächtliche Zusammenkünfte halten und andere schlimme Gebräuche der Ismaeliten haben, deren nachher erwähnt werden wird.

Die Drusen sind wohl ursprünglich Syrer; sie haben aber ihre Religion von dem bekannten Mohammed ibn Ismael el Darari erhalten, der im Anfange des fünften Jahrhunderts nach der Hedsjera so viel Aufsehens in Ägypten machte. Andre Schriftsteller haben behaupten wollen, daß man sie an der spitzigen Figur ihres Kopfs erkennen könne. Ich habe mich deswegen eigentlich bei verschiedenen Maroniten erkundigt, aber niemand hatte es bemerkt, daß die Figur der Drusenköpfe von den ihrigen verschieden wäre. Auch glaubten die Maroniten nicht, daß die Drusen die Figur eines Kalbes anbeten; und wenn andre Schriftsteller sie beschuldigt haben, daß sie ihre Schwestern und Töchter heiraten, so haben die Mohammedaner und Maroniten, welche unter ihnen wohnen, mir das Gegenteil davon versichert.

Die Drusen teilen sich in Akal, das heißt geistliche, und in Dsjehhel oder weltliche. Erstere stehen unter dreien Schechs el akal. Davon wohnt einer in dem Distrikt Arkub, der andere in dem Distrikt Tschuf el heite und der dritte in dem Distrikt Hasbeia. Die Akal unterscheiden sich von den weltlichen durch ihre weiße Kleidung. Sie haben gemeiniglich schöne Häuser oben auf den Hügeln, und nach den wenigen von ihren Wohnungen zu urteilen, die ich auf dem Wege von Seide nach Damaskus gesehen habe, scheint es, daß sie nicht die schlechtesten Gegenden

gewählt haben. Am Donnerstagsabend, der bei den Morgenländern die Freitagsnacht genannt wird, versammeln sie sich in dem Hause eines ihrer Mitbrüder, um den Gottesdienst zu halten und für die ganze Nation zu beten. Die Weiber der Geistlichen können dabei gegenwärtig sein; aber kein Weltlicher, selbst nicht ein Schech oder Emir wird zugelassen. Sie verachten alle weltlichen Ehrenstellen. Wahrscheinlich aber machen sie nur aus der Not eine Tugend; denn im folgenden wird es sich zeigen, daß sie nach der Zurückkunft ihres Hakems Könige, Wesirs und Paschas zu werden hoffen. Sie verheiraten sich nicht mit den Töchtern der Weltlichen; ja sie treiben ihren Abscheu für die Güter der Großen so weit, daß sie nicht einmal bei den Schechs und Emirs ihrer eigenen Nation essen wollen. Die Akals essen daher nur bei den Akals und bei Bauern und andern geringen Leuten, wovon sie wissen, daß sie ihr Brot durch ihre Arbeit verdienen.

Ich habe gleichfalls von einigen Geistlichen der Sunniten gehört, die so gewissenhaft waren, daß sie nicht mit einem Pascha oder andern vornehmen Türken speisen wollten. Deren aber gibt es sehr wenige, und diese werden von vernünftigen Leuten für Heuchler angesehen. Auch die weltlichen Drusen wollen nicht mit einem jeden essen. Die Gemahlin eines vornehmen Schechs wohnte einige Tage in dem Gartenhause des französischen Konsuls zu Seide, und als dieser ihr ein Geschenk von Gartenfrüchten und andern Lebensmitteln machte, sagte sie zu ihm: Sie würde dergleichen nicht vom Pascha oder Kadi annehmen, sie trüge aber kein Bedenken, bei ihm zu essen, da sie nicht zweifelte, er würde sein Vermögen rechtmäßig erworben haben.

Die größten Leidenschaften der weltlichen Drusen sind: Gastfreiheit, Ehrbegierde, eine Tapferkeit, die oft in Tollkühnheit ausartet, und auch wohl Geiz. Ein junger Schech

oder Emir lernt zwar lesen und schreiben, aber um die Religion bekümmert er sich gar nicht. Er ist darzu auch nicht verbunden, weil ihre Geistlichen es übernommen haben, für alle Weltlichen zu beten und zu fasten. Der junge Herr wird von Jugend auf angewöhnt, große Beschwerlichkeiten auszustehen. Er muß gut reiten, den Säbel gut zu führen, die Lanze und besonders das Schießgewehr gut zu brauchen lernen. Ein Schech, das heißt ein Adliger, würde sehr verachtet werden, wenn man jemals, bei welcher Gelegenheit es auch immer sein möge, Tränen in seinen Augen bemerkt hätte. Sie sind auch so abgehärtet, daß sie den Tod für nichts achten und sich wegen des geringsten Worts, wodurch sie ihre Ehre beleidigt halten, einander niederhauen oder erschießen. Bei ihnen gilt das Faustrecht noch in einem hohen Grade. Sogar die Christen auf dem Berge Libanon beobachten ebendies Gesetz und die Blutrache. Ihre Bischöfe können nur suchen, die streitenden Parteien von ihrer Gemeinde gütlich miteinander zu vergleichen, und weiter geht auch nicht die Macht der Akal über die Drusen. Man findet hier nicht einmal türkische Kadis. Wenn ein gemeiner Druse einen andern, einen Christen oder Mohammedaner, erschlägt, so läßt der regierende Emir sein Haus plündern, wenn er die ihm aufgelegte Geldstrafe nicht bezahlen kann oder will. Der Emir straft den Mörder nur überaus selten am Leben. Die Angehörigen des Mörders und des Ermordeten erwürgen sich nachher untereinander und sogar des Nachts hinterlistigerweise, ohne auf die Gleichheit der Parteien oder darauf zu sehen, wie viele schon von jeder Seite erschlagen worden sind. Der Emir läßt sich für jeden Totschlag nur Geld bezahlen.

Die großen Schechs der Drusen üben das Faustrecht mit noch größerer Dreistigkeit aus, weil sie sich dem Emir gleich zu sein dünken und dieser ihnen weder das Leben

nehmen, noch einen andern mit ihren Dörfern belehnen kann. Wenn zwei Vornehme in einen Streit geraten, so schicken sie ihre Bauern in ein Dorf ihres Feindes, lassen die Einwohner erwürgen, Maulbeer- und Olivenbäume umhauen, und der Emir bestraft dies bisweilen gar nicht. Bisweilen verlangt er vom angreifenden Teile eine große Summe Geldes, oder er läßt auch ihm die Bäume umhauen und das Haus anzünden. Wenn einer das Unglück hat, einen Mörder in seiner Familie zu haben, oder wenn einer von den Seinigen ermordet worden ist, so kann er weder des Tages ruhig auf dem Felde arbeiten, noch des Nachts mit Sicherheit in seinem Hause schlafen. Viele entschließen sich zwar, Frieden zu machen, aber viele einzelne Familien, ja ganze Dörfer leben sozusagen, in einem beständigen Kriege. Man hat mich versichern wollen, daß in dem Gebiete der Drusen auf dem Berge Libanon jährlich wohl 30 bis 40 Personen ihr Leben gewaltsamerweise verlieren.

Weil die Drusen sich oft wegen eines einzigen unbedachtsamen Wortes erschießen, so begegnen sich hier auch die gemeinen Leute mit der größten Behutsamkeit und vielen Freundschaftsbezeugungen. Sie reden niemals übel von ihrem abwesenden Feinde; sie loben ihn gemeiniglich mehr als ihren besten Freund. Wenn ein Mörder glaubt, daß er und seine Familie zu schwach sind, um sich gegen die Familie des Ermordeten zu verteidigen, so geht er mit einem Strick oder Tuch um den Hals zu dem nächsten Anverwandten des Ermordeten, entschuldigt sich, daß er als ein Mann von Ehre nicht habe umhin können, die Mordtat zu begehen, weil der andre ihm ein ehrenrühriges Wort gesagt habe. Er gibt ihm nun mit vielen Komplimenten völlige Freiheit, ihm das Leben wieder zu nehmen. Dann muß der Anverwandte des Ermordeten ihm sein Verbrechen vergeben. Indes geschieht dies nicht so schlechtweg. Der Beleidigte läßt einen Barbier holen und dem Beleidi-

ger den Bart abscheren. Vor einiger Zeit beklagte sich eine Witwe bei dem Mörder ihres Mannes, daß sie durch ihn unglücklich geworden wäre. Der Mörder sagte vieles zum Lobe des Ermordeten, beklagte aber, daß dieser so unvorsichtig gewesen wäre, seiner Ehre zu nahe zu treten. Unterdes sorgte er so gut für den Unterhalt der armen Witwe und ihrer Kinder, als seine Umstände es erlaubten. Nicht selten geschehen Mordtaten beim Wein, wovon die Drusen große Liebhaber sind.

Wenn die Drusen sich so leicht untereinander totschlagen, da sie doch noch etwas von den Angehörigen des Ermordeten zu fürchten haben, so glaubt man vielleicht, daß ein Fremder gar keine Sicherheit unter ihnen antreffe. Allein sie sind ebenso gastfrei als die Araber; und wenn ein Fremder sich unter den Schutz der Drusen begeben hat, so schützen diese ihn auch gegen seine Feinde. Vor einigen Jahren nahm das Oberhaupt von einer türkischen Räuberbande seine Zuflucht zu einem Schech von Beit Telhuk, der vorher niemals Bekanntschaft mit ihm gehabt hatte. Als der Pascha zu Damaskus dies erfuhr, verlangte er mit vielen Drohungen, daß der Emir der Drusen den Räuber ausliefern sollte. Weil der Emir und viele andre Große der Nation es nicht für ratsam hielten, dieses Fremdlings wegen mit den Türken Krieg zu führen, so ward dem Schech befohlen, ihn auszuliefern. Allein dieser ließ sich lieber einige Häuser plündern, sie anzünden, ja seine Maulbeer- und Olivenbäume umhauen, als daß er gegen die Gastfreiheit handeln und einen Menschen verlassen wollte, der bei ihm Schutz gesucht hatte. Er lieferte ihn nicht aus, und weil der Pascha unterdessen andre Geschäfte erhalten hatte, so ward die Sache auch nicht aufs äußerste getrieben.

Folgende Begebenheiten können zum Beweis von dem Charakter und der Tollkühnheit der Drusen dienen. Einmal geriet einer von ihnen auf den Einfall, daß seine Tap-

ferkeit berühmt werden würde, wenn er Damaskus, die Hauptstadt von Syrien und die Residenz eines der größten Paschas im ganzen türkischen Reiche, bei hellem Tage plündern könnte. Er brachte zu dieser Absicht ein paar hundert Mann zusammen. Er führte davon etwa 50 verkleidete Drusen in den Hauptbasar, welcher voller Leute war. Die übrigen hatte er teils bei den Toren, teils in den Vorstädten und teils hinter den Gärten verteilt. Die in dem Basar schossen auf ein gegebenes Zeichen mit ihren Pistolen unter die Einwohner. Einige wurden dadurch getötet, andre verwundet; alle zerstreuten sich und ließen den Drusen Zeit, die offenen Kaufmannsbuden zu plündern. Weil man ihre Anzahl nicht wußte, so unterstand sich kein Bürger, aus dem Hause zu gehen; und ehe die Truppen des Pascha sich versammelten, waren die Drusen schon außerhalb der Stadt, wo ihre Kameraden hinter den Gärten mit Pferden auf sie warteten.

Weil die Drusen ihre Religion vor den Türken nicht bekanntmachen wollen, ja nicht einmal dürfen, weil man sonst einen Religionskrieg gegen sie würde anfangen müssen, so nennen sie sich Mohammedaner. Der regierende Emir und andre Vornehme, die bisweilen Geschäfte bei den Paschas und andern großen Türken haben, sind beschnitten; sie lernen auch das Gebet und die darzu gehörigen Zeremonien, damit sie sich als Mohammedaner zeigen können. Übrigens bekümmern sie sich um die mohammedanische Religion gar nicht. Sie haben zwar zu Deier el Kammar eine Moschee, aber gleichsam nur, um ihre vornehmen Gäste damit zu bewirten. Wenn der Emir einen Besuch von einem Aga erwartet, so wird die Moschee gereinigt, und solange sein Gast bei ihm ist, wird auch der mohammedanische Gottesdienst darin gehalten. Sonst steht sie ganz ledig, und das Minarett wird dann nicht gebraucht, um von demselben die Gemeinde zum Gebet zu-

sammenzurufen, sondern um es bekanntzumachen, wenn jemand ein Schaf oder einen Maulesel verloren hat oder wie teuer das Fleisch und andre Lebensmittel auf dem Markt verkauft werden sollen. Mit den Christen trinken die Drusen nicht nur Wein und andre starke Getränke, sondern sie essen auch alles, sogar Schweinefleisch mit ihnen. Wenn sie sich in einem Dorfe aufhalten, wo viele Maroniten wohnen, so besuchen sie, vornehmlich die vornehmen Drusinnen, oft die Kirche. Und wenn etwa ein europäischer Mönch oder ein Bischof der Maroniten den Sohn oder die Tochter eines Emir taufen will, so erlaubt man ihm auch diese Ehre; ja, man hat Beispiele, daß alte Emirs und Schechs, welche glaubten, daß ihre Nachkommen Vorteil von der Freundschaft der Christen würden haben können, sich noch auf ihrem Todbette haben taufen lassen. Im Leben aber sind sie immer wahre Dsjehhel geblieben, das heißt, sie haben sich um keine Religion bekümmert. Bisweilen, obgleich sehr selten, wählt ein Emir oder Schech in seinem Alter oder nachdem er viele Widerwärtigkeiten gehabt hat, den Stand der Akal, um die letzte Zeit seines Lebens in Ruhe zuzubringen. Man hat oft Beispiele, daß Drusen, die sich zu Damaskus, Haleb oder Seide niedergelassen, Mohammedaner werden; die Drusen aber nehmen gar keine Proselyten an, wie nachher bemerkt werden wird.

Das Gesetz oder vielleicht nur die Gewohnheit erlaubt den Drusen die Vielweiberei. Man findet aber nicht viele, die mehr als eine Frau haben; und selbst bei den Vornehmen ist es überaus selten, daß einer mehr als zwei Frauen hat. Bei ihnen wird vor der Hochzeit in Gegenwart eines Akals, so wie bei den Mohammedanern in Gegenwart eines Kadi, ein Vergleich mit den Anverwandten der Braut getroffen, wieviel der Mann seiner Frau in dem Fall geben soll, da er sie verstößt. Wenn der Mohammedaner von sei-

ner Frau geschieden sein will, so muß er sich deswegen an den Kadi wenden, und vermutlich wird eine ähnliche Zeremonie bei den Drusen erfordert. Man hat mich aber versichern wollen, letztere brauchten darzu nicht allezeit so viel Umstände. Wenn zum Beispiel eine Frau um Erlaubnis bittet, ihre Eltern zu besuchen, und der Mann sagt bloß: Gehe, und nicht: Gehe und komme wieder, so soll er sie dadurch schon verstoßen haben.

Die vornehmen Drusen erscheinen bei der Beerdigung ihrer verstorbenen Anverwandten alle zu Pferde und erweisen ihnen nach ihrer Art viele militärische Ehrenbezeigungen. Man sagte auch, daß sie ein Bund Stroh oder ein Stück Holz mit den Kleidern des Verstorbenen ankleiden, es während 7 Tagen in dem Dorfe und auf den umherliegenden Feldern herumtragen und nach Verlauf dieser Zeit auf dem Grabe des Verstorbenen wieder auskleiden. Überhaupt versammeln sich bei der Hochzeit und der Beerdigung der vornehmen Drusen sehr viele Leute, und da diese alle bewirtet werden müssen, so sind solche Feierlichkeiten bei ihnen sehr kostbar.

Die vorhergehenden Nachrichten von den Sitten und Gebräuchen der Drusen habe ich alle von Maroniten erhalten, die viele Jahre auf dem Berge Libanon gewohnt haben. Diese hatten zwar von Jugend auf Umgang mit weltlichen Drusen gehabt, aber nicht mit ihren Geistlichen. Sie konnten mir daher keine Nachricht von ihrer Religion und den Zeremonien geben, die sie bei ihren Zusammenkünften beobachten. Man kann die Religion fremder Nationen auch nicht aus einigen Zeremonien und Gebräuchen und am wenigsten aus den Nachrichten ihrer Nachbarn beurteilen, weil diese gemeiniglich ihre größten Feinde zu sein und alles von der schlimmsten Seite vorzustellen pflegen. Ich suchte daher ein Buch, worin ein Druse selbst Nachricht von seiner Religion gibt, und erhielt endlich ein sol-

ches durch Antun Beitar, den ersten Dolmetscher des Herrn van Masseyk. Ein Jesuit, der der arabischen Sprache vollkommen mächtig war und dem ein gastfreier Druse ein Nachtlager gab, soll es in der Ecke seines Schlafzimmers gefunden und gleich in derselben Nacht abgeschrieben haben. Aus diesem Büchlein habe ich folgendes angemerkt.

El dursi oder, wie die Europäer sie zu nennen pflegen, die Drusen, folgen der Lehre des Mohammed ibn Ismael und beten Hakem als Gott an.* Sie nennen sich auch Mauaheddin. Sie glauben, daß in dem 400ten Jahre nach der Hedsjera (1009 nach Christi Geburt) die Gottheit in Hakem gefahren sei, doch habe sich selbige den Menschen nicht eher offenbart als im Jahr 408, als nämlich Mohammed ibn Ismael anfing, seine neue Religion auszubreiten. Das 409te Jahr nennen die Drusen ein Jahr der Betrübnis, weil die Gottheit in demselben ihren Hakem verlassen habe. Aber von dem Anfang des 410ten Jahres bis zu dem Anfang des 412ten (als er nämlich starb) soll Gott wieder in ihm gewohnt haben.

Gott soll nach dem erwähnten Büchlein in menschlicher Gestalt erschienen sein, nämlich: 1) Unter dem Namen El ali in Indien, in einer Stadt Tschin ma tschin. 2) Unter dem Namen El baar zu Isfahan. 3) Unter dem Namen Alia in Jemen. 4) Unter dem Namen El maala in der Babarei. 5) Unter dem Namen El kaim zu Möhhdi in der Barbarei. 6) Unter dem Namen El maas. 7) Unter dem Namen El asis. 8) Unter dem Namen Abu Zachariä.

---

* Dieser Hakem war Khalif von Ägypten. Er wird in Marai's Geschichte der Regenten in Ägypten (Büschings Magazin V. Teil S. 384) und in der Allgemeinen Welthistorie Vol. XX, S. 493 als ein gottloser Regent beschrieben. An beiden Stellen wird auch der neuen Sekte des Mohammed ibn Ismael erwähnt.

9) Unter dem Namen El mansur und 10) unter dem Namen Hakem und als König von Ägypten.

Die vornehmsten Apostel des Mohammed ibn Ismael waren: 1) Hamsa, 2) Ismael, 3) Mohammed el kilme, 4) Abu el chair und 5) Baha eddin oder Ali ibn Mohammed essemuki.

Des Mohammed ibn Ismael als des Stifters der Religion der Drusen wird in diesem Büchlein nur selten erwähnt. Aber von Hamsa ibn Ali, vermutlich dem ersten von den erwähnten Aposteln, redet der Verfasser sehr oft. Dieser soll siebenmal in der Welt erschienen sein, nämlich 1) zu den Zeiten Adams unter dem Namen Schat; 2) zu der Zeit Noahs soll er Pythagoras; 3) zu der Zeit Abrahams David; 4) zu der Zeit Moses Schaib (Jethro); 5) zu der Zeit Christi Eliasar; 6) zu der Zeit Mohammeds Salman der Perser und 7) zu der Zeit Saids soll er Salech geheißen haben. Das vornehmste Gesetzbuch der Drusen ist von ihm geschrieben. Nach demselben sind die Werke des Ismael und des Baha eddin im größten Ansehen. Von den Büchern der fremden Religionsverwandten schätzen sie das neue Testament am höchsten. Allein dies ist, ihrer Meinung nach, auch von Hamsa geschrieben worden. Dieser soll in der Gestalt eines Jüngers der wahre Messias gewesen sein; und Jesus, der Sohn Mariä, welchen der Verfasser den falschen Messias nennt, im Gesetz unterrichtet haben. Die Seelen der übrigen Apostel der Drusen sollen auch in den Jüngern und Aposteln Christi gewohnt haben.

Die Drusen bedienen sich der Worte Engel und Teufel, verstehen aber durch erstere diejenigen, welche an Hakem glauben, und durch letztere die Ungläubigen. Sie sagen, die fünf Engel, welche den Thron Gottes tragen, sind fünf Apostel (Wesirs) ihres Lehrers, nämlich 1) Gabriel bedeute Hamsa, 2) Michael, Mohammed ibn Waheb, 3) Israfil, Salame ibn Abd Waheb, 4) Asraeil, Baha eddin und 5) Mata-

riin, Ali ibn Achmed. Jeder von ihnen hat auch noch Beinamen als: der Alte, der Beständige, die Posaune usf.

Sie glauben ferner, daß Hakem noch einmal in menschlicher Gestalt auf Erden erscheinen werde, und dies soll man erwarten können, wenn die Christen große Siege über die Mohammedaner werden erhalten haben. Alsdann wird Hakem sich die Welt durchs Schwert unterwürfig machen und die Drusen über alle anderen Religionsverwandte setzen. Doch sollen von letztern die Christen es am besten, die Mohammedaner aber am schlimmsten haben.

Damit sie einen Fremden, der sich etwa für einen weltlichen Drusen ausgeben will (welches leicht geschehen könnte, weil diese wenig oder gar nichts von der Religion erfahren), erkennen können, so fragen sie ihn: Säen die Bauern in eurem Lande auch Hab el haleds? (Ich meine, letzteres bedeutet Linsen.) Antwortet er darauf: Ja, es wird in den Herzen der Gläubigen gesäet; so halten sie es für ein Zeichen, daß er zu ihrer Gemeinde gehört. Proselyten nehmen sie gar nicht an. Sie sagen, wenn auch ein Fremder rechtgläubig werden wollte, so kehre er nach seinem Tode doch wieder zu seinen Glaubensgenossen zurück. Das Buch sei geschlossen und die Feder trocken.

Von den Pflichten eines Drusen habe ich folgendes zerstreut in dem Büchlein angetroffen. Er soll Hakem als Gott verehren und glauben, was die Akal ihm von der Religion sagen, ohne darüber Untersuchungen anzustellen. Er soll glauben, daß die Seele eines Verstorbenen gleich wieder in einen neugeborenen Menschen fahre. Er soll nicht schwören, sondern alles mit Ja oder Nein bekräftigen. Er soll das Geheimnis der Religion seinem Weibe nicht vorenthalten, aber keinem Fremden etwas von der Weisheit offenbaren. Er soll in der Einsamkeit leben und seinen geistlichen Brüdern Almosen geben. Ein Druse

muß ferner glauben, daß andere Religionsverwandte und vornehmlich ihre Großen, die das Vermögen der Untertanen an sich ziehen, von Hakem (Gott) jederzeit verachtet sein werden. Er soll nicht bei ihnen essen, dagegen das Vermögen der Geistlichen (Akal), der Waisen und derer, die vom Feld- und Gartenbau leben, als rechtmäßig erworben hochschätzen. Der Ehebruch ist verboten. Unser Verfasser sagt: Wenn es einem Geistlichen (Akal), der Ehebruch begangen hat, gereuet, so soll er sieben Jahre bei den übrigen Geistlichen herumgehen und sein Verbrechen beweinen. Gereut es ihm aber nicht, und tut er nicht Buße, so soll seine Seele nach seinem Tode in einen Ungläubigen fahren.

Die Nassairier haben gleichfalls eine besondere Religion, die sie vor Fremden verborgen halten. Indes nennen sich ihre Oberhäupter, welche oft Geschäfte bei den Türken haben, auch Sunniten. Ihr vornehmster Aufenthalt ist zwischen dem Berge Libanon und Antiochien. Einer von ihren M'kaddem* wohnt zu Bahlùlie, nicht weit von Ladakia, und dieser ist von den Nassairiern der mächtigste. Alle bezahlen Tribut an den Pascha von Tripolis. Ihre Distrikte sind ziemlich einträglich, weil sie das meiste von dem vortrefflichen Tabak liefern, der von Ladakia ausgeführt wird. Allein diese Nation ist bei weitem nicht so zahlreich als die Drusen; sie bewohnt auch nicht so hohe Gebirge und muß daher den Türken mehr unterwürfig sein. Ein Maronit, der vielen Umgang mit ihnen gehabt hatte, rühmte sie als gute, ehrliche Leute. Sie hatten ihn in einen ihrer Tempel geführt, und diesen hatte er reinlich

---

* Der Titel M'kaddem ist mehr als Schech und weniger als Emir. Ich habe davon sonst nirgends etwas gehört als bei den Nassairiern und Drusen. Dsjindi ist auch ein Titel des Adels der Nassairier.

und mit Marmor belegt, aber darin sonst nichts Merkwürdiges gefunden als eine brennende Lampe. Von ihm hörte ich auch, daß die Nassairier jährlich drei große Festtage haben, an welchen sie nach geendigtem Gottesdienst tanzen.

Von der Religion der Nassairier habe ich weder von morgenländischen Christen, noch von Mohammedanern etwas erfahren können. Diese nennen sie Heiden, die Sonne und Sterne anbeten. Letzteres aber hat man vielleicht daraus geschlossen, weil sie der Sochra viele Ehrerbietung erweisen; und das Wort Sochra bedeutet im Arabischen nicht nur den Planeten Venus, sondern auch Fatima, die Tochter Mohammeds.

Der Verfasser des vorhererwähnten Büchleins von der Religion der Drusen sagt, daß die Nassairier ehmals auch Drusen gewesen sind, daß aber ein gewisser Nassairi sie verführt habe, die Gottheit des Hakems zu leugnen und an dessen Statt Ali ibn Abi taleb (Mohammeds Schwiegersohn) als Gott anzubeten. Dieser habe sie ferner gelehrt, daß die Gottheit in den 12 Imams aus dem Hause Ali gewohnt habe, aber mit Mohammed el Mochdi, dem letzten dieser Imams, verschwunden sei und jetzt in der Sonne wohne. Der Druse sagt auch, daß die Nassairier die Seelenwanderung glauben, und zwar daß die Seele eines Frommen von ihren Glaubensgenossen bei seinem Tode in einen andern Nassairier und nach einer gewissen Zeit in einen Stern fahre. Wenn aber einer ungehorsam ist und dem Befehl des Ali nicht gehorcht, so soll seine Seele in einen Juden, Sunniten oder Christen fahren und sich so oft verwandeln, bis sie gereinigt ist und sich endlich in einen Stern erheben könne. Die Seelen der Ungläubigen, welche Ali ibn Abi taleb nicht anbeten, sollen in Kamele, Maulesel, Esel, Hunde, Schafe und andre Tiere fahren.

Diese Nachrichten stimmen ziemlich mit denen über-

ein, die ich in einem kleinen Büchlein von der Religion der Nassairier angetroffen habe, welches Antun Beitar mir gleichfalls verschaffte. Türkische Gerichtsbediente, die einen Nassairier des Nachts überfielen und ins Gefängnis schleppten, sollen es in seinem Hause gefunden haben. Es war das Original selbst, aber unvollständig, darzu schlecht geschrieben und mit so vielen dunkeln Redensarten angefüllt, daß der Verfasser selbst an einer Stelle sagt, daß die Nassairier eine Mauer vor dem Lande Gog und Magog gezogen hätten oder daß sie sich in ihren Büchern dunkler Redensarten bedienten, um ihre Geheimnisse vor den Ungläubigen zu verbergen. Niemand, der nicht ein Nassairier ist, wird es auch verstehen, wenn der Verfasser zum Beispiel Gabriel, die Krähe, die Arche, den Ring, die Belkis, den Stab Moses, den Dromedar des Salech, die Kuh der Israeliten usf. verborgene Apostel nennt. Solche Redensarten findet man auf jeder Seite, und es wird nicht erklärt, was selbige bedeuten. Indes will ich folgendes daraus bemerken.

Die Nassairier nennen sich Mu̓men. Sie reden von der Einheit Gottes, nämlich des Ali, der aus dem Auge der Sonne hervortreten und die Welt richten wird, und von 5 Personen in derselben. Diese heißen: 1) Maana (der Verstand); 2) Ism (der Name), in diesem ist allezeit die wahre Weisheit, und er wird immer von Maana begleitet; 3) Bab (das Tor); 4) Itam (die Waisen) und 5) Hussein. Von dieser Fünfeinigkeit verstehe ich, der ich in den Geheimnissen dieser Religion nicht unterrichtet bin, gar nichts.

Adam, Abraham, Moses, Jesus und Mohammed nennt unser Verfasser Propheten; und Jael, Hamrudan, Abdulla, Salman, Abulchatil, Mohammed, Mufdil und Abuschaiib Apostel.

Die Seele eines sehr frommen Nassairier kann schon ins Paradies kommen, nachdem sie nur in wenigen Hembden

(Körpern) gewesen ist. Aber die Seele eines andern muß 80 Hembden annehmen. Letzteres nennen sie die Hölle. Die Seelen der Ungläubigen sollen durch 5 häßliche Stufen (Fesgh, Nesgh, Mesgh, Wesgh und Resgh) passieren; und nachher sollen sie in der Welt als Schafe bleiben, bis Sochra (Fatima) wiederkommen wird. (Wer sollte es glauben, daß Stifter von solchen Religionen Anhänger finden können!)

Auch habe ich in dem erwähnten Büchlein der Nassairier gefunden, daß Maana ihnen verboten habe, Kamele, Hasen und Aal zu essen. Ism habe ihnen kein Schweinefleisch, Blut und überhaupt Fleisch von Tieren erlaubt, die nicht ordentlich geschlachtet worden sind; und Bab verbiete ihnen den Zellor (einen gewissen schwarzen Fisch aus dem Orontes) und alles, was verbrannt worden, zu essen. Sonst verlangt der Verfasser noch von den Nassairiern, daß sie Fremden nichts von ihrer Religion entdekken, daß sie ihre Brüder lieben, daß sie freigebig sein, daß sie nicht stehlen, daß sie nicht fluchen und schwören, daß sie die Armut geduldig ertragen und daß sie sich auch von ihren Weibern übel sollen begegnen lassen können.

Von der Religion der Ismaeliten habe ich nichts mit Gewißheit gehört, und auch keins von ihren Büchern gesehen. Die Mohammedaner und morgenländischen Christen erzählen unglaubliche Dinge von ihnen. Zum Beispiel, daß sich ihre verheirateten Weiber des Nachts in einem dunklen Zimmer versammeln, daß ihnen zu einer bestimmten Zeit ebenso viele Mannspersonen folgen und daß während der Zeit, da sich jeder mit der Person, die er im Dunkeln ertappt, belustigt, ein Geistlicher in einem Nebenzimmer einige Stücke aus einem Buche lieset. Sie sollen es für ebenso erlaubt halten, wenn ein Vater sich mit seiner Tochter vermischt, als wenn ein Gärtner die Früchte

von dem Baum ißt, den er selbst gepflanzt hat. Einige sagen, eine junge Weibsperson setze sich bei den Zusammenkünften dieser Ismaeliten aufgedeckt auf eine Erhöhung als wie auf einen Altar, und ein gewisser Teil ihres Leibes werde von der Gemeinde angebetet. Man nennt sie daher auch Abud el ferdsch. Allein welch abgeschmacktes Zeug hat man nicht von jeher von den Religionssätzen und Gebräuchen solcher Nationen geredet, die man nicht aus einem genauen Umgange und noch weniger aus ihren Büchern kannte? Die Anzahl dieser Ismaeliten ist nicht groß. Sie haben ihren vornehmsten Aufenthalt zu Killis, einem Flecken zwischen Schugr und Hama, und auf Dsjebbel Kelbie, einem Berge nicht weit von Ladakia. Zwischen Haleb und Antiochien nennt man sie von einem Dorfe dieser Gegend, Keftiin. In der Gegend von Mosul redet man von Lichtauslöschern, und bei den Kurden und Turkmannen zwischen hier und Konstantinopel, ja in der Hauptstadt des Sultans selbst von Beg daschli (Herren des Felsens), die ebensolche schändliche Religionsgebräuche haben sollen. Allein ich habe niemand angetroffen, der bei ihren Versammlungen gegenwärtig gewesen wäre oder der nur eins von ihren Büchern gelesen hätte. Man muß also hoffen, daß ihre Moral nicht so verdorben ist, als sie ausgeschrien wird.

Von den verschiedenen Distrikten der Metaueli, der Nassairier und Ismaeliter habe ich weiter nichts erfahren, als was schon bemerkt worden ist. Diese Nationen sind, überhaupt genommen, auch nur so schwach, daß sie sich den türkischen Paschas nicht viel widersetzen können. Die Drusen hergegen sind Herren von dem größten Teil des Berges Libanon und also mächtiger. Sie werden von einer Menge erblicher Schechs regiert, die ein gemeinschaftliches Oberhaupt aus einer Familie wählen, die den Titel

Emir führt; und dieser regierende Emir ist ihr Fürsprecher und Anführer. Er muß jedes Jahr wegen der Pacht von ihren verschiedenen Distrikten einen neuen Vergleich mit den Paschas schließen und auch für die Bezahlung stehen. Bei jedem wichtigen Vorfall muß er die Häupter der Nation nach Deir el kammar berufen, und in dieser Versammlung wird es dann bestimmt, wieviel jeder Schech von seinem Distrikt teils zu der Schatzung an die Türken, teils zu andern öffentlichen Ausgaben bezahlen soll.

In dem Gebiete der Drusen trifft man gleichsam verschiedene Himmelsstriche an. Auf der Ebene an der Seeseite ist es im Sommer sehr heiß: dagegen findet man im Winter auf dem Berge Libanon mehr Schnee als in einigen nördlichen Ländern von Europa. Die vornehmen Drusen verändern deswegen ihre Wohnung und leben fast in einem beständigen Frühling. Die Luft am Berge Libanon ist so vortrefflich, daß hier faßt alle Leute im Sommer auf den Dächern ihrer Häuser schlafen. Es fehlt daselbst nicht an Regen und Quellen und daher auch nicht an Flüssen, die die benachbarten Ebenen wässern; der Wein des Berges Libanon, der schon von Hoseas im 14ten Kapitel gerühmt wird, ist noch jetzt vortrefflich; die Einwohner bauen so viele Maulbeer- und Olivenbäume, daß sie einen großen Handel mit Seide und Öl treiben können; sie überlassen den Fremden auch Baumwolle, Wolle, Manna, Galläpfel, Pommeranzenschalen, Seife, Weizen; sie haben übrigens noch viele vortreffliche Feld-, Baum- und Gartenfrüchte, und an Weiden und Viehzucht fehlt es ihnen auch nicht. Tabak wird in dem Gebiet der Drusen nur wenig, aber destomehr und schöner bei ihren Nachbarn, den Nassairiern in der Gegend von Ladakia und bei den Metauilis in der Gegend von Sor, gebaut. Kurz, man findet hier in einer kleinen Entfernung alles beisammen, was die Menschen

zu einem notdürftigen, ja zu einem angenehmen Leben brauchen.

Die Maroniten erkennen den Papst für das Oberhaupt der Kirche, wie schon Seite 722 bemerkt worden. Weil Jesuiten, Franziskaner und Kapuziner unter ihnen wohnen, so haben sie mehr Verbindung mit den Europäern als andere morgenländische Nationen. Allein sie bekümmern sich ebensowenig um Künste und Wissenschaften als ihre Nachbarn, die Drusen, Araber und Türken. Kein reicher Maronit läßt seinen Sohn in Europa erziehen, weil er nur Sitten zurückbringen würde, die ihm nachher in seinem Vaterlande mehr schaden als nutzen.* Man hat mich versichern wollen, daß in dem Collegio der Maroniten zu Rom beständig 30 junge Leute von dieser Nation freie Erziehung erhalten können; daß man aber daselbst selten mehr als vier bis fünf antreffe, weil nicht einmal die Armen sich dieses Vorteils bedienen wollen, aus Furcht, daß ihre Kinder von den europäischen Sitten angesteckt werden. Auch würde ein armer Maronit mit aller europäischer Geschicklichkeit in seinem Vaterlande verhungern müssen. Denn er

---

* Es ist überhaupt wohl selten, daß es den Morgenländern in Europa gefällt, wenn sie ihr Vaterland nicht sehr jung verlassen haben. Nicht einmal Ehrentitel können sie zurückhalten. Ein überaus reicher Armener zum Beispiel ging bei den innerlichen Unruhen in Persien mit seiner ganzen Familie und seinem großen Vermögen von Isfahan nach Venedig und ward in den Grafenstand erhoben. Er selbst blieb in Europa, weil er vielleicht zu viele Schwierigkeiten fand, in seinem Alter mit einer Familie noch mehrere Reisen zu machen. Allein den Herrn Grafen, seinen Sohn, traf ich zu Basra an, wo er wieder völlig als ein Morgenländer lebte, ja nicht einmal Umgang mit den hier wohnhaften Europäern hatte. Mein Reisegefährte in Persien war gleichfalls von seinem Vater wieder zurückgesandt worden; und dem Kaufmann Elias, dessen Vater Dolmetscher zu Madrid gewesen war, hatte es auch in Spanien nicht gefallen.

findet daselbst keine Bedienung, die ihn ernähren kann, außer wenn er ein Geistlicher ist, und die morgenländischen Geistlichen haben nicht so große Einkünfte als die europäischen.

Die Schechs der morgenländischen Christen dienen ihrer Nation aus Pflicht und der Ehre wegen. Ob sie gleich Hebungsbediente sind, so bezahlen die Drusen ihnen dafür nichts, und die übrigen Schechs und gemeinen Untertanen sorgen schon dafür, daß sie ihnen nicht mehr bezahlen, als sie wieder an die Drusen abgeben müssen. Ebendiese Schechs sind ihre Anführer in Kriegszeiten. Und da ihre Manier, Krieg zu führen, von der unsrigen sehr verschieden ist, so würde ein Maronit, der in Europa als Offizier gedient hat, hier nicht gesucht werden. Man würde ihn auslachen, wenn er die Kriegsübungen der Europäer hier unter den Bauern einführen wollte, und überhaupt würde ihm niemand etwas für seine Wissenschaft geben. Gerichtshöfe kennt man hier noch weniger als bei den Türken. Wenn zwischen den Maroniten ein Streit entsteht, so wenden sie sich an einen Matran oder gar an ihren Patriarchen, der für das Oberhaupt der Nation angesehen wird. Sie wählen auch wohl andere Schiedsrichter und nicht bloß Christen, sondern bisweilen Drusen oder Mohammedaner.

Es scheint, daß man im Jahr 1600, als Dandini auf dem Berge Libanon war, noch nichts von maronitischen Prinzen gewußt habe; denn er nennt die beiden vornehmsten Weltlichen dieser Nation Diaconos. Indes findet man in dem Distrikt Kesroan und in dem Gebiete des Pascha zu Tripolis noch drei Familien, die von den Christen für adlig angesehen werden. Diese nennen sich Hubeisch, Awakri und Khasin. Die von der Familie Hussein wollen behaupten, daß ihre Vorfahren schon vor sieben- bis achthundert Jahren berühmt und Herren von vielen Dörfern auf dem

Berge Libanon gewesen sind. Jetzt findet man wohl 100 Personen, die alle zu dieser Familie gehören und sich, wenn sie reich sind, von ihren christlichen Mitbürgern, die ihrer Hilfe bedürfen, Schech nennen lassen. Weil aber in diesen Ländern der eine Sohn keinen Vorzug vor dem andern hat, sondern auch die liegenden Gründe geteilt werden, so findet man jetzt viele von dieser Familie, die ihr Brot als Schreiber und Schulmeister bei den Drusen, ja durch gemeine Arbeit verdienen müssen; und um die bekümmert sich kein anderer Maronit und noch viel weniger ein fremder Religionsverwandter.

Die Familie Awakri wohnt in dem Gebiete des Pascha zu Tripolis. Sie ist auch schon alt, aber arm; indes noch so stolz auf ihren Adel, daß sie ihre Töchter lieber unverheiratet lassen, als selbige an Maroniten geben will, die nicht adlig sind. Diese Familie besteht etwa aus 20 Schechs.

Die Familie Khasin ist jetzt die reichste, aber nur ohngefähr 150 Jahre alt. Der erste von dieser Familie, der auf dem Berge Libanon berühmt worden ist, nannte sich Abu Nader. Er war viele Jahre Wesir bei dem Emir Fekr eddin, das heißt, er war sein Geheimerrat, sein Schatzmeister und zugleich ein tapferer Offizier. Sein Sohn hieß Nader Khasin. Aber auch er veränderte seinen Namen und nannte sich nach seinem Sohne, Abu Nofil. Schon der Vater hatte in dem vieljährigen Dienst bei Fekr eddin große Reichtümer erworben und in dem Distrikt Kesroan viele Ländereien, ja ganze Dörfer gekauft. Schech Abu Nofil vermehrte selbige noch mehr, weil teils er, teils seine Söhne im Dienste der folgenden Emirs waren. Es war dieser Schech, der den europäischen Mönchen zuerst die Erlaubnis verschaffte, auf dem Berge Libanon Klöster haben zu dürfen; ja, er selbst schenkte ihnen Häuser. Dies war genug, den maronitischen Schech auch in Europa bekannt zu machen. Die Mönche empfahlen ihn zu Rom und Paris als

einen großen, tapfern und tugendhaften Prinzen und als einen Beschützer der katholischen Religion mitten unter den Ungläubigen. Der Papst machte ihn und seine Söhne zu Rittern; der König von Frankreich schickte ihnen auch einen kleinen Orden und ernannte Abu Nofil zu seinem Konsul zu Beirut; und weil nicht nur er sich selbst, sondern auch die Mönche ihn in ihren Briefen einen Prinzen der Maroniten genannt hatten, so gaben der Papst und der König von Frankreich ihm in ihren Antwortschreiben ebendiesen hohen Titel. Abu Nofil ward also schon von den Europäern ein Prinz genannt, als die Schechs von den Familien Hubeisch und Awakri seine Familie noch kaum für adlig ansahen.

Man hat von diesem Schech Abu Nofil eine Lebensbeschreibung des berühmten Fekr eddin; es ist aber wohl zweifelhaft, ob er selbige allein geschrieben oder ob die europäischen Mönche behilflich gewesen sind, um ihn auch als Schriftsteller berühmt zu machen.

Wären die europäischen Mönche nicht auf dem Berge Libanon geblieben, so hätte man in Europa vermutlich auch nichts weiter von maronitischen Prinzen gehört. So aber erinnern sie uns noch oft daran. Sie schicken die Söhne ihrer armen Wohltäter oder solche, die durch innerliche Unruhen oder durch die Räubereien der Metaueli arm geworden sind, unter dem Namen Prinzen vom Berge Libanon, ja wohl gar Prinzen von Palästina nach Europa. Sie geben dem Schech ein Empfehlungsschreiben nach Rom. Weil er ein Katholik ist, so wird hier dafür gesorgt, daß er ein neues Empfehlungsschreiben an den Kaiser erhält. Zu Wien bekommt er gemeiniglich freie Wohnung und monatlich etwas Gewisses zu seinem Unterhalt. Das dasige Postamt gibt ihm eine Ordre, vermöge welcher er nicht nur in den Kaiserlichen Erblanden, sondern durch das ganze römi-

sche Reich freie Beförderung genießt; und von der Kanzelei erhält er einen Paß, den diese Leute ein Empfehlungsschreiben an alle Könige und Fürsten zu nennen pflegen. Darauf bettelt dann der Prinz überall unter dem Vorwand: daß die Türken, Araber, Metaueli, Nassairier, kurz die Ungläubigen ihn seiner Länder beraubt haben, ja wohl gar, daß seine Gemahlin, Prinzen und Prinzessinnen in die Gefangenschaft geführt sind. Sie bemerken auf ihren Reisen nur die Namen der Städte, welche sie besuchen; die Münzsorten, welche in jedem Lande gebräuchlich sind; die Almosen, die sie erhalten haben; wo im Wirtshause für sie bezahlt worden; was sie an die Visitierer auf den Zollplätzen oder sonst an Trinkgeld oder zu ihrem Unterhalt haben bezahlen müssen. Die meisten reisen wieder zurück, sobald sie so viel erübrigt haben, daß sie einen Garten mit Maulbeer- und Olivenbäumen und einige Ländereien kaufen können. Sie erzählen es ihren Landsleuten, wieviel Ehre sie von den europäischen Königen und Fürsten genossen haben, und lachen darüber, daß man sie oft gar mit zu fürstlichen Tafeln gezogen hat. Es findet sich bald einer ihrer Freunde, der auch eine Reise nach der Christenheit nicht achtet, wenn er dabei ein paar tausend Reichstaler verdienen kann. Dieser leihet das Tagebuch oder eigentlicher die Reiseroute und die Rechnung von der Einnahme und Ausgabe eines zurückgekommenen Olivenprinzen (so pflegt man sie in ihrem Vaterlande scherzweise zu nennen), läßt sich vom Patriarchen und den europäischen Mönchen (vielleicht für bare Bezahlung oder gegen Versprechung eines Geschenks bei seiner Zurückkunft) ein Empfehlungsschreiben nach Rom geben, kauft einen schönen Säbel und ein kostbares Messer, mietet einen Bedienten, der schon eine solche Reise gemacht hat, und besucht dann alle die Länder und Städte in Europa, wo seine Vorgänger mehr Geschenke erhalten als Ausgaben gehabt haben.

Den ersten maronitischen Prinzen, die nach Europa kamen, war dies Handwerk sehr einträglich. Die großen Herren konnten und wollten die Sache nicht genau untersuchen; sie selbst oder die Hofdamen waren neugierig, einen arabischen Prinzen, einen Prinzen vom Berge Libanon, von Palästina zu sehen. Er erhielt nicht nur Audienz, sondern ward wohl gar zur Tafel eingeladen; und wenn man sich so weit mit ihm eingelassen hatte, so mußte man ihm auch ein ansehnliches Geschenk geben. Nachdem ihrer so viele, ja einige gar mehr als einmal nach Europa gekommen sind, so verdienen sie nicht mehr so viel.

Ich habe verschiedene von diesen Olivenprinzen in Europa gekannt, die sich beklagten, daß die Könige und Fürsten nicht mehr so freigebig wären als vorher; besonders darüber, daß man ihnen nicht mehr erlauben will, in den Provinzen herumzureisen. Weil sie überall freie Beförderung erhielten, so reiseten sie wohl von Dorf zu Dorf, ließen sich von den Beamten bewirten, verlangten gleichsam einen Kopfschatz von den Bauern; und diese bezahlten anfänglich gern, teils aus Mitleiden gegen einen christlichen, von den Ungläubigen verjagten Prinzen, teils glaubten sie auch, sie könnten ebensogut einige Kreuzer anwenden, um einen arabischen Prinzen in seiner morgenländischen Kleidung (die diese Leute wider die Gewohnheit der Morgenländer oft mit Gold oder Silber besetzen lassen) als etwa auf einem Jahrmarkt fremde Tiere oder in einen Guckkasten zu sehen.

Weil ihrer so viele kamen, so wurden Beamte und Bauern des Spiels überdrüssig. Die meisten europäischen Fürsten erlauben ihnen daher jetzt nicht mehr, Abwege zu nehmen, sondern lassen ihnen ein Geschenk an Geld zustellen, etwa auch ihre Rechnung im Gasthofe bezahlen, und dann gleich vorspannen. Daher reist wohl selten einer so geschwind als ein maronitischer Prinz. Ich habe mit

keinem von diesen Leuten, die ich in Europa angetroffen habe, Mitleiden haben können, als nur mit einem Abud ibn Schedid. Dieser war wirklich von einer der angesehensten Familien der Hubeischi und trug einen Orden (ich meine den Lazarusorden), den der König von Frankreich ehmals seinem Vater und nachher auch ihm gegeben hatte. Sein Vater hatte einige Dörfer in dem Distrikte Ftuch, ingleichen ansehnliche Ländereien, Gärten und Häuser zu Ghasir gehabt, war aber durch Privatkriege mit den Metaueli und seinen eigenen Anverwandten ein armer Mann geworden. Abud hatte vielen Umgang mit vornehmen Drusen gehabt. Er kannte sein Vaterland ziemlich gut, und ich habe ihm verschiedene in diesem Abschnitt vorkommende geographische und genealogische Nachrichten zu danken. Er war aber nicht geschickt, in Europa die Rolle zu spielen, die er übernommen hatte. Denn er war für einen Bettler zu ehrgeizig und zu bescheiden und wird daher wenig Vorteil von seiner Reise gehabt haben.

Die Maroniten sind in ihrem Vaterlande sehr gastfrei. Weil man so wenig bei ihnen als bei den Drusen, Arabern und Türken öffentliche Gasthöfe antrifft, so hat jeder ihrer Schechs eine ledige Kammer in seinem Hause, um Reisende aufzunehmen und sie unentgeltlich zu bewirten. Und wenn mehrere reiche Schechs in einem Flecken oder Dorfe wohnen, so hat gemeiniglich jeder seinen Monat, in welchem er dafür sorgt, daß die Fremden wohl bewirtet werden. Diese ihre Gastfreiheit wird bisweilen auch mißbraucht. Einmal kam ein Maronit, der zu Haleb geboren, aber viele Jahre als Bedienter bei einem seiner Landsleute in Wien gewesen war, in europäischer Kleidung und mit einem Dolmetscher nach Ghasir. Die hiesigen Schechs bewirteten den vermeinten deutschen Edelmann vortrefflich; sie führten ihn zu den übrigen Schechs ihrer Nation, sie stellten seinetwegen Jagdbelustigungen an, kurz, sie ta-

ten alles, um ihrem europäischen Gast den Aufenthalt auf dem Berge Libanon recht angenehm zu machen. Er reisete nach 6 Monaten auch ganz vergnügt zurück. Einige Jahre nachher kam der Sohn eines Schechs, der diesem Menschen viele Höflichkeiten erwiesen hatte, unter dem Namen eines Prinzen nach Wien. Hier sah er den Gast seines Vaters wieder, aber nicht als einen deutschen Edelmann, sondern als einen Maroniten, der sich in dieser Stadt als Kaufmann niedergelassen hatte.

Die Drusen haben gemeiniglich auch Beirut gepachtet.* Diese Stadt liegt in einer angenehmen Gegend an der See und an der Nordseite eines Vorgebirges zwischen Seide und Tripolis. Sie hat einen guten Hafen und treibt auch einen ziemlichen Handel mit Seide, Öl, Baumwolle und andern Waren, woran der Berg Libanon einen Überfluß hat. Nach der Landseite liegen viele schöne Gärten und an der Seeseite zwei kleine Kastelle auf Felsen, um den Hafen zu beschützen. Sie sind aber in einem schlechten Zustande. Sonst haben die Drusen keine andere Festungswerke in ihrem ganzen Gebiete als ihre steilen Gebirge. Die Stadt hat hübsche Häuser, besonders wohlgebaute Chans und viele schöne Kaufmannsladen, wofür der Emir eine große Miete hebt. Die Mohammedaner haben hier verschiedene Moscheen. Die vornehmsten mohammedanischen Einwohner wählen selbst ihren Mufti und ihren Kadi; der regierende Emir bestätigt sie nur in ihren Bedienungen, wenn sie ihre Bestallung bezahlt haben. Aber die Einkünfte eines Kadi sind hier nicht so einträglich als in andern Städten.

---

* Nach meiner Abreise und während des Krieges zwischen Rußland und der Türkei hat Beirut bald den Türken, bald den Drusen, bald dem Schech Daher Omar, ja am Ende des Jahrs 1773 für eine kurze Zeit auch den Russen gehört. Zuletzt aber ist die Stadt doch den Drusen wieder überliefert worden.

Wenn die hiesigen Mohammedaner glauben, daß er ein parteiisches Urteil gesprochen oder eine unbillige Forderung gemacht hat, so wenden sie sich an den Emir, der ihn dann bald bestraft.

Der Aga oder Kommandant zu Beirut ist kein Druse, sondern ein in dieser Stadt geborner Mohammedaner, der aber völlig unter dem Befehl des Emirs steht. Von den hiesigen christlichen Nationen sind die Maroniten die zahlreichsten, und diese haben eine schöne Kirche. Sonst findet man in dieser Stadt auch Griechen und einige wenige Juden. Letztere scheinen bei den Drusen nicht wohl gelitten zu sein, denn man findet auf dem ganzen Berge Libanon keinen Juden als nur zu Beirut. Doch reisen sie des Handels wegen bisweilen für eine kurze Zeit auch nach andern Städten in dem Gebiet des Emirs. Von europäischen Kaufleuten wohnt hier nur ein in der Levante geborner Franzos. Die Kaufleute von Marseille, welche man sonst in allen Häfen auf dieser Küste antrifft, haben zu verschiedenen Malen versucht, sich auch zu Beirut niederzulassen; sie haben aber den Ort immer wieder verlassen und sich nach Seide begeben. Denn wenn sie hier Waren an die Drusen verkaufen, so können sie selbige durch Hilfe des Pascha zwingen, daß sie bezahlen müssen; zu Beirut aber kauften die Drusen viele Waren auf Kredit, und die Kaufleute konnten ihr Geld daselbst nicht durch Gerichtszwang eintreiben.

Seit meiner Abreise aus Syrien sind in den zuletzt erwähnten Distrikten große Veränderungen vorgegangen. Denn ein Druse mit Namen Jusof hat die Metaueli, die doch ihre Distrikte von den Paschas zu Tripolis fast seit 200 Jahren zu Lehen oder vielmehr gepachtet gehabt hatten, aus diesen Gegenden gänzlich vertrieben. Abud ibn Schedid und Michael Mama, beide Maroniten, wovon ersterer 1771

und letzterer 1774 zu Kopenhagen war, haben mir diese Veränderung folgendermaßen erzählt. Sie wird manchem, der mit der Regierungsform der Morgenländer nicht bekannt ist, fabelhaft scheinen.

Jusof war ein Sohn des Emir Melhem, aber nicht von einer Drusin, sondern von der Tochter eines angesehenen Scherifs geboren. Er war noch jung, als Emir Mansur, seines Vaters Bruder, die Regierung erhielt. Sein Hofmeister war ein Maronit mit Namen Salech, ein sehr kluger Mann, der alles anwendete, den jungen Herrn so zu erziehen, daß er dereinst auf die Regierung Anspruch machen könnte; und hierzu war seine Hoffnung um desto größer, da alle übrigen Söhne des Emir Melhem zu wollüstig waren oder weil es ihnen an einer guten Erziehung gefehlt hatte. Emir Jusof ward, so wie alle vornehmen Drusen, beschnitten, damit er sich bei den Türken einen Mohammedaner nennen konnte.

Weil die Maroniten auf dem Berge Libanon sehr zahlreich sind und jederzeit getreue Untertanen und Bundesgenossen der Drusen gegen die Türken und Metaueli zu sein pflegen, so suchte Schech Salech die Liebe dieser Nation für seinen Herrn auch dadurch zu erhalten, daß er ihn nicht nur taufen ließ, sondern auch bisweilen in die Kirche führte. Indes war er noch zu jung und sein Oheim ihm zu mächtig, als daß er Hoffnung haben konnte, bald regierender Emir zu werden. Er machte erst einen Anschlag, die weniger mächtigen und von ihren christlichen Untertanen verhaßten Metaueli aus Dsjebail und andern Distrikten in der Provinz Tripolis zu vertreiben. Um dies auszuführen, ward erfordert, daß der Pascha zu Tripolis ihm die erwähnten Distrikte verpachtete und daß er Geld genug aufbringen könnte, um nicht nur die Pacht zu bezahlen, sondern auch, um eine kleine Armee zu halten, womit er die alten Besitzer vertreiben und sich selbst in

den zu erobernden Distrikten festsetzen konnte. Dies war schon ein großes Unternehmen für einen Landjunker, der nicht mehr als die Einkünfte von einigen Dörfern hatte.

Emir Mansur bemerkte es ungern, daß der junge Herr sowohl bei Christen als Drusen immer mehr und mehr beliebt ward. Er suchte ihn einzuschränken; ja, er ließ ihm unter allerhand Vorwand ein paar von seinem Vater geerbte Dörfer anzünden. Aber dadurch gab er dem jungen Emir nur Gelegenheit, sich über ihn beschweren zu können. Jusof nahm seine Zuflucht zu dem Pascha von Tripolis. Dieser war ein Sohn des Pascha zu Damaskus und gleichfalls noch ein junger Herr. Beide errichteten eine vertraute Freundschaft miteinander.

Unterdes arbeitete der Pascha an einer Aussöhnung, und Jusof ging wieder nach Deir el kammar zurück. Hier lebte er einige Monate in aller Stille. Er betrug sich äußerlich als ein Freund seines Oheims; heimlich aber verband er sich mit Schech Ali Dsjumbelat, um ihn zu stürzen. Nachdem er sich nun auch unter den vornehmen Drusen viele Freunde gemacht hatte, verließ er Deir el kammar auf einmal unter dem Vorwand, als wenn er hier seines Lebens nicht sicher wäre, und flüchtete mit seinem Anführer und einem einzigen Bedienten nach Damaskus. Daselbst trat er bei seinem Mutterbruder ab, der ein Scherif und in dieser Stadt ein angesehener Mann war. Die Paschas in Syrien sehen es jederzeit gern, wenn in der regierenden Familie der Drusen Uneinigkeiten herrschen. Der zu Damaskus ließ also den Emir Jusof gleich zu sich kommen, er erwies ihm viele Ehrenbezeugungen und ließ ihn seinem Stande gemäß unterhalten.

Unterdes beklagte sich der Pascha zu Tripolis bei seinem Vater über die Hamadi, eine Metauelifamilie in dem Distrikt Dsjebail. Man war schon seit vielen Jahren mit ihrer

Regierung nicht zufrieden gewesen; man hatte sie aber nicht vertreiben können, weil darzu ein neuer Pächter erfordert ward, der sich gegen die alten im Besitz derselben verteidigen könnte. Weil die meisten Einwohner des Distrikts Dsjebail Christen und Freunde des Emir Jusof waren, so machte dieser es sehr wahrscheinlich, daß er den Metauelis schon gewachsen sein würde. Der Pascha schrieb also an seinen Sohn, den Pascha zu Tripolis, daß er Dsjebail (wie gewöhnlich auf ein Jahr) an Emir Jusof verpachten sollte. Mit diesem Befehl reiste der junge Held gleich von Damaskus nach Ladakia, wo der Pascha sich zu der Zeit aufhielt, und sammelte unterweges einen Haufen von etwa 500 Mann, größtenteils Maroniten. Sobald er die Bestallung oder den Pachtbrief erhalten hatte, ging er von Ladakia zurück und vermehrte seine Armee in wenigen Tagen bis auf 1000 Mann. Bei seiner Ankunft auf der Grenze von Dsjebail kamen noch über 1000 Maroniten zu ihm, die alle bereit waren, ihre Tyrannen vertreiben zu helfen. An der Spitze dieser Armee von etwa 2000 Mann kündigte er es dem damals regierenden Schech Schmaein ibn Surhan an, daß der Pascha ihm die Regierung dieses Distrikts übertragen hätte; und weil die Schechs der Metaueli eine solche Botschaft gar nicht erwartet hatten, so mußten sie der Macht weichen und sich auf die Dörfer begeben, die ihnen eigentümlich gehörten.

Einige Monate nachher machte Emir Jusof eine Reise nach dem Berge Libanon, um wegen der Ausführung seiner übrigen Projekte mit seinen Freunden unter den Drusen, besonders mit Ali Dsjumbelat zu sprechen. Dieser seiner Abwesenheit benutzten sich die Metaueli; sie hieben den Maroniten ihre Oliven- und Maulbeerbäume um, sie trieben ihr Vieh weg und taten ihnen sonst noch sehr großen Schaden. Aber dies war für Emir Jusof eine gute Gelegenheit, weiter um sich zu greifen. Er vertrieb gleich den

Schech Schmaein aus seinem Gebiete und konfiszierte alle seine Dörfer und Ländereien, die er ihm nicht hatte nehmen können, solange er sich als einen ruhigen Untertanen bezeigte. Die Maroniten, Sunniten und Drusen, welche teils als Untertanen, teils als Nachbarn vieles von den Metauelis hatten leiden müssen, eilten alle zu ihm. Er erhielt auch Hilfe von Schech Ali Dsjumbelat. So verstärkt, griff er nun auch die benachbarten Metaueli an, die gleichfalls seit vielen Jahren im Besitz der Distrikte Batrun, Dennie und Tschubbet b'scherre gewesen waren. Die Feinde taten zwar anfangs einigen Widerstand, mußten aber bald ihre Länder verlassen und sich zu ihren Glaubensgenossen in der Gegend von Sor und Akka begeben. Emir Jusof hergegen erhielt die Bestallung auf alle erwähnten Distrikte und ward also in kurzer Zeit von einer Privatperson der Herr oder vielmehr der Pächter von einer ansehnlichen Provinz.

Als nachher ein neuer Pascha nach Tripolis kam, der die so schnell anwachsende Macht des Emir Jusof fürchtete, wollte dieser ihm nicht alle Distrikte verpachten, sondern einige davon wieder an die Metaùeli geben, die dafür viel Geld versprachen und auch schon eine kleine Armee gesammelt hatten. Jusof aber wollte sich in dem Besitz behaupten. Er kam mit einer Armee nach der Gegend von Tripolis, schlug die Vortruppen des Pascha und drohete, die Stadt zu plündern. Weil Daher Omar schon zu der Zeit gegen die benachbarten Paschas rebellierte, so schrieb der Pascha zu Damaskus, der alte Beschützer des Emir Jusof, an den Pascha zu Tripolis: das Interesse des Sultans erfordere es jetzt, Emir Jusof in dem Besitz aller Distrikte zu lassen, die ihm einmal abgetreten worden; und auf diese Vorstellung erhielt Jusof eine neue Bestallung und ging wieder von Tripolis zurück. Er wandte sich hierauf abermals gegen die Metaueli und schlug selbige bei Haddet so sehr, daß sie ihn seitdem nicht wieder haben an-

greifen können. Sie haben indes andere kleine Distrikte in der Gegend von Baalbek gepachtet und die alten Besitzer daraus ebenso vertrieben, wie sie vertrieben worden waren.

Emir Jusof ging bald nach der Schlacht bei Haddet mit einer Armee nach Baalbek, um auch den dasigen Emir Heidar, der gleichfalls ein Metaueli war, anzugreifen. Dieser hatte einem Schech der Drusen seit vielen Jahren Subsidien bezahlt und erhielt jetzt wirklich 1000 Mann zu seiner Hilfe. Aber als Jusof sich mit seiner Armee näherte, wollten die Drusen nicht aus der Stadt und überhaupt nicht gegen einen Drusen fechten. Heidar ging ihm mit seiner schönen Kavallerie entgegen, ward aber auch noch von seinem Bruder verlassen, deswegen genötigt die Flucht zu ergreifen und sich nach den Metauelis in der Gegend von Akka zu begeben. Emir Jusof konnte Baalbek nicht behalten, weil die Pacht davon nicht an einen Pascha, sondern unmittelbar nach Konstantinopel bezahlt wird. Er übergab also die Regierung davon an den Bruder des Emir Heidar. Weil aber die beiden Brüder einige Monate nachher miteinander ausgesöhnt wurden, so übernahm Emir Heidar die Regierung aufs neue gegen die Versicherung, daß er einen jährlichen Tribut an Emir Jusof bezahlen (ein Versprechen, das selten lange gehalten wird) und daß er die benachbarten Drusen und Christen nicht wieder beunruhigen wollte. Jusof vertrieb nachher auch die Metaueli von Kerennie und Hürmel.

Solche kleinen Kriege unter den Pächtern des Sultans sind in den türkischen Provinzen nicht selten. Die Paschas bekümmern sich darum oft gar nicht, wenn sie nur die gesetzte Pacht erhalten, und die in Syrien hatten jetzt auch genug zu tun, um nur die Hauptstädte dieser Gegend gegen größere Rebellen zu verteidigen. Denn Ali Bey, der sich in Ägypten unabhängig gemacht und schon Damas-

kus erobert hatte, hatte zwar diese letztere Stadt gleich wieder verlassen müssen und war auch von seinem Nebenbuhler, Mohammed Abu dahab, gänzlich aus Ägypten vertrieben worden. Allein er hatte viel Geld mit sich genommen und setzte mit Hilfe des Daher Omar den Krieg gegen die türkischen Paschas noch beständig fort. Der Sultan brauchte zu dieser Zeit so viele Truppen gegen die Russen, daß er nicht Leute nach Syrien schicken konnte. Die hiesigen Paschas allein konnten keine zahlreiche Armee zusammenbringen, sondern hatten die Drusen vom Berge Libanon zu Hilfe rufen müssen. Emir Mansur hatte bereits viel Geld von den Türken bekommen und war schon einigemal mit einer ganzen Armee zu ihnen gestoßen, war aber damit auch immer vor der Schlacht wieder zurückgegangen. Weil nun Jusof den türkischen Paschas viel zu danken hatte, so glaubte man, daß die Drusen unter seiner Anführung mehr ausrichten würden. Der Pascha zu Damaskus wünschte daher, daß er mit guter Manier an des Mansurs Stelle als regierender Emir ernannt werden möchte, und hierzu fand sich folgende Gelegenheit.

Emir Jusof ging nach Deir el kammar, um sich mit einer Prinzessin aus dem Hause Schehab zu verheiraten. Bei dieser Gelegenheit versammelten sich nicht nur die vornehmsten Schechs der Nation, besonders die Anhänger des Bräutigams, sondern auch viele vornehme Türken kamen mit einem großen Gefolge dahin, unter dem Vorwand, der Hochzeit beizuwohnen. Emir Mansur wußte die Absicht der Osmanli; er sah auch die große Partei, welche Jusof unter den Drusen hatte. Er hielt es daher für ratsam, großmütig zu sein. Er zog den Ring mit dem Siegel eines regierenden Emirs von seinem Finger und überreichte ihn mit vielen Komplimenten an seinen Neffen als den einzigen, der bei den gegenwärtigen Umständen imstande sein würde, die Nation recht anzuführen. Emir Jusof machte viele

Gegenkomplimente; indes ließ er sich von den gegenwärtigen Türken und Drusen endlich überreden, das Siegel und also auch die Regierung anzunehmen. Emir Mansur begab sich darauf auf seine Güter.

Nun kommandierte Emir Jusof ein Land, das an Größe und in Ansehung der Menge seiner Einwohner mit einem kleinen Königreiche verglichen werden kann; und die Türken hatten an ihm auch einen getreuen Offizier. Er rückte (im Jahr 1771 oder 1772) mit einer zahlreichen Armee nach der Gegend von Akka, um Kalla Juni, ein kleines Kastell am Fluß Kasmie zu erobern, welches Schech Daher und Ali Bey im Besitz hatten und das schon von einer ansehnlichen Armee des Pascha von Damaskus belagert ward. Er erwartete nur noch die Ankunft einiger hundert Mann Drusen von Hasbeia, um den Angriff zu wagen. Allein Emir Mansur hatte eine große Partei, nämlich die Jesbeki, bei der Armee. Diese vermuteten, daß die Drusen von Hasbeia getreue Anhänger der Türken wären; sie wollten daher ihre Ankunft nicht erwarten, sondern überredeten Emir Jusof, das Kastell gleich anzugreifen. Sobald aber Schech Daher ihnen nur mit seiner kleinen Armee entgegenrückte, nahmen die Jesbeki die Flucht; die übrigen Drusen, welche nicht wußten, wie groß etwa die Anzahl derer sein würde, die willens wären, ihren Anführer zu unterstützen, liefen in der Ungewißheit auch davon. Die türkische Armee, die es sah, daß der Feind schon die Drusen, worauf sie sich so viel verlassen hatten, verfolgte, kam gleichfalls in Unordnung; und so zog sich die mächtige Armee der Türken und Drusen gleich am ersten Tage 12 Stundenweges zurück. Daher Omar und Ali Bey verfolgten hierauf die Drusen bis in ihr Gebiet und zerstörten viele Dörfer der Anhänger des neuen Emirs.

Der Pascha von Damaskus und Emir Jusof wagten nachher einen neuen Angriff und trieben die vereinigten

Truppen des Schechs Daher und Ali Bey auch wirklich zurück. Aber letztere erhielten kleine Kanonen von den russischen Schiffen, die sich zu der Zeit in diesem Gewässer aufhielten. Selbige nahmen sie mit ins Feld; und da weder die syrischen Türken noch die Drusen gewohnt waren, in freiem Felde gegen Kanonen zu fechten, so wurden sie abermals zerstreut. Jusof kam zum zweitenmal beschämt nach Deir el kammar zurück und hielt es für ratsam, dem Emir Mansur die Regierung freiwillig zurückzugeben.

Indes behielt Emir Jusof Dsjebail und die übrigen Distrikte, woraus er die Metaueli vertrieben hatte; und es ist sehr wahrscheinlich, daß er bald wieder regierender Emir der Drusen werden wird. Aber dadurch werden die Untertanen nicht glücklicher werden. Der regierende Emir ist zu sehr von den großen Schechs abhängig. Unter der großen Familie Schehab finden sich allezeit noch andere, die auch Verstand und Tapferkeit besitzen und regieren wollen; es werden immer zwei Hauptparteien in der Nation sein, sie mögen Kaisi und Jemeni oder Dsjumbelati und Jesbeki genannt werden; und die Drusen werden daher beständig Unruhen unter sich selbst haben oder auch gegen die türkischen Paschas zu Felde liegen.

Dritter Band

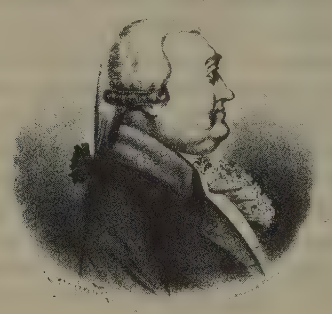
C. Niebuhr's

Reisebeschreibung

nach

Arabien und andern umliegenden Ländern.

Dritter Band.



Carsten Niebuhr
im 76ten Lebensjahre.

Anmerkungen zu Haleb und Reise von dieser Stadt nach der Insel Cypern

Haleb ist die Residenz eines Pascha von drei Roßschweifen und eine der schönsten Städte im ganzen türkischen Reiche. Die Straßen sind zwar auch hier, so wie in allen andern morgenländischen Städten, schmal und krumm, die Häuser aber mehr hübsch und dauerhaft gebaut. Dicht bei der Stadt wird mit geringer Mühe ein Stein gebrochen, der zum Bauen sehr bequem ist. Von diesem sind nicht nur die Häuser und die Stadtmauer aufgeführt, sondern man sieht auch Straßen damit belegt, und ein kleiner, mit einem trockenen Graben umgebener Hügel in der Stadt, auf welchem das Kastell liegt, ist damit nach außen ganz bekleidet. Die Gegend um Haleb hat aber ein trauriges Ansehen. An dem der Stadt nahe vorbeifließenden kleinen Flusse Koik liegen zwar viele nach morgenländischer Art hübsche Gärten, aber außer in diesen Lustörtern der Stadteinwohner und den Pistaziengärten, welche an der andern Seite der Stadt liegen, sieht man in der umliegenden Gegend sehr wenige Bäume, ja, die große Wüste zwischen diesem Orte und Basra erstreckt sich schon bis nahe an Haleb.

Bei dem Namen Wüste muß man sich indes nicht allezeit einen sandigen und unfruchtbaren Boden denken. In vielen Gegenden des Morgenlandes und so auch viele Meilen weit um Haleb war ehemals alles mit Dörfern und fruchtbaren Feldern bedeckt.

Unter der mohammedanischen, besonders türkischen Verwaltung aber sind die schönsten Gegenden zu Einöden geworden. Diese despotische Regierung schützt die Einwohner der an die Wüste grenzenden Provinzen nicht gegen die unter Zelten wohnenden und mit ihrem Vieh herumwandernden Araber, Kurden und Turkmannen, welche so gern ernten, was sie nicht gesäet haben. Die Paschas, welche selten lang in einer Provinz bleiben, wollen von ihren Einkünften nichts verlieren, ja wohl gern Schätze sammeln, um die großen Kosten bei ihrer Versetzung bestreiten und leben zu können, wenn sie etwa nicht gleich ein anderes Paschalik wiedererhalten. Unbekümmert, ob dem Landmanne sein Korn und sein Vieh geraubt worden ist oder nicht, lassen sie die Schatzungen mit aller Strenge eintreiben; die Bauern verlassen nach und nach ihre väterlichen Wohnungen, in denen sie nicht länger Brot finden; der Acker wird nicht weiter gepflügt, sondern den herumziehenden Horden preisgegeben, und so erweitert sich die Grenze der Wüste immer mehr und mehr.

Die Stadt Haleb treibt indes noch immer einen starken Handel, und vorzüglich dadurch hat sie sich bisher und wird sich auch noch lange durch denselben erhalten. Hier ist die Niederlage der Waren, die über das mittelländische Meer und aus den verschiedenen türkischen Häfen durch die Wüste nach Mosul, Bagdad und Basra, nach Persien und Indien gesandt werden sollen, und derer, die von daher wieder zurückkommen. Die Beduinen befördern diesen Handel. Verschiedene Stämme derselben, welche dem Pascha einen kleinen Tribut dafür zahlen, daß sie mit ihren Herden in diesem Paschalik ungehindert herumziehen und ihre Produkte nach der Stadt verkaufen können, liefern die Kamele zum Transport der Waren von hier, so wie die Beduinen in der Gegend von Mosul, Bagdad und Basra die Kaufmannswaren auf ihren Kamelen aus jenen Gegenden

nach Haleb bringen. Daß solches allezeit kostbar und mit vieler Gefahr verknüpft sei, ist leicht zu erachten. Man trifft in der Wüste zwar keine Zollstätte an, dergleichen man in Europa auf einem Wege wie der von Haleb nach Bagdad oder Basra in keiner geringen Zahl antreffen würde; aber dagegen findet man viele Stämme Araber, wovon die in der Nähe der Städte sich aufhaltenden, ungeachtet des Tributs, den sie an die Türken geben, ebenso wie die ganz unabhängigen Stämme sich als die Beherrscher der Distrikte ansehen, in denen nur sie ihre Herden weiden. Die Oberhäupter dieser verschiedenen Stämme verlangen von den Reisenden kleine oder größere Geschenke, auch geraten sie oft unter sich in Streitigkeiten, wo es denn für Reisende allezeit gefährlich ist, wenn sie auf die eine oder die andere Partei stoßen. Ungeachtet ihrer vielen innerlichen Kriege betrachten die verschiedenen Stämme der Beduinen sich doch als Brüder, die Türken und alle anderen Nationen dagegen, wo nicht gar als ihre Feinde, so doch als Leute, die ihnen nichts angehen. So hat man Beispiele, daß die Araber in Hedsjas um die Zeit der Durchreise der großen Karawanen ihre Feindseligkeiten gegeneinander ausgesetzt, die türkischen Karawanen geplündert, die Beute geteilt und dann ihren Privatstreit wieder angefangen haben.

Einzelne Araber, die nichts als Briefe bei sich haben, machen den Weg durch die Wüste mit vieler Sicherheit, und dadurch wird auch die Korrespondenz zwischen Haleb und den Städten jenseits der Wüste unterhalten. Wenn ein großer Kaufmann, von welcher Nation oder Religion er auch sein möge, einer dringenden Sache wegen einen eignen Boten nach Basra usf. schicken muß, so läßt er solches andere Handelshäuser gern wissen und befördert deren Briefe dann zugleich mit. Auch können einzelne Europäer, welche die Landessprache verstehen und nichts als

leicht entbehrliche Sachen bei sich führen wollen, mit einem guten Beduinen zum Wegweiser die Reise durch die Wüste ohne große Gefahr unternehmen. Glaubt aber ein Europäer, daß er sich durch ein besseres Gewehr und mit mehr Entschlossenheit, als vielleicht ein Araber besitzt, gegen jeden Angriff in der Wüste werde verteidigen können, so irrt er sich sehr. Ein Kompagniebedienter der Engländer in Bengalen, ein wackerer Seeoffizier, der von London auf diesem Wege nach Indien zurückgehen wollte, ward davon durch die Erfahrung überzeugt. Bei seiner Ankunft zu Scanderone (Alexandrette) riet man ihm, daß er wegen Unsicherheit des Weges eine Karawane erwarten möchte, die in einigen Tagen abgehen würde. Er wollte aber gleich reisen, reiste auch den folgenden Morgen und ward von Kurden geplündert, bevor er Antiochien erreichte. Zu Haleb sollte er einige Wochen auf eine Karawane warten; aber auch von hier eilte er, kleidete sich wie ein Araber, seine Landsleute verschafften ihm getreue Schechs als Wegweiser, und mit diesen kam er bis auf wenige Tagereisen von Basra. Nun stieß er auf einige Beduinen, die sich bald wieder zurückzogen, als sie den Reisenden mit gutem Gewehr versehen und entschlossen fanden, sich zu verteidigen. Allein gegen Abend kamen sie mit einer großen Verstärkung zurück. Seine Wegweiser baten ihn, er möchte das, was er bei sich hätte, geduldig abgeben, um sein Leben zu retten; er hielt sie aber für Verräter und begab sich auf einen Hügel, wo die Araber ihn so lange eingeschlossen hielten, bis er des Herausforderns, des Fluchens und Schimpfens, wovon sie kein Wort verstanden, überdrüssig, doch zuletzt sein Gewehr wegwerfen und sich ergeben mußte. Nun ward er nicht nur rein ausgeplündert, sondern bekam auch tüchtige Schläge dafür, daß er auf die Araber, wiewohl nur in der Ferne, gefeuert hatte. Sie nahmen ihn darauf mit in ihr Lager und ließen ihn

erst nach einiger Zeit gegen Versprechung einer bestimmten Summe nach Basra begleiten.

Die Kaufleute reisen mit ihren Waren nur in Karawanen. Die Zeit, wann große Karawanen von Haleb nach Basra gehen, ist ungefähr bekannt, weil sich das nach der Jahreszeit richtet, da an letzterem Orte Schiffe aus Indien anzukommen oder wieder abzugehen pflegen. In andern Fällen macht ein angesehener Kaufmann die Zeit seiner Abreise bekannt. Wer mitzugehen gedenkt, meldet sich bei ihm, und sobald er die Gesellschaft stark genug zur Verteidigung gegen die zu erwartenden Angriffe hält oder vielmehr glaubt, daß die Kosten der Bedeckung der Karawane und der Geschenke, welche an die Oberhäupter der verschiedenen Stämme, die sie unterwegs antreffen, gemacht und auf alle Kamelladungen verteilt werden müssen, nicht zu hoch steigen werden, so bestimmt er mit Zuziehung des Schech elkbir (großen Schechs) eines der benachbarten Stämme, der mit andern Schechs die Karawane begleiten soll, den Tag genauer, an welchem sie abgehen wird. Dann mietet jeder die nötigen Kamele, so gut er kann, und macht sich zur Reise fertig. Den Tag vor dem Abzuge der Karawane versammelt sich die ganze Reisegesellschaft an einem bestimmten Orte außerhalb der Stadt. Während der Reise brechen alle auf oder lagern sich, wann die Schechs und angesehensten Kaufleute aufbrechen oder sich lagern. Erblickt man Araber in der Ferne, so eilt jeder der Gesellschaft zu, weil sich niemand um den Zurückbleibenden oder von der Karawane etwa Abgeschnittenen bekümmert. Unterdes reiten einige der Vornehmsten dem vermeinten Feinde entgegen. Reden diese mit den Fremden nicht freundschaftlich, sondern jagen sie plötzlich wieder zurück, so weiß man, daß sie verdächtige Araber gesehen haben und daß also die Karawane auf ihrer Hut sein müsse. Bei solchen Vorfällen geraten die Reisenden

öfters in Furcht, von den Arabern geplündert zu werden, denn es gibt unter den Kaufleuten so viele nicht, die Lust haben, ihre Waren aufs äußerste zu verteidigen, und von den Kameltreibern, den Knechten der arabischen Schechs, können sie eben nicht großen Beistand erwarten. Die Beduinen sind auch selten tapfer genug, um in Hoffnung einer Beute ihr Leben in Gefahr zu setzen, und wagen es daher nicht leicht, eine große Karawane anzugreifen. Die Sicherheit einer solchen Karawane beruht hauptsächlich auf der Redlichkeit und Geschicklichkeit ihrer Anführer. Da aber die eingebornen großen Kaufleute sich nicht leicht mit ihrem Vermögen auf eine solche Reise begeben werden, wenn sie zu dem Anführer kein Vertrauen haben, so kann man es auch allezeit gern wagen, mit großen Karawanen zu reisen. Man hat freilich Beispiele, daß in der Wüste Karawanen geplündert worden sind. Wenn man aber dagegen bedenkt, wie viele durch Seereisen Vermögen und Leben verlieren, so kann man doch eine mit Vorsicht angestellte Reise durch die Wüste kaum für gefährlicher halten als eine Seereise in unsern Gegenden.

Verschiedene Reisende haben von Haleb bereits umständliche Beschreibungen geliefert; alle haben uns gesagt, es sei eine große und volkreiche Handelsstadt; ihre wirkliche Größe aber hat meines Wissens noch niemand so genau bestimmt, daß man selbige mit der Größe einer bekannten Stadt in Europa vergleichen könnte.

Die Landessprache zu Haleb ist, wie in ganz Syrien, arabisch. Die eingebornen Christen als Jakobiten, Maroniten und Griechen, welche letztere mit den übrigen Griechen nichts gemein haben als die Religion, sprechen also auch die arabische als ihre Muttersprache. Das Türkische ist hier wie in den übrigen Provinzen des Sultans, wo andere Sprachen geredet werden, gleichsam die Hofsprache. Die

Europäer betreiben ihre Handlungsgeschäfte mit den Maklern in der italienischen Sprache; indes wird unter den Eingebornen, die viele Geschäfte mit den Europäern haben, auch das Französische immer mehr und mehr bekannt. Franzosen, Engländer, Holländer und Venetianer haben zu Haleb Konsuln, welche sehr geachtet werden.

Tuch ist die vornehmste Ware, mit der die Europäer den Orient versorgen. Die Franzosen machen ihr Tuch dünn und leicht, wissen aber demselben ein hübsches Ansehen zu geben. Ihre Fabriken befinden sich in den Provinzen, wo man wohlfeil lebt; die Fracht von Marseille nach der Levante ist nicht so kostbar als die in den nordischen Reichen von Europa. Sie können also ihre Tücher wohlfeiler verkaufen als andere Nationen, und dieses verschafft ihnen einen außerordentlichen Absatz. Die vornehmen Türken, welche ihre zahlreiche Dienerschaft jährlich zum Beiramsfeste neu zu kleiden pflegen, brauchen dazu französisches Tuch. Die Herren selbst kleiden sich lieber in engländischem Tuche, und zu Reisekleidern brauchen sie feines, sehr dickes, rotes, venetianisches. Allein wegen des viel höhern Preises dieser Tücher haben die Engländer bei weitem nicht den Absatz der Franzosen, und noch weniger verlangt man das venetianische Tuch. Daß Venedig der barbarischen Seeräuber wegen seine Waren in bewaffneten Schiffen ausfahren muß, erschwert dessen Handel ungemein und macht die Fracht zu kostbar.

Die Anzahl der Franzosen zu Haleb ist weit zahlreicher als die aller übrigen daselbst wohnhaften Europäer zusammengenommen. Die französischen Konsuln in der Levante haben auch verschiedene Geschäfte mit der türkischen Regierung, weswegen die übrigen, welche nur das Beste ihrer Nation in Handlungssachen zu besorgen haben, sie eben nicht beneiden. Die europäischen Mönche zum Beispiel, welche schon seit vielen Jahren unablässig bemüht

gewesen sind, die verschiedenen Parteien der morgenländischen Christen mit ihrer Kirche zu vereinigen, und auch schon viele Glieder dieser Gemeinden an sich gezogen haben, machen denselben oft nicht wenig zu schaffen. Zu Haleb befinden sich Franziskaner *(Patres de terra sancta)*, Kapuziner, Karmeliten und Jesuiten. Wenn nun diese einen reichen christlichen Kaufmann (an Mohammedaner dürfen sie sich gar nicht wagen) überredet haben, den Papst als das Oberhaupt der Kirche zu erkennen, so gibt dies nicht selten zu großen Uneinigkeiten in den Familien und Streitigkeiten mit der ganzen Gemeinde Anlaß. Die Geistlichen der so klein und arm gewordenen morgenländischen Kirche beschweren sich bei der türkischen Obrigkeit, daß ihre Gemeinde immer mehr und mehr abnehme, daß schon wieder ein ansehnliches Mitglied derselben ein Europäer geworden sei und daß sie bei solchen Umständen sich nicht imstande sähen, die ihnen von dem Sultan aufgelegten Lasten zu tragen.

Die Türken, denen es im Grunde gleichgültig ist, zu welcher Sekte sich die Christen bekennen, indem kein morgenländischer Christ dadurch vom Charadsch (Kopfschatz) befreit wird, daß er sich mit der römischen Kirche vereinigt, hören dergleichen Klagen sehr gern, weil dabei allezeit viel zu verdienen ist. Sie dürfen die europäischen Mönche, die im ganzen türkischen Reiche unter dem Schutze des französischen Ambassadeurs zu Konstantinopel stehen, nicht wohl angreifen, aber den angeklagten Abtrünnigen werfen sie ins Gefängnis oder lassen ihn brav Geld bezahlen; es ergeht auch wohl der Befehl, daß kein morgenländischer Christ die Kirchen der Europäer besuchen, sondern jeder sich zu der seiner Vorväter halten solle. Allein durch die Vermittelung des französischen Konsuls und Ambassadeurs wird die Sache bald wieder beigelegt, und die morgenländischen Geistlichen erhalten

gemeiniglich keine weitere Genugtuung, als daß etwa der Abtrünnige in der ersten Hitze ins Gefängnis gesetzt oder seines Vermögens beraubt wird.

Abkömmlinge von Franzosen, die dem Reize der morgenländischen Schönen nicht widerstehen können und sich in der Levante verheiratet haben, machen den französischen Konsuln zuweilen auch viel zu schaffen. Solche levantische Franzosen, wenn sie gleich Frankreich niemals gesehen hatten und auch nicht im Dienste eines französischen Handlungshauses standen, sondern für eigene Rechnung Handlung und Gewerbe trieben, sollten auch des französischen Schutzes genießen und nicht unter dem Kadi stehen. Wie aber die Anzahl dieser Leute sich vermehrte, ward die türkische Obrigkeit aufmerksamer darauf, daß der französische Konsul sich über ihre Bürger einer Gerichtsbarkeit anmaßte, und dies gab dann und wann Anlaß zu unangenehmen Streitigkeiten. Endlich wollten die Kaufleute zu Marseille bemerken, daß ihre in der Levante verheirateten Bedienten mehr auf ihren eigenen und der Ihrigen als auf den Vorteil ihrer Prinzipale sähen, und die Handlungskammer zu Marseille wirkte den Befehl aus, daß jeder französische Untertan, der sich ohne ausdrückliche Erlaubnis des Königs in der Levante verheiraten würde, sogleich nach Marseille zurückgesandt werden sollte. Seitdem werden die Untertanen des Königs von Frankreich in der Levante eben nicht mehr durch Ehen vermehrt, und die Konsuln haben nun weniger Streitigkeiten mit der türkischen Obrigkeit.

Nach der französischen ist unter den europäischen Nationen zu Haleb die der Engländer die zahlreichste. Mir ist kein Verbot bekannt, das ihren Kaufleuten untersagte, sich in der Levante zu verheiraten; sie tun es aber nicht, weil alle nach Erwerbung eines kleinen Vermögens in ihr liebes Vaterland zurückzukehren und dort erst eine Ehe zu

schließen die Absicht haben. Auch macht der Geistliche bei der engländischen Faktorei keine Proselyten. Es mischt sich also diese Nation weder in die Regierungsgeschäfte der Türken noch in die Glaubenssachen der morgenländischen Christen und ist deswegen bei allen sehr geachtet. Sie betreibt ihre Handlungsgeschäfte und lebt übrigens unter sich in der größten Einigkeit.

Die Holländer bekümmern sich ebensowenig darum, ob die Anhänger der verschiedenen Sekten morgenländischer Christen bei ihren Lehrsätzen selig werden können oder nicht. Man hatte vor einigen Jahren zu Halle den Einfall, verschiedene kleine Bücher für die morgenländischen Christen und Juden drucken zu lassen und davon eine Menge Exemplare an den damaligen holländischen Konsul zu Haleb zu schicken mit der Bitte, daß er selbige an Christen und Juden umsonst austeilen möchte. Wie sonderbar auch dies Zumuten war, so verteilte er doch wirklich einige Exemplare, wenn sich eine Gelegenheit dazu zeigte. Aber die große Dienstfertigkeit der Hallenser ward nicht mit der erwarteten Dankbarkeit aufgenommen; man wollte die Büchelchen gar nicht haben, weil man Proselytenmacherei witterte. Vielleicht hat auch zu Haleb niemand sie gelesen als etwa ein oder der andere europäische Mönch, dem sie von den morgenländischen Christen gebracht worden, und daß diese die Arbeit und die guten Absichten der Hallenser nicht empfohlen haben werden, das kann man sich leicht vorstellen. Da nun der holländische Konsul keinen Beruf fand, sich der Hallenser wegen in Zänkereien einzulassen, so ließ er die annoch übrigen Exemplare hübsch wieder einpacken und sie in eine Ecke seines Magazins stellen.

Wie angenehm mir aber der Aufenthalt zu Haleb auch sein mochte, so mußte ich doch bald auf eine neue Reise denken. Weil Gelehrte einige von Herrn Pocock auf der In-

sel Cypern kopierte Inschriften für phönizisch erklärt und den Wunsch geäußert hatten, von denselben mehrere Abschriften zu erhalten, so ward mir durch den Grafen von Bernstorf der ausdrückliche königliche Befehl, daß ich von Haleb nach Cypern reisen und daselbst unter den Ruinen von Citium alles aufsuchen sollte, was von diesen Inschriften noch übrig sein möchte. Ich eilte daher, diese Nebenreise anzutreten, um noch vor der Abreise der nächsten Karawane, mit der ich die Reise nach Konstantinopel machen könnte, wieder nach Haleb zurückkehren zu können. Der nächste Weg nach der Insel Cypern führt über Scanderone, wohin oft eine Kafle (kleine Karawane) abzugehen pflegt, und mit einer solchen Kafle reisete ich am 24ten Junius gegen Abend von Haleb ab.

Junius 1766

Etwa 6 deutsche Meilen von dieser Stadt lagerten wir uns den folgenden Morgen zu Mertahwan. Das Haus, in das die Reisenden hier einkehren, ist groß und nach Landesart bequem genug; der Wirt war für einen Mohammedaner sehr gesprächig und dienstfertig, und die Weiber schienen den Umgang mit fremden Mannspersonen nicht so zu fürchten wie andere Morgenländerinnen, welche gleich das Gesicht bedecken und sich entfernen, wann Fremde ihnen nahe kommen. Als ich des Nachmittags mit meinen Reisegefährten auf eine kurze Zeit aus dem Zimmer gegangen war, fanden wir bei unserer Zurückkunft ein dikkes plumpes Weibsbild, welches der Wirt für seine Tochter ausgab, auf dem Sofa sitzen; sie trug wie die Weiber der Drusen eine hohe Mütze von der Figur eines Zuckerhuts und von geschlagenem Silber; den Schleier hatte sie zurückgeschlagen. Ein solcher Vorfall war mir auf meiner ganzen Reise noch nicht begegnet. Auch entfernte ich

mich bald mit einem Kaufmanne, von welchem ich dann hörte, der Wirt nenne sich bei Mohammedanern einen Mohammedaner und bei Christen einen Drusen, er sei aber, so wie alle Einwohner dieses Dorfes, ein Keftiin.

Meine kleine Reisegesellschaft verweilte den ganzen Tag zu Mertahwan. In der folgenden Nacht reisten wir durch eine bergige und daher etwas beschwerliche Gegend bis Salchhin. Auf diesem Wege hat man eben nichts von offenbaren Räubern zu fürchten, kleine Diebe aber machten hier einen Versuch, ihre Kunst auch an uns zu zeigen. Als wir bei einem Brunnen abgestiegen waren und einige Kaufleute ihre Pferde an Steine gebunden hatten, näherte sich ein Mensch, der dreist auf ein Pferd zuging und den Zaum zu lösen im Begriff war. Ein Nahestehender aber bemerkte, daß er nicht der Eigentümer des Pferdes sei, und der Dieb machte sich geschwind aus dem Staube. Bei großen Karawanen glückt es den Räubern dieser Gegend manchmal, mit einem gesattelten Pferde davonzureiten; und in der Dunkelheit der Nacht wagt es keiner, ihnen nachzujagen, weil jeder, wenn er die Reisegesellschaft verließe, selbst in der Räuber Hände zu fallen fürchtet.

Von Salchhin bis Antiochien, oder wie man jetzt sagt, Antaki, sind etwa vier Meilen.

Antiochien, diese ehemals berühmte Stadt und Residenz der syrischen Könige, hat für Reisende jetzt keinen Reiz als ihre schöne Lage zwischen dem Orontes, welcher hier eine große und fruchtbare Ebene durchströmt, und einem hohen Gebirge. An der einen Seite geht die Stadtmauer in ihrer ganzen Länge über dies Gebirge. Die alte Stadt lag also teils auf Bergen und teils am Fuße derselben. Ihre größte Länge beträgt 2300 doppelte Schritte, ungefähr 11000 Fuß, und ihre mittlere Breite etwa 950 doppelte Schritte. Davon aber ist jetzt nur an dem Südwestende der Stadt ein kleiner Teil, etwa 800 doppelte Schritte lang und 500 sol-

cher Schritte breit, mit Häusern bebaut. Den übrigen Raum innerhalb der Stadtmauer nimmt teils das erwähnte Gebirg ein, teils befinden sich darin Gärten mit Maulbeerbäumen bepflanzt.

Antiochien bleibt uns Christen immer merkwürdig, weil die Apostel hier zuerst den Namen der Christen angenommen haben, Apostelgeschichte XI. 26. Das Christentum kam hier auch so in Flor, daß die Griechen dieser Stadt den Beinamen Theopolis beilegten. Jetzt aber findet man hier aus der Zeit der Christen fast gar keine Altertümer mehr. Von der großen, dem Apostel Paulus gewidmeten Kirche nahe bei dem Paulstore ist fast nichts übrig als ein großes Wasserbehältnis, welches vor dieser Kirche lag, und von dem Gebäude, das dieses Wasserbehältnis bedeckte, steht nur noch ein Stück von einer Mauer, hinter welcher jetzt Leute sitzen, die Brot und Kaffee feil haben und davon nicht wenig an die vorbeikommenden Reisenden absetzen, die von hier noch einen langen Weg zwischen Gärten haben, ehe sie den bewohnten Teil der Stadt erreichen; auch nehmen die Abgehenden hier noch gern eine kleine Erfrischung zu der bevorstehenden Reise durch die wüste Ebene. Eine Quelle, die nahe bei der Paulskirche aus dem Fuße des Berges hervorstürzt, ist so stark, daß sie einen kleinen Fluß macht, der das ganze Jahr durch keinen Mangel an Wasser hat, wogegen ein andrer kleiner Fluß, der von dem eisernen Tore gerade durch die Stadt fließt und größtenteils von dem Regenwasser entsteht, das sich auf den benachbarten Bergen sammelt, die meiste Zeit des Jahres trocken ist.

Am 30ten Junius ging die Kafle, mit welcher ich von Haleb gekommen war, von Antiochien ab. Wir machten in fünf Stunden etwa dreidreiviertel deutsche Meilen über eine fruchtbare, aber unbebaute Ebene gegen Norden zum Osten bis Karamurd. Von Karamurd geht der Weg etwa

eineinhalb Meilen über steile Berge und durch enge Pässe zwischen Felsen nach Beilan, auf welchem wir noch drei Stunden zubrachten.

Von Beilan hat man eine vortreffliche Aussicht auf das mittelländische Meer; ein mir wieder ganz neuer Anblick, da ich, seitdem ich den persischen Meerbusen verlassen, keine See gesehen hatte. Scanderone oder Alexandrette, der Hafen von Haleb, ist nur eineinhalb bis eindreiviertel deutsche Meilen davon entfernt und liegt am Ufer des Meeres. Dieser Ort ist wegen der großen Hitze und der ungesunden Luft, die man daselbst einatmet, so berüchtigt, daß Reisende, welche hier zu Schiffe anlangen, gern gleich nach Beilan eilen, und die von Haleb kommenden lieber zu Beilan bleiben, bis sie zu Alexandrette an Bord gehen können. Indes ist hier die Hitze wohl nicht so groß oder wenigstens nicht größer, als ich sie bereits in Tehama und andern Gegenden empfunden hatte. Die Luft aber ist im hohen Grade ungesund; denn das von dem Gebirge fließende Wasser versammelt sich bei dem Dorfe Alexandrette in großen Sümpfen, deren Ausdünstungen, zumal da die benachbarten hohen und steilen Berge den freien Zug der Luft hindern, der Gesundheit der Einwohner nicht anders als höchst schädlich sein können. Daher findet man hier außer den Häusern der Vizekonsuln und Kaufleute, welche den Transport der Waren von und nach Haleb besorgen, nur 60 bis 70 schlechte Wohnungen, die größtenteils von armen Griechen bewohnt werden.

Herr van Masseyk hatte mich dem holländischen Vizekonsul zu Scanderone, dem Herrn Longis, empfohlen, welcher ein Haus zu Beilan hatte und mich einlud, nicht nur dort bei ihm abzutreten, sondern auch so lange zu bleiben, bis sich eine Schiffsgelegenheit von Scanderone nach der Insel Cypern fände. Beilan war also gleichsam mein Hauptquartier. Dieser Ort liegt unter der Polhöhe 36° 30′.

Wenn man von Antiochien kommt, so sieht man denselben nicht eher, als bis man nahe davor ist. Von Scanderone aber zeigt er sich in der Figur eines halben Mondes oben an dem steilen Gebirge; und da die Berge an dieser Seite ganz mit Waldungen bedeckt sind, so gibt dies alles einen schönen Anblick. Die Zahl der Häuser zu Beilan rechnet man auf 800 bis tausend. Das Wasser ist hier vortrefflich und im Überfluß und die Luft teils wegen der hohen Lage des Ortes, teils wegen des Windzuges zwischen den Bergen ziemlich kalt. Die europäischen Vizekonsuln zu Scanderone wohnen daher gern den ganzen Sommer zu Beilan, ein Vergnügen, das sie aber oft teuer bezahlen müssen. Wenn sie sich ihrer Geschäfte wegen den ganzen Tag in der Hitze am Ufer des Meeres aufgehalten haben und am Abend wieder nach Beilan zurückkehren, so haben sie auf das sorgfältigste Erkältungen zu vermeiden, wenn sie sich nicht gefährliche Fieber oder andere Krankheiten zuziehen wollen. Ich für mein Teil fand in dieser heißen Jahreszeit die kalte Luft zu Beilan ungemein angenehm und erquikkend.

Julius 1766

Endlich erhielten wir zu Beilan die Nachricht, daß in der Nachbarschaft von Larneka alles ruhig wäre, und so begleitete mich mein freundschaftlicher Wirt am 13ten Julius bis Scanderone, woselbst ich an Bord eines kleinen französischen Schiffes ging, das nach Marseille zurückkehren und bei Larneka anlegen wollte.

Larneka besteht aus zwei offenen Flecken oder großen Dörfern, wovon die Europäer das an der See liegende Scala, Marine oder von dem benachbarten Salzsee Saline nennen. Hier ist auch das Zollhaus und ein kleines Kastell. Das eigentliche Larneka, wo die europäischen Konsuln

wohnen, liegt 7 bis 800 doppelte Schritte davon entfernt. Bei meiner Ankunft am Ufer wunderte ich mich nicht wenig, eine hübsche englische Cariole anzutreffen, ein Fuhrwerk, das ich seit vielen Jahren nicht gesehen hatte und auch nicht auf dieser Insel erwartete. Noch mehr aber wunderte ich mich, als schon hier ein Europäer zu mir kam und mich einlud, bei dem englischen Konsul, dem Herrn Turner, abzutreten, indem ich das Empfehlungsschreiben an denselben noch nicht hatte übergeben können. Aber Herr van Masseyk, der mir dies Schreiben mitgegeben hatte, hatte dem Herrn Turner meine Ankunft auch zum voraus angezeigt; und so hatte dieser mir seinen Konsulatsekretär entgegengesandt, sobald er von der Ankunft eines Schiffes von Scanderone Nachricht erhalten hatte.

Larneka liegt nach meiner Beobachtung unter der Polhöhe 34° 55′. Etwa die Hälfte der Einwohner besteht aus Mohammedanern, und diese haben zwei Moscheen mit Minaretten. Die Griechen haben hier noch vier Kirchen, welche aber alle nur klein sind. Auch die Franziskaner und Kapuziner haben hier Kirchen, welche von den morgenländischen, mit der römischen Kirche vereinigten Christen fleißig besucht werden. Man hielt diesen Ort ehemals für sehr ungesund; besonders waren bösartige Fieber unter den Einwohnern herrschend. Die Befreiung davon verdanken wir einem Bekir Pascha, der mit großen Kosten eine Wasserleitung von einem Dorfe Arpera nach Larneka und Saline führte und sie dadurch mit reichlichem und gutem Wasser versah. Seitdem beklagt man sich hier weder über ungesunde Luft noch außerordentliche Krankheiten.

Zwischen Larneka und Saline sieht man noch die Kennzeichen einer ehemaligen Stadt, welche Pocock Citium nennt. Von dieser ehemaligen Stadt sind jetzt zwar nur wenige Reste mehr übrig, man kann aber aus denselben

den Umfang der ehemaligen Stadtmauer noch deutlich genug erkennen. Von Altertümern fand ich nichts als in dem fast angefüllten Stadtgraben eine aus zweien Kammern bestehende Grotte, die ehemals ein Begräbnis gewesen sein mag und von so großen Steinen gebaut ist, daß die neuern Einwohner dieser Gegend sie nicht haben fortbringen können. Sowohl die Stadtmauer als die Gebäude sind nach und nach bis auf den Grund weggetragen worden, ja man hat selbst den Grund durchwühlt und die darin gefundenen, annoch brauchbaren Steine verschleppt. An der Nordostseite dieser ehemaligen Stadt und an der Stelle, wo sie am stärksten befestigt gewesen zu sein scheint, ist eine niedrige Gegend, wo in der Regenzeit ein kleiner Landsee entsteht, der sehr fischreich sein soll. Ich fragte, woher denn die Fische kämen, da der Ort jetzt ganz trokken wäre und mit der See keine Verbindung hätte; allein darüber schien man nicht nachgedacht zu haben. Merkwürdiger war mir die Nachricht, daß man diese niedrige Gegend noch jetzt den Galeerenhafen nennt. Dazu kann er wirklich gebraucht worden sein; denn man findet noch Spuren eines breiten Grabens, wodurch er ehemals mit der See verbunden gewesen ist.

Gleich nach meiner Ankunft zu Larneka zog ich wegen der phönizischen, vom Herrn Pocock unter den Ruinen des vermeinten Citium gefundenen Inschriften Erkundigungen ein und hörte, daß nicht allein der engländische Konsul Herr Turner von London aus, sondern auch der französische von parisischen Gelehrten Aufträge deshalb erhalten hätte, daß aber, aller Nachsuchung ungeachtet, keiner diese pocockischen oder andere ihnen ähnliche Inschriften finden können. Ich selbst durchsuchte jeden Winkel dieser verwüsteten Stadt und fand ebensowenig. Endlich bemerkte ich an einer den Griechen gehörigen Kirche des heiligen Lazarus zu Saline einige mir ganz

fremde Schriftzüge. Sie standen auf einem schräg gemauerten Pfeiler, der die Kirchenmauer stützte. Nicht alle Steine waren beschrieben, und auf den beschriebenen von gleicher Größe sah man auch nicht gleich viele Reihen. Kurz, es fiel in die Augen, daß es keine zusammenhängende Inschrift sei, sondern daß man die Steine anderswo hergebracht und unbekümmert, ob die zusammengehörigen wieder auf- und aneinander gelegt würden, hier eingemauert habe. Indes nahm ich davon eine Abschrift, die sich auf der Seite 779 findet.

Herr Pocock bemerkt, daß die von ihm kopierten Inschriften auf Steinen gefunden worden, die aus dem Grunde der alten Stadtmauer hervorgezogen wären. Ich habe an einer Stelle der alten Stadtmauer gleichfalls Steine gesehen, die denen glichen, welche in den Strebepfeiler der Kirchenmauer zu Saline gemauert sind, aber auf denselben keine Inschriften gefunden. Erwähnter Reisender müßte also ein außerordentliches Glück gehabt haben, wenn man annehmen wollte, daß er eben zu einer Zeit nach Cypern gekommen wäre, wie man so viele Steine mit Inschriften ausgegraben hätte. Allein er sagt nicht, daß er die Originale selbst gesehen habe. Es kann also vielleicht ein Europäer zu Larneka diese Inschriften von den nach und nach ausgegrabenen Steinen kopiert und dem Herrn Pocock eine Abschrift davon mitgeteilt haben; und da die Steine längst anderswo wieder gebraucht und eingemauert sind, so darf man sich nicht wundern, wenn niemand die Originalinschriften wiederzufinden imstande gewesen ist.

Es war mir nicht wenig angenehm, die Absicht meiner Reise nach Cypern erfüllt und zu Larneka wenigstens einige von den Inschriften gefunden zu haben, welche nicht bloß vom Herrn Pocock, sondern auch von andern Gelehrten für phönizisch erklärt worden waren. Ich zeigte meine Abschrift den Herren Turner und Mariti, welche an mei-

Alte armenische Inschriften.

ner Freude teilnahmen, bis auch der Haushofmeister des Konsuls, ein Armener, die Abschrift zu sehen verlangte und sie für Altarmenisch erklärte. Folgende Worte konnte er lesen: Werti der Sohn. Astwadz Gott. Uta Adam. Owena Eva. Ein anderer Armener, dem ich diese Inschriften zu Konstantinopel zeigte, wollte folgende Worte herausgebracht haben: Musa dara Jsusi Moses ein Sklave Jesu. Madaua. Iwan Johannes. Sürpen der Heilige.* Auch von den pocockischen Inschriften, die ich ihm zeigte, versicherte er, einzelne Worte lesen zu können. Ob sich aber nicht auch etwas Phönizisches unter den pocockischen Inschriften und selbst unter den hier von mir kopierten befinde, das muß ich der Beurteilung der Gelehrten überlassen. Ich will allein noch bemerken, daß die Buchstaben nur schlecht eingehauen sind, daß der Stein nicht sehr hart zu sein scheint, die Schriftzüge also wohl längst ausgewittert sein würden, wenn sie von den Zeiten der Phönizier oder nur seit der Periode, als in Cilicien ein armenischer König regierte, an der freien Luft gelegen hätten, und ihre Erhaltung wahrscheinlich allein dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Steine viele Jahre im Grunde der Stadt- oder einer andern Mauer gelegen haben.

Merkwürdig scheint bei diesen armenischen Inschriften der Umstand zu sein, daß die Buchstaben aufrecht stehen, da man in den türkischen Stadtmauern nicht selten griechische Leichensteine eingemauert findet, auf deren Inschriften man gar nicht geachtet, sondern sie bald auf die Seite gelegt, bald ganz umgekehret hat. Vielleicht ist der Mauermeister zufällig ein Armener gewesen, der die Schriftzüge seiner Nation gekannt und diese Inschriften hier hat erhalten wollen; ein griechischer oder mohamme-

---

* Ich habe selbige mit A. B. C. D. bezeichnet und unten auf die Abbildung schreiben lassen.

danischer Mauermeister würde sie vielleicht nicht geachtet und wohl gar die beschriebene Seite in den Pfeiler hineingemauert haben.

In dem weitläuftigen türkischen Reiche findet sich vielleicht keine Provinz, deren Einwohner so sehr gedrückt werden als die der Insel Cypern. Bei der Eroberung derselben wurden hier 80 000 Griechen gezählt, die den Charadsch (Kopfsteuer) zu bezahlen hatten; also so viele männliche Einwohner, Weiber und Kinder nicht mitgerechnet. Die Härte und Ungerechtigkeit ihrer Tyrannen richteten nach und nach viele Familien so zugrunde, daß sie ihr Vaterland zu verlassen und ihren Unterhalt anderswo zu suchen sich gezwungen sahen; viele wurden auch Mohammedaner, um von dem Charadsch frei zu werden. Die Türken fragten unterdes wenig darnach, ob die Anzahl der Einwohner auf Cypern überhaupt und die der Christen insbesondere sich verringere oder nicht, und verlangten immer ebendie Einkünfte von dieser Insel, die sie von Anfang an daraus gezogen hatten. Die nachgebliebenen Christen mußten den Charadsch für die Entwichenen und abtrünnig gewordenen, die Wohlhabenden für die Armen mitbezahlen; die Schatzungen für die wüste liegenden Ländereien wurden auf die annoch bebauten verteilt.

Seitdem der Sultan die Einkünfte von Cypern dem Wesir als einen Teil seines Gehalts beigelegt hat, sind die Cyprioten noch unglücklicher. Der Statthalter (Mutasillim, Muhassel, eigentlich Pächter) wird noch öfter verändert als vorher. Die Abgaben werden mit der größten Strenge und vor der Zeit eingetrieben; und wird der Wesir abgesetzt, so müssen die armen Einwohner wohl gar doppelt bezahlen, weil der neue Wesir sich darum nichts kürzen lassen will, daß sie die Schatzungen an seinen Vorgänger zum voraus bezahlt haben.

Als man endlich fand, wie wenig die Christen die ganze

Summe des Charadsch aufzubringen imstande waren, verlangte man die Abgabe auch von Mohammedanern. Unter diesen befanden sich viele, die sich noch wie Cyprioten kleideten, in Gegenwart der Türken auch noch ebenso furchtsam waren als die Griechen und vom Türkischen und Arabischen nicht mehr verstanden als der deutsche Bauer vom Latein; aber andere der eingebornen Mohammedaner waren Leute von Kopf und Entschlossenheit und wollten es nicht ertragen, daß man sie als Christen behandelte. Diese widersetzten sich den Unterdrückungen ihrer Tyrannen aus allen Kräften. Sie verschafften sich einen Anhang unter ihren Landsleuten, und es entstand nicht selten ein Aufruhr auf der Insel.

Vor etwa zwei Jahren verlangte der Statthalter wohl viermal soviel an Charadsch von jedem Christen, als er in einer anderen Provinz des türkischen Reiches würde haben erlegen müssen, und von jedem Mohammedaner, der in andern Gegenden gar keinen Charadsch bezahlt, ward die Hälfte gefordert. Einige der angesehensten Mohammedaner vereinigten sich mit den Bischöfen und brachten es dahin, daß ein Offizier von Konstantinopel mit dem Befehl, die Auflage auf die Hälfte herunterzusetzen, nach Cypern abgesandt ward. Der Mutasillim aber gehorchte nicht. Er begegnete nicht nur den Einwohnern, sowohl Mohammedanern als Christen, sondern auch dem Offizier des Sultans verächtlich; der Pöbel zu Nikosia versammelte sich unter der Anführung eines Mohammedaners, ermordete den Mutasillim und plünderte seinen Palast. Unter dessen Nachfolger war anfänglich alles ruhig. Als aber auch dieser den Untertanen eine neue Schatzung auflegte, entstand eine förmliche Rebellion, wobei der Kommandant eines Kastells sich zum Anführer aufwarf.

Der Wesir schickte einen neuen Statthalter nach Cypern. Der alte wollte die Regierung nicht abgeben; indes verei-

nigten sich beide, die Stelle gemeinschaftlich zu verwalten, und die Rebellen wurden durch gute Versprechungen dahin gebracht, daß sie auseinandergingen. Die Einwohner, welche bisher alles erhalten, was sie verlangt hatten, wurden nun immer trotziger. Als einige Monate nachher eine neue Schatzung ausgeschrieben ward, versammelten sich gleich zwei- bis dreitausend Rebellen unter ihrem vorigen Anführer und trieben die beiden Statthalter in ihrer Residenz Nikosia so in die Enge, daß sie Hilfe bei den benachbarten Paschas und von Konstantinopel suchen mußten. Hierauf kamen einige Kriegsschiffe mit Soldaten von Konstantinopel. Auch wurden aus verschiedenen Häfen von Karamanien und Natolien Truppen nach Cypern gesandt. Ein Pascha von zwei Roßschweifen erhielt Befehl, diese Leute gegen die Rebellen anzuführen.

Ein Teil der türkischen Truppen war nicht lange vor meiner Ankunft zu Larneka gelandet und hatte überall als in Feindes Lande gewirtschaftet; nun war es zwar in dieser Gegend wieder ruhig, weil die Hauptrebellen in einem kleinen Kastell auf der Nordseite der Insel belagert wurden. Es lief aber täglich Nachricht ein, daß der Pascha einige Einwohner hätte hinrichten lassen und daß eine Menge derselben, besonders Christen, die Insel verlassen hätten. Unterdes war der Pascha nicht imstande, das kleine Kastell mit Gewalt zu erobern, und der Aufruhr ward erst in dem folgenden Monat August gedämpft, als der Pascha den Anführer der Rebellen durch List aus seiner kleinen Festung herauslockte und ihn sogleich hinrichten ließ.

Kurz vor meiner Ankunft zu Larneka war daselbst ein Schiff aus Italien gewesen, das viele europäische Mobilien für den Herrn Montague an Bord hatte, die es nach Beirut bringen sollte. Nach seinen Briefen konnte man ihn selbst mit dem ersten Schiffe erwarten, und ich wäre noch gern

etwas auf Cypern geblieben, um Gelegenheit zur persönlichen Bekanntschaft dieses berühmten Reisenden zu erhalten. Allein Herr Turner erwartete ihn dann just am wenigsten, wenn er die Zeit seiner Ankunft in dieser oder jener Gegend am genauesten bestimmt hatte. So erwartete man ihn auch zu Seide, Tripolis, Ladakia, Haleb und Konstantinopel, ich bin aber nicht so glücklich gewesen, ihn irgendwo auf meinem Wege anzutreffen. Indes hatte er in allen diesen Städten Freunde und Bekannte. Diese erzählten gelegentlich allerhand Anekdoten von seinen Abenteuern in der Levante, und da solche gar nicht mit denen übereinstimmen, welche man in Europa von ihm verbreitet hat,* so ist es meinen Lesern wohl nicht unangenehm, wenn ich dieses in verschiedener Hinsicht sonderbaren Mannes gelegentlich hier erwähne.

Als Herr Montague das erstemal in seiner morgenländischen Kleidung und mit einem langen Barte nach Venedig zurückkam, fragte ihn Herr Murray, damals engländischer Resident daselbst, wie er Vergnügen finden könne, unter den Türken herumzuschwärmen und sich gänzlich als ein Morgenländer zu kleiden. «Das will ich Ihnen sagen», antwortete Herr Montague. «Sie haben mich in England gekannt und werden also auch wissen, daß mein Vater mich niemals geliebt und mir oft Beweise seines Unwillens gegeben hat. Niemals war er besser mit mir zufrieden als zu der Zeit, da ich Schriftsteller ward; allein seine Gunst dauerte nicht lange. Als ich wiederum einige Streiche ausgeführt hatte, die nicht nach seinem alten Kopfe waren, ward er mir niemals wieder gut. Weil er glaubte,

* Hierzu gehören die 1779 zu Leipzig herausgekommenen und aus dem Engländischen übersetzten Nachrichten von Eduard Worthley Montague, Esqu. Die Abenteuer desselben, wenigstens die, welche er im Orient gehabt haben soll, sind darin ebenso erdichtet als die Theaterkleidung, in welcher er vor dem armseligen Büchlein abgebildet ist.

ich verzehrte zuviel, so wollte er mich die Ökonomie lehren und ließ mir nach seinem Tode nur ein Einkommen von 500 Pfund Sterling jährlich, das übrige gab er alles meiner Schwester (der Gemahlin des Lords Bute). Sie wissen, mein Herr, daß ich in England allezeit unter den vornehmsten Familien gelebt habe. Das hatte nun ein Ende. Mit 500 Pfund jährlich konnte ich keinen Umgang halten, wie ich ihn gewohnt war; in meinem Vaterlande als ein Elender zu leben, das gefiel mir nicht; ich wählte also den Orient, wo ich auch mit 500 Pfund unter den Angesehensten des Landes leben kann, weil man daselbst von mir als einem Christen keinen Aufwand verlangt, wie meine ehemaligen Gesellschafter ihn verlangt haben würden.»

Diese aufrichtige Erklärung des Herrn Montague über seinen Entschluß, sein Vaterland zu verlassen und unter den Morgenländern zu leben, verdient mehr Glauben als die abgeschmackten Urteile, welche man darüber sogar öffentlich geäußert hat.

Herr Montague reisete nicht gleich nach dem Orient, als sein Vater ihn enterbt hatte; er begab sich vorher nach Leiden, um daselbst bei dem berühmten Herrn Schultens Arabisch zu lernen. Im Herbst 1762 kam er nach Alexandrien. Ein norwegischer Schiffer, der die Tochter eines Gastwirts zu Livorno, eines römisch-katholischen Irländers, geheiratet hatte, kam mit seiner jungen Frau einige Zeit vor oder nach ihm gleichfalls nach Alexandrien, um sich daselbst als Kaufmann wohnhaft niederzulassen, und diesem lieh Herr Montague, welcher ansehnliche Wechsel hatte, wovon er das Geld noch nicht brauchte, auf verschiedene Monate ohne Zinsen 1000 Speziestaler, wofür nun der Kaufmann in Ägypten Waren kaufte und damit nach Italien reisete. Einige Zeit nachher aber erhielt der toskanische Konsul, Herr Marion, ein Schreiben mit einer umständlichen Nachricht von der Krankheit und dem Tode

dieses Kaufmanns und mit dem Auftrage, solche der Witwe mit Behutsamkeit zu hinterbringen. Herr Marion glaubte, es würde diesen Auftrag niemand besser ausrichten können als der Beichtvater der Witwe, und gab den Brief einem Franziskaner. Die junge Witwe, welche sich weit von ihren Eltern in einem Lande befand, wohin sie sich nie begeben haben würde, wenn es nicht aus Liebe zu ihrem Manne geschehen wäre, die nicht wußte, ob sie von dem kleinen Vermögen, welches ihr Mann mitgenommen hatte, jemals etwas wiederbekommen würde, empfand ihren ganzen Verlust. Alle Europäer zu Alexandrien bedauerten und trösteten sie, aber keiner nahm sich ihrer mehr an als ihr Landsmann, Herr Montague; denn dieser beruhigte sie nicht nur wegen seiner Forderung von 1000 Speziestalern, sondern bot ihr auch zur Rettung des übrigen Vermögens ihres Mannes seine Dienste und, als den stärksten Beweis seiner Freundschaft, seine Hand an. Die gute Frau beratschlagte sich hierüber mit Herrn Marion und ihrem Beichtvater, und derselbe Franziskaner, der ihr die Nachricht von dem Tode ihres ersten Mannes gebracht hatte, verband sie wiederum mit dem zweiten.

Unterdes hatte der für tot gehaltene Ehemann in Italien Nachricht erhalten, daß seine Frau zu Alexandrien gestorben wäre. Auf Anraten seines Freundes, des Herrn Montague, hatte er daselbst alle seine Sachen verkaufen lassen und nicht nur das Geld dafür, sondern auch die Kleider seiner geliebten Frau bereits erhalten; er war entschlossen nicht wieder nach Ägypten zurückzureisen. Nun aber hörte er (ich meine zu Neapel) von einem europäischen Schiffer, der erst neulich von Ägypten zurückgekommen war, daß seine Frau an Herrn Montague verheiratet und daß beide in morgenländischer Kleidung nach Kahira gereiset wären. Durch diese Nachricht ward seine Eifersucht so rege, daß er, sobald seine Umstände es erlaubten, nach Kon-

stantinopel reisete, um den Beistand der daselbst residierenden europäischen Minister zu suchen; und als von diesen keiner Lust hatte, sich wegen einer solchen Sache an das türkische Ministerium zu wenden, reisete er weiter, um seine Frau aufzusuchen und den Herrn Montague bei der Obrigkeit des Orts zu belangen, wo er ihn antreffen würde. Indes verstrichen damit Jahre, weil er nicht reich genug war, um zu reisen, wohin er wollte, sondern die Reisekosten von dem, was er als Kaufmann verdiente, bestreiten mußte.

Madame Montague erfuhr es zu Kahira, daß ihr erster Mann noch lebe, und empfand darüber eine solche Gewissensangst, daß sie sich von ihrem zweiten Manne trennen und zu ihrem Vater nach Livorno zurückreisen wollte. Herr Montague aber beruhigte sie dadurch, daß er ihr vorstellte, ihr erster Mann wäre, so wie er selbst, ein Ketzer; ihre Ehe mit beiden wäre daher nach dem Gesetze der römischen Kirche ungültig; wenn nun aber er ein Katholik würde, so wäre er ihr rechtmäßiger Ehemann, und der andere könnte gar keinen Anspruch auf sie machen. Herr Montague reisete mit ihr nach Jerusalem, besuchte daselbst die heiligen Örter und ward ein Mitglied der römischen Kirche.

Von Jerusalem reisete Herr Montague nach Damaskus. Aber seine Religionsveränderung hatte ihm den ruhigen Besitz seiner Frau nicht verschafft; denn er erhielt Nachricht, daß sein Nebenbuhler zu Seide, dem Hafen von Damaskus, angekommen und ihn bei der türkischen Obrigkeit, wo er ihn antreffen würde, zu belangen entschlossen wäre. Nun aber konnte er, wenn sein Gegner ihn bei einem Pascha, gleichviel ob zu Damaskus, Seide oder Tripolis verklagte, nicht weniger erwarten, als daß man ihn ins Gefängnis werfen würde und daß er, wenn er auch sein Leben retten könnte, sich doch einer harten Begeg-

nung aussetzen und große Summen zu bezahlen haben würde. Er wollte also durch die große Wüste nach Basra entfliehen. Ein ehrlicher morgenländischer Christ aber stellte ihm die Gefahr vor, der er sich auf dieser Reise aussetzen würde, und gab ihm den freundschaftlichen Rat, seine Frau in ein Kloster auf dem Berge Libanon zu bringen und selbst nach Beirut zu gehen, wo kein Pascha etwas zu befehlen habe. Diesem Rate folgte er gleich. Er brachte seine Frau nach dem Berge Libanon in ein Kloster, reisete selbst über Beirut und Cypern nach Italien, um die Heirat seiner Frau mit ihrem ersten Manne, einem Ketzer, für ungültig erklären und sie sich selbst, als einem Rechtgläubigen, zusprechen zu lassen; und dies soll er wirklich erhalten haben. Das geistliche Gericht zu Pisa soll ihm dazu behilflich gewesen sein. Nachher lebte er bald in dieser, bald in jener Stadt von Italien, bald in Ägypten, bald in Syrien; und ein Maronit von der Familie Hubeisch, der unter dem Namen eines Prinzen vom Berge Libanon in Europa herumreisete, versicherte mich zu Kopenhagen, die Frau habe sich bei seiner Abreise aus Syrien im Jahre 1770 noch daselbst in einem Kloster aufgehalten.

In der Levante glaubte man, daß, wenn der erste Mann sich um seine Frau nicht bekümmert hätte, auch Herr Montague selbiger bald überdrüssig geworden sein würde. Aber mit Gewalt habe er sich dieselbe nicht nehmen lassen wollen. Er scheint die ganze Sache als einen Spaß angesehen zu haben wie Lord Baltimore, der zu Pera für seinen Harem auch eine Georgierin kaufte, obgleich man ihm sagte, daß es den Europäern verboten wäre, weiße Sklavinnen zu kaufen. Als er nun bald nachher einen Besuch von einem Türken erhielt, der ihm seine Strafwürdigkeit vorstellte, brachte er nicht nur diesen durch ein ansehnliches Geschenk zum Stillschweigen und schickte seine Georgierin wiederum an ihren vorigen Herrn, einen

Juden, zurück, sondern verschaffte sich für eine ansehnliche Summe einen Firman des Sultans vom Wesir, nach welchem es ihm erlaubt ward, eine weiße Sklavin zu kaufen; und so kaufte er eine andere Georgierin. Ich lernte Lord Baltimore nachher zu Kopenhagen kennen und nahm mir die Freiheit, mich nach seiner schönen Georgierin zu erkundigen. Er antwortete, den Spaß habe er nur gemacht, um zu zeigen, daß er etwas ausführen könne, wozu kein anderer Reisender imstande sei; sie habe nicht den geringsten Reiz für ihn gehabt, sei ein tückisches Mensch gewesen, noch so roh, wie sie aus Georgien nach Konstantinopel gebracht worden; auch habe er sie, sobald er nur über die türkische Grenze gekommen, der ersten polnischen Dame, welche er angetroffen, geschenkt, die sie dann wohl wieder zur Feldarbeit gebraucht haben würde.

Reise von der Insel Cypern nach Jersusalem und Anmerkungen zu dieser Stadt

Meine Hoffnung, in der Gegend von Larneka einige phönizische Inschriften anzutreffen, war vergebens gewesen; die unbedeutenden Inschriften, welche ich anfänglich für phönizisch gehalten hatte, waren für armenisch erklärt, und ich hatte nicht Hoffnung, auf dieser Insel ältere entdecken zu können. Zudem waren die Rebellen noch nicht wieder zum Gehorsam gebracht. Man hörte täglich Beispiele von Grausamkeiten, welche die türkischen Soldaten ausgeübt haben sollten und zum Teil wirklich ausgeübt hatten, und es war also auch gefährlich, sich landeinwärts weit von Larneka zu wagen. Da ich aber nunmehr Palästina so nahe gekommen war, daß ich solches zur See in wenigen Tagen erreichen konnte, so wünschte ich Jerusalem zu besuchen, und dazu fand sich eine sehr gute Gelegenheit, indem während meines Aufenthalts zu Larneka sieben europäische Mönche angekommen waren, die gleichfalls dahin wollten. Ich ging mit diesen Mönchen am 25ten Julius an Bord eines französischen Caravaneurs.

Carawaneure nennt man die Kauffahrteischiffe der Europäer, welche nach der Levante kommen und daselbst mehrere Jahre lang für Fracht von einem Hafen zum andern fahren, bevor sie wieder nach Hause reisen. Die Verbindung, in welcher das türkische Reich und die Freistaaten auf der afrikanischen Küste mit den Europäern leben, macht solche notwendig. Der Sultan hat freilich mit den

vornehmsten europäischen Mächten Handlungstraktate errichtet, und Minister dieser Mächten residieren zu Konstantinopel. Aber nicht alle europäischen Mächte leben in Frieden mit den Mohammedanern. Die Malteser schicken noch immer von Zeit zu Zeit Korsaren gegen die Ungläubigen aus und verhindern dadurch die mohammedanischen Untertanen des Sultans, auf dem mittelländischen Meere und im Archipel Handlung mit eigenen Schiffen zu treiben, und diese finden es daher nicht nur sicherer, sondern auch bequemer, wenn sie sich dazu europäischer Schiffe bedienen können. Und hieran lassen es vornehmlich die Franzosen nicht ermangeln. Diese Nation treibt in der Levante nicht nur einen großen Frachthandel von einem Hafen zum andern, sondern man trifft auch in allen Städten und Seehäfen französische Kaufleute an, welche die Einwohner mit allem, was sie aus andern Ländern brauchen, versorgen und ihnen ihren Überfluß wieder abkaufen. Die Franzosen gewinnen durch diesen direkten Handel nach der Levante erstaunliche Summen, und der starke Frachthandel dahin verschafft ihnen einen Überfluß an Matrosen, anstatt daß der Sultan bei einem entstehenden Seekriege an Seeoffizieren und Matrosen gänzlich Mangel leidet.

Unter den Franziskanern, in deren Gesellschaft ich von Larneka nach Jaffa reisete, waren zwei, welche die jährlichen Almosen von Malta und aus dem Königreiche Neapel nach Jerusalem bringen sollten und diese Reise schon öfter gemacht hatten. Die übrigen waren unwissende Mönche aus Calabrien, die nie aus ihrem Vaterlande gekommen waren. Von Dänemark hatten selbige nie etwas gehört. Da ich als ein Morgenländer gekleidet war, so hielten sie mich für einen Untertan des Sultans, und einer von ihnen fragte mich, ob Dänemark hinter Natolien läge? Der Malteser, welcher dänische Kriegsschiffe gesehen hatte

und sich seines Ordensbruders schämte, antwortete: «Wenn du Dummkopf die Welt nicht besser kennst, so solltest du keine solche Frage tun; Dänemark liegt weit nach Norden; der König hat große Kriegsschiffe, er ist aber ein Ketzer.» Nachher fragte einer von diesen calabrischen Mönchen nach dem Namen meines Königs, und da er vielleicht den Namen Christianus in seinem Kalender nicht gefunden hatte, sagte er: «Wir wissen ja, daß der König von Dänemark kein Christ, sondern ein Ketzer ist, ich frage nach dessen Namen!» Niemals habe ich römisch-katholische Geistliche so unerträglich stolz und mürrisch gefunden als diese Franziskaner auf ihrer Pilgrimsreise nach Jerusalem. Sie verlangten von den Schiffsleuten die größte Ehrerbietung, sie moralisierten beständig und machten sich durch ihr heilig-stolzes Betragen bei den Matrosen so verhaßt, daß diese ihnen nicht mehr den geringsten Dienst leisten wollten, ja sie gar auslachten. Darüber gerieten nun die italienischen Mönche in einen so heiligen Eifer, daß sie die Franzosen überhaupt schlechte Christen nannten, die noch weniger Gottesfurcht besäßen als die Ketzer und Mohammedaner*. Endlich drohete der Schiffer ernstlich, daß er sie gar nicht mehr aufs Verdeck kommen lassen würde, wenn sie fortfahren wollten, mit allen Leuten zu zanken, und dies machte sie etwas höflicher.

Auf dieser unserer Reise wehete der Wind beständig aus Westen und war uns also gar nicht ungünstig. Unser Schiffer aber hatte sich der syrischen Küste zu frühe genähert, weil er noch nicht wußte, daß der Strom hier viel

---

* Zu Basra sagte mein persischer Bedienter, der von da wieder nach Karek zurückging, er wollte sich lieber einem Christen anvertrauen als einem Sunniten, und mein Basraner erwiderte, er hätte allezeit mehr Aufrichtigkeit bei den Christen gefunden als bei den Schiiten. Ich gab beiden recht und sagte zu ihnen, sie würden wohltun, wenn sie die Christen den Mohammedanern überhaupt vorzögen.

stärker ist, als in der offenen See, und dieser Ursache wegen erreichten wir Jaffa nicht eher, als am 30ten Julius des Abends.

Diese Stadt, das ehemalige Joppe, hat viele Veränderungen erlitten, ja sie ist zuweilen ganz zerstört worden. Hier aber ist der Hafen von Jerusalem, welche Stadt bis jetzt noch jährlich von vielen Pilgrimen besucht, und von Ramle, wo noch ein ziemlicher Handel getrieben wird, und dies hat dem Orte immer wieder emporgeholfen. Er liegt unter der Polhöhe 32° 3′, und zu meiner Zeit rechnete man die Anzahl der Häuser daselbst auf vier- bis fünfhundert, mit vier Moscheen. Das Wasser ist hier gut, und seitdem man einen nahe bei der Stadt liegenden Sumpf ausgetrocknet und in Gärten verwandelt hat, wird hier auch die Luft für gesund gehalten. Der Hafen ist verschüttet und daher sehr schlecht, ja, es ist hier eigentlich gar kein Hafen; die hieher kommenden Schiffe müssen auf offener Reede ihre Anker werfen und zuweilen mitten im Sommer selbige zurücklassen. Es scheint, daß sich die See auch in dieser Gegend zurückgezogen habe. Ein alter Mann versicherte, daß in seiner Jugend kleine Schiffe bis dicht an die Häuser haben kommen können, wo es jetzt ganz trocken ist.

Da Herr Damian mir gesagt hatte, daß die Franziskaner sich meiner Abreise nicht widersetzen würden, so ließ ich dazu gleich Anstalt machen und reisete auch noch an demselben Tage, den 31ten Julius, von Jaffa ab. Vorher aber deponierte ich, auf den Rat meines freundschaftlichen Wirtes, zweihundert Piaster bei den hiesigen Franziskanern, mit der Bitte, daß sie durch ihre Ordensbrüder zu Ramle und Jerusalem alle Ausgaben bestreiten lassen möchten, die auf meiner vorhabenden Reise für mich und meinen Bedienten zu bezahlen sein würden.

Bei meiner Ankunft zu Ramle ritt ich gerade nach dem Hospitio der Franziskaner, einem der geräumigsten in

ganz Palästina, welches auch noch in gutem Stande erhalten wird. Ich ward sehr höflich aufgenommen. Auch hier beschrieben mir die guten Väter die jetzigen Statthalter dieses Landes als geizig und ungerecht und die Araber und Bauern als abscheuliche Räuber und Barbaren, die die Pilgrime plünderten und prügelten, wo sie solche nur anträfen. Man erzählte unter andern, daß die Araber einen Franziskaner, der von Ramle nach Jerusalem reisen wollte, in einen Backofen gesteckt hätten. Ich hatte die Araber in andern Gegenden nicht grausam gefunden, und es war mir unbegreiflich, warum die in dieser Gegend so unmenschlich mit den Reisenden verfahren sollten; allein ich hielt es nicht für ratsam, viel zu widersprechen. Auf nähere Erkundigung hörte ich auch, daß die erwähnte Geschichte mit dem Franziskaner sich vor etwa 90 Jahren zugetragen habe. Da selbige vermutlich allen hieherkommenden Pilgern erzählt wird, so mag sie den Mönchen in Palästina sehr einträglich geworden sein; denn wenn dergleichen Mordgeschichten in Europa, besonders in Spanien und Portugal, von einem Geistlichen erzählt werden, der in diesen Gegenden von den Arabern geprügelt worden ist, so kann solches den Vorteil haben, daß desto reichlichere Almosen nach Jerusalem gesandt werden.

August 1766

Die Franziskaner, in deren Gesellschaft ich von Cypern nach Jaffa gereiset war, kamen am ersten August nach Ramle, und des Abends erschienen auch die Araber im Kloster, die uns nach Jerusalem begleiten sollten. Nun mußten wir so eilig aufbrechen, als wenn die Räuber schon hinter uns wären.

Nach den vielen Erzählungen, welche ich auf dieser Reise von der Grausamkeit der hiesigen Araber hörte, glaubte

ich anfänglich selbst, daß in Palästina jetzt die allerschlechteste Menschenrasse wohne. Bei einer nähern Untersuchung aber wird man wohl finden, daß die Einwohner dieses Landes nicht bösartiger sind als die in andern Gegenden. So hörte ich, daß auf dem Wege von Ramle nach Jerusalem in einigen Dörfern von allen christlichen Pilgern ein kleines Wegegeld verlangt werde, das auch alle morgenländische Christen erlegen und daher ihre Reise am Tage ruhig fortsetzen. Die Franziskaner aber, sagte man, wollen diese Kleinigkeit nicht bezahlen: und da die Bauern den Mönchen nichts nehmen könnten, weil sie nichts als ihren grauen Rock bei sich führten, so bezeigten sie ihren Unwillen dadurch, daß sie sie prügelten oder mit Steinen würfen, wenn sie selbige auf ihrem Gebiete anträfen.

Nun war ich zu Jerusalem angelangt, der sowohl den Juden als Christen merkwürdigsten Stadt in der ganzen Welt. Die hiesigen Franziskaner nahmen mich mit vieler Höflichkeit auf, und nachdem ich mich von der letzten beschwerlichen Reise etwas ausgeruhet hatte, kam einer, um zu fragen, ob ich auch mit in die Messe gehen würde, da er sich dann erböte, mich zu begleiten. Ich nahm dies Anerbieten gerne an. Und dies gereuete mich nicht. Ich fand hier mitten im Lande der Mohammedaner zu meiner großen Verwunderung nicht nur eine prächtige Orgel, sondern auch eine gute Instrumental- und Vokalmusik. Der Organist, diejenigen, welche Instrumente spielten, und die Sänger waren lauter Franziskaner und, wie ich nachher hörte, größtenteils Deutsche.

Wie angenehm es mir indes war, nach so langer Zeit wiederum eine gute Kirchenmusik zu hören, so wünschte ich doch, daß die Europäer in diesen Ländern bei ihrem Gottesdienste die Orgel und andere musikalische Instrumente nicht brauchen möchten. Die Musik ist bei den

Sunniten so verachtet, daß nur gemeine Leute sich darauf legen, um dadurch ihren notdürftigen Unterhalt zu erwerben. In den Moscheen wird sie gar nicht geduldet, und man kann also leicht denken, wie verächtlich die Mohammedaner von dem Gottesdienste der Europäer denken, wenn sie in deren Kirchen Orgel und andere musikalische Instrumente hören. Aber die römisch-katholischen Mönche bekümmern sich wenig darum, was die Ungläubigen von ihrer Gottesverehrung sagen mögen. So lassen sie es auch an Gemälden, welche die Sunniten nicht einmal in ihren Häusern und am allerwenigsten in ihren Tempeln dulden, nicht fehlen; und da sie hier keine Kirchtürme mit großen Glocken haben dürfen, so ward in diesem Kloster mit einer kleinen Glocke zur Messe geläutet. Weil die Mohammedaner in den Häusern und Kirchen der Christen Gemälde antreffen, so glauben sie schon darin einen Beweis zu finden, daß wir Abgötterei treiben; und wegen der Glocken, welche die Europäer bei ihrem Gottesdienste brauchen, sagte ein Mohammedaner, der dies Läuten zu Venedig gehört hatte: «Bei uns werden dem Vieh Glocken angehängt, um die Herde zusammenzuhalten.»

Die Stadt Jerusalem oder, wie die Araber sagen, Kuds, Kuds es-scherif, Beit el makdes, gehört zu dem Gouvernement des Pascha von Damaskus. Sie liegt in einer etwas bergichten und sehr fruchtbaren Gegend. Die Stadt ist nach türkischer Art mit einer Mauer umgeben und hat ein kleines Kastell; die Häuser sind zum Teil von gehauenen Steinen gebaut und haben nach morgenländischer Art platte Dächer. Eins bemerkte ich, dessen Mauer nach der Straße ganz von Marmor aufgeführt war. Handlung und Fabriken sind hier von keiner Bedeutung. Hier leben die Mohammedaner auf Kosten der Christen und Juden, und ihre Anzahl ist weit größer als die aller übrigen Religionsparteien.

Wäre Jerusalem noch in den Händen der Christen, so möchten diese es den fremden Religionsverwandten und vornehmlich den Juden vielleicht nicht erlauben, ihren Gottesdienst hier öffentlich zu halten. Die Mohammedaner sind darin nicht so strenge. Wie stolz auch die Sunniten auf ihre Religion sind, so erlauben sie doch den Schiiten ihre Andacht zu Mekka, Mesched Ali und an andern von den Persern für heilig geachteten Örtern zu halten, sie erlauben den Christen und Juden nach Jerusalem zu wallfahrten; der Statthalter von Jerusalem selbst geht den griechischen und armenischen Pilgern mit seinen Truppen entgegen, wenn sie ankommen, er begleitet sie nach dem Jordan und wenn sie von Jerusalem wieder zurückreisen. Die Auferstehungskirche, die nach der Meinung der Christen nicht nur über der Stelle steht, wo Christus begraben, sondern auch über dem Berge Golgatha, auf welchem Christus gekreuzigt worden ist, hat man den Christen gelassen und ihnen erlaubt, darin den Gottesdienst ganz nach ihrem Gebrauche zu halten; man überläßt ihnen den freien Gebrauch mehrerer anderer Kirchen und Kapellen, die über vermeinten heiligen Örtern gebaut sind; man gibt den Mönchen zu ihrer Sicherheit eine Wache von Janitscharen; bei Prozessionen am Osterfeste, an welchem Tausende von Pilgern in der Auferstehungskirche versammelt sind und wobei es oft sehr unordentlich und unanständig hergeht, treten Janitscharen, welche sonst die Wache vor der Kirchtür haben, mit großen Stöcken herein, um die Pilger, die sich am Grabe Christi oder vielleicht auf dem vermeinten Berge Golgatha prügeln, wieder zur Ordnung zu bringen, usf. Daß nun dagegen die Christen den Mohammedanern für die Freiheit, welche sie hier genießen, und für erwiesene Dienste gut bezahlen müssen, das wird man billig finden.

Alle Christen, welche nach Jerusalem kommen, müssen

etwas an den Statthalter, an den Kadi, an die mohammedanischen Vorsteher der Auferstehungskirche und der großen Moschee und an kleinere Bediente bezahlen. Ich mußte gar für die Begleitung nach dem Jordan das Gewöhnliche entrichten lassen, obgleich ich die Reise dahin nicht gemacht und also auch keine Begleitung gebraucht hatte. Man sagte, ich hätte zu rechter Zeit, nämlich um Ostern kommen sollen. Aber diese Abgaben sind für einzelne Personen nicht groß, und man gibt solche an die Mönche, welche sie an die Beikommenden abliefern lassen. Die Christen genießen hier, für gute Bezahlung, völlige Religionsfreiheit, ja, man kann Jerusalem ein geistliches Zollhaus nennen. Ich weiß aber nicht, ob man sich mehr darüber wundern könne, daß die Mohammedaner den Christen erlauben, ihre Andacht bei den vermeintten heiligen Örtern zu halten, ja, daß sie ihnen dazu gar beförderlich sind, oder darüber, daß die Christen nicht endlich müde werden, die Türken dafür zu bereichern. Ich denke, die Mohammedaner handeln am klügsten. Die Ehre, welche die Christen den heiligen Örtern erzeigen, wovon sie doch nicht gewiß sein können, daß gewisse Begebenheiten just daselbst und nicht einige hundert Schritte mehr südlich oder nördlich geschehen sind, grenzt zum großen Ärgernis für rechtschaffene Mohammedaner nahe an Abgötterei. Wie würde Jerusalem nicht vergöttert worden sein, wenn die Stadt beständig in den Händen der Juden oder Christen geblieben wäre!

Die Stadt Jerusalem liegt unter der Polhöhe 31° 47′ und wahrscheinlich mitten auf dem Platz, den die alte Stadt eingenommen hat. Ihr Umfang ist kaum eine halbe Meile. Nach Osten und Westen hat sie Täler und hat sich also auch in den ältern Zeiten nicht weiter nach diesen Gegenden erstreckt. Nach Süden liegt ein Teil des Berges Zion, der ehemals gewiß mit zur Stadt gehörte, außerhalb der

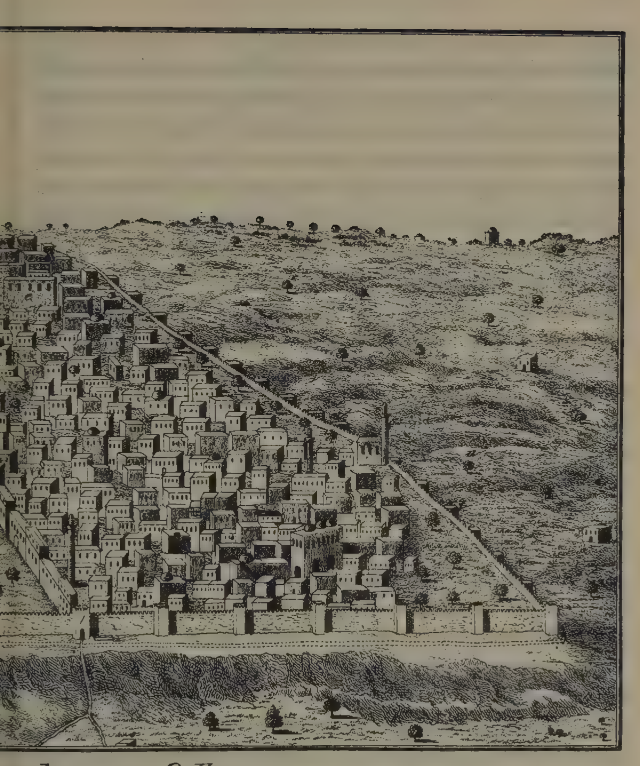
jetzigen Stadtmauer. Wie weit aber die Stadt sich nach Norden erstreckt haben möge, das kann jetzt nicht mehr so genau bestimmt werden

Die verschiedenen Berge und Hügel, worauf das alte Jerusalem lag, sind etwas unkenntlich geworden, weil die zwischen denselben liegenden Täler nach und nach, vornehmlich bei oftmaliger Zerstörung der Stadt, durch Schutt erhöht worden sind. So soll man zwischen dem Berge Zion und dem Tempel zuweilen noch Häuser unter der Erde finden, und diese Gegend der Stadt ist noch jetzt die niedrigste. Die Lage des Berges Zion ist so genau beschrieben, daß man nicht zweifeln kann, der sei derselbe, den man noch jetzt den Reisenden zeigt. Ebenso kennbar ist die Lage des Tempels auf dem Berge Moria. Letzterer ist von allen Hügeln, worauf Jerusalem liegt, der niedrigste, die Nordostecke der Stadt liegt höher, die Seite nach Südwest noch höher und die nach Nordwest am höchsten. Man kann also die Stadt auf dem nach Osten liegenden Ölberg am besten übersehen. An den übrigen dreien Seiten sieht man von außen nicht viel mehr als die Stadtmauer, die Minarette und die Kuppeln der Moscheen und Kirchen.

Für die Christen ist die Kirche des heiligen Grabes oder die Auferstehungskirche das merkwürdigste Gebäude zu Jerusalem. Denn hier zeigt man nicht nur das Grab Christi, sondern auch noch viele andere heilige Örter als: die Stelle, wo Christi Gefängnis gewesen, wo Christus gegeißelt worden, wo die Kriegsknechte um das Kleid Christi das Los geworfen haben, wo derjenige, der ihn mit einem Speer stach, sich bekehrt hat, ja gar den Berg Golgatha. Und dies in einer Kirche etwa 1400 bis 1500 Fuß von dem ehemaligen Tempel Salomons, jetzt fast mitten in der Stadt, die, wie bereits bemerkt worden ist, auf dem mittelsten Teil der alten Stadt liegt. Die Anhänger der römischen



Prospect der Sta



rusalem *vom Oelberge.*

Kirche haben sich viele Mühe gegeben, um zu beweisen, daß dieser Teil der Stadt zu Christi Zeiten außerhalb der Stadtmauer gelegen habe. Ihre Gründe aber haben mich davon nicht überzeugt; denn darnach müßte das alte Jerusalem nicht nur eine ganz besondere Figur gehabt haben, sondern man würde dafür auch keinen Platz finden können. Als ich gegen den Vicarium im Kloster einmal wegen der Lage des Berges Golgatha einige Zweifel äußerte, antwortete derselbe, die Christen wären nicht verbunden, an diesen Berg zu glauben, sondern an Christum und daß der um unserer Sünden willen gekreuziget worden sei. Selbst die vernünftigen unter den römisch-katholischen Mönchen also scheinen nicht einmal gewiß zu sein, daß der Berg Golgatha wirklich da gelegen habe, wo man ihn jetzt in der Kirche vorgestellt sieht. Wir wissen, daß Jerusalem von den Römern gänzlich zerstört, daß die erste Kirche, welche man über dem vermeinten heiligen Grabe errichtet, von der Kaiserin Helena und also erst dreihundert Jahre nach Christi Geburt gebaut und daß diese nachher wieder von den Mohammedanern zerstört worden ist. Das Gebäude, welches man hier jetzt sieht, ist also wohl erst zu der Zeit der Kreuzzüge aufgeführt worden, als nämlich die Europäer Herren von Jerusalem waren. Zu der Zeit aber kannte man die Lage aller heiligen Örter wohl nicht mehr genau, und es kann schon die Kaiserin Helena in dem von ihr errichteten Tempel den Berg Golgatha, das Grab Christi usf. nur bloß haben vorstellen lassen, um den gemeinen Mann desto sinnlicher an das Leiden Christi zu erinnern; und die Mönche, welche hier täglich ihre Andacht hielten, und den Pilgern die heiligen Örter zeigten, können zuletzt selbst geglaubt haben, daß die Begebenheiten wirklich an den Stellen geschehen sind, wo man zu deren Andenken Grab, Berg und Altäre errichtet hat. Die Frau zu Görlitz zum Beispiel, welche mir die Vorstellung des Berges Gol-

gatha bei dieser Stadt zeigte und gewiß nicht glaubte, daß Christus zu Görlitz gekreuziget worden sei, sagte wie die Mönche und meine übrigen Wegweiser zu Jerusalem: «Hier ist Christus gekreuzigt, da ist er begraben, dort ward er gegeißelt usf.» Dergleichen Redensarten sind nicht buchstäblich zu verstehen. Sie können indes nur Nutzen haben, daß mancher, dem man solche Stellen zeigt, sich darnach das Leiden Christi viel lebhafter vorstellt, als wenn er solches bloß liest oder hört. Hätten die Mohammedaner es wahrscheinlich gefunden, daß Christus wirklich auf der Stelle begraben sei, so man jetzt sein Grab zeigt, so würden sie den Christen die Auferstehungskirche wohl nicht gelassen haben.

Diese große Kirche mit den vielen Wohnungen der Mönche hat nur einen einzigen Eingang, und dieser ist nicht nur verschlossen, sondern gar versiegelt, und außen vor demselben ist eine kleine Wache von Janitscharen. Man kann zu allen Stunden des Tages mit den hier eingeschlossenen katholischen, griechischen, armenischen und koptischen Mönchen vor einem Loche in der Kirchtür reden, auch werden jenen die Lebensmittel dadurch gereicht; die Tür selbst aber wird nicht geöffnet als nur an gewissen Festtagen. Wenn ein Mönch krank wird und also nach seinem Kloster gebracht zu werden verlangt, wenn ein Pilger die Kirche besuchen will und bei andern ähnlichen Gelegenheiten muß jedesmal der Mutualli, ein Mohammedaner, ersucht werden, die Kirche für bare Bezahlung öffnen zu lassen, und alsdann bleibt sie eine gewisse Zeit, ich meine zwei Stunden, offen, da auch jeder andere aus- und eingehen kann, ohne etwas zu bezahlen.

Die Anzahl der griechischen und katholischen Mönche, die sich hier einsperren lassen, ist gemeiniglich ungefähr gleich. Beide haben gleichen Eifer für die heiligen Örter, und diesen wissen die Türken vortrefflich zu nutzen, in-

dem sie die heiligen Örter an den Meistbietenden gleichsam verpachten. Diese beiden Parteien zanken sich besonders um den Besitz des heiligen Grabes. Und dies ist auch bald in den Händen der Griechen und bald wieder in den Händen der Lateiner. Letztere sagten, daß es ihnen gehöre. Auf die Vorstellung ihrer Nebenbuhler aber, als wenn die Europäer suchten, das Grab nach und nach wegzubringen, hätten die Türken es den Griechen erlaubt, gleichsam Wache dabei zu halten, und ich fand auch bei demselben einen griechischen Mönch. Die Kammer, in welcher man das aufgemauerte Grab Christi zeigt, ist so klein, daß in derselben nur drei Personen zugleich ihre Andacht verrichten können, und in derselben brennen 30 bis 40 silberne und goldene Lampen. Es hat etwas Feierliches, wenn man aus einer großen und hellen Kirche erst in eine wenig erleuchtete und dann in eine andere mit so vielen kostbaren Lampen behangene Kammer tritt. Ich erwartete nicht, daß ich hier jemanden antreffen würde, und ich kann nicht leugnen, daß ich nicht wenig stutzte, als ich einen alten Mann mit einem langen weißen Barte antraf, der wie unbeweglich stand und mich mit starren Augen ansah. Ich erkannte ihn aber bald an seiner Kleidung und dachte, mit wie weniger Andacht wohl die Katholiken, Armener und anderen christlichen Religionsverwandte hier das Grab ihres Erlösers besuchen mögen, wo sie von einem Mönch von einer andern Religionspartei beobachtet werden, dessen Lehrsätze sie verdammen und von dem sie gewiß sind, daß er sie wieder verdamme. Ich wenigstens glaubte, es aus den Augen dieses Mannes lesen zu können, daß er sich selbst als einen Liebling Gottes betrachtete und mit großer Verachtung auf mich herabblickte. Die Kammer vor dem Grabe ist deswegen merkwürdig, weil man in derselben einen Stein antrifft, wovon man glaubt, daß er auf derselben Stelle liege, wo der Engel saß, der es den Weibern ver-

kündigte, daß Christus auferstanden sei. Das ganze kleine Gebäude über dem Grabe Christi und der Kammer vor demselben ist von Marmor gebaut, welches den Nutzen hat, daß abergläubige Pilger nicht das Grab mit dem ganzen Gebäude nach und nach wegtragen. Auswärts ist solches mit Tuch behangen, das bei Festtagen verändert wird.

Die Wohnungen der Franziskaner sind nicht in dem Haupt- sondern in einem Nebengebäude der Kirche, man kann aber auch dazu nur durch die allgemeine Kirchentür kommen. Hier zeigte man mir ein Stück Holz, das man für das wahre Kreuz Christi ausgibt und als ein solches an hohen Festtagen mit großer Zeremonie herumträgt. Es steht in einem eigenen Schranke mit einem eisernen Gitter hinter einem breiten, von Marmor gebauten Tisch oder Altar. Man kann es also im Vorbeigehen nicht mit der Hand erreichen. Auf dem Altar aber liegt ein langer Stock, mit welchem man das Heiligtum berührt und dessen Spitze man dann küßt. An der andern Seite des Altars in dieser Kirche der Franziskaner steht ein Stück von einer Säule, an welcher Christus gegeißelt sein soll. Die Kunst, welche die Kaiserin Helena oder vielmehr die Geistlichen ihrer Zeit angewandt haben, um das heilige Kreuz wiederzufinden, ingleichen, woran man, als drei Kreuze ausgegraben worden, das wahre Kreuz Christi erkannt habe, ist schon aus andern Reisebeschreibungen bekannt. Auch mir ward dies alles erzählt; ich hielt es aber für unschicklich, dagegen Einwendungen zu machen.

Der große und prächtige Chor der Kirche, welcher unter einer großen und schönen Kuppel liegt, gehört den Griechen. Hier sieht man noch den Stuhl des Papstes und der vier Patriarchen. Mitten auf dem Chor ist ein kleines Loch, welches die Griechen, nach Aussage der Lateiner, den Mittelpunkt der Welt nennen. Das, was den Berg Golgatha vorstellen soll, sind zwei erhöhete Kammern. Hier

soll die Kaiserin Helena den Felsen haben abtragen und nur den Teil davon haben stehen lassen, der geborsten war und wo das Kreuz Christi gestanden hat. Man sieht die Spalte noch jetzt unten und oben und über derselben ein Tuch auf einem Gitter. Unter dem sogenannten Berge Golgatha und auf dem Fußboden der Kirche sieht man die Gräber Balduins und Gottfrieds. Unter der Stelle, wo Christus gekreuzigt worden ist, zeigte man mir einen kleinen steinernen Kasten hinter einem Gitter in der Mauer, in welchem Adams Kopf aufbewahrt wird. Woher die guten Mönche diesen Kopf bekommen haben, konnte man mir nicht sagen. Das Kloster der Griechen liegt dicht vor der Kirche in dem ehemaligen Turm.

Der Reichtum an silbernen und goldenen Lampen, Lichtkronen und andern Gefäßen, den die Mönche in dieser Kirche haben, ist sehr groß. Die Franziskaner haben das meiste; und nicht nur dies, sondern auch der Umstand, daß die Europäer als die Vornehmsten angesehen sein wollen, macht die Griechen, denen es auch nicht an Stolz und Religionseifer fehlt, gegen die Fremdlinge eifersüchtig. Diese beiden Parteien geraten nicht selten über Kleinigkeiten in einen so heiligen Eifer, daß sie sich auf dem Berge Golgatha und in der Kammer des heiligen Grabes derb herumprügeln. Ein solcher Vorfall wird dann gleich von der Wache bei der mohammedanischen Obrigkeit angezeigt; die Kirche wird geöffnet, die Mönche werden zuerst mit den großen Knüppeln der Janitscharen besänftigt, und hernach müssen beide Parteien eine ansehnliche Geldstrafe erlegen. Die Franziskaner zeigten mir die Stelle, wo eine überaus große silberne Lichtkrone, ihnen gehörig, gehangen hatte, die aber von den Griechen in Stücken zerschlagen war; und ein griechischer Mönch zeigte mir eine große Narbe, die er bei dieser Gelegenheit bekommen hatte.

Die Anzahl der armenischen Mönche zu Jerusalem ist bei weitem nicht so groß als die der Griechen oder die der Lateiner; sie wissen sich aber mit solcher Klugheit gegen andere Religionsverwandte zu betragen, daß beide erwähnte Parteien sich um ihre Freundschaft bewerben müssen und keine davon sich untersteht, sie zu Feinden zu machen. Sie suchen nicht andere Religionsparteien durch Hilfe der mohammedanischen Obrigkeit aus dem Besitz dieser oder jener heiligen Örter zu verdrängen, wie dies die Griechen und Franziskaner tun. Sie haben vielmehr gesucht, solche Mönche auszukaufen, die nicht Einkünfte genug hatten, um den Grundzins oder die Pacht für die heiligen Örter zu bezahlen, und dadurch nach und nach einen so großen Anteil an der Kirche bekommen, als sie zu unterhalten imstande sind. Sie hatten sich einmal bei den europäischen Mönchen so in Gunst gesetzt, daß diese ihnen in der Hoffnung, daß sie die Oberherrschaft des Papstes erkennen würden, einen Teil der großen Galerie einräumten, und diesen Teil der Galerie besitzen sie noch jetzt, ohne sich um den Papst mehr zu bekümmern als vorher. Als die Franziskaner ihre Hoffnung vereitelt sahen, ließen sie den Papst in der Stellung malen, da er jemanden in den Bann tut, und dies Bildnis stellten sie auf ihre Galerie nach der Seite der Armener. Mit den griechischen Mönchen würde es in einem solchen Falle höchst wahrscheinlich zu Schlägereien gekommen sein. Allein die Armener ließen ihren Patriarchen in ebender Stellung malen und dies Bildnis dem vorigen entgegenstellen, und die europäischen Mönche unterstanden sich nicht, deswegen öffentlich einen Streit anzufangen, weil sie dadurch ihre erklärten Gegner, die griechischen Mönche, verstärkt haben würden.

Von den Kopten oder ägyptischen Christen, wozu auch die Habessiner gehören, waren zu meiner Zeit nur drei

Mönche zu Jerusalem, und diese, sagte man, erhielten einen Teil ihres Unterhalts von den Armenern, weil sie selbigen einige heilige Örter gleichsam verpfändet hätten, die sie aber nie wieder würden einlösen können. Sie besitzen in der Auferstehungskirche nicht mehr als eine Kammer, die dicht am heiligen Grabe liegt und zu einer Zeit gebaut sein soll, als die europäischen Mönche einmal nach Damaskus ins Gefängnis gebracht waren.

Die Jakobiten oder sogenannten syrischen Christen besitzen, meines Wissens, nichts mehr in dieser Kirche, sie haben aber noch ein Haus oder kleines Kloster in der Stadt.

Das Kloster der Franziskaner zu Jerusalem ist ein großes, aber irreguläres Gebäude und nicht auf einmal gebaut, sondern nach und nach vergrößert.

Der Reverendissimus in diesem Kloster ist nicht nur das Oberhaupt der zu Jerusalem, sondern aller in Palästina befindlichen europäischen Mönche und allezeit ein Italiener. Er bekleidet aber diesen seinen Posten gemeiniglich nur drei Jahre. Der Vicarius ist ein Franzose und der Prokurator oder Kassierer und Rechnungsführer ein Spanier. Übrigens findet man hier Franziskaner von allen europäischen Nationen, welche den Papst als das Oberhaupt der Kirche verehren, und darunter freilich Leute, die herzlich einfältig, abergläubisch und ohne Sitten sind, aber gewiß auch Mönche von feiner Lebensart, und ich muß, überhaupt genommen, die Höflichkeit rühmen, welche man mir in diesem Kloster erzeigte.

Die Juden verehren Jerusalem nicht weniger als die Christen, und man findet daselbst nicht bloß Talmudisten, sondern auch einige wenige Karaiten und Samaritaner. Aber selbst die Talmudisten besitzen keine von den von ihnen für heilig gehaltenen Örtern, sondern begnügen sich, einige Überreste der Ringmauer ihres ehemaligen

Tempels in der Ferne zu verehren und ihre Andacht auf wüste liegenden Plätzen zu halten, welche zu bebauen die Mohammedaner ihnen vielleicht gern erlauben würden, wenn sie dafür so ansehnlich bezahlen wollten als die Christen. Es kommen besonders viele alte Juden nach Jerusalem, um sich nach ihrem Tode im Tale Josaphat begraben zu lassen, welche Ehre die Türken sich dann ohne Zweifel auch teuer werden bezahlen lassen.

Nicht weit nach Norden von Jerusalem (jedoch so weit, daß ihre Lage auf dem Grundrisse von dieser Stadt nicht hat angedeutet werden können) liegen die sogenannten Gräber der Könige oder, wie die Juden selbige nennen, die Gräber der Senatoren und Simons, des Gerechten. Diese Gräber sind ganz in einem Kalkfelsen ausgehauen.

Die sogenannten Gräber der Propheten, welche man mir am Ölberge zeigte, haben nichts Merkwürdiges und die Gräber der Richter habe ich nicht selbst gesehen. Ich hätte mir auch gern alle die Örter zeigen lassen, welche von den Juden für heilig gehalten werden; ich wünschte vorzüglich die Meinung der hiesigen Juden von der Lage und Größe des alten Jerusalems zu hören, aber die Franziskaner, bei welchen ich wohnte, sahen es nicht gern, daß ich hier mit andern Religionsverwandten Bekanntschaft machte. Ich besuchte daher nur den armenischen Bischof, und zwar unter der Anführung meines Bedienten, eines Armeners, welcher mir das Kloster seiner Nation zeigen wollte.

Bethlehem, arabisch: Beit Lachem, liegt zwei Stunden, in gerader Linie etwa eineinviertel Meilen, nach Süden zum Westen von Jerusalem. Auf diesem Wege trifft man nur hin und wieder Hügel an, das Land ist übrigens eben und fruchtbar, aber wenig bebaut. Auch hier fehlt es nicht an Örtern, die teils von Christen, teils von Juden als merk-

würdig angesehen werden. Eine kleine halbe Meile von Jerusalem zum Beispiel zeigt man die Stelle, wo das Haus gestanden haben soll, in welchem die Juden beschlossen, Christum zu töten. Etwas weiter und an der Westseite des Weges soll ein Terebinthenbaum gestanden haben, der so höflich war, seine Äste unterwärts zu biegen und die Mutter Gottes zu verbergen. Eine Stunde von Jerusalem zeigt man einen Brunnen, bei dem die Weisen den Stern wiedersahen. Nahe dabei und auf einem Hügel soll der Prophet Habakuk gewohnt haben, den die Engel von hier nach Babel führten, um Daniel in der Löwengrube Essen zu bringen. Nicht weit von hier ist ein Kloster der Griechen, und vor demselben am Wege liegt ein großer Stein, der, als Elias sich einmal auf demselben zum Schlafen niedergelegt hatte, so artig war, weich zu werden und einen Eindruck von dem Körper des Propheten anzunehmen. Hier geht fast kein Christ vorbei, der diese Stelle nicht ehrerbietig küßt und, wie bei allen übrigen vermeinten heiligen Örtern, ein kleines Gebet hält. Nachher kommt man zu Rahels Grab (1. Buch Moses XXXV. 19. 20.), welches noch jetzt nicht nur von Juden und Christen, sondern auch von Mohammedanern in Ehren gehalten wird; die letztern haben über demselben ein kleines Gebäude aufgeführt. Man zeigte mir noch andere Stellen, deren in der Bibel gedacht wird, es würde aber überflüssig sein, davon noch etwas mehr zu erwähnen, da sie von andern Reisebeschreibern schon umständlich beschrieben worden sind.

Bethlehem hat weit mehr christliche als mohammedanische Einwohner. Erstere ernähren sich größtenteils von der Verfertigung der Rosenkränze, Kreuze, kleiner Modelle von dem Gebäude über dem heiligen Grabe und anderer Sachen, welche von Jerusalem als Heiligtümer bei ganzen Tonnen voll ausgesandt werden, und man muß gestehen, daß sie dergleichen Sachen sehr sauber verfertigen.

Der Ort selbst liegt auf einem Hügel; die große Kirche aber, welche die Christen über der Stelle gebaut haben, wo Christus geboren ist, liegt an der östlichen Seite außerhalb des Dorfes.

Ich blieb zu Bethlehem die Nacht über bei den Franziskanern und reisete den folgenden Morgen eine starke deutsche Meile Südwest nach Westen zu dem sogenannten versiegelten Brunnen. Dieser sogenannte Brunnen liegt mit einem kleinen Kastell, dessen Besatzung die Quellen und Teiche gegen die herumstreifenden Araber schützen soll, oben auf einem schräg aufgehenden, jetzt kahlen Berge auf dem Wege nach Hebron, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Gärten und Teiche, deren im Prediger Salomonis II. 5. 6. erwähnt worden ist, hier gelegen haben.

Hebron, sagte man, liege nur zwei bis drei Stunden von hier, und der Weg sei gepflastert; ich bin aber dahin nicht gekommen.

Zwischen dem sogenannten versiegelten Brunnen und Bethlehem liegt ein schmales und tiefes Tal mit einer schönen Quelle, um welche jetzt nur einige wenige armselige Gärten liegen; in der Nähe derselben sieht man noch Überbleibsel von einem ganz zerstörten Dorfe. Hier, meint man, sei der verschlossene Garten gewesen, dessen im Hohenliede Salomonis IV. erwähnt wird.

Die heiligen Örter der Juden in Palästina habe ich nicht besucht.

Rückreise von Jerusalem nach Haleb

Man hat schon so viele Beschreibungen von den zu Jerusalem und in der umliegenden Gegend befindlichen heiligen Örtern, daß es überflüssig sein würde, wenn ich davon noch umständlicher reden wollte, als bereits im Vorhergehenden geschehen ist. Weil ich den folgenden Tag zu meiner Abreise ansetzte, so wurden auch gleich Araber bestellt, die mich begleiten sollten. Sechs Franziskaner, die gern länger in Jerusalem geblieben wären, ward angedeutet, daß sie zugleich mit abreisen sollten.

Mit dieser Gesellschaft verließ ich nun Jerusalem am 13ten August des Morgens um 8 Uhr und erreichte Ramle des Abends kurz vor Sonnenuntergang.

Von Ramle wurden wir gleich den folgenden Morgen nach Jaffa abgesandt. Hier wandte ich mich abermals an Herrn Damian, welcher nun meine Rechnung mit den Franziskanern freundschaftlich abmachte und mir ein kleines Schiff verschaffte, womit ich die Stadt Akka schon am Mittag, den 15ten August erreichte.

Akka hat hier im Lande seinen alten Namen fast unverändert erhalten; denn ehemals nannte man es Aco (Buch der Richter I. 31). Die Griechen und Römer nannten diese Stadt Ptolemais, und die Europäer nennen sie noch bis auf diesen Tag St. Jean d'Acre, von einem Johannes, dem zu Ehren man hier eine große Kirche gebaut hatte. Sie war zur Zeit der Kreuzzüge eine große und prächtige Stadt und

der Sitz der Johanniter-Ritter. Sie ward aber nachher von den Mohammedanern gänzlich zerstört, und noch vor 18 bis 20 Jahren sah man hier fast nichts als Trümmer. Schech Daher aber, dessen Name auch in Europa bekannt worden ist, ließ den Platz, worauf ehemals das Kastell gestanden hatte, an der Landseite mit einer Mauer und einem Graben umziehen, ließ daselbst eine Wohnung für sich bauen, um hier zu residieren, beschützte die Christen und Juden ebensogut als seine eigenen Glaubensgenossen, und so erhob sich Akka unter seiner Regierung wiederum bald zu einer Handelsstadt. Wie ansehnlich der Handel daselbst sein müsse, kann man daraus schließen, daß hier zwölf französische Kaufleute wohnen.

Schech Daher, der Wiederhersteller der Stadt Akka, war in vieler Hinsicht ein vortrefflicher Herr. Seine Geschichte gibt uns ein deutliches Beispiel von der schlechten Regierungsverfassung in den entfernten Provinzen des otmanischen Reichs; ich will daher einiges davon anführen.

Er war ursprünglich von der Familie Omar, einem unter Zelten wohnenden arabischen Stamme, und wird daher oft Daher Omar genannt. Ein ebenso guter Haushalter als Soldat, wußte er die Schwäche der türkischen Statthalter jederzeit vortrefflich zu nutzen. Anfänglich pachtete er einen kleinen Distrikt, und wenn nun ein ihm benachbarter Distrikt von einer Familie regiert ward, die sich nicht immer in einem guten Verteidigungsstande befand, so suchte er damit Händel und zerstörte ihre Dörfer. Die türkischen Paschas halten es nicht so sehr für ihre Pflicht, ihre Unterpächter in dem ruhigen Besitz der ihnen anvertrauten Distrikte zu schützen, als darauf zu sehen, wie sie das meiste Geld erhalten können. Wenn also ein Nachbar des Schech Daher nicht mehr imstande war, seine Pacht gehörig zu bezahlen, so suchte er auch dessen Distrikt zu be-

kommen, und dies hielt oft nicht schwer; denn er bezahlte seine Pacht nicht nur richtig, sondern wohl gar zum voraus und wußte zu rechter Zeit und an gehörigen Orten Geschenke zu geben. So ward Schech Daher Omar nach und nach Herr von Taberia, Nazareth und Safet, welches alles zum Paschalik Damaskus gehört, und zuletzt auch von Akka, welches zu der Zeit in einem nicht bessern Zustande war als jetzt Sor (Tyrus) und zum Paschalik Seide gerechnet wird. Unter dem Vorwande, daß er das Eigentum der Untertanen des Sultans gegen die herumziehenden Araber schützen müsse, baute er zu Taberia ein Kastell und befestigte Akka, und dies alles litten die türkischen Paschas von ihrem Pächter.

Budani, sein älterer Bruder, welcher die fruchtbare Ebene Merdsch ibn Amer gepachtet hatte, wiegelte den Pascha von Damaskus gegen Schech Daher auf, indem er hoffte, durch dessen Fall sein Gebiet zu vergrößern; der Pascha zog auch gegen ihn zu Felde. Schech Daher aber hatte sein Kastell zu Taberia reichlich mit Lebensmitteln und Kriegsvorrat versehen lassen und begab sich mit seinen Truppen dahin, und da der Pascha zu einer förmlichen Belagerung nicht vorbereitet war, so ließ er sich durch eine Summe Geldes zum Rückzuge bewegen. Endlich bekam Schech Daher seinen Bruder Budani durch List in seine Gewalt, tötete ihn und erhielt nun auch den Distrikt Merdsch ibn Amer gegen eine jährliche Pacht von dem Pascha. Sein jüngerer Bruder Saad, Schech zu Deir Henna, hatte kein besseres Schicksal. Diesen überraschte Schech Daher des Nachts in seinem eigenen Hause, tötete ihn und nahm dessen Kinder mit nach Akka.

Schech Daher hatte in den letzten Jahren vielen Verdruß von seinen Söhnen, welchen er zu lange lebte. Sleibe, der älteste, verlangte, daß der Vater ihm den Distrikt Merdsch ibn Amer abtreten sollte, und da er solchen in der Güte

nicht erhalten konnte, suchte er den Beistand eines großen Schechs der Drusen. Dieser schickte auch einen seiner Bedienten an Schech Daher mit dem Befehl, ihm eigenhändig einen Brief zu übergeben und den Distrikt Merdsch ibn Amer für seinen Sohn zu verlangen und, wenn er sich dessen weigerte, ihm sogleich sein großes Messer in die Brust zu stoßen. Allein Schech Daher ward mißtrauisch gegen diesen Gesandten des Schechs der Drusen. Er ließ ihn drei Tage mit der Entschuldigung aufhalten, daß er im Harem wäre; und weil der Druse den Brief niemandem als dem Eigner selbst überliefern durfte, so mußte er unverrichteter Sache wieder zurückreisen. Endlich mußte Schech Daher den erwähnten Distrikt auf Verlangen des Pascha zu Damaskus und des Schechs eines großen Stammes der Beduinen an seinen Sohn Sleibe abtreten. Aber dies muß er doch wohl ungern getan haben; denn er suchte und fand bald nachher Gelegenheit, den arabischen Schech, der sich in seine Familienangelegenheiten gemischt hatte, zu überfallen und zu töten.

Er hatte nicht nur mit allen seinen kleinen Nachbarn, den Beduinen, Drusen und Metauelis, sondern oft selbst mit den türkischen Paschas zu streiten, und zu meiner Zeit war er auf einem Feldzuge gegen den Schech von Sor, einen Metaueli, der einen von seinen aufrührerischen Söhnen in Schutz genommen hatte. In seinem Gebiete blühete unterdes Handlung und Gewerbe, und ein jeder ward bei seinem Eigentume geschützt. Schech Daher bekümmerte sich zuletzt wenig um die türkischen Paschas überhaupt.

Nicht lange nach meiner Abreise aus diesen Gegenden hielt er den den Paschas zu Seide und Damaskus schuldigen Tribut oder die Pacht, welche er von den verschiedenen Distrikten, die er nach und nach an sich zu ziehen gewußt hatte, bezahlen sollte, ganz zurück. Im Jahre 1770 eroberte er verschiedene Städte in Palästina und darunter

auch Jaffa. Er vereinigte sich mit Ali Bey, welcher sich zu der Zeit in Ägypten unabhängig gemacht hatte, und auch die Schechs der Metaueli zu Sor stießen mit ihren Truppen zu seiner Armee. Allein nun ward er genötigt, sein eigen Gebiet gegen die vereinigte Macht des Pascha von Damaskus und des Emirs der Drusen zu verteidigen, und während dieser Zeit ward Jaffa von dem Bey zu Nablos, einem Offizier des Pascha zu Damaskus, wiedererobert. Schech Daher kannte seine Nachbarn, die Drusen; er wußte, daß der regierende Emir unter den ihm untergebenen Schechs allezeit eine starke Partei gegen sich hatte, und diese nutzte er so gut, daß es ihn nicht viel kostete, um diese Nation zurückzujagen, und der Pascha mußte sich auch zurückziehen.

1771 im Dezember eroberten Schech Daher und Ali Bey gemeinschaftlich die Stadt Seide, die Residenz eines Pascha von drei Roßschweifen. Im Jahre 1772 vertrieb Ali Bey seinen Nebenbuhler Mohammed Bey mit dem Beinamen Abu Dahab aus Kahira nach Oberägypten, allein letzterer kam wieder zurück, schlug die Armee des Ali Bey, und dieser ward genötigt, seine Zuflucht zu Schech Daher zu nehmen. Diese beiden Helden schlugen nun bald nachher die Armee des Pascha von Damaskus und eroberten noch in demselben Jahre die Stadt Gassa, und nach einer sehr harten Belagerung ward im Jahre 1773 von ihnen nicht nur Jaffa wiedererobert, sondern sie überrumpelten sogar Damaskus. Diese letztere Stadt aber mußten sie bald wieder verlassen. Ali Bey, welcher in Ägypten noch immer einen großen Anhang hatte, wollte im April des erwähnten Jahres wieder nach Kahira zurückgehen, aber seine Armee ward schon am Ende dieses Monats von Mohammed Bey geschlagen, er selbst gefangen, und einige Tage nachher starb dieser Mann, der sich von einem gewesenen Sklaven bis zum Bey emporgeschwungen und sich nun hatte träu-

men lassen, ein unumschränkter Herr von ganz Ägypten werden zu wollen, wie es hieß, an seinen Wunden.

Schech Daher setzte indes den Krieg gegen die türkischen Paschas fort und war noch am Ende des Jahres 1773 den Russen behilflich, die Stadt Beirut zu erobern; er machte aber im Anfange des Jahres 1774 Friede mit den Paschas des Sultans und blieb gegen eine jährliche Abgabe im Besitz der meisten Distrikte, die er vor dem Kriege besessen hatte. Der Diwan zu Konstantinopel aber bediente sich gegen Schech Daher seiner gewöhnlichen Politik. Als im Herbst 1775 der Capudan Pascha mit einer Flotte nach Syrien kam und auch bei Akka anlegte, suchte er den alten Helden durch List in seine Hände zu bekommen und schickte seinen Kopf nach Konstantinopel.

Schech Daher erreichte ein hohes Alter und hinterließ mehrere Söhne, aber diese wurden bald aufgesucht und hingerichtet, als der Vater nicht mehr war. Während seiner vieljährigen Regierung reisete man in seinem Gebiete mit völliger Sicherheit; er hatte das ganz verwüstete Akka wiederum zu einer Handelsstadt erhoben, und seine Untertanen liebten ihn als ihren Vater. Nachher erhielt Dsjesar Pascha zu Seide auch Akka und verlegte seine Residenz nach dieser letzten Stadt. Der Baron Tott, welcher 1776 hierher kam, spricht mit der größten Verachtung von diesem türkischen Statthalter, und selbst Peyssonnel, der uns gern überreden möchte, daß wir die Regierungsverfassung der Otmanly vortrefflich finden sollen, sagt 1785, dieser Dsjesar Pascha lebe noch in demselben Gouvernement zum Unglück der armen Einwohner in Syrien, die er auf das grausamste tyrannisiere. Man wundere sich also nicht, daß die Provinzen des otmanischen Reiches so sehr verwüstet sind, und urteile selbst, ob ein Reich noch lange werde bestehen können, wo Statthalter und Unterpächter so handeln dürfen.

An der Südseite des Meerbusens von Akka liegt der Berg Karmel, wovon die Karmelitermönche ihren Namen erhalten haben. Dieser Orden hat daselbst noch jetzt ein Kloster, das ganz aus dem Felsen gehauen ist. Man erzählt, der Prophet Elias habe hier von einem Manne einige Baumfrüchte verlangt, und da er ihm solche nicht geben wollen, habe Gott alle Früchte seines Gartens in Stein verwandelt. Ehemals nahmen die Pilger viele von diesen versteinerten Früchten mit nach Europa zurück, und beim Graben findet man dergleichen noch jetzt genug. Aber das, was die andächtige Einbildungskraft Wassermelonen, Äpfel, Birnen, Oliven und dergleichen genannt hatte, nennen Naturkundige Kiesel. Wenn man die großen Stükke, die Wassermelonen vorstellen sollen, entzweischlägt, so findet man sie gemeiniglich hohl und voller Kristalle. Man zeigt auf dem Berge Karmel auch noch die Stelle, wo der Altar gestanden hat, auf welchem Elias opferte (1. Buch der Könige XVIII), ingleichen im Felsen ausgehauene Grotten, wo dieser Prophet gewohnt haben soll.

Während der Regierung des Schechs Daher reiseten oft Karawanen von Akka nach Damaskus, und auch ich wünschte um so mehr, diesen Weg nehmen zu können, da meines Wissens noch kein Europäer selbigen gemacht hat. Es waren aber der von Mekka zurückgekommenen Karawane so viele Pferde und Maulesel entgegengesandt, daß daran jetzt zu Akka ein Mangel war und ich auf eine nach Damaskus gehende kleine Karawane noch lange würde haben warten müssen. Ich ging also am 16ten des Abends wieder an Bord, um zur See nach Seide zu reisen.

Am 18ten des Morgens frühe erreichte ich die Stadt Seide. Selbige liegt unter 33° 33′ nördlicher Breite und ist die Residenz eines Pascha von drei Roßschweifen, aber in Vergleichung mit dem ehemaligen Sidon nur klein. Sie hat nicht einmal eine ordentliche Stadtmauer. Nach der Land-

seite stellen die äußern Wände der Häuser die Stadtmauer vor, und wo sie nicht dicht aneinander stehen, da sind sie mittelst einer schwachen Mauer verbunden.

Die Stadt Seide liegt vor einem Teile des fruchtbaren Berges Libanon und ist gleichsam der Hafen von Damaskus; der Handel daselbst ist daher noch jetzt ansehnlich. Von Europäern findet man hier nur Franzosen, aber ihrer sind vierzehn Kaufleute, die alle, wie zu Akka, mit ihrem Konsul in einem Chan wohnen.

Zwischen Seide und Damaskus liegt das Gebiet der Drusen, deren Emir zwar, wie ein jeder andere Pächter der Paschas, einen jährlichen Tribut an den Pascha zu Seide zu bezahlen hat, aber sich übrigens, nur wenig um ihn bekümmert. Seine Nation hat sich auf ihren steilen Gebirgen schon oft nicht nur gegen den Pascha von Seide, sondern auch gegen den von Damaskus verteidigt und sich Jahrhunderte in dem Besitz ihrer Distrikte erhalten. Ihre Regierungsverfassung ist wie die der Beduinen. Anstatt aber daß letztere mit ihren Herden in großen Ebenen herumziehen und unter Zelten wohnen, treiben die Drusen Feld- und Gartenbau und haben feste Wohnungen. Sie stehen unter mehreren Schechs, die ihre Distrikte von ihren Vorfahren geerbt haben; die Häupter der verschiedenen Familien dieser Schechs wählen ein gemeinschaftliches Oberhaupt (Emir), jedoch nicht aus ihrer Mitte, sondern aus der regierenden Familie; und als die einmal ausgestorben war, wählten sie lieber einen Emir aus einer regierenden Drusenfamilie aus der Gegend von Damaskus, als daß sie einen von ihresgleichen über sich hätten erheben wollen.

Die Drusen sind so zahlreich und so tapfer, daß die Paschas gegen sie auf ihren steilen Gebirgen nicht viel würden ausrichten können, wenn Einigkeit unter ihnen herrschte. Unter den vornehmen Schechs aber finden sich allezeit einige, die mit dem regierenden Emir mißver-

gnügt sind und lieber dessen Bruder, Oheim oder Vetter zum Oberhaupte haben möchten. Die Ursache ist oft bloß die, weil sie hoffen, unter einem andern Emir ihren Privathaß gegen einen oder den andern ihrer Mitschechs oder gegen einen benachbarten Schech der Nassairie oder Metaueli besser auslassen zu können. Diese Uneinigkeit unter den Häuptern der Nation suchen nun die Paschas beständig zu unterhalten, indem sie bald den regierenden Emir unterstützen und bald der Gegenpartei Hoffnung machen, daß der Emir abgesetzt werden solle, und so werden dann alle in einer scheinbaren Unterwürfigkeit erhalten.

Als ich mich zu Seide erkundigte, ob nicht bald eine Karawane nach Damaskus abgehen würde, antwortete man mir, um nach Damaskus zu reisen, brauchte ich nicht auf eine Karawane zu warten; man reise in dem Gebiete der Drusen mit völliger Sicherheit. Man riet mir, ich sollte mich nach irgendeinem Bauer von dem Berge Libanon erkundigen lassen, der Öl nach Seide gebracht hätte; mit dem sollte ich nach Hause reisen und es sodann ihm überlassen, mich weiter zu befördern; denn die Bauern brächten auch viel Öl und andere Lebensprodukte nach Damaskus. Es ward mir auch bald ein solcher Bauer, ein Mohammedaner, zugewiesen. Mit diesem reisete ich etwa drei Stundenweges Ostnordost nach Eschim, blieb die Nacht und den folgenden Tag in seinem Dorfe, und so begleitete er mich in Gesellschaft von andern Bauern, die ihre Produkte zu Markte bringen wollten, in der folgenden Nacht weiter nach Damaskus.

Die Stadt Damaskus oder, wie die Araber sagen, Scham liegt in einer großen Ebene, die Überfluß an Wasser hat und daher sehr fruchtbar ist. Als Mohammed diese Stadt mit der umliegenden Gegend von einem nahe liegenden Berge übersah, ward er davon so entzückt, daß er sie mit dem Paradiese verglich. Und doch würde ein europäischer

Maler wohl nicht vorzüglich den Prospekt dieser Stadt wählen, um daran seine Kunst zu zeigen; denn man sieht von dem erwähnten Berge nur die platten Dächer der Häuser, ingleichen die Minarette und Kuppeln der Moscheen gleichsam in einem Walde. Aber die umherliegende und wohlbebaute Ebene muß ein jeder und besonders ein Araber aus dem dürren Hedsjas überaus schön finden, und zudem ist hier die Luft sehr gemäßigt. Man sagt, die Ebene werde von zwei Flüssen, die sich in sieben Arme teilen und hernach vereinigt in einen Binnensee fallen, gewässert. Das Wasser ist vortrefflich, und da die Araber nichts als Wasser trinken, sich auch fleißig baden, so wußte Mohammed die Menge und Güte desselben besser zu schätzen als die allermeisten Europäer, welche nie Wasser trinken und sich vielleicht in ihrem Leben nicht baden. Überdies fand Mohammed hier einen Überfluß des schönsten Weizens, anstatt daß die meisten Araber sich mit Durra-Brot behelfen müssen; er fand hier die schönsten Baumfrüchte in Menge. Er hatte also wohl Ursache, die Stadt Damaskus ein Paradies zu nennen.

Damaskus ist noch jetzt eine große Stadt, ja vielleicht größer und mehr bevölkert als zu der Zeit, da sie noch unter christlicher Herrschaft stand. Ebendies kann man auch wohl von mehrern Städten des otmanischen Reichs sagen, die jetzt große Vorstädte haben. Aber daraus möchte ich nicht mit Herrn Peyssonnel den Schluß machen, daß diese Länder unter der Herrschaft der Mohammedaner in einen größern Flor gekommen, sondern vielmehr, daß die Provinzen unter deren Regierung verwüstet sind und die Einwohner sich in die Hauptstädte zusammengedrängt haben, um hier unter den Augen der Regierung wenigstens etwas Schutz zu finden. Wie viele Städte in Syrien sind nicht zu elenden Dörfern herabgesunken, und wie viele fruchtbare Distrikte mit zahlreichen Dörfern sind jetzt ein

Teil der Wüste geworden, wo nur Araber, Turkmanen und Kurden ihre Herden weiden!

Die alte Stadt ist ehemals mit zwei Mauern umgeben gewesen; man sieht wenigstens noch Überreste der zweiten Mauer an einer Seite der Stadt, aber jetzt ist mehr als zwei Drittel derselben völlig offen. Mein christlicher Begleiter zeigte mir auch noch die Gegend, wo Paulus über die Stadtmauer entfloh. Die Häuser zu Damaskus haben, überhaupt genommen, nach außen nur ein schlechtes Ansehen; denn sie sind größtenteils nur von in der Sonne getrockneten Ziegelsteinen gebaut. Dies ist eine Folge der tyrannischen Regierungsverfassung des otmanischen Reichs. Denn wenn hier jemand ein prächtiges Haus bauen läßt, so soll es nicht selten geschehen, daß der Pascha von ihm als einem Manne, der es der ganzen Welt zeigt, daß er so reich sei, eine ansehnliche Summe Geldes als eine Anleihe verlangt, die er aber selten wiederbekommt. Jeder will daher für arm gehalten werden. Der Reiche unterläßt indes nicht, seine Pracht und seinen Geschmack innerhalb seiner Wände zu zeigen, wo er nicht viel von Fremden beobachtet wird, und ich finde es nicht unwahrscheinlich, wenn andere Reisende sagen, daß in dieser Stadt die Vornehmen ihren Hofplatz mit dem schönsten Marmor belegt und die Zimmer aufs prächtigste ausgeziert haben.

Die ehemalige Johanniskirche, jetzt die Hauptmoschee, ist ohne Zweifel das prächtigste Gebäude zu Damaskus, und wenn sie gleich schon vieles von ihrer alten Pracht verloren hat, so nennt man selbige doch jetzt noch eine der schönsten Moscheen im ganzen türkischen Reiche. Über einem Teil derselben ist eine überaus große Kuppel, das übrige hat ein schräges Dach, und die Mohammedaner haben einige Minarette daran gebaut, die zum Ganzen nur schlecht passen. Die Christen wollen behaupten, daß der Heilige, von welchem die Kirche ihren Namen erhielt, in

derselben begraben sei und daß die Mohammedaner dessen Grab nicht öffnen können. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß letztere jemals den Versuch gemacht haben, solches zu öffnen, denn die Mohammedaner lassen die Verstorbenen gern in Ruhe. In Ägypten ist es deswegen verboten, die Mumien auszuführen. Und was sollte wohl die Mohammedaner bewegen, das Grab eines christlichen Heiligen zu öffnen, da sie bei diesem keine Schätze erwarten können? Diese Moschee wird von den Mohammedanern auch deswegen besonders in Ehren gehalten, weil sie glauben, daß Christus beim jüngsten Gericht auf derselben erscheinen werde, und daraus wollen sie ferner schließen, daß Damaskus niemals ganz zerstört werden wird.

Der öffentliche Chan (Karawanserei), wo ich wohnte, war groß und sehr dauerhaft gebaut, und man sagt überhaupt von allen öffentlichen Chanen und Bädern zu Damaskus, daß sie groß und bequem eingerichtet sind. Die vornehmsten Marktstraßen (Basars) sind geräumig und gewölbt. Überhaupt aber sind die Straßen hier wie in andern morgenländischen Städten nur schmal, weil man in diesen Gegenden Schatten sucht und keine Wagen hat, um derentwillen man in Europa breite Straßen braucht. Nirgends habe ich so anmutige Kaffeehäuser oder vielmehr Plätze angetroffen, wo Kaffee geschenkt wird, als in dieser Stadt. Eine solche Schenke bei Bab essalam hat einen Vorplatz mit schönen Bäumen besetzt und liegt an oder vielmehr zum Teil über einem Flusse vor einem kleinen Wasserfall. Ein noch angenehmerer Platz, wo Kaffee geschenkt wird, liegt bei der vorher erwähnten Moschee und an einem großen Springbrunnen, der die Luft kühl und angenehm macht. Überhaupt trifft man wohl nicht leicht eine Stadt an, die einen so großen Überfluß an vortrefflichem Wasser hat und deren Einwohner einen so guten Ge-

brauch davon machen, als Damaskus; denn man wollte behaupten, daß man hier in allen Häusern der Vornehmen und Reichen nicht nur Springbrunnen im Hofe und in ihren großen Sälen, sondern auch fließendes Wasser bei der Küche antreffe.

Damaskus wird von den Mohammedanern nicht nur ein Tor zu den heiligen Städten (Mekka, Medina und Jerusalem) genannt, es versammelt sich daselbst jährlich auch, wie zu Kahira, eine große Karawane, um nach Mekka zu reisen. Der Auszug dieser Karawane geschieht allezeit mit großer Pracht, bei welcher Gelegenheit dann anderen Religionsverwandten von dem Pöbel gleichsam mit einer heiligen Verachtung begegnet wird, und dies alles erneuert und vermehrt den Haß der Mohammedaner gegen die Christen überhaupt. Den Europäern hat man hier die Kreuzzüge vielleicht noch nicht vergessen, auch werden sie daran noch von Zeit zu Zeit von den Malteser-Rittern erinnert, als welche die Kreuzzüge noch regelmäßig fortsetzen, obgleich mit dem Unterschied, daß die Ausrottung der mohammedanischen Religion wohl nicht mehr ihre Hauptabsicht ist, sondern daß sie nur den Handel der Mohammedaner stören, damit die Europäer und vornehmlich die Franzosen den ganzen Frachthandel in der Levante behalten mögen.

Man hat in keiner Stadt des ganzen otmanischen Reichs Charadsch (Kopfschatz) von mir verlangt als nur zu Damaskus. Hier ward ich gleich den Tag nach meiner Ankunft auf der Straße angehalten und zu einem vornehmen morgenländischen Christen geführt, der ein Gevollmächtigter des Charadscheinnehmers zu sein schien. Nach oftmaliger Erfahrung, daß ein Christ bei einer Streitigkeit mit den Türken allezeit am wohlfeilsten davonkommt, wenn er gleich bezahlt, erbot ich mich einen Charadschzettel zu nehmen. Nachher hörte ich Beispiele von Euro-

päern, die hier genötigt worden wären, Charadschzettel zu nehmen oder ansehnliche Geschenke an den Pascha und Kadi gegeben hätten, um davon befreit zu werden; auch sagte man, ein Bischof von Bagdad (vermutlich der päpstliche Bischof von Babylon) wäre dieses Kopfschatzes wegen ins Gefängnis geworfen worden. Um mich also nicht ähnlichen Verdrießlichkeiten auszusetzen, reisete ich am 25sten des Nachmittags in einer kleinen Gesellschaft von Bauern vom Berge Libanon wieder nach Seide zurück.

Am 27sten August des Nachmittags kam ich nach Seide zurück und ging noch denselben Abend an Bord eines kleinen Fahrzeuges, um meine Reise nach Tripolis fortzusetzen, welche Stadt ich auch schon am 28sten des Nachmittags erreichte. Hier ging ich an Land, um des Abends die Polhöhe zu nehmen, und fand selbige 34° 27′.

Die Stadt Tripolis, arabisch Trablos, liegt eine kleine halbe deutsche Meile von der See und hat an der Südostseite ein altes Kastell auf einem Hügel. Sie ist viel größer als Seide, hat aber auch keine Stadtmauer, sondern die äußern Häuser sind nur durch Zwischenmauern miteinander verbunden. Sie hat einen ebenso großen Überfluß an Wasser als Damaskus; die hiesige Luft aber wird für ungesund gehalten, und es herrschen hier besonders bösartige Fieber. Der Handel zu Tripolis ist ansehnlich. Auch sind hier verschiedene französische Kaufleute mit einem Konsul; von den Engländern aber ist hier nur ein Kaufmann, der zugleich Konsul ist.

Sobald ich bei Tripolis nur die Höhe einiger Sterne beobachtet hatte, ging ich noch in derselben Nacht an Bord, um meine Reise nach Ladakia fortzusetzen, indem ich Nachricht erhalten hatte, daß ich daselbst meinen Freund, den holländischen Konsul Herrn van Masseyk, antreffen würde.

Ich erreichte Ladakia am 29sten August bei Sonnenuntergang und hatte das Vergnügen, den Herrn van Masseyk, welcher daselbst einen Freund besuchte, noch anzutreffen. Als ein europäischer Konsul konnte dieser nicht reisen, ohne seinen Stand auch äußerlich zu zeigen. Er hatte daher verschiedene Bediente bei sich, die alles mit sich führten, dessen er auf seiner Reise zu seiner Bequemlichkeit bedurfte, und sein Aufzug war also von dem meinigen, da ich als ein morgenländischer Christ und nur mit einem Bedienten reisete, sehr verschieden. Mein Freund aber empfand auch alle Unbequemlichkeiten, denen einer unterworfen ist, der mit einem gewissen Pomp reisen muß. Wenn sein Stand ihm erlaubt hätte, sich mit so wenigen Umständen auf den Weg zu begeben als ich, so würde er seine Freunde, deren er in allen Städten Europas hatte, gewiß fleißig besucht haben, anstatt daß er nun seinen Wohnort nur selten verlassen konnte.

Die Stadt Ladakia liegt ungefähr eine Viertelmeile vom Hafen an einer Anhöhe in einer angenehmen Gegend. Da andere Reisende die hier befindlichen wenigen Altertümer schon umständlich beschrieben haben, so will ich davon nichts weiter erwähnen, als daß die Mohammedaner den prächtigen Triumphbogen in eine Moschee verwandelt, indem sie die vier offenen Seiten mit schlechten Mauern ausgefüllt haben. Der Hafen ist, wie zu Seide, zum Teil schon verstopft und wird jährlich noch schlechter. Unterdes findet man hier einige englische und französische Kaufleute, und der Handel überhaupt ist noch ansehnlich.

September 1766

Am ersten September reisete ich in der Gesellschaft des Herrn van Masseyk von Ladakia bis Auenad, etwa fünf deutsche Meilen; am 2ten von Auenad bis Schugr, dreiein-

viertel deutsche Meilen; am 3ten von Schugr bis Urem eddsjos, dreieinviertel deutsche Meilen; am 4ten von Urem eddsjos bis Sermin, zweieinhalb deutsche Meilen; am 5ten von Sermin bis Haleb, etwa siebeneinhalb deutsche Meilen.

Reise von Haleb nach Konje

Bei meiner Zurückkunft nach Haleb hörte ich, es wäre erst vor einigen Wochen eine Karawane nach Natolien abgereist, und nun würde sich in den ersten zwei Monaten wohl keine andere für diese Gegend wieder versammeln. Es gehen zwar zu bestimmten Zeiten Kuriere (die man Tataren nennt, weil sie sich als Tataren kleiden) von hier nach Konstantinopel, und ein Europäer kann selbst einen solchen Tataren mieten, der ihm auf einen leicht zu erhaltenden Schein von dem Pascha auf allen Stationen Pferde für einen bestimmten billigen Preis verschafft. Er vermeidet dadurch viele Unbequemlichkeiten, die er auf diesem Wege in einer Karawane antrifft, wo er nicht selten wegen Ghafar, Badsch, Spendsch und Charadsch angehalten wird. Er hat nicht leicht zu befürchten, daß er den Kapsis, das heißt Straßenräubern, in die Hände fallen werde, die sich in Natolien versammeln und den Karawanen auflauern. Er braucht auch nicht viel für Lebensmittel zu sorgen; denn die Bauern haben die Peitsche der Otmanli (Leute, die im Dienste des Sultans und der Paschas stehen) so oft gefühlt, daß sie alles willig herbeibringen, damit der Tatar nur bald weiterreise. Allein bei dieser Art zu reisen kann man hier nicht mehr bei sich führen, als wenn man in Europa als Kurier reiset; und da ich unter solchen Umständen keine Beobachtungen würde haben machen können, so mußte ich die Zeit abwarten, da wiederum eine Karawane abgehen würde.

November 1766

Im November versammelte sich endlich eine Karawane, die größtenteils aus griechischen Kaufleuten bestand, welche nach Haleb gekommen waren, um Waren einzukaufen, die sie auf den Jahrmärkten in den verschiedenen Städten von Natolien wieder verkaufen wollten. Mit dieser Karawane reisete ich am 20sten November von Haleb.

Es ist freilich unangenehm, wenn man auf Reisen in den Morgenländern angehalten und zuweilen genötigt wird, Geld zu bezahlen, wozu man eigentlich nicht verbunden ist. Ich glaube aber nicht, daß ein Europäer Ursache habe, sich in dieser Hinsicht zu beschweren. Ich behielt von Haleb bis Konje, auf einem Wege von beinahe 80 deutschen Meilen, dieselben Pferde, und nirgends wurden meine Reisesäcke geöffnet, um von Zollbedienten visitiert zu werden. Wieviel Trinkgeld muß man nicht auf einem so langen Wege bloß beim Wechsel der Pferde in Europa bezahlen? Wieviel an Visitierer usf.? Freilich reiset man in den Morgenländern nicht mit der Bequemlichkeit, an die wir in Europa gewöhnt sind; denn dort muß der Reisende alles, was er unterwegs braucht, selbst seine Matratze, worauf er des Tages sitzt und des Nachts schläft, mitbringen; in der Karawanserei muß er sein Essen selbst kochen und die Lebensmittel selbst kaufen, wenn er keinen Bedienten hat. Allein so findet er auch nirgends Ursache, sich über seinen Wirt zu beschweren. Wenn man sich nur nach der Lebensart und den Sitten der Morgenländer bequemen will, so kann man auch unter selbigen mit Vergnügen reisen. Man findet in einer Karawane allezeit Leute, mit denen man unterwegs über mehr sprechen kann als in Europa mit einem Postknecht, der oft unverschämter gegen einen Reisenden ist als dort ein Katerdsji.

In dieser unserer Karawane war auch ein Kaffeewirt, ein Türk, der auf sein Handwerk schon sieben bis acht Reisen nach Mekka gemacht hatte und der, weil die große Karawane auf der Reise von Konstantinopel nach Mekka kein ganzes Jahr zubringt, in der Zwischenzeit mit kleinern Karawanen von einer Stadt zur andern reisete. War der Weg sicher, so ritt er voraus, kochte Kaffee bei einer Brücke oder bei einer Quelle am Wege, und so tranken die Reisenden im Vorbeireiten bei ihm ein Schälchen Kaffee, wie man in Europa ein Glas Branntwein vor einem Wirtshause trinkt. Lagerten wir uns, es mochte auf freiem Felde oder in einer Karawanserei sein, so konnte man bei ihm gleich Kaffee bekommen, und zu Konje errichtete er eine ordentliche Kaffeebude, bis er Gelegenheit erhalten würde, sein Handwerk in einer nicht kleinen, nach Konstantinopel bestimmten Karawane fortzusetzen und so von da mit den Pilgrimen eine neue Reise nach Mekka anzutreten.

Dezember 1766

Am 1ten Dezember reiseten wir von Adene durch eine unbewohnte Gegend bis Tschakket Chan, eine große und für Reisende bequem eingerichtete Karawanserei. Aber kaum waren unsere Pferde und Maulesel hier abgeladen, als der Harem (die Gemahlin) des Pascha von Adene mit einem ansehnlichen Gefolge hier gleichfalls anlangte und uns ankündigte, daß wir unser Quartier räumen sollten. Die Vorstellung, daß kein Dorf in der Nähe, die Erde von dem häufigen Regen naß und in dieser Jahreszeit die Nacht kalt wäre, daß wir keine Zelte bei uns hätten, daß sich im Chan weit mehr Platz fände, als beide Gesellschaften, der Harem und die Karawane mit allen ihren Lasttieren, zum Nachtquartier brauchten, dies alles half nichts, wir mußten den Chan räumen und die Nacht unter freiem Himmel zubrin-

gen. Die Bedienten des Pascha waren damit noch nicht zufrieden, daß sie uns vertrieben hatten, sie verlangten von den griechischen Kaufleuten auch Butter, Reis und Holz, und diese gaben alles willig her. Unsern Katerdsjis, welche Mohammedaner und im Geben nicht so bereitwillig oder vielmehr, die nicht so furchtsam waren als die Griechen, nahmen sie das Futter für ihre Pferde und Maulesel mit Gewalt weg. Jedoch nicht mehr Klagen darüber, damit nicht andere Reisende abgeschreckt werden, diese Gegenden zu besuchen! Man muß auf einer solchen Reise allerhand Unannehmlichkeiten erwarten, und darunter wird die, daß einer von der Gemahlin eines Pascha aus dem Nachtquartier vertrieben wird, sehr selten eintreffen.

Da sich in unserer Karawane verschiedene griechische Kaufleute befanden, die in Natolien viel gereiset waren und davon gern schwatzten, so hatte ich mich bisher vornehmlich zu ihnen gehalten und mich gewundert, wie verächtlich diese Leute von den Otmanli und den Türken überhaupt redeten, wenn kein Mohammedaner gegenwärtig war. Kafr war einer der gewöhnlichsten Namen, die sie ihnen beilegten. Ich konnte dies zwar nicht mit der Aufmerksamkeit reimen, die sie auf unserer bisherigen Reise auch dem geringsten Türken erzeigt hatten. Allein ich hatte das bloß für eine übertriebene kaufmännische Höflichkeit gehalten. Zu Tschakket Chan und auf der folgenden Reise lernte ich ihren Charakter in dieser Hinsicht genauer kennen. Ungeachtet die Otmanli sie aus dem Chan vertrieben und gezwungen hatten, ihnen Reis und Butter zu geben, bezeigten sie sich noch immer sehr dienstfertig gegen selbige. Die Bedienten des Pascha, vielleicht gekaufte Sklaven, ließen sich von den Griechen gar die Stiefel ausziehen und sahen dabei mit einem Stolz auf sie herab, als wenn jeder Otmanli (auch jeder Bediente eines Bedienten des Sultans rechnet sich zu den Otmanli)

über Königreiche zu befehlen hätte, und die Griechen bezeigten sich so demütig kriechend, als wenn sie geboren wären, jedem Mohammedaner zu dienen.

Die Armener betragen sich mit mehr Würde gegen ihre Tyrannen. Mein Bedienter, von dem auch ein Bedienter des Pascha verlangte, daß er ihm die Stiefel ausziehen sollte, beklagte denselben mit vieler Höflichkeit, daß er dergleichen Arbeiten nicht selbst verrichten könnte, wenn er keinen eigenen Bedienten hätte, und zeigte ihm, ohne seiner zu spotten, wie man es anfangen müsse, um sich die Stiefel selbst auszuziehen. Der Türk, der dies sehr gut wußte, ließ sich indes belehren, versuchte es, seine Stiefel selbst auszuziehen, und verlangte keine Dienste mehr von meinem Armener.

Am 2ten Dezember kamen wir auf dem Gebirge durch einen im Felsen ausgehauenen Weg, den die Türken (wie den Ausfluß des Nils und andere enge Durchfahrten) Bogas nennen, der aber wahrscheinlich der ehemals berühmte Paß von Cilicien ist. Dieser Weg würde für eine feindliche Armee noch jetzt ebenso gefährlich zu passieren sein, wie Xenophon und Curtius ihn beschrieben haben; denn er ist nur schmal und der Fels an beiden Seiten so steil wie eine Wand.

Ich hatte so lange in warmen Ländern gelebt, daß es mir ungewohnt vorkam, wiederum nach einer Gegend zu kommen, wo der Winter ebenso strenge ist als in Deutschland. Die Kälte, welche ich hier verspürte, war mir sehr empfindlich. Aber die Türken wissen sich auf ihren Reisen zu Pferde besser gegen Kälte und ungestümes Wetter zu schützen als wir Europäer, und ich hatte von Haleb gute Winterkleider mitgenommen.

Am 3ten kamen wir abermal durch Wege, wo der Fels senkrecht durch- oder abgehauen war. Zu Ulugischla, wo wir am 4ten anlangten, fand ich den größten Chan, den

ich je gesehen habe; denn das Hauptgebäude ist über 250 Fuß lang, die Seitengebäude nehmen nicht weniger Platz ein als das Hauptgebäude, und alles ist von gehauenen Steinen aufgeführt. Man findet in demselben große Quartiere, wo Reisende, die nur eine kurze Zeit bleiben wollen, alle ihre Ladungen, ja selbst ihre Lasttiere bei sich haben können und in andern Teilen des Gebäudes größere und kleinere Wohnzimmer, auch eine Menge kleiner Buden, die für Kaufleute eingerichtet zu sein scheinen, ja Bäder und ein eigenes Gebethaus.

Das Land ist hier so sehr von Einwohnern entblößt, daß man auf dem ganzen Wege von Adene bis Eregle, woselbst wir am 5ten anlangten, nur überaus selten ein Dorf erblickt. Auf jeder Tagereise aber und zuweilen noch öfter trifft man einen Chan an, und dabei gemeiniglich einige Bauerhäuser.

Die Stadt Eregle liegt in einer fruchtbaren Ebene, die von verschiedenen kleinen Flüssen gewässert wird, wovon aber, wie man mich versicherte, keiner die See erreicht. Am 6ten und 7ten fiel so viel Schnee und der Wind war dabei so stark, daß wir uns in diesen Tagen nicht auf den Weg begeben konnten, und damit war ich meinesteils wohl zufrieden, da wir hier in einem großen und für Reisende bequem eingerichteten Chan wohnten.

Bisher hatte ich immer einen Barbier zu mir kommen lassen, wenn ich seiner benötigt war, und ich muß gestehen, daß die morgenländischen Barbiere, überhaupt genommen, ihre Kunst sehr geschickt ausüben. Sie tragen allezeit einen Spiegel, Ohrlöffel, Scheren und andere Instrumente bei sich und barbieren nicht nur, sondern reinigen auch Nase und Ohren, und zuletzt recken sie einem alle Finger und die Arme, bis sie krachen, ja sie drehen einem auch den Kopf, daß es im Genicke kracht, wenn man sich dies nicht verbittet. Zu Eregle ging ich zu einem

Barbier ins Haus und sah hier mit Verwunderung, daß der kleine Zopf, den die Türken mitten auf dem Kopf wachsen lassen, auch seinen Nutzen hat. Der Barbier nämlich war eben beschäftigt, einem alten Manne den Kopf zu scheren, der auf einem großen hölzernen Lehnstuhl saß und den Kopf vornüber halten mußte; und damit ihm diese Stellung nicht zu beschwerlich würde, hatte er dessen Zopf an einen vom Boden herunterhängenden Bindfaden festgebunden.

Auch sah ich zu Eregle Dromedare mit zwei Höckern auf dem Rücken, aber nicht als einheimisch, sondern Leute ließen selbige für Geld sehen wie in Europa. Die schwerfällige Bauart dieses Tiers ist bekannt, und ich werde daher nicht nötig haben, davon etwas mehr zu erwähnen, als daß man solches mit einem ägyptischen oder arabischen Dromedar, der leicht und zum Schnellaufen gebaut ist, nicht verwechseln müsse. Die Eigentümer dieser Dromedare sagten, ihre Tiere wären in der Krim einheimisch.

Auch von Eregle bis Konje sieht man fast kein Dorf als am Ende einer jeden Tagereise; das übrige liegt alles wüste und wird nur von Turkmannen genutzt, die hier im Sommer mit ihren Herden herumwandern. Jetzt, da alles mit Schnee bedeckt war, begegneten wir vielen, die sich mit der Jagd belustigten.

Zu Konje zerstreute sich die Gesellschaft griechischer Kaufleute, mit welchen ich bisher gereiset war, und ich erhielt nicht nur Zeit, mich von den auf der letzten Reise ausgestandenen Beschwerlichkeiten auszuruhen, sondern mich auch mit dieser Stadt näher bekanntzumachen.

Man rechnet die Anzahl der Häuser sowohl in der Stadt als in den Vorstädten auf 11 000, und davon sollen etwa 300 von Armenern und 50 von griechischen Christen bewohnt werden; aber außer diesen letztern kommen täglich auch noch Griechen aus dem benachbarten Flecken Zille

zur Stadt, um daselbst Handlung und Gewerbe zu treiben. Die allermeisten Häuser zu Konje sind von in der Sonne getrockneten Mauersteinen gebaut und also nur schlecht. Verschiedene Moscheen mitsamt ihren Minaretten, auch Wohnhäuser sind eingestürzt, ohne daß man die Trümmer weggeräumt hat, und die Stadt hat so große unbewohnte Plätze, daß noch der größte Teil der Häuser in den Vorstädten innerhalb der Stadtmauer Platz würde haben finden können.

Die Stadtmauer ist von gehauenen Steinen aufgeführt, aber sehr verfallen, und der Graben, welcher sie umgeben hat, meist ausgefüllt. Man sieht hin und wieder (vermutlich Leichen-)Steine mit griechischen Inschriften und verstümmelten menschlichen Figuren, und zwar auf der Seite oder gar umgekehrt in der Stadtmauer liegen, und nicht nur dies beweiset, daß die Mohammedaner einen Teil derselben gebaut oder ausgebessert haben, sondern noch mehr beweisen dies die vielen arabischen und türkischen Inschriften, die vielleicht zur Aufklärung der Geschichte der Seldsjuken dienen könnten.

Das große Kloster der Mevlavie, welches in der Vorstadt liegt, besteht aus vielen Gebäuden, die weder regelmäßig noch schön sind. Der Stifter dieses Ordens hieß Mevlava und war mit der Tochter des Ala eddin, des letzten seldsjukischen Sultans, verheiratet. Auch er hätte gern Sultan werden mögen, ja man sagt, er habe für eine kurze Zeit wirklich regiert, aber Otman, der erste Sultan von der jetzt regierenden Familie, war ihm zu mächtig. Um letzterem allen Argwohn zu benehmen, als wolle er sein Nebenbuhler werden, stiftete Mevlava einen geistlichen Orden; er schrieb indes seinen Schülern solche Regeln vor, wobei er in der Welt ruhig und vergnügt leben konnte. Und Otman gönnte ihm nicht nur dies gerne, sondern machte ein Gesetz, daß der Vorsteher oder der General

dieses Ordens jederzeit die Ehre haben sollte, einen neuen Sultan zu umgürten*.

Er residiert in diesem Kloster zu Konje und ist, wenn ich nicht irre, noch jetzt ein Abkömmling von Mevlava. Dieses Kloster der Mevlavie wird als eine Freistätte für Missetäter angesehen, und das Ansehen des Vorstehers dieses Ordens zu Konje ist so groß, daß der Pascha nicht leicht einen hinrichten lassen wird, wenn jener für dessen Leben gebeten hat.

Bei meiner Zurückkunft nach Pera machte ich Bekanntschaft mit zweien Mevlavie, die zu Haleb geboren waren und sich freuten, daß ich auch ihre Vaterstadt besucht hätte und davon so viel Gutes redete. Beide machten mir einen Gegenbesuch (ich hatte sie in ihrem Kloster kennengelernt), rühmten das glückliche Leben der Mevlavie außerordentlich und tranken bei mir in der Zeit von einer Stunde vier Bouteillen Wein.

Unter dem General des Ordens der Mevlavie stehen 48 große Klöster; aber außer diesen haben sie noch eine Menge kleine, wo sie auf ihren Reisen einkehren können (und sie reisen viel), wo aber der Gottesdienst nicht mit allen bei ihnen eingeführten Zeremonien gehalten wird. Der Orden hat sich auch nach der Barbarei, ja bis nach Indien ausgebreitet. Allein die dasigen Mönche stehen ebensowenig unter dem General zu Konje als die Geistlichen in der Barbarei und Indien unter dem Mufti zu Konstantinopel.

Ich hatte seit langer Zeit kein Räderfuhrwerk gesehen und in Natolien auch noch keins erwartet; in der Gegend von Konje aber sah ich einen Wagen, der mich ganz in

---

* Es ist bekannt, daß der Sultan nicht gekrönt wird. Beim Antritt seiner Regierung begibt er sich nach der Moschee zu Ejub, einer Vorstadt von Konstantinopel, und hier wird ihm der Gürtel von einem der Mevlavie umgebunden und der Säbel von einem Mitglied des Ordens des Hadsji Bectasch umgehängt.

Verwunderung setzte, indem er mich erinnerte, zu welcher Vollkommenheit wohl der erste Erfinder dieser so nützlichen Maschine sein Meisterstück gebracht haben möge. Diese Wagen hatten nur zwei Räder, und die Räder hatten keine Speichen, sondern bestanden aus starken Brettern und waren daher sehr plump. Die Räder dreheten sich auch nicht um die Achse, sondern die Achse mußte sich unter der auf sie gelegten Last herumdrehen; und da der Bauer sein Fuhrwerk wohl in langer Zeit nicht geschmiert hatte, so hörte man solches schon weit in der Ferne. Es ward mit vieler Anstrengung von zwei Büffelochsen gezogen, und man kann sich leicht vorstellen, wie langsam es damit gegangen sei. Erst zu Brusa sah ich wieder eine Kutsche, nämlich eine türkische Kutsche, in welche man durchs Fenster oder vielmehr durchs Gitter hineinsteigt, sich mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen setzt und so die Leiter, auf welcher man hineingestiegen ist, hinten auf die Kutsche hängen läßt. Man sieht dies Fuhrwerk selbst in der Residenz des Sultans nur selten, und es ist sonderbar, daß die vornehmen Türken solches nicht endlich nach den Kutschen der europäischen Minister einrichten lassen, da sie selbige doch täglich vor Augen haben. Allein die Mohammedaner überhaupt sind keine Nachahmer europäischer Gebräuche. Zudem fährt kein Otmanli in einer Kutsche, sondern er reitet zu Pferde; die Kutschen sind hier bloß für vornehme Weiber und etwa auch für bequeme Geistliche, denen das Reiten beschwerlich wird.

Reise von Konje über Karahissar, Kutahja und Brusa nach Konstantinopel

Etwa eine deutsche Meile von Konje liegt Zille, ein ansehnlicher Flecken, der von lauter Anhängern der griechischen Kirche bewohnt wird und den die Türken daher, so wie viele andere bloß von Christen bewohnte Dörfer, Dsjaur Koi, ein Dorf der Ungläubigen, nennen. Hier wohnen sehr viele Kaufleute, aber nicht, weil in Zille ein großer Handel getrieben wird; sondern einige dieser Kaufleute, so wie auch Handwerker, gehen ihrer Geschäfte wegen von hier täglich zur Stadt, wo sie ihre Warenlager und Buden haben, und viele reisende Kaufleute, die ihre Waren von Konstantinopel, Ismir oder Haleb selbst holen und damit auf den verschiedenen Märkten in Anadoli herumziehen. Ungeachtet einige von diesen Kaufleuten erst am 11ten Dezember mit mir von Haleb nach Konje zurückgekommen waren, so reiseten sie doch bereits am 22sten mit andern Kaufleuten wieder ab, die nach Ismir und Brusa wollten, und weil sie bis Karahissar denselben Weg nahmen, so gesellte auch ich mich zu ihnen.

Unsere Karawane nahm den Weg von Konja über Ladik (Laodicea), welcher zwar etwas weiter, aber nicht bergig und daher für Lasttiere nicht beschwerlich ist. Mit dieser ließ ich meinen Bedienten mit meiner kleinen Bagage abgehen und reisete selbst mit einem jungen Kaufmann, der sich auf dem Wege von Haleb nach Konje sehr freundschaftlich gegen mich gezeigt hatte, über Zille; denn er

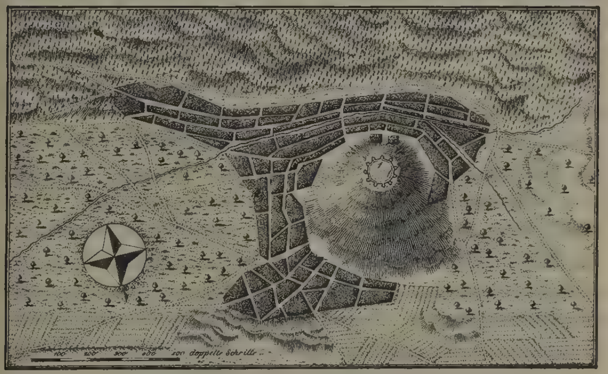
wollte vor seiner weitern Reise noch Abschied von seiner Familie nehmen und hatte mich gebeten, daß ich bei dieser Gelegenheit seinen alten Vater besuchen möchte. Ich ward in der Familie dieses Kaufmanns sehr freundschaftlich aufgenommen und würde hier, in der Gesellschaft von mehrern griechischen Kaufleuten, einen vergnügten Tag zugebracht haben, wenn nicht auch ein Mohammedaner dazugekommen wäre. Der aber konnte selbst hier, wo er doch als Gast war, seinen unbändigen Stolz nicht verbergen, sondern ließ es uns recht empfinden, wie sehr er sich über uns Christen erhaben zu sein dünkte. Und dennoch war dieser Mann nichts weiter als ein Katerdsji, der dem Sohne unsers Wirts zum Transport seiner Waren die erforderlichen Lasttiere vermietet hatte. Gleich beim Eintritt in das Zimmer setzte sich dieser Katerdsji, ohne jemanden zu grüßen, auf den vornehmsten Platz in eine Ekke. Als nun der Herr vom Hause, ein alter ehrwürdiger Greis ins Zimmer trat, um seine Gäste zu bewillkommnen, standen wir Christen alle auf, der Katerdsji aber blieb stolz auf seinem Platze sitzen, grüßte den Alten nur mit einem kurzen Guten Tag und sagte ihm, daß er sich zu ihm setzen sollte. Und nun ließ er sich gut bewirten; er sprach nur mit dem alten Kaufmann, und auch dies nur wenig; um die übrige Gesellschaft bekümmerte er sich gar nicht. Ich fand das Betragen dieses Mannes in dem Hause eines Kaufmanns, dessen Waren er auf seinen Pferden transportierte, höchst beleidigend. Allein die unter dem Joche der Türken erzogenen Griechen schienen davon nichts zu empfinden. Die ganze Gesellschaft bezeigte diesem Katerdsji eine Achtung, als wenn er ein vornehmer Herr gewesen wäre.

Am 29sten Dezember erreichten wir die Stadt Karahissar. Hier trennte sich die Gesellschaft, in welcher ich von Kon-

je gekommen war, und jeder suchte Gelegenheit, mit einer andern Karawane weiter nach dem Orte seiner Bestimmung kommen zu können. Karahissar liegt unter der Polhöhe 38° 46′ und hat, nach der Angabe der Einwohner, 10 000 Häuser, wovon etwa 400 von Armenern bewohnt werden. Die Anzahl der hier wohnenden Griechen ist sehr geringe, vermutlich aus ebender Ursache wie zu Konje, woselbst sie in einem benachbarten Dorfe wohnen und ihres Gewerbes wegen von da zur Stadt kommen. Ich zählte hier 14 Minarette und sah verschiedene Moscheen, deren schöne Kuppeln mit Blei bedeckt waren.

Karahissar, auf deutsch das schwarze Kastell, ist eine offene Stadt. Ich fand die Lage derselben so eigentümlich, daß ich davon auf Seite 841 nicht nur einen Grundriß, sondern auch einen Prospekt entworfen habe. Sie liegt nämlich an der einen Seite um den Fuß eines hohen und nackten Felsens und an der andern Seite an dem Fuße eines hohen und fruchtbaren Gebirges mit vielen Weingärten; ein kleiner Fluß, der im Winter und im Frühjahr sehr stark anwächst, geht zwischen der steilen Klippe und dem Gebirge durch die Stadt. Auch hier sind zwar die meisten Häuser nur von ungebrannten Ziegelsteinen gebaut, man findet aber zu Karahissar mehr Häuser von Mauersteinen als in andern Städten dieser Gegend. Die Ursache davon ist wohl der größern Betriebsamkeit der hiesigen Einwohner zuzuschreiben; denn diese werden für sehr arbeitsam gehalten. Sattel, Zäume und Steigbügel werden hier so gut gemacht, daß sie im ganzen otmanischen Reiche gesucht werden; die Gewehrfabriken sind in gutem Flor, und das rote Leder, welches zu Karahissar verfertigt wird, ist zwar nicht so gut als das von Diarbekr und Kaisarie, welches letztere für das allerbeste gehalten wird, aber auch damit wird ein ansehnlicher Handel getrieben. Opium wird in dieser Gegend so häufig gebaut und von hier in so großer





Grundriss und Prospect der Stadt Kara hissâr.

Menge ausgeführt, daß man davon die Stadt Afiun Karahissar nennt, um sie von andern Städten zu unterscheiden, die mit ihr gleichen Namen haben. Man rechnet 180 Mauleselladungen von dieser Ware, die jährlich von hier ausgeführt werden. Der Zoll von dem Opium wird verpachtet und nach Konstantinopel bezahlt.

Das Kastell auf dem steilen Felsen ist von einer schwarzen Steinart, wovon die Türken die Stadt Karahissar genannt haben.

Januar 1767

Wenn man auf dem Wege von Adene bis Konje nur selten ein Dorf antrifft, so findet man das Land diesseits Konje immer mehr und mehr bevölkert, je mehr man sich der Stadt Brusa nähert; man reiset daher in dieser Gegend mit mehrer Sicherheit, und man braucht nicht lange auf die Abreise einer Karawane zu warten, weil sich hier auch kleine Gesellschaften auf den Weg begeben. Innerhalb weniger Tage waren bereits Karawanen nach Ismir und Brusa zur Abreise fertig, und ich machte mit letzterer den Weg nach Brusa in acht Tagereisen.

Die Stadt Brusa, welche wir am 13ten Januar erreichten, ward schon in den ältesten uns bekannten Zeiten Prusa genannt und hat also ihren Namen nicht verändert. Sie liegt unter der Polhöhe 40° 12′ an der Nordseite auf dem Fuße eines hohen Gebirges, welches von den Türken Kaschis Dag (Priestergebirge) genannt wird, in den ältern Zeiten aber Olympus hieß. Man hat eine reizende Aussicht auf die nach Norden liegende fruchtbare und wohlbebaute Ebene. Die großen, von Sultanen, die hier residiert haben, gestifteten Moscheen sind von gehauenen Steinen aufgeführt und haben, so wie verschiedene öffentliche Bäder und Chans (Herbergen für Reisende), prächtige, mit Blei

bedeckte Kuppeln; die Häuser sind von Kalk und Steinen gebaut und haben schräge Dächer, die mit Dachziegeln gedeckt sind; die Basars sind bequem eingerichtet und mit Waren angefüllt, und die Straßen sind hier gepflastert. An Wasser ist zu Brusa ein solcher Überfluß, daß alle Moscheen, Chans und alle ansehnlichen Privathäuser fließendes Wasser haben. Der Handel zu Brusa, vornehmlich mit roher Seide und allerhand seidenen Stoffen, ist ansehnlich, und nicht nur die notwendigen Lebensmittel, sondern auch die schönsten Baumfrüchte findet man hier in Überfluß. Ich möchte Brusa der Stadt Damaskus vorziehen, und Sana, welches die arabischen Schriftsteller mit Damaskus zu vergleichen pflegen, kann nach meinem Urteil mit Brusa nicht verglichen werden.

Die Stadt selbst ist nicht befestigt, sie hat aber ein großes Kastell, das vielleicht den ganzen Platz einnimmt, den das ehemalige Prusa eingenommen haben mag. Otman, der erste Sultan von der jetzt zu Konstantinopel regierenden Familie, belagerte dies Kastell lange vergebens. Sein Sohn Orchan eroberte es endlich im Jahre 726 der Hedsjera (1326), und zwar durch folgende List. Ein zu Brusa geborner Christ mußte bei dem griechischen Statthalter um Erlaubnis bitten, einen Toten ins Kastell bringen und daselbst bei seinen Anverwandten begraben zu dürfen, welches ihm leicht vergönnt ward. Nun erschien der Leichenzug; und weil das ganze Gefolge sich ebenso betrug, wie die Griechen sich bei einer solchen Gelegenheit zu betragen pflegen, so befürchtete die Besatzung nichts Arges. Allein das ganze Gefolge bestand aus verkleideten türkischen Soldaten, die in dem Sarge ihre Säbel verborgen hatten. Sobald nun diese im Kastell angekommen waren, griffen sie zum Gewehr, fielen über die sorglose griechische Wache her und bemächtigten sich des Tores, durch welches man sie so gutwillig hatte hereinkommen lassen,

worauf nun bald mehrere in der Nähe versteckt liegende Türken herbeieilten und die ganze Festung eroberten*.

Ich hatte auf der Reise durch Natolien bei der schlechten Witterung und den oft sehr schlechten Wegen so viel ausgestanden, daß ich es für nötig erachtete, mich zu Brusa etwas auszuruhen.

Ich wohnte zu Brusa in einem großen Chan, der rund um einen viereckigen Platz gebaut war, auf dessen Mitte eine kleine Kapelle stand. Hier ward alle Freitage von einem eigens dazu bestellten Mulla Betstunde gehalten, wozu sich dann nicht nur die im Chan wohnenden Mohammedaner, sondern auch die aus der Nachbarschaft versammelten. Um die Zeit des Gebets anzukündigen, rührte hier der Pförtner, ein Armener (also ein Christ), die Trommel; eine Bemerkung, die mir um so angenehmer war, da Türken in andern Gegenden sich gegen mich darüber lustig gemacht hatten, daß nicht auch die Europäer die Gemeinde durch eine Menschenstimme, sondern durch Glocken an das Gebet erinnern lassen. Es ist indes wohl nur selten, daß die Mohammedaner zum Gebet zusammengetrommelt werden, und in diesem Chan nur Mode geworden, weil man hier zu einem andern Gebrauch eine Trommel hatte. Der Pförtner muß nämlich die Bewohner des Chans alle Morgen durch seine Trommel erinnern, nach ihren Sachen zu sehen, und wenn nun jemand meldet, daß ihm etwas gestohlen sei, so wird die Pforte nicht eher geöffnet, als bis deswegen Nachsuchung geschehen ist. Hat sich aber deswegen binnen einer gewissen Zeit

---

* Ein anderes Kastell in Natolien sollen die Türken durch Hilfe einer Herde Schafe erobert haben. Sie banden nämlich diesen sanftmütigen Tieren in einer dunklen Nacht Lichter an die Köpfe, ließen sie so gegen die Stadt treiben, und als nun die Griechen sich auf dieser Seite in Bereitschaft setzten, um den Feind zu empfangen, drangen die Türken an der andern Seite in das Kastell, wo sie keinen Widerstand fanden.

niemand gemeldet, so wird die Pforte geöffnet, und keiner kann sich darüber beschweren, wenn sein Dieb nun entwischt ist. Selbst in Europa wird man wohl selten eine öffentliche Herberge antreffen, wo ein Reisender so wenig zu fürchten hat, daß er bestohlen werden wird, als in einem solchen Chan.

Am 30sten Januar des Abends zwischen 5 und 6 Uhr hatten wir zu Brusa ein Erdbeben, welches die ganze Stadt wo nicht in Schrecken setzte, so doch in Bewegung brachte. In einem Hause von Bindungswerk stellt man sich bei einem solchen Vorfall nur in eine Stubentür, und man hat nicht leicht etwas zu befürchten, wenn nicht etwa ein Schornstein, der herunterfallen könnte, in der Nähe ist. Ich wohnte aber in einem stark gebauten und noch dazu alten Chan und war in Gefahr, unter dessen Trümmern begraben zu werden. Schon durch den ersten Stoß wurden Ziegel vom Dache heruntergeworfen. Mein Bedienter, der mir meinen Pilau bringen wollte, trat taumelnd in meine Kammer, setzte die Schüssel geschwind nieder und lief davon; auch ich säumte nicht zu entfliehen; neue Stöße verursachten, daß ich die äußere Tür nur taumelnd erreichen konnte, und hier fielen Dachziegel dicht bei mir nieder. Innerhalb einer halben Viertelstunde waren alle Bewohner des Chans unter freiem Himmel versammelt, um den Einsturz des Gebäudes zu erwarten. Allein es blieb beim Schrecken. Die Stöße wurden immer schwächer, und als wir nach einer Stunde nichts mehr verspürten, kehrte ein jeder wieder in sein Kämmerlein zurück*. Am 8ten Februar des Abends um 8 Uhr verspürten wir abermal ein Erdbeben, aber nur einen Stoß.

---

* Auch zu Schiras war ich in Gefahr, durch ein Erdbeben unter den Trümmern eines alten Gebäudes begraben zu werden. Sonst habe ich in den Morgenländern kein starkes Erdbeben angetroffen.

Februar 1767

In einer guten Jahreszeit gehen nicht selten Karawanen von Brusa nach Konstantinopel, und die brauchen auf diesem Wege fünf Tage. Andere Reisende gehen von Brusa zwei starke Tagereisen nach Jallowa und von da zu Wasser nach der erwähnten Hauptstadt des otmanischen Reichs. Ich wählte den Weg über Mudanja, einen Hafen, der nur sechseinhalb Stunden oder ungefähr dreieinhalb deutsche Meilen von Brusa entfernt ist und in einer fruchtbaren Gegend liegt, wo man, so wie bei allen Dörfern auf dem Wege von Brusa, schöne Gärten mit Weintrauben, Maulbeer-, Oliven- und andern Fruchtbäumen antrifft. Mudanja liegt unter der Polhöhe 40° 23′ an einem Meerbusen, den die Türken Indsjerliman nennen. Der Hafen oder vielmehr die Reede daselbst ist so schlecht, daß die Schiffer ihre kleinen Fahrzeuge nach einer zurückgelegten Reise gleich aufs Land ziehen und nicht eher wieder ins Wasser bringen, als bis sie sich zu einer neuen Reise vorbereiten wollen.

Ich war am 13ten Februar von Brusa gereist, am 14ten zu Mudanja geblieben, am 15ten reisete ich weiter zu Wasser in einem kleinen Fahrzeuge, das einem Griechen gehörte, und erreichte die Stadt Konstantinopel am 16ten gegen Abend. Hier besorgte jetzt der Herr Legationssekretär Horn, den ich bereits auf meiner Ausreise im Jahre 1761 hatte kennengelernt, die Geschäfte des Königs von Dänemark in Abwesenheit des Gesandten; ich begab mich also gleich bei meiner Ankunft nach Pera und ward auf das freundschaftlichste aufgenommen.

Reise von Konstantinopel durch die Bulgarei, Walachei, Moldau, Polen und Deutschland nach Dänemark

In keiner Stadt der ganzen Türkei ist es wegen der Einwohner so beschwerlich und gefährlich, einen Grundriß zu entwerfen, als zu Konstantinopel. In andern Städten kann man sich nach Landesmanier kleiden, und man wird alsdann von dem Pöbel eben nicht bemerkt. In der Hauptstadt dagegen sollen die Europäer sich europäisch kleiden; da sie alle zu Pera oder Galata wohnen, so haben sie in der Hauptstadt sehr wenige Geschäfte. Sie kommen höchstens nur in einige von den Hauptstraßen. Um einen Grundriß entwerfen zu können, mußte ich alle Quartiere der Stadt besuchen, und in abgelegenen Gegenden, wo man nicht gewohnt ist, Europäer zu sehen, wird man bisweilen von Weibern und Knaben verspottet, ja wohl gar schlimmer behandelt.* Weil ich bemerkte, daß ein Arzt sich türkisch kleidete und nur durch Hut und Perücke zu erkennen gab, daß er ein Europäer wäre, so bediente ich mich auch dieser Freiheit und endigte meine Arbeit mit dem Grundrisse, ohne dabei viel beunruhigt zu werden.

---

* Einmal kam mir eine junge Dame mit einigen Sklavinnen entgegen, die Lust hatten, mir meinen Hut abzunehmen. Ich merkte es noch beizeiten, hielt meinen Hut fest und lief davon. Hätten die Weiber die erste Absicht erreicht, so würden sie vielleicht noch mehr Gespött mit mir getrieben haben. Denn nach der Sitte der Türken soll man eine vorbeigehende Frauensperson nicht einmal scharf ansehen, viel weniger mit ihr reden oder sich gar in einen Scherz einlassen oder

Juni 1767

Von Konstantinopel kann man verschiedene Wege nach der Christenheit zurück nehmen. Am bequemsten und sichersten reiset man mit einem Schiffe nach einem französischen oder italienischen Hafen. Allein diese Reise ist bisweilen sehr langsam. Wer nicht so viel Zeit hat, kann zu Lande nach Venedig oder über Belgrad nach Wien oder durch die Bulgarei und Moldau nach Polen gehen. Diese Wege aber sind, besonders für einen Europäer, der nicht viel in den Morgenländern gereist ist, sehr beschwerlich und bisweilen auch gefährlich. Ich nahm den mir vorgeschriebenen Weg über Choczim nach Polen und hatte dabei den Vorteil, daß ich auf der Grenze nicht Quarantäne halten durfte, welches die Reisenden auf den andern Wegen sehr aufhält. Weil ich es schon gewohnt war, nach morgenländischer Manier zu reisen und darzu alle Gerätschaft hatte, so suchte ich auch die Reise durch die europäische Türkei mit Karawanen fortzusetzen. Sonst reisen einzelne Europäer, die von Konstantinopel zurückgehen, gemeiniglich mit Postpferden. Diese können sie gegen Vorzeigung eines Firmans nicht nur wohlfeiler erhalten als Mietpferde, sondern damit auch geschwinder bis auf die Grenze kommen, welche jeder sobald möglich zu erreichen sucht. Aber das schlimmste dabei ist, daß man als-

---

zanken. Zu Kahira sah ich einmal, daß ein altes Weib, die mit einem Menschen in einen Wortwechsel geriet, ihn tüchtig mit ihrem Pantoffel schlug; und als ich ihm darüber nachher zuredete, antwortete er ganz gelassen: Es war ein Weib, was sollte ich mit ihr anfangen? Ich kam noch glücklich mit einigen Scheltworten davon, die die Weiber mir lachend sagten. Ernsthafte Türken ärgerten sich über die Neugierigkeit der Weiber, die sich nicht scheuten, einen Fremden auf öffentlicher Straße anzuhalten, um seine Kleider zu besehen. Andere lachten darüber, daß ich die Flucht nehmen mußte.

dann einen Janitscharen mitnehmen muß. Dieser kostet nicht nur mehr, als wenn man auch doppelt so lange Zeit mit einer Karawane zubringt, sondern überdies ist er ein unangenehmer Reisegesellschafter. Die Janitscharen mißhandeln die armen Bauern, besonders die christlichen, so daß man überall gefürchtet wird. Reiset man dagegen in einer Karawane von Kaufleuten, so wissen die Einwohner, daß niemand etwas ohne Bezahlung von ihnen verlangen darf, und dann ist man überall willkommen.

Der Weg zwischen Konstantinopel und Adrianopel ist sehr gebahnt. Die Fuhrleute und die, welche Pferde an Reisende vermieten, rechnen von Konstantinopel bis Adrianopel vierundvierzigeinhalb Stunden.

Ich halte es für überflüssig, alle Krümmungen des Weges und die Lage der Dörfer nach dem Kompaß anzuführen. Weil die Grasung überall sehr schön war, so lagerten wir nur selten in einem Dorfe, sondern die meiste Zeit auf freiem Felde, und unsere Tagereisen waren nur kurz. Wir kamen erst am 12ten Junius nach Adrianopel. Das Land ist überall sehr fett und fruchtbar, aber der größte Teil davon liegt wüste. Ich sah hier große Pflüge, die von 6 Paar Ochsen gezogen wurden. Wenn aber das Land locker ist, so braucht man nur den Haken mit einem Paar Ochsen, wie in Asien. Eggen habe ich nirgends in den Morgenländern angetroffen. In dieser Gegend bedient man sich statt derselben einer Art von Zaun, worauf sich der Treiber stellt und wovon die Reiser hinten nachschleppen. Dies aber ist nur von wenigem Nutzen; den der Treiber muß jeden Augenblick stille halten, um den Zaun zu reinigen, und Unkraut kann er damit gar nicht aus dem Acker bringen.

Die Stadt Adrianopel, türkisch Eddrene, ehemals Orestes, liegt in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend bei der Vereinigung der Flüsse Tundsja und Maritz. Die Stadt ward 1360 von Sultan Murad erobert und nachher

wechselsweise mit Brusa die Residenz der türkischen Monarchen, bis Mohammed II. auch Konstantinopel eroberte. Noch jetzt hat der Sultan hier ein weitläuftiges Serail, dessen verschiedene Gebäude mit Blei bedeckt sind, und die großen Moscheen, welche die Sultans Murad, Mohammed, Bajasid und Selim in dieser Stadt haben bauen lassen, werden auch noch gut unterhalten. Übrigens sind diese so wie alle prächtigen Moscheen in der Türkei nach dem Modell der St. Sophie zu Konstantinopel gebaut worden. Sie haben Schulen und andere Stiftungen, und bei Sultan Bajasid ist ein Hospital für Leute, die ihren Verstand verloren haben. Ihre Einkünfte sind auch sehr groß. Selbst in der Stadt Adrianopel sind verschiedene prächtige Chans, Bäder und gewölbte Straßen mit Kaufmannsbuden, wovon die Einkünfte einer oder der andern dieser Moscheen berechnet werden.

Nur ein kleiner Teil der Stadt ist mit einer Mauer umgeben*. Diese ist noch aus den Zeiten der Griechen, wie aus einigen schlechten Inschriften an derselben erhellt. Die großen Moscheen liegen hier, wie zu Brusa, alle außerhalb der Stadtmauer, woraus man fast schließen sollte, daß Adrianopel unter der Herrschaft der Türken mehr als doppelt vergrößert worden sei.

Bisher war ich in den Morgenländern beständig mit Karawanen gereiset, eine Manier, die ich sehr bequem gefunden hatte. Man macht damit nur kleine Tagereisen, man hat daher oft Gelegenheit, selbst unterwegs astronomische Beobachtungen zu machen; zu Pferde kann man stillhalten, wenn man will, und unbemerkt nach dem Kompaß

---

* Nach den öffentlichen Nachrichten soll Adrianopel in dem letzten Kriege, als die Russen über die Donau gegangen waren, befestigt worden sein.

sehen; man findet in einer großen Gesellschaft allezeit einige, mit denen man Bekanntschaft machen kann, und weil die Karawanen aus Eingebornen bestehen, die sich nicht auf den Weg begeben, wenn sie fürchten, Räuber anzutreffen, oder wenn sie wenigstens nicht große Wahrscheinlichkeit haben, daß sie stark genug sind, um sich verteidigen zu können, so reiset man in solchen Gesellschaften ziemlich sicher.

Auf dem Wege von Adrianopel nach Ungarn und Polen aber trifft man überaus selten Reisegefährten an, und hier sind die Wege, besonders in bergigen und waldigen Gegenden, gefährlicher als in Asien. Denn anstatt daß die Araber in der Wüste und die Kapsis in Natolien gleichsam mit Armeen kommen und sich gemeiniglich damit begnügen, daß sie Leute plündern, so findet man in der europäischen Türkei Strauchräuber, die Reisende zuerst erschießen und sie dann nach Bequemlichkeit plündern. Ich fand zu Adrianopel Fuhrleute aus der Walachei, die mich versichern wollten, es wäre auf dem Wege nach der polnischen Grenze gar nichts zu fürchten, wenn man mit ihnen reiste. Sie wären überall bekannt und fürchteten sich nicht, ganz allein zu gehen, sobald sie eine Fracht bekommen könnten.

Allein dergleichen Versicherungen von gemeinen Leuten, die nur suchen, Geld zu verdienen, kann man nicht allezeit trauen. Ich hielt es für nötig, auf meiner Hut zu sein. Ich wollte lieber 8 bis 12 Tage warten, um alsdann in der Gesellschaft von verschiedenen Fuhrleuten zu gehen, die Kaufmannswaren nach Rusjük bringen sollten. Ich fand aber schon vorher eine bessere Gelegenheit. Am 14ten Junius kam ein Herr von Konstantinopel an, der als Aga von den Janitscharen nach Ozu (Oczakow) gehen sollte, aber seiner Familie wegen, die zu Rusjük war, ebenden Weg nehmen wollte, den ich mir vorgesetzt hatte. Er hatte

einen Effendi (Sekretär) und etwa 16 Bediente bei sich, die alle Janitscharen waren. Dies war die sicherste Gelegenheit, die ich nur erwarten konnte, und ich beschloß daher, in seiner Gesellschaft gleich am 15ten abzureisen.

Mein Aga war etwa 70 Jahre alt und reisete in einer türkischen, das heißt sehr schlechten Kutsche. Einen Fuhrmannswagen hatte er mit Weibern beladen. Alle seine Bedienten, die Janitscharen, waren zu Pferde und gut bewaffnet. Ich selbst nahm einen Fuhrmannswagen, der zwar keine Stühle hatte, wie unsere Postwagen, aber oben mit Segeltuch bedeckt und für mich, meinen Bedienten, meine Bagage und den Fuhrmann groß genug war. Wir reiseten an dem erwähnten Tage bis Jennidsje Koi, das erste Dorf, welches wir auf diesem Wege antrafen.

Am 16ten fuhren wir 2 Stunden bis Bujük Dewrend. Dies ist ein ziemlich großes Dorf. Reisende, die von Konstantinopel nach Rusjük gehen wollen, nehmen den Weg von Baba gerade hieher, um den Umweg über Adrianopel zu sparen. Auf der Stelle, wo diese Wege sich vereinigen, fand ich auf freiem Felde einen türkischen Landjunker mit seinem Bedienten, von dem man behaupten wollte, daß er sich hier fast täglich gewisse Stunden einfände, um Reisenden unentgeltlich dienen zu können. Seine Kutsche hatte er abspannen lassen. Er fragte mit der größten Höflichkeit, ob es auch jemandem von uns gefällig wäre, bei ihm zu essen oder zu trinken; und als einige letzteres verlangten, ließ er ihnen das Wasser in reinen Schüsseln geben, und dem Aga reichte er selbst ein Glas. Die Mohammedaner sind barmherzig und überhaupt nicht so schlimm, als man gemeiniglich glaubt. Im glücklichen Arabien traf ich einige öffentliche Herbergen an, wo Reisende umsonst bewirtet wurden; allein daß ein Herr sich auf die öffentliche Landstraße begibt, um Reisende bewirten zu können, das habe ich nirgends angetroffen als nur

hier, und man würde sich sehr irren, wenn man aus diesem Beispiele einen Schluß auf die Gastfreiheit der Türken überhaupt machen wollte.

Von hier bis an die Donau kommt man durch viele Dörfer, die bloß von Christen bewohnt sind. In denselben versteht keiner Türkisch als nur die, welche Geschäfte nach der Stadt haben, oder die, welche dafür sorgen müssen, daß reisende Türken einquartiert und bewirtet werden. Die übrigen reden nichts als Bulgarisch. Ihre Häuser sind mit Stroh bedeckt und übrigens nicht viel besser als die in Tehama. Aber je mehr man sich dem Balkan nähert und also von den großen Städten Konstantinopel und Adrianopel entfernt, desto häufiger sind die Dörfer und desto besser sind die Häuser gebaut. Der bulgarische Bauer lebt auch nicht besser als der arabische in Tehama. Sein Brot ist von Durra (kleinem Mais) und also sehr schlecht. Er hat nur den Vorzug vor den Mohammedanern, daß er Wein trinken darf, und dieser Freiheit bedienen sich die Christen in der europäischen Türkei rechtschaffen, ja, sie ist vielleicht der wichtigste Bewegungsgrund, warum die meisten Bauern dieser Gegend nicht schon längstens Mohammedaner geworden sind; denn um die Religion scheinen sie sich nicht viel zu bekümmern.

Nicht nur die Bulgaren, sondern überhaupt alle Christen von Konstantinopel an bis Polen tragen Mützen von Schaffellen. Der Bauer trägt hier, so wie in Natolien, anstatt der Schuhe nur Sohlen von unbereitetem Leder und ein grobes Tuch anstatt der Strümpfe. Letzteres wird mit langen Schnüren, die an der Sohle befestigt sind, um den Fuß und das Bein gebunden. Diese Art Schuhe scheinen den europäischen Malern Anlaß gegeben zu haben, allen Heiligen ähnliche Sohlen mit langen Riemen zu geben. Der gemeine Mann in dem mehr warmen gelobten Lande und in Arabien trägt andere Schuhe. Die Weiber der Bul-

garen tragen keine Beinkleider wie die Mohammedanerinnen und bedecken ihr Angesicht auch nicht auf der Straße. Die Hemden sowohl der Männer als der Weiber haben mit Wollengarn ausgenähete Zierate von allerhand Farben. Diesseits des Balkan tragen die Weiber über dem Hemde nur ein Kleid ohne Ärmel, gemeiniglich von einem schwarzen Zeuge. Auch in diesem ist in der Höhe der Knie ein breiter Streif mit Wollengarn von verschiedenen Farben genäht, und von den Schultern bis weit unter ihren breiten Gürtel hängen zwei schmale Streifen herab, wie ein Gängelband der Kinder in Europa. Die Bauernweiber haben gemeiniglich über jedem Ohr 20 bis 30 Para (eine türkische Scheidemünze) herunterhangen. Andere tragen davon einige Reihen um den Hals, und die, welche mehr vorstellen wollen, tragen gleichsam einen Schild von kleinen silbernen Münzen auf der Brust.

Wir hatten auf der ganzen Reise von Adrianopel bis Rusjük täglich etwas Regen, wodurch die Wege zwischen den Büschen und in morastigen Gegenden sehr schlecht wurden. Vornehmlich heute regnete es sehr stark. Davon sammelte sich das Wasser in dieser Ebene so sehr, daß wir am 19ten einen weiten Umweg nehmen mußten, und auch dieser war überaus schlecht.

Am 20sten reisten wir über den schlimmsten Teil des berühmten Balkan, wovon man den Reisenden gemeiniglich eine fürchterliche Beschreibung macht. Ich fand ihn in Vergleichung mit andern Bergen weder hoch noch gefährlich. Ich war hier zwar in Gefahr, mein Leben zu verlieren, aber durch meine eigene Unachtsamkeit. Ich setzte mich nämlich zum Fuhrmann, um selbst mit auf die Pferde Achtung haben zu können, fiel aber bei einem heftigen Stoß bergunter von meinem Sitz. Zu meinem Glücke verfehlte ich die Deichsel nicht und sprang auf ein Pferd, da ich sonst gewiß überfahren sein würde. Zu Pferde

würde man hier nichts zu fürchten haben. Weil aber der Weg nicht ausgebessert wird, so ist er für Wagen freilich ziemlich beschwerlich. Derjenige, worauf die Weiber des Aga waren, warf einmal um, und hernach ward nicht nur dieser Wagen, sondern auch die Kutsche beschädigt.

Die Bedienten des Aga waren in den ersten Tagen nach unserer Abreise sehr eifrig im Dienste ihres Herrn. Wenn wir in der Ferne nur einen Bauer sahen, so fürchteten sie schon, daß es ein Räuber wäre und daß deren noch eine große Anzahl irgendwo in den Büschen läge. Gleich jagten ein paar Janitscharen auf den vermeinten Räuber los, und jeder war bereit, das Leben seines Herrn mit dem Verlust seines eigenen zu erkaufen. Indes gesellten sich zwischen Komaro und Dobral zwei Leute zu uns, die niemand von der Gesellschaft kannte und die, als sie gefragt wurden, wohin sie wollten, ohne Umstände antworteten, sie reisten in ihren Geschäften. In Asien läßt man dergleichen einzelne Reisende der Karawane gar nicht nahe kommen. Man ruft ihnen zu, sie sollen sich entfernen, oder man würde sie abzuhalten wissen. Ungeachtet die Janitscharen fürchteten, diese Leute möchten von einer Räuberbande abgesandt sein, so unterstanden sie sich doch nicht, selbige zurückzuweisen. Zu Dobral hörte der Aga, man hätte neulich sechs Leute erwischt, die in den Wäldern auf dem Balkan viele Räubereien und grausame Mordtaten begangen hätten. Dies verursachte eine große Furcht bei den Türken. Man findet auf dem Balkan zwar hin und wieder eine Wache, allein der Aga glaubte, sich darauf und auf seine Bediente nicht verlassen zu können, und nahm außer den Bauern, die bei schlimmen Stellen seine Kutsche halten sollten, auch vier mit, die bewaffnet waren und voraus in die Büsche gehen mußten, um zu untersuchen, ob auch irgendwo Räuber verborgen lägen.

Am 21sten Junius brachten wir etwa noch zwei Stunden zu, um von dem Balkan ganz herunterzukommen. Wir fanden noch Waldungen und an zwei Stellen eine türkische Wache. Übrigens war der Weg nicht sehr schlecht; denn da, wo es am steilsten bergunter geht, hatte der Sultan ihn erst neulich pflastern lassen. Die Entfernung des Dorfes Tschalikova von Eski Stambul ist in gerader Linie etwa viereinviertel Stunden, und von hier brauchten wir noch 3 Stunden bis Boglar, wo wir die folgenden Nacht blieben.

Eski Stambul liegt auf einer Anhöhe an der Nordseite eines Flusses Kamsche, der sich nachher mit dem vorher erwähnten Flusse gleichen Namens vereinigt und ins Schwarze Meer fällt. Der Ort ist weitläuftig, aber voll von Gärten. Die Anzahl der Häuser, die von Christen bewohnt werden, rechnet man ungefähr auf 120 und die der Mohammedaner etwa auf 100. An der Südseite des Fleckens steht noch ein Stück von einer alten Stadtmauer. Dies und der türkische Name Eski Stambul (Alt-Konstantinopel) brachte mich auf die Vermutung, daß dieser Ort die Residenz der ehemaligen Könige von Bulgarien sei. Um mich darnach genauer zu erkundigen, wollte ich den hiesigen christlichen Geistlichen besuchen; er war aber nicht zu Hause oder ließ sich verleugnen; denn da es gleich bekannt worden war, daß ich mit einem türkischen Aga angekommen wäre, so fürchtete er vielleicht, daß wir uns bei ihm einquartieren und eine Forderung an die Kirche machen wollten.

Am 23sten Junius reisten wir bis Tschernovada, wo viele Bulgaren, Walachen und Griechen wohnen. Tschernovada ist ein schöner Flecken mit einem großen Chan. Weil meine Reisegefährten Wohnung bei den Bauern suchten, so konnte ich hier, so wie in andern Dörfern, nicht wohl ganz allein in einem großen öffentlichen Chan schlafen und ging deswegen nach einer Weinschenke, wo ich aber

des Nachts wenig Ruhe hatte. Denn daselbst versammelten sich sowohl Mohammedaner als Christen, selbst Janitscharen von meinen Reisegefährten; und einige wurden so betrunken, daß sie sich nach ihrem Quartier tragen lassen mußten. Der Wein ist in dieser ganzen Gegend sehr wohlfeil, aber schlecht. Es ist an diesem Wege ebenso selten, ein Dorf ohne Weinschenke als an einer Poststraße in Deutschland ein Dorf ohne Bierschenke anzutreffen, und nicht nur erwachsene Christen trinken rechtschaffen, sondern auch schon ihre Kinder, die noch kaum gehen können.

Wenn ich dem Aga oder nur seinem Effendi ein Geschenk hätte machen wollen, so würde auch ich auf dieser Reise auf Kosten der christlichen Bauern haben leben können. Ich hielt es aber für besser, mit den Türken nicht einmal in einem Hause zu wohnen und alles zu bezahlen, was ich verzehrte. Überhaupt bekümmerte ich mich um diese meine Reisegefährten fast gar nicht. Dies konnte desto füglicher ohne Beleidigung geschehen, weil keiner von ihnen Arabisch oder irgendeine europäische Sprache, ich aber nicht viel Türkisch verstand und also vermittelst eines Dolmetschers mit ihnen reden mußte. Nur bei dem Antritt und am Ende unserer gemeinschaftlichen Reise machte ich dem alten Aga meine Aufwartung, und nur ein paar Mal ließ er mich im Vorbeigehen rufen, da ich dann allezeit nach morgenländischer Gewohnheit mit Kaffee bewirtet ward. Als er hörte, daß ich nach Polen wollte, erzählte er mir mit der größten Ernsthaftigkeit, es wäre daselbst jetzt sehr gefährlich zu reisen; die Kaiserin von Rußland hätte von dem Könige (Kral) von Polen verlangt, daß er ihre Tochter heiraten sollte, und weil er dies Anerbieten ausgeschlagen, so hätte sie eine Armee nach Polen gesandt, die daselbst alles verwüstete. Solche Histörchen erzählte ein Aga, der als Kommandant nach einer Grenzfestung

ging. Die wenigen Türken, welche zu Konstantinopel Anteil an der Regierung haben, sind von dem, was in den benachbarten christlichen Ländern vorgeht, zwar besser unterrichtet; aber auch nur deswegen, weil sie alles von den Dolmetschern der europäischen Gesandten erfahren und gleichsam anhören müssen. Die türkische Regierung fürchtete schon zu meiner Zeit die Russen. Der gemeine Haufe aber hatte sehr schlechte Gedanken von einem Reiche, das, wie sie verächtlich sagen, von einem Weibe regiert wird. Seit der Zeit haben die Türken den großen Geist und die Macht der Kaiserin von Rußland besser kennengelernt.

Am 24sten hatten wir nur noch zwei Stunden bis Rusjük. Diese Stadt hat ein kleines Kastell an dem Ufer der Donau. Übrigens ist sie ganz offen und sehr weitläuftig gebaut; denn man rechnet die Anzahl ihrer Häuser auf 2200, und zwischen diesen liegen viele Gärten. Sie treibt auch einen ziemlich starken Handel und hat ein Zollhaus. Von dem Arsenal und den Galeeren, die die Türken hier ehemals in Kriegszeiten gehabt haben, konnte ich keine Nachricht erhalten. Vielleicht hatten sie dies alles vernachlässigt, da sie schon seit vielen Jahren mit den christlichen Mächten in Frieden lebten.

Die Einwohner dieser Stadt sind teils Türken, teils Bulgaren, teils Walachen. Letztere beiden Nationen bekennen sich, wie bekannt, zu der griechischen Religion.

Es ist hier gemeiniglich auch ein römisch-katholischer Geistlicher, der den Titel Bischof von Nicopolis führt. Als ich mich aber nach ihm erkundigte, um ihm meine Aufwartung machen zu können, hörte ich, der letzte Bischof wäre bei einem Armener in Verdacht gekommen, als wenn er nicht abgeneigt wäre, seiner jungen Frau, die vier Jahre in einer unfruchtbaren Ehe gelebt hatte und nicht länger ein unfruchtbarer Baum genannt werden wollte,

einen Erben zu verschaffen; der eifersüchtige Mann hätte ihn deswegen zum Hause hinausgeprügelt; und als er hier nun ein Gespött der Christen geworden war, ohne von der türkischen Obrigkeit Gerechtigkeit erwarten zu können, so wäre er wieder nach Hause gereist.

Am 25sten ging ich über die Donau nach Ägrü. Die Schiffe auf diesem Flusse sind zwar nicht groß, aber bei einem guten Winde bequem genug. Sie sind im Verhältnis ihrer Länge nur schmal. Das Verdeck hat ein schräges Dach, und auf demselben ist in der Mitte eine kleine Kammer mit einem runden Dache, in welcher man von den Matrosen ungestört sitzen und herumsehen kann. Bei einigen ist alles hübsch angemalt. Bei etwas widrigen Winden aber reist man damit wohl nur sehr langsam. Denn die erwähnte Kammer muß alsdann sehr hinderlich sein, und wegen des schrägen Daches haben die Matrosen auch nur wenig Platz zum Arbeiten. Überdies ist das Ruder sehr unbequem. Es ist fast halb so lang als das Schiff selbst und liegt nur auf einem Zapfen, so daß es bei einem Sturme ganz unbrauchbar zu sein scheint. Ich meine, dergleichen Ruder auch auf kleinen Fahrzeugen in Asien gesehen zu haben. Ich mietete ein solches Schiff, das Steinsalz gebracht hatte, welches in der Gegend von Bukarest gegraben worden war. Ich ließ es mir gefallen, so lange zu warten, bis das Salz erst ausgeladen war. Aber nachher waren die Matrosen nicht zu finden, und als diese endlich ganz betrunken zurückkamen, konnten wir wegen des starken Windes und Regens nicht abgehen. Dieses Aufenthalts wegen kamen wir erst mit Sonnenuntergang nach Ägrü.

Am 27sten Junius reiste ich ganz allein mit meinem Bedienten und dem Fuhrmann von Ägrü 8 Stunden bis Kopatschin. Erst anderthalb Stunden von der Donau kam ich auf die Grenze des Hospodaren von der Walachei. Gleich

hier trifft man hölzerne Kreuze am Wege an, und nachher sieht man deren sehr viele, vornehmlich bei allen öffentlichen Brunnen, die teils zur Bequemlichkeit der Reisenden, teils zum Nutzen der Einwohner gegraben sind. Auch findet man Kreuze bei den Brücken über Moräste und Flüsse. Kopatschin ist ein großes, aber schlecht gebautes Dorf an dem Flusse Arges. Hier trifft man Zollbediente von Bukarest an, die alle Kasten und Säcke, welche ein Reisender bei sich hat, aufschreiben und ihm einen Zettel geben, den er auf dem Zollhause zu Bukarest abliefern muß; eine Anstalt der hiesigen christlichen Regierung, welche die Mohammedaner noch nicht zu kennen scheinen.

Bukarest ist die Residenz des Statthalters, Woda (Woiwoden), Hospodar, Beg oder sogenannten Fürsten von der Walachei. Die Stadt liegt an der Ostseite des Flusses Dumbowitz in einer niedrigen Gegend, aber zwischen so vielen Gärten, daß man wegen der vielen Bäume auf einer Anhöhe in der Nähe wenig mehr davon sieht als die Glokkentürme und Kirchen. Von der Anzahl ihrer Häuser konnte man mir nichts mit Gewißheit sagen. Man meinte, es wären hier über 200 Kirchen. Wenn aber diese Anzahl nicht viel zu groß angegeben ist, so müssen darunter viele kleine Gebäude oder Kapellen sein. Unterdes sind einige Kirchen groß und ganz hübsch. Die Chans, welche ich hier gesehen habe, sind nicht nach dem Modell der türkischen gebaut. Sie haben einen großen und freien Platz, der mit einer hohen Mauer umgeben ist, und die Wohnungen der Reisenden sind alle an der Erde. Das, was einen aus den südlichen Ländern kommenden Reisenden in dieser Stadt am meisten befremdet, ist der große Überfluß an Holz; denn hier sind nicht nur die meisten Häuser mit Brettern gedeckt, sondern auch gar die Straßen sind damit belegt. Die Luft zu Bukarest ist sehr ungesund; ja, man sagte, daß die Pest hier schon seit einigen Jahren beständig

gewütet hätte und daß besonders jetzt sehr viele Leute an dieser Krankheit stürben. Dies machte mich vorsichtig, nicht viel auszugehen und auch eher wieder abzureisen, als ich sonst wohl getan haben würde. Eigentlich aber war es wohl nicht die Pest, worüber man sich beklagte, sondern faule Fieber, und daran waren die Einwohner vermutlich selbst schuld. Man ist hier nicht genug darauf bedacht, dem unreinen Wasser Abzug zu verschaffen; an einigen Stellen steht es so hoch unter den Brücken, womit die Straßen belegt sind, daß es zwischen den Brettern hervorquillt, wenn man darauf fährt. Dies verursacht, besonders im Sommer, einen sehr schlimmen Geruch und vermutlich auch die ansteckenden Krankheiten. In den benachbarten Städten und Dörfern hörte man jetzt nichts von der Pest.

Der Woiwode von der Walachei bekennt sich noch allezeit zu der griechischen Religion und ist in seiner Provinz ebenso angesehen als ein türkischer Beg oder Pascha in einer andern. Bei seiner Erhebung werden ihm, selbst zu Konstantinopel, oft mehr Ehrenbezeugungen erwiesen als einem Pascha von drei Roßschweifen, aber alles für bare Bezahlung. Sobald der Sultan ihn zum Woiwoden oder, wie diese Herren sich selbst nennen, zum Fürsten ernannt hat, so erhält er öffentlich Audienz bei dem Wesir, der ihn mit einem Kaftan (Ehrenkleide) bekleiden und auf einem prächtigen Pferde von vielen türkischen Bedienten nach der Patriarchalkirche begleiten läßt, um sich gleichsam krönen zu lassen. Nach geendigter Zeremonie begleitet das ganze türkische Gefolge ihn auch nach Hause. An einem andern Tage schickt der Wesir ihm durch einen vornehmen Offizier mit vielen Bedienten den Roßschweif (Togh) als das Zeichen eines Begs. Kurz vor seiner Abreise bekommt er Audienz bei dem Sultan, der ihn abermals durch viele Bediente und gar mit türkischer Feldmusik

nach der Patriarchalkirche und seinem Hause begleiten läßt. Wenn der neue Fürst endlich nach seinem Gouvernement abreist, so hält er einen gar prächtigen Auszug aus Konstantinopel, ja er wird bis zu seiner Residenz von vielen türkischen Bedienten begleitet.

Sobald er nur die Regierung angetreten hat, so herrscht er über alle seine Untertanen, die Christen und Juden sind, mit ebender Macht als ein türkischer Beg in seiner Provinz. Seine Armee ist zwar nur klein, aber doch groß genug, um die innere Ruhe zu erhalten und die Schatzungen einzutreiben. Glaubt er, Freunde bei Hofe zu haben, so fürchtet er sich nicht, außerordentliche Schatzungen von seinen Untertanen zu verlangen, ja große und reiche Leute, die alle, so wie er selbst, Christen sind, hinrichten zu lassen. Er ist mit lauter Edelleuten (Bojaren) umgeben, ja er erhebt Familien in den Adelstand oder eigentlicher, er gibt bürgerlichen Personen große Bedienungen, wodurch dann sie und ihre Nachkommen, wenn sie reich sind, in diesem Lande als adlig angesehen werden.

Bei allem dem ist ein solcher Woiwode keinen Tag sicher, daß er nicht von seiner Hoheit abgesetzt und genötigt werde, wieder eine Privatperson zu werden. Unter seinen Untertanen finden sich allezeit abgesetzte oder mißvergnügte Bojaren, die gern einen andern Fürsten haben möchten, in der Hoffnung, bei demselben eine einträglichere Bedienung oder mehr Ansehen zu erhalten. Diese berichten ihren Freunden zu Konstantinopel alles, wo er besser hätte handeln sollen. Ein anderer, der das Gouvernement gern haben möchte, unterrichtet davon gleich den Wesir. Der Woiwode hat zwar seinen Agenten zu Konstantinopel, allein auf den kann er sich nicht allezeit verlassen, und bisweilen wird die Sache so heimlich getrieben, daß nicht einmal der Agent etwas davon erfährt, bis sein Herr schon abgesetzt ist.

Daß ein abgesetzer Woiwode in seiner Provinz einen Aufstand erregen werde, haben die Türken gar nicht zu fürchten. Er muß nicht nur seine Bestallung in der Kanzlei sehr teuer bezahlen, sondern auch, noch ehe er selbige erhält, überaus große Geschenke an den Wesir und an andere Personen bei Hofe geben. Gemeiniglich hat der neue Fürst kein Geld. Er muß also alles zu 25, ja wohl zu 40 Prozent borgen. Er muß auch nachher, außer den bestimmten Abgaben an den Sultan, jährlich noch viele Geschenke nach Konstantinopel senden, um die Freundschaft der Großen zu erhalten und zu verhindern, daß nicht ein Freigebigerer ihn vertreiben möge. Alles dies erschöpft ihn und seine Untertanen zu sehr, als daß er darauf denken könnte, sich dem Befehl des Sultans zu widersetzen. Überdies hat er keine Festungen, wenigstens habe ich zu Bukarest weder Stadtmauer noch Kastell gesehen. Sobald ihm also angedeutet wird, daß ein anderer an seiner Stelle ernannt worden sei, so ist für ihn kein anderer Rat, als gerade nach Konstantinopel zu reisen, und wenn er nicht gar das Leben verliert, wieder als eine Privatperson zu leben, bis er durch Geld aufs neue Gelegenheit findet, die Gunst des Wesirs zu erlangen und wieder Woiwode zu werden.

Keine Bedienung der Griechen zu Konstantinopel ist sicherer und einträglicher als die der Kapu Kiahja. Diese sind die Agenten der Woiwoden und sollen bei Hofe das Beste ihrer Herren wahrnehmen. Sie müssen alles zu erfahren suchen, und wenn ein anderer darnach trachtet, Woiwode zu werden, dies verhindern. Sie werden dafür gut von ihren Herren bezahlt, und da alle Geschenke, die letztere heimlich oder öffentlich an die Türken geben müssen, durch ihre Hände gehen, so ist auch dabei viel zu verdienen. Hat der Kapu Kiahja viel Verstand und kein gutes Herz, so kann er seinen Herrn in beständiger Furcht, abgesetzt zu werden, unterhalten, ihm viele Nachrichten von

neuen Kandidaten geben, deren Absicht er bei den Türken durch Geschenke hintertrieben hat, und einen großen Teil des Geldes für sich behalten. Der Woiwode darf ihn nicht zur Rede stellen aus Furcht, daß er nicht einem andern, der verspricht ihn wieder zu seinem Agenten zu bestellen, behilflich sei; ja, man hat Beispiele, daß ein ehrgeiziger Agent gesucht habe, selbst Woiwode zu werden.

Außer einigen Mohammedanern, Armenern, Katholiken und Juden, die in den Städten wohnen, bekennen sich die übrigen Untertanen des Woiwoden alle zur griechischen Kirche. Diese und die Moldauer haben, ob sie gleich schon so viele Jahre unter dem türkischen Joche leben, noch eine so völlige Religionsfreiheit, daß man ihnen noch bis jetzt den Gebrauch der Glocken auf den Kirchtürmen erlaubt, da man, wie man mich versichert hat, dergleichen in dem ganzen türkischen Reiche sonst nirgends findet als nur auf dem Berge Athos und bei einer Kirche auf dem Berge Libanon. Sie bezahlen keinen Charadsch. Anstatt daß sie in den Provinzen, die von Paschas regiert werden, gewisse Farben, vornehmlich hellgrün, nicht tragen dürfen, so kann sich hier ein jeder kleiden, wie es ihm gefällt. Auch können sie sich hier betrinken, wenn sie wollen, ohne etwas von den Mohammedanern befürchten zu dürfen. Bei aller dieser Freiheit scheinen die hiesigen Einwohner doch mehr bezahlen zu müssen und unglücklicher zu sein als selbst die Christen in den Provinzen, die von Paschas regiert werden, weswegen sich dann auch viele zu den Türken und Tataren begeben haben, um nicht von ihren eigenen Glaubensgenossen tyrannisiert zu werden.

Über nichts wunderte ich mich mehr, als daß die Türken, welche schon so viele Jahre Herren von der Walachei gewesen sind, bis jetzt noch nicht einmal ein eignes Gebethaus zu Bukarest haben, da sie doch in den eroberten Städten von Ungarn und Polen gleich Moscheen gebaut haben.

Aber die Fürsten von der Walachei und der Moldau unterwarfen sich freiwillig gegen einen gewissen jährlichen Tribut und erhielten dagegen das Versprechen, daß in ihren Provinzen keine Moschee gebaut werden sollte. Sie empörten sich nachher gegen den Sultan und wurden nun mit Gewalt wieder unterwürfig gemacht. Der jährliche Tribut ward um etwas, aber doch nicht übermäßig erhöhet, und man schickte ihnen noch immerhin einen christlichen Woiwoden; man bestrafte nur den Rebellen und seine Anhänger. Nun meldeten sich immer neue Christen, die Fürsten werden wollten. Niemand hatte Hoffnung, zu dieser Würde zu gelangen, wenn er außer dem festgesetzten, jährlichen Tribut nicht mehr an Geschenken geben wollte als sein Vorgänger, und dadurch sind dann diese schönen Provinzen äußerst verarmt und von Einwohnern entblößt worden. Aber Moscheen hat man ihnen nicht aufgedrungen; ein Beweis, daß die Türken keinen so großen Bekehrungsgeist haben, als man in der Christenheit zu glauben pflegt. Selbst zu Bukarest, wo doch viele Mohammedaner wohnen, versammeln sie sich an ihren Festtagen in dem Hause ihres Oberhaupts, der gemeiniglich ein Janitschar ist, und mit solchen Privatversammlungen begnügen sie sich auch in andern Städten.

Es ist für einen Reisenden sehr unbequem, wenn er durch Länder reisen muß, wo er die Landessprache nicht versteht. Sie alle zu lernen, dazu hat er nicht Zeit, und wenn er selbst nicht mit den Eingebornen sprechen kann, so verliert er sehr viel. Aber auch nicht alle Sprachen, die man in dem weitläuftigen türkischen Reiche antrifft, sind einem Reisenden gleich notwendig. In der Walachei und der Moldau zum Beispiel redet man eine Sprache, die man nirgends versteht als in diesen beiden Provinzen und in einem Teil von Siebenbürgen. Man nennt sie Romanest. Sie ist in dem alten Dacien von den Römern eingeführt

worden, und der Grund davon ist Latein. Aber sie ist mit dacischen und andern fremden Wörtern so sehr vermischt, daß sie, wie das Portugiesische, das Spanische, das Französische, das Provenzalische usf., zu einer besondern Sprache geworden ist. Überdies ist diese Sprache nicht einmal in allen Ämtern der kleinen Provinzen Walachei und Moldau einerlei, sondern auf der Grenze von Polen ist sie mit polnischen und an der Donau mit tatarischen, türkischen, bulgarischen und griechischen Wörtern vermischt. Eine solche Sprache würde einem Reisenden nicht viel nützen.

Wenn es einen aus Asien kommenden Europäer freut, zu Bukarest wieder viele Glocken zu hören, so befremdet es ihn auch, in dieser Stadt auf einmal wieder viele schöne Kutschen und in denselben prächtig gekleidete Frauenzimmer mit bloßem Angesichte zu sehen, anstatt daß die Mohammedanerinnen nicht anders als mit bedecktem Kopf und Angesichte und in einem schlechten Kleide, das alle ihre Kostbarkeiten bedeckt, entweder in einer schlechten Kutsche mit Gittern oder zu Fuß oder (in einigen Städten) auf Eseln auf der Straße erscheinen. Nur die Kleidung ist hier morgenländisch. Doch sah ich einige wenige Walachen mit einem europäischen Hut, vermutlich weil sie den im Sommer bequemer fanden als ihre gewöhnliche, mit Baumwolle ausgestopfte Mütze von Lämmerfell; ingleichen sah ich verschiedene sowohl Christen als gemeine Mohammedaner, die europäische Schuhe mit Schnallen trugen. Daß die Morgenländer ihren Kopf nicht entblößen, wenn sie jemanden grüßen, ist bekannt. Bei den Walachen aber sieht man schon oft, daß einer seine Mütze abnimmt, und bei den Moldauern noch öfter. Man merkt also auch an diesem und andern Gebräuchen, daß man sich der Grenze der Türkei nähert.

Julius 1767

Weil man zu Bukarest soviel Geschrei von der Pest machte und ich selbst viele Leichen auf der Straße vorbeitragen sah, so hielt ich es für ratsam, mich in dieser Stadt nicht lange aufzuhalten. Von Karawanen hört man hier gar nicht, sondern jeder reist, wenn er Zeit und Gelegenheit hat. Ich verließ Bukarest am 1ten Julius ganz allein mit meinem Bedienten und ebendem Fuhrmann, mit dem ich von Adrianopel gekommen war. Nach und nach aber holte ich verschiedene Kaufleute ein, die auf einen Jahrmarkt nach Bozu wollten und wovon auch jeder für sich abgereist war, weil der Weg ganz sicher ist. Am ersten Tage fuhren wir 6 Stunden bis Struest, ein Dorf am Flusse Jalomicz.

Hier sah ich zum erstenmal auf meiner ganzen Reise, daß sich ein morgenländischer Christ einem Mohammedaner rechtschaffen widersetzte. Wie unruhig auch die Nacht war, so war sie mir doch angenehm. Vier türkische Kaufleute zu Pferde kehrten nach mir bei ebendem Bauer ein, wohin mein Fuhrmann mich gebracht hatte. Weil sie kein Küchengerät bei sich hatten, so verlangten sie etwas zu essen, aber alles mit Höflichkeit und gegen bare Bezahlung. Gegen Abend gab der Bauer ihnen zu verstehen, daß sie, als Mohammedaner, seiner Frau und Tochter wegen nicht in seiner Hütte schlafen könnten; er wies ihnen deswegen einen nur oben bedeckten Platz vor derselben an, ein bei schlimmem Wetter sehr schlechtes Lager. Indes mußten sie sich damit begnügen. Mir hatte noch kein christlicher Bauer in Bulgarien und der Walachei dergleichen zugemutet; sondern wenn sonst kein Platz im Hause war, so schlief ich mit dem Bauer und seiner Frau in einem Zimmer, und diese Ehre hatte ich auch zu Struest. Ein anderer Türk, der von Choczim gekommen war, setzte sich

zu den Bauern, die sich des Abends bei uns versammelten, und soff rechtschaffen. Der Wirt aber gab ihm nichts, bevor er es bezahlt hatte. Als wir uns schlafen legen wollten und man ihm sagte, er sollte sich zu seinen Glaubensgenossen begeben, verlangte er Bettkleider, und da man ihm nichts geben wollte, fing er an zu schimpfen. Er wollte gar schlagen, allein der Bauer blieb ihm nichts schuldig und brachte ihn endlich durch Drohungen mit einem Stock zum Stillschweigen. Um Mitternacht kam das ganze Haus wieder in Bewegung. Der erwähnte, vom Wein erhitzte Türk, welcher nicht gewohnt war, die Weiber in Gesellschaft von Mannspersonen und ohne Beinkleider zu sehen, war bei dem Anblick der bloßen Beine der Bauersfrau und ihrer Tochter nicht gleichgültig geblieben. Um letztere, ein Mädchen von ungefähr 11 Jahren, aufzusuchen, hatte er sich wieder ins Haus geschlichen. Allein er stolperte über den Wirt, der nahe bei der Tür lag, und als dieser ihn beschuldigte, er hätte stehlen wollen, bekannte er sein Gewerbe aufrichtig, worüber er dann von allen ausgelacht ward.

In den ersten paar Tagereisen diesseits Bukarest findet man das Land viel besser bebaut als zwischen der Stadt und der Donau. Man sieht hin und wieder Dörfer mit schönen Kirchen. Auch Wohnhäuser der Bojaren, die nach europäischer Manier zwar nicht prächtig sind, aber doch unter den schlechten Hütten der Bauern und Zigeuner ein hübsches Ansehen haben.

Am 5ten kam ich nur 3 Stunden weiter bis Focszan, einer ziemlich großen Stadt, unter der Polhöhe 45° 41′ 22″. Man zählt hier sieben große und eine Menge kleiner Kirchen. Sie liegt an beiden Seiten eines kleinen Flusses, der die Grenze zwischen der Walachei und der Moldau ausmacht. Man findet daher an jeder Seite einen Statthalter und Zollbediente, die das Interesse ihrer verschiedenen

Fürsten wahrnehmen. Man hatte mir zu Bukarest gesagt, ich sollte einen Paß von dem dasigen Woiwoden und einen Zettel von dem Zollhause mitnehmen, wenn ich auf der Grenze keine Verdrießlichkeit haben wollte. Ich hatte mich also mit beidem versehen, und beides war notwendig. Schon zu Revnik verlangte man, daß ich meinen Paß vorzeigen sollte, und als ich zuerst den Firman hervorzog, war man damit nicht zufrieden. Es konnte ihn auch niemand lesen. Zu Focszan fragte man gleichfalls nur nach einem Paß vom Woiwoden. Darauf brachte mich ein Bedienter an die andere Seite des Flusses zu dem Starosten des Woiwoden von der Moldau, der mir einen neuen Paß geben sollte. Dieser aber ließ mir sagen, er hätte gestern Befehl erhalten, alle Reisenden, die von Bukarest, wo die Pest so grausam wütete, kämen und nach der Moldau wollten, sieben Tage aufzuhalten.

Ein solcher Befehl von einem christlichen Beg befremdete mich gar sehr, der ich von Basra an bis hieher gereist war, ohne von einem Pascha angehalten zu werden, ja fast ohne daß man einen Paß von mir verlangt hatte. Ich versicherte, die Pest zu Bukarest wäre von keiner Bedeutung; überdies hätte ich mich daselbst nicht aufgehalten, ich wäre ein Sekretär des Königl. Dänischen Gesandten zu Konstantinopel und müßte eilen, um nach Dänemark zu kommen. Allein die Bedienten beriefen sich auf den Befehl ihres Fürsten und erinnerten mich daran, daß die Reisenden, welche von der Walachei nach Siebenbürgen wollten, auch auf der Grenze Quarantäne halten müßten. Freilich waren die Nachrichten von der Pest zu Bukarest in Siebenbürgen so fürchterlich, daß alle Reisenden daselbst auf der Grenze 40 Tage aufgehalten wurden. Dies war die Ursache, warum ich nicht den Weg über Siebenbürgen nach Polen nahm; denn als ich merkte, daß die Walachen auf Reisende aufmerksamer waren als die Türken und Araber, so fürch-

tete ich nicht wenig, wegen einer unschuldigen Frage von unwissenden Leuten angehalten und wieder nach Konstantinopel zurückgesandt zu werden.

Ich eilte deswegen, über die Grenze zu kommen. Weil aber diese Leute ihren Fürsten mit dem römischen Kaiser vergleichen wollten, so fragte ich, ob hier denn auch ein Lazarett wäre, wo Reisende während der Quarantäne sicher wohnen könnten, wie auf der Grenze von Siebenbürgen und zu Semlin. Als sie dergleichen nicht hatten, sondern mich wieder nach einem Wirtshause an der andern Seite des Flusses zurückwiesen, stellte ich ihnen die Gefahr vor, daß ich daselbst von andern Reisenden angesteckt werden könnte. Ich berief mich auf meinen Firman und verlangte, selbst mit dem Starosten zu sprechen. Letzteres ward abgeschlagen. Indes ward der Aufenthalt von sieben Tagen auf drei Tage heruntergesetzt; und als ich damit noch nicht zufrieden sein wollte, wurden die Bedienten grob, und ich mußte nach der andern Seite des Flusses zurück. Den folgenden Tag ging ich wieder nach dem Hause des Starosten. Nun erzählte ich den Bedienten ganz kaltblütig, ich hätte Befehl, mit meiner Reise zu eilen; ich müßte es also dem Gesandten meines Königs melden, daß ich hier aufgehalten würde; dieser hätte mir den Firman von dem Wesir verschafft und würde es also ihm sagen, wie wenig ein Befehl des Sultans in der Moldau geachtet würde.

Ich hatte abermal nicht die Ehre, den Starosten selbst zu sehen. Er ließ mich aber wissen, der Tag, an dem ich angekommen wäre, und der, an welchem ich wieder abreisen würde, sollten mit zu den dreien Tagen gerechnet werden; ich könnte also morgen früh den Paß erhalten und weiterreisen. Die Einwohner versicherten mich, sie erinnerten sich nicht, daß jemals ein Reisender wegen der Pest in der Walachei wäre aufgehalten worden. Man hatte also in der

Moldau jetzt gar fürchterliche Nachrichten von der Pest zu Bukarest, oder der Starost hatte eine andere Ursache, warum er mich nicht gleich weiterreisen lassen wollte.

Zwischen Revnik und Focszan war ich dem walachischen Starosten in einer europäischen Chaise und in einer Begleitung von ungefähr 20 Bedienten begegnet, worunter sich ein Pauker, einer mit einem türkischen Hautbois und zwei Trompeter befanden. Alle waren zu Pferde. Am 6ten gegen Abend, als dieser Herr wieder zurückkam, ritten ihm noch 14 andere Bediente entgegen. Bei seinem Einzuge ließen sich bald die Trompeten, bald die Pauken und bald das Hautbois oder die Schalmei hören. Ein prächtiger Aufzug für einen morgenländischen Christen, der, wenn er nach Konstantinopel kommt, zu Fuß gehen und es ganz geduldig anhören muß, wenn die Türken ihn Dsjaur nennen.

Am 7ten blieb ich des Nachts in einem kleinen Dorfe Stovergi, etwa vier Stunden von Focszan. Am 8ten reiste ich etwa 9 Stunden bald durch kleine Waldungen, bald über schöne Ebenen bis Burlad und sah auf diesem ganzen Wege nur ein kleines Dorf. Man hatte mich immer versichert, man hätte in diesen Gegenden gar nichts von Räubern zu fürchten. Ich reiste daher schon seit einigen Tagen ganz allein. Heute aber sah ich einen Beweis, daß ein Fremder auch hier wohl tut, wenn er sich nicht ohne Not allein auf den Weg begibt. Zwischen Stovergi und Schipan waren seit 14 Tagen zwei Türken erschossen worden, und ein ungarischer Kaufmann, der vor zwei Tagen ebendies Schicksal gehabt hatte, lag noch auf einem Wagen. Ich fand also, daß der Starost zu Focszan, auf den ich so ungehalten gewesen war, mir dadurch, daß er mich anderthalb Tage aufgehalten, einen großen Dienst erzeigt, und dankte Gott, der mich aus dieser wie aus mancher andern Lebensgefahr auf meiner Reise errettet hatte. Hätte

der Starost mir nach meinem Verlangen gleich meinen Paß gegeben, so wäre auch ich an diesem Tage, nämlich am 6ten, durch diese Gegend gekommen, und vielleicht hätte dann ich mein Leben einbüßen müssen. Der erwähnte Kaufmann war von Burlad gekommen, wo er frische Pferde genommen hatte. Nahe bei dem Flusse Burhesch, wo der Weg durch eine Holzung geht, kamen ihm zwei Leute entgegen, von denen der eine sich mit dem Fuhrmann in ein Gespräch einließ und der andere den Reisenden gleich erschoß. Der Fuhrmann lief in den Wald. Unterdes plünderten die Räuber den Kaufmann, spannten ein Pferd vom Wagen ab, luden die Beute darauf und gingen davon. Sobald der Fuhrmann dies sah, kam er wieder aus seinem Winkel hervor. Er legte den toten Körper, dem man nichts gelassen hatte als die ungarischen Unterkleider, wieder auf den Wagen und brachte ihn mit einem Pferde bis zu einem Hause am Wege, nahe bei Schipan, wo ich ihn noch in seinem Blute liegen sah.

Am 9ten reiste ich von Burlad 7 starke Stunden bis Waslü und sah auf dem ganzen Wege kein einziges Dorf, sondern etwa auf der Hälfte des Weges nur ein einzelnes Wirtshaus. Den folgenden Tag fuhr ich abermal 7 Stunden bis Skinteh, ohne ein Haus anzutreffen. Die Moldau ist also bei weitem nicht mehr so gut bevölkert als die Walachei. Doch wollte man mich versichern, daß die abgelegenen Ämter besser bewohnt wären als die an der Landstraße, welche von Türken und Tataren, ja von den Leuten ihres eigenen Woiwoden verwüstet worden wären.

Jasch, die Hauptstadt der Moldau (oder, wie die Türken sagen, Bogdan) und die Residenz des Woiwoden, liegt an einem kleinen Flusse Bachlü unter der Polhöhe 47° 9′ 25″. Sie ist, so wie Bukarest, weitläuftig gebaut, aber nicht so groß. Der Palast des Woiwoden liegt an der südlichen Seite der Stadt auf einer Anhöhe, wo man eine schöne

Aussicht nach der unten liegenden Ebene hat. Er ist von einer alten, dünnen Mauer umgeben, die stark genug ist, um eine Räuberbande abzuhalten; gegen den Angriff eines Feindes aber würde sie nicht viel schützen, und sonst findet man hier gar keine Festungswerke. Auch hier sind einige Straßen ganz mit Brettern belegt.

Den folgenden Tag nach meiner Abreise von Jasch überfiel mich ein Fieber mit einem starken Erbrechen, welches mich sehr abmattete. Da ich aber nun Hoffnung hatte, bald wieder auf christlichen Boden zu kommen, so achtete ich eine solche Unpäßlichkeit nicht, sondern dankte vielmehr Gott, der mich auf der langen Reise unter so vielen verschiedenen Nationen schon aus mancher schwerern Krankheit und andern Gefahren gnädiglich errettet hatte. Die Grenze von Polen sah ich schon für so gut als die Grenze von Dänemark an. Ich eilte auch so sehr, sie zu erreichen, daß ich zu Choczin nicht einmal vom Wagen abstieg, sondern gleich eine Viertelmeile weiter bis zu der Fähre bei Otak fuhr. Hier verabschiedete ich meinen Fuhrmann, den ersten und den letzten, mit dem ich in den Morgenländern gereist war. Ich hatte ihn von Adrianopel an nicht verändert. Dies ist eine Bequemlichkeit, welche nur der zu schätzen weiß, der es versucht hat, auf einer Reise in Europa jede zwei bis drei Meilen einen andern Postillion zu bekommen. Bei der Fähre mußte ich meine Reisesäcke öffnen und auch meinen Firman zeigen. Der, welcher letztern sehen sollte, war in der Stadt. Ich sollte also selbst mit dahin zurückgehen oder so lange warten, bis ein Bedienter hingehen und Bescheid zurückbringen konnte. Darzu hatte ich nicht Lust, aus Furcht, daß man mir noch zuallerletzt Schwierigkeiten machen möchte. Ich tat den Vorschlag, sowohl den Firman als den Paß des Woiwoden von der Moldau durch meinen Bedienten wieder abfordern zu lassen, der nach ein paar Tagen zurückkommen

würde, und damit war man zufrieden. Daraus kann man schließen, wie wenig die Türken sich um die Reisenden bekümmern.

Am andern Ufer des Niesters liegt Zwaniec, ein Flecken mit einer polnischen Besatzung von etwa 60 Mann. Da ich auf dem ganzen Wege von Jasch bis hieher teils wegen Unpäßlichkeit, teils wegen des beständigen Regens und trüben Wetters keine Polhöhe hatte nehmen können und wir diesen Abend klares Wetter hatten, so wollte ich die Gelegenheit nicht versäumen und gleich nach meiner Ankunft den Quadranten aufstellen. Auf dem Platze hinter dem Hause meines Wirts, eines Juden, war es so säuisch, daß ich daselbst keinen reinen Fleck finden konnte. Ich stellte also das Instrument auf der Straße auf.

In Arabien, Persien und der Türkei hatte ich dergleichen teils in Dörfern, teils in der Karawane oft getan, und die Morgenländer hatten sich darum wenig bekümmert. Hier auf der Grenze von der Christenheit sah ich gleich einen Beweis von der Neu- oder vielmehr Wißbegierde der Europäer. Es versammelten sich in kurzer Zeit über hundert Christen und Juden um mich herum und verließen mich nicht, bis ich das Instrument wieder ins Haus trug.

Anfänglich hielt man mich für einen Armener, weil ich als ein Armener gekleidet war, und man konnte nicht begreifen, warum ein Untertan des Sultans nach Polen gekommen wäre, um hier nach den Sternen zu sehen, die man in der Türkei ebensogut sehen könnte. Aus diesem Irrtum kamen die Polen bald, als ich sie durch die Juden, welche in Polen alle Deutsch reden, versichern ließ, ich wäre ein Europäer. Aber nun hielt man mich für einen Astrologen und Wahrsager. Nicht nur hier, sondern auch in andern polnischen Städten, wo ich Beobachtungen machte,

wollten die Judenweiber wissen, wie viele Kinder sie noch bekommen und ob ihre Töchter bald heiraten würden; ob ihre Männer, die verreist wären, sich wohl befänden, und dergleichen. Und weil ich merkte, daß die Leute mißvergnügt wurden, wenn ich solche unschuldigen Fragen nicht beantworten konnte, so gab ich ihnen gute Hoffnung, wobei ich bisweilen zum Lügner geworden sein mag.*

Auch der Kommandant ließ sich bei mir erkundigen, was ich hier auf der Straße machen wollte. Diesem machte ich gleich nach vollendeter Arbeit meine Aufwartung und fand zum erstenmal auf meiner ganzen Reise die lateinische Sprache notwendig. Denn der alte Mann redete so wie die meisten polnischen Edelleute außer seiner Muttersprache auch Latein. Die vornehmen Polen reden überdies Deutsch oder Französisch und bisweilen diese beiden ausländischen Sprachen.

Am 18ten Julius reiste ich von Zwaniec bis Kamieniec. Diese Stadt, welche, um sie von andern gleichen Namens unterscheiden zu können, Kamieniec podolski genannt

---

* Als ich zu Pietrokow, nicht weit von der schlesischen Grenze, meinen Quadranten aufstellte in der Hoffnung, eine Beobachtung zu erhalten, fand ich unter den Zuschauern einen wohlgekleideten Polen, der eine artige Geschichte von einem Geistlichen erzählte, die als ein Beweis dienen kann, wie wenig hier selbst Geistliche bemüht sind, den Aberglauben auszurotten. Er besuchte einen Priester aus einem nahe liegenden Dorfe, der ihn auf den Turm führte, um ihm den Nutzen eines Sprachrohrs zu zeigen. Nicht weit vom Dorfe lag ein kleiner Landsee, bei dem ein Bauer fischte. Diesen rief er bei seinem Namen. Der Bauer sah umher, und bald darauf hörte er wieder seinen Namen. Nun warf er sich auf die Knie, hob die Hände gen Himmel und hörte ganz deutlich: «Von den Fischen, die Du vor Mittag fangen wirst, sollst Du Deinem Pfarrer ein gutes Gericht bringen.» Der Bauer fing aufs neue an zu arbeiten, brachte dem Herrn Pfarrer die besten Fische, die er gefangen hatte, erzählte ihm, daß er das Glück gehabt hätte, mit Gott zu reden, und der Pfarrer ermahnte ihn, fleißig zu beten und zu arbeiten, damit er sich dieser Gnade nicht unwürdig machte.

wird, ist die Hauptstadt in Podolien. Sie ist rundum von einem tiefen Tale im Felsen umgeben, und in demselben ist ein kleiner Fluß, der die Stadt fast ganz umfließt. Man sagt daher, sie liege auf einem Felsen und auf einer Insel und sei von Natur fest. Allein nach der jetzigen Manier, Krieg zu führen, ist sie gar nicht fest. Die Besatzung besteht aus drei Regimentern. Diese Regimenter sind als Deutsche gekleidet und werden auch deutsch kommandiert.

Die Anzahl der Häuser zu Kamieniec rechnet man ungefähr auf 6 bis 700. Überdies liegen noch einige Hütten im Tale und ein paar kleine Dörfer nahe beim Kastell. Die Straßen in der Stadt sind breit und einige Häuser recht hübsch. Unter den Kirchen der verschiedenen Mönchsorden in dieser Stadt sind die, welche den Jesuiten, Trinitariern, Dominikanern und Karmeliten gehören, die schönsten. Bei der Pfarrkirche steht noch, worüber ich mich sehr wunderte, ein türkisches Minarett. Es soll aber in dem Friedenstraktat ausbedungen sein, daß dieser Turm als ein Beweis, daß die Stadt unter türkischer Botmäßigkeit gewesen, nicht niedergerissen werde; und aus ebendiesem Grunde soll man auch noch in einigen Städten von Ungarn Minarette sehen. Die Geistlichen zu Kamieniec haben sich auf eine andere Art rächen wollen, nämlich dadurch, daß sie den halben Mond oben auf der Spitze des Turms von einem großen Bilde der Jungfrau Maria mit Füßen treten lassen.

Unter den jetzigen Einwohnern dieser Stadt findet man viele Armener und Russen, die auch ihre eigenen Kirchen haben. Allein sie erkennen den Papst als das Oberhaupt der Kirche und sind also Uniten. Warum sie sich nicht lieber Polen und Katholiken nennen, ist mir nicht bekannt; denn nur wenige von den hiesigen Armenern sollen armenisch reden können, und ihre Weiber sind so wenig Morgenlän-

derinnen, daß sie sich so wie die polnischen Damen völlig französisch kleiden. Vielleicht genießen diese Fremdlinge gewisse Freiheiten, weswegen sie dann vermutlich bei gewissen Kirchenzeremonien sich noch ihrer alten Sprache bedienen und ihre Festtage noch nach dem alten Stil feiern, um beständig als Ausländer angesehen zu werden.

Protestanten sind hier nur sehr wenige, und diese werden so gedrückt, daß schon mancher katholisch geworden ist, um den Verfolgungen zu entgehen. Wenn aber einer sich nur entschließen will, seinen Glauben zu verändern, so macht er bisweilen ein gutes Glück. Die Überläufer werden also mehr geachtet als bei den Türken.

Die Lutheraner zu Kamieniec halten sich zu der Gemeinde zu Zaleszczik, einer neuen Stadt, die von dem Grafen Poniatowski, Vater des jetzt regierenden Königs, angelegt worden ist. Dieser hat viele deutsche Fabrikanten dahin berufen, welche von ihrem jetzigen weisen Beschützer und Monarchen noch immer unterstützt und aufgemuntert werden, durch ihren Fleiß solche Waren zu liefern, die man hier sonst mit vielen Kosten aus fremden Ländern holen mußte. Allein er hat dieser dem Vaterlande so nützlichen Kolonie vermöge der Landesgesetze, die doch den Juden erlauben, Synagogen, und den Lipker Tataren, Moscheen zu bauen, noch nicht die Freiheit verstatten können, in seiner eigenen Stadt eine Kirche zu bauen. Was aber die Protestanten nicht von den Katholiken haben erhalten können, ist ihnen von den Türken und Griechen vergönnt worden. Sie haben nämlich nahe bei Zaleszczik, an dem andern Ufer des Niesters in der Moldau eine Kirche gebaut und können also mit Wahrheit sagen, daß sie für Polen arbeiten, aber um ihren Gottesdienst zu halten, nach der Türkei gehen müssen.

Juden findet man seit einigen Jahren nicht in der Stadt Kamieniec.* Übrigens ist Polen daran, wie bekannt, sehr reich. Sie sind Kaufleute oder Pächter und haben auch die meisten Wirtshäuser. Man sagt, daß sie viele Freiheit erhalten können, wenn sie sich taufen lassen, ja, daß bei der Krönung eines Königs 40 Juden, die Katholiken geworden sind, in den Adel aufgenommen werden und daß man ihnen alsdann erlaubt, so viele Landgüter zu kaufen, als sie wollen.

August 1767

Sobald ich mich nur von meiner letzten Unpäßlichkeit wieder erholt hatte, so eilte ich auch mit der Abreise von Kamieniec. Am 29sten Julius reiste ich bis Zbrzyzin, am 30sten bis Mikulince, am 31sten bis Zborow und am 1sten August bis Lemberg.

In Polen findet man fast überall dicht am Wege bebaute Felder; in den türkischen Ländern dagegen scheint der Bauer seinen Acker vor der Regierung und den unverschämten türkischen Reisenden verbergen zu wollen; wenigstens glaube ich nicht, von Adrianopel an bis Choczin so viele bebaute Felder dicht am Wege gesehen zu haben als auf der kurzen Reise von Kamieniec bis Lemberg. Die polnischen Dörfer sind in dieser Gegend fast alle groß. Und obgleich der Bauer hier leibeigen ist, so wohnt er doch besser als der walachische und moldauische Bauer. Man findet auch hier viele kleine Flüsse, die, wie man mich versichert hat, alle in den Niester fallen. Der Boden ist gut bis nahe vor Lemberg, wo er sehr sandig ist. Am

* Ein Jude zu Lemberg erzählte mir unter andern unglaublichen Histörchen: Der Bischof von Podolien, welcher die Anhänger des Sabtai Zwy gegen sie (die Talmudisten) geschützt hätte, hätte den Talmud ins Feuer geworfen, diesen aber nicht verbrennen können. Vielleicht sind sie bei dieser Gelegenheit aus der Stadt gejagt worden.

zweiten Tage nach meiner Abreise kam ich durch eine Gegend, wo so viele Pferdefliegen waren, daß der Bauer genötigt war, Mist zu brennen, um sein Vieh durch Rauch gegen dies Ungeziefer zu schützen, und in der heißesten Zeit des Tages mußte er alles in den Stall bringen. Ich habe davon nirgends eine so große Menge angetroffen als am Orontes, nicht weit von Antiochien.

Lemberg, poln. Lwow, lat. Leopolis, die Hauptstadt in Rotreußen, liegt unter der Polhöhe 49° 50′ 42″ an einem kleinen Flusse, der 6 Meilen von hier in den Bug fällt. Die Stadt selbst ist nur klein. Sie war in den ältern Zeiten mit einer doppelten Mauer und einem Graben umgeben; nachher hat man außer dem Stadtgraben auch noch einen Wall um die Stadt aufgeführt und diesen wieder mit einem Graben umzogen. Aber alle diese Festungswerke sind in einem äußerst schlechten Zustande, und ein Kastell oben auf dem Berge nördlich von der Stadt ist ganz verfallen und verlassen. Die Einwohner zu Lemberg sowie in vielen andern polnischen Städten seufzen unter dem Joche der Geistlichen. Man rechnet die Anzahl der Kirchen und Klöster in dieser Stadt und ihren Vorstädten auf siebenzig, und davon sind einige sehr prächtig. Die Mönche haben sich zwar schon seit vielen Jahren öffentlich keine liegenden Gründe mehr schenken lassen sollen; allein man meinte, daß sie sich demohngeachtet noch immer mehr und mehr bereichert hätten. Sie sollen sich nämlich so große Schuldverschreibungen haben geben lassen, daß die Anverwandten eines Verstorbenen sie lieber die ganze Erbschaft haben nehmen lassen, als daß sie jene auslösen oder einen langwierigen Prozeß führen.

Über zwei Drittel von allen Häusern und Gärten zu Lemberg soll jetzt in den Händen der Geistlichkeit sein, und dies hat zur Abnahme der Stadt sehr viel beigetragen. Denn so, wie die Klöster nach und nach reicher wurden,

wurden die Einwohner ärmer. Handlung und Gewerbe kamen immer mehr und mehr in Verfall. Die Mönche suchten nur die Miete von den bürgerlichen Häusern zu ziehen, um ihre Kirchen und Klöster auszuschmücken; an die Ausbesserung der Häuser dachten sie wenig, und daher fielen diese bisweilen gar ein. Noch erst vor kurzer Zeit war ein solches Haus eingefallen, worin 14 Personen ihr Leben verloren hatten. Unter der Regierung des jetzigen Königs aber ist das alte Gesetz, daß die Geistlichen sich keine liegenden Gründe mehr schenken lassen sollen, nicht nur erneuert, sondern auch verordnet, daß sie nicht einmal ein Haus oder andere liegenden Gründe mehr sollen kaufen oder statt einer Schuldforderung annehmen können, und wenn ein Haus durch die Nachlässigkeit der Mönche einfällt, so soll die Stadt berechtigt sein, es an sich zu ziehen.

Im Anfange des Jahres versammeln sich viele reiche Polen zu Lemberg, um Gelder zu heben oder auch Renten zu belegen. Es soll hier auch während einiger Monate ein Tribunal gehalten werden. Dies alles zieht viele Fremde dahin, die gute Miete bezahlen. Die weltlichen Eigentümer bessern ihre alten Häuser aus oder bauen gar neue, und wenn nun die Geistlichen die ihrigen nicht ledig stehen oder gar einfallen lassen und verlieren wollen, so müssen auch sie diesem Beispiel folgen. Dies läßt vermuten, daß die Stadt etwas wieder emporkommen werde.

In Polen sind zwei Erzbischöfe, wovon der zu Gnesen zugleich Primas des Reichs und, wenn der Thron ledig ist, allezeit Reichsverweser ist. Der zweite Erzbischof wohnt zu Lemberg. Überdies findet man hier einen armenischen Erzbischof und einen russischen oder griechischen Bischof. Aber beide sind Uniten und haben keinen Anteil an den Reichsgeschäften wie die lateinischen Bischöfe und Erzbischöfe. Die Jesuiten haben hier ein sehr großes Kolle-

gium, wofür sie schon lange die Freiheiten einer Universität gesucht, aber nicht erlangt haben.

Die Protestanten sind zu Lemberg ebensowenig gelitten als in Podolien. Ich traf hier einen engländischen Kaufmann an, der unter der Regierung des vorigen Königs zwei Jahre nacheinander in den Bann getan war, weil er an einem gewissen Tage, wenn die ganze Kaufmannschaft mit Wachskerzen nach der Kirche geht, dieser Zeremonie nicht beiwohnen wollte. Niemand, auch nicht seine besten Freunde, durften mit ihm sprechen. Er mußte beide Male nach Warschau reisen, um durch die Vermittelung des engländischen Ministers bei dem Könige und den Erzbischöfen von dem Banne wieder loszukommen. Aber der gute Mann schien mir für einen, der sein Brot unter fremden Religionsverwandten sucht, etwas eigensinnig zu sein und einen falschen Religionseifer zu besitzen, und es kann daher auch wohl sein, daß er den polnischen Geistlichen Ursache gegeben habe, mit ihm unzufrieden zu sein.

Am 12ten August erreichte ich Lublin. Lublin ist die Hauptstadt der Woiwodschaft gleichen Namens. Hier wird alle Jahre einige Monate hindurch das Krongericht gehalten, und Lublin ist auch noch anderer Ursachen wegen eine der berühmtesten Städte in Polen. Demohngeachtet scheint unter den Einwohnern große Armut zu herrschen. Kirchen und Klöster sind hier in Menge und schön, ja prächtig gebaut. Die Weltlichen wohnen sehr schlecht, ja viele scheinen in Gefahr zu sein, in ihren Häusern begraben zu werden. In der Vorstadt war der Weg jetzt, im August, noch so schlecht, daß die Pferde meinen kleinen Wagen kaum durch den Kot ziehen konnten. Die Stadt selbst ist nur klein und mit einer sehr verfallenen Mauer umgeben. Die Vorstädte sind weitläuftig.

Auf dem Wege von Lublin bis Warschau findet man viele Städte. Allein es sind polnische Städte, welche man nach

der Anzahl ihrer Einwohner in andern Ländern nur kleine Flecken nennen würde. Eigentlich sind es große, regulär gebaute Dörfer mit einem Platz in der Mitte, auf welchem ein Gebäude steht, welches man das Rathaus nennt. Die Häuser sind fast alle von Holz gebaut. Die Wirtshäuser sind nach polnischer Art ziemlich bequem; aber in verschiedenen trifft man polnische Wirte an, und diese scheinen noch weniger zur Wirtschaft aufgelegt zu sein als die Juden.

Warschau, die Residenz des Königs von Polen, liegt an der Westseite der Weichsel unter der Polhöhe 52° 14′ 46″. Die eigentliche Stadt ist nur klein, aber ihre Vorstädte sind sehr weitläuftig und scheinen noch mehr vergrößert zu werden. Die meisten Häuser der Einwohner sind von Holz gebaut, ja auch hier sind noch einige Straßen mit Dielen belegt, worüber man sich nicht wundern wird, da man in Polen sehr viele Waldungen antrifft und das Holz deswegen wohlfeil ist. Dagegen findet man hier auch viele schöne Kirchen und Klöster und viele große Paläste reicher Herren, die sich des Hofes wegen zu Warschau aufhalten und ihren Einkünften gemäß einen überaus großen Aufwand machen. Mein Aufenthalt zu Warschau war nur kurz, und weil die vornehmen Polen überaus gastfrei und höflich gegen Fremde sind, so verging die Zeit bald unter vielen Zerstreuungen, die mir nach einer so langen Abwesenheit aus Europa wiederum ganz neu waren. Der König selbst ist überaus gnädig gegen Ausländer, ja er redet fast alle europäischen Sprachen mit großer Vollkommenheit. Wären die Einkünfte und die Macht dieses Monarchen über seine Untertanen so groß als seine Einsichten und sein Wille, so würde er Wissenschaften und Künste, die in seinem Vaterlande bisher äußerst vernachlässigt sind, bald emporbringen, ja, Polen würde den Nachbarn wieder ein furchtbares Reich werden.

September 1767

Am 6ten September setzte ich meine Rückreise weiter fort und legte an diesem Tage etwa sechseinhalb deutsche Meilen zurück bis Msczonow, am 7ten etwa 5 Meilen bis Rawa, am 8ten bis Pietrokow, am 9ten bis Widawa, einem Flecken mit zwei Kirchen. Am 10ten fuhr ich etwa 9 Meilen bis Wieruszow, einer kleinen Stadt.

Von Wieruszow hat man noch 2 deutsche Meilen bis an die Grenze und von da noch ungefähr neuneinhalb Meilen bis Breslau.

Von allen Ländern zwischen hier und Kopenhagen, wo ich am 20sten November anlangte, hat man schon so umständliche Nachrichten, daß es überflüssig sein würde, meine Beschreibung noch weiter fortzusetzen.

der Anzahl ihrer Einwohner in [illegible]
Flecken nennen würde. [illegible] sind
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
nen noch weniger [illegible]
Von Wiernszow hat man noch [illegible] deutsche Meilen bis [illegible]
[illegible]
der Westseite der Weichsel unter der Polhöhe [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Holz [illegible]
Dächer belegt, worüber man sich nicht wundern wird, [illegible]
man in Polen sehr viele Waldungen antrifft und [illegible]
deswegen wohlfeil ist. Dagegen findet man hier auch [illegible]
schöne Kirchen und Klöster und viele große Paläste [illegible]
Edelleuten, die sich des Hofes wegen zu Warschau auf-
halten und ihren Einkünften gemäß einen überaus großen
Aufwand machen. Mein Aufenthalt zu Warschau war [illegible]
[illegible] und weil die vornehmen Polen überaus gastfrei und
höflich gegen Fremde [illegible] verging die Zeit bald unter
vielen Zerstreuungen, die uns nach einer [illegible] langen Abwe-
senheit [illegible] Europa willkommen [illegible] waren. Der König
selbst ist überaus gnädig gegen Ausländer, ja er redet [illegible]
die europäischen Sprachen mit großer Vollkommenheit.
Wären die Einkünfte und die Macht dieses Monarchen
über seine Untertanen so groß als seine [illegible]
sein Wille, so würde er Wissenschaften und Künste, die in
seinem Vaterlande bisher äußerst vernachlässigt sind, bald
emporbringen, ja, Polen würde den Nachbarn wieder ein
furchtbares Reich werden.

Carsten Niebuhrs Leben

von seinem Sohn Barthold Georg Niebuhr erzählt

Hadeln ist, wie die geschichtliche Notiz am Ende der zu Wittewierum gedruckten altfriesischen Gesetze lehrt, eine friesische Landschaft und gehörte damals, Hadelre genannt, zum siebenten Seelande. Nachdem die große friesische Föderation aufgelöst war, hat sie ihre republikanische Freiheit verloren und ist, nach verschiedenen Schicksalen, unter die Herzöge von Sachsen-Lauenburg geraten und mit deren Herzogtum an Hannover gekommen.

Das Land besteht aus Marsch, mit Ausnahme dreier Moorkirchspiele; die Landleute sind, nach friesischer Art, durchaus freie Eigentümer, von denen jeder seinen Hof mit vollkommenstem Eigentumsrecht besitzt, bewohnt und selbst bewirtschaftet.

In diesem Lande unter diesen freien Männern als freier Landmann war Carsten Niebuhr am 17ten März 1733 im Westerende Lüdingworth auf dem Bauernhofe seines Vaters geboren. Dieser und seine Vorfahren von dem Ururältervater an – höher hinauf reichen unsre Nachrichten nicht – wohnten als Bauern auf ihren eigenen Marschhöfen: wohlbehaltene Männer, ohne zu den Reichen zu gehören.

Carsten Niebuhr verlor seine Mutter, ehe er sechs Wochen alt war; und da er ohne Ammenmilch aufgefüttert worden, mag seine außerordentliche Lebenskraft und Stärke beruhigen, wenn es unmöglich ist, einem Kinde andere Nahrung zu verschaffen. Er erwuchs unter einer

Stiefmutter im Hause seines Vaters, wo seine Lebensart und Beschäftigungen wie seine Erziehung die gewöhnlichen eines Bauernknaben waren. Wahrscheinlich ist es sein eigener, reger Trieb nach Wissenschaft gewesen, wodurch sein Vater veranlaßt ward, nur mit dem Zweck, daß er etwas mehr Kenntnisse als ein gewöhnlicher Landmann erlange, ihn auf die lateinische Schule nach Otterndorf zu bringen, von wo er später auf die zu Altenbruch kam. Aber die Versetzung des dortigen Schullehrers und die Vorurteile seiner Vormünder (denn der Vater war inzwischen gestorben) machten seinen ersten Schulstudien früh ein Ende, ehe er so weit gekommen, daß bei ihrer Erneuerung auch nur ein fruchtbares Andenken von diesem Anfang übrig gewesen wäre.

Die Teilung der väterlichen Erbschaft zwischen den hinterlassenen Kindern hatte ihm anstatt des Bauernhofes, der so lange in der Familie vererbt worden, nur ein sehr geringes Kapital hinterlassen, unzureichend, um sich dafür anzukaufen; und Notwendigkeit würde ihn bewogen haben, sich Kenntnisse als Mittel, um zu bestehen, zu erwerben, wenn er auch Bildung und Beschäftigung zu entbehren vermocht hätte. Er mußte aber sich bequemen, nur zu erlernen, was ihm ohne Schulkenntnisse zugänglich war, und so trieb er ein Jahr lang eifrig Musik und lernte mehrere Instrumente spielen mit der Absicht, Organist zu werden. Doch auch diese Beschäftigungen fanden den Beifall seiner Vormünder nicht; sein mütterlicher Oheim nahm ihn zu sich, und bei diesem lebte er etwa vier Jahre lang wieder ganz als Landmann.

Je älter er aber ward, um so weniger konnte er die Leere ertragen, von der die Lebensart dieses Standes nur, wie vor alters, durch allgemeine Beratung der Gemeindeangelegenheiten und lebendige Fröhlichkeit oder auch, wie bei dem englischen Landmann, durch Teilnahme an der Bil-

dung durch Belesenheit befreit werden kann. Es drängte ihn zu lernen, sich zu beschäftigen und gemeinnützlich zu sein.

Die ganz zufälligen Umstände, welche den Lebensgang ausgezeichneter Männer entscheiden, verdienen erinnert zu werden; und höchst zufällig war der, welcher meinem Vater die Richtung gab, die er von da an unausgesetzt verfolgte, bis sie ihn dahin führte, der erste unter den Landreisenden neuer Zeit zu werden. Ein Rechtsstreit über den Flächeninhalt eines Bauernhofes hatte nur durch Vermessung geschlichtet werden können, und da sich in ganz Hadeln kein Landmesser fand, so hatte dieser aus einer andern Gegend gerufen werden müssen. Niebuhr hatte in hohem Grade altväterliche Eifersucht für die Ehre seiner Landschaft, und dieser Vorfall schien ihm für sie schimpflich; er konnte eine Pflicht gegen sein Vaterland erfüllen, wenn er sich hergab, die entbehrte Kunst zu erlernen, und dadurch war ihm selber erfreulich ein Beruf und ein Ziel gegeben. Er war mittlerweile mündig geworden, und da er vernahm, daß in Bremen Unterricht in der praktischen Geometrie zu erhalten sei, so begab er sich dorthin. Doch dieser Plan scheiterte, der Lehrer, auf den er gerechnet hatte, war gestorben. Er wollte auch den Unterricht eines gemeineren Praktikers nicht verschmähen. Allein, er hätte bei diesem Wohnung und Kost nehmen müssen, und der blöde, streng sittsame und sich selbst mißtrauende junge Landmann fand in diesem Hause zwei Stadtmädchen, Schwestern des beabsichtigten Lehrers, deren Zutunlichkeit ihm so bedenklich schien, daß er ohne weiteres wieder abreiste. Nun wandte er seine Blicke auf Hamburg, aber auch dort sollte er anfänglich Täuschung erfahren und seine Ausdauer erprobt werden.

Er hatte schon sein zweiundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, als er sich nach Hamburg begab, um Sukkows ma-

thematischen Unterricht zu benutzen und ohne falsche Scham über sein Alter die Schulstudien wieder zu beginnen. Seine Zinsen reichten nicht hin, ihn bei der größten Frugalität, die ihm natürlich war, zu erhalten; er war aber entschlossen, von seinem kleinen Vermögen so viel zu verwenden, als der Zweck erheischen würde.

Allein Sukkow war gerade nach Jena berufen, der mathematische Lehrstuhl stand erledigt und ward erst durch den verewigten Büsch besetzt; der allerangestrengteste Fleiß bei Privatunterricht mußte die übrigen Vorträge auf dem Gymnasium verständlich und ersprießlich machen. Einen Landsmann, der damals als theologischer Kandidat zu Hamburg lebte, nachher als Prediger zu Otterndorf gestorben ist, namens Witke, welcher ihm diesen Privatunterricht treu und freundschaftlich gewährte, hat Niebuhr stets mit dankbarer Pietät als den Urheber seiner Bildung geehrt, geliebt und genannt.

Zwanzig Monate, von denen acht in Vorbereitungen verflossen, da ihm die lateinische Sprache noch fast ganz unbekannt war, so daß er nur das letzte Jahr auf dem Gymnasium hatte studieren können, waren für den spätlernenden Jüngling bei aller Anstrengung und bei aller Gesundheit seines Körpers und seiner Seele doch ganz unzureichend, das zu erwerben, was glücklichere Jünglinge ohne Mühe auf die Universität bringen. Er lernte daher unter andern kein Griechisch, welches er immer sehr beklagt hat.

Unter Büsch hatte er angefangen, die Mathematik zu lernen; er, der älteste und zugleich ausgezeichnetste von allen Schülern dieses Gelehrten, ward später und blieb sein herzlicher Freund.

Auf halbem Wege anzuhalten war durchaus seinem Wesen zuwider. Hingegangen war er nach Hamburg nur, um Kenntnis der Geometrie und einige Schulstudien zu er-

werben. Wie er aber mit den Wissenschaften bekannt geworden, so konnte er nicht rasten, ehe er sie in größerem Umfang und Tiefe begriffen, und er begab sich zu Ostern 1757 nach Göttingen. Sein Studium blieb Mathematik; da er indessen bei der Verminderung seines immer unzureichenden Vermögens noch mehr genötigt war, einen versorgenden Beruf, den ihm die Studien gewähren sollten, zu bezwecken, so erwartete er diesen jetzt im hannoverschen Ingenieurkorps, wo damals, wie in fast allen deutschen Heeren, Männer von tüchtigen mathematischen Kenntnissen äußerst selten waren und einigermaßen ihres Glückes Herren durch Verdienst zu sein hoffen konnten.

Er studierte mit der Sicherheit, welche ein festgefaßter, einfacher und bescheidener Lebensplan gewährt, von Ostern 1757, wo er auf die Universität gekommen, mehr als ein Jahr lang fort, ungestört und unzerstreut durch die Kriegsläufte, von denen Göttingen häufig überzogen ward. Er erinnerte sich in dieser Zeit, daß ein Familienstipendium vorhanden sei, und bat seinen Freund zu prüfen, ob es nur für arme Studierende oder ohne diese Beschränkung gestiftet sei, «um Mittel zu gewähren, etwas Tüchtiges zu lernen? Nur auf diesen Fall dürfe er sich erlauben, darum anzuhalten.» Er erhielt und verwandte es zur Anschaffung von Instrumenten.

König Friedrich der Fünfte regierte in Dänemark in beneidetem Frieden. Noch glänzte Ludwigs des Vierzehnten Andenken, von allem falschen Glanze seines Ruhms umgeben, ungeschwächt; und allerdings war er das wohlbewußte Vorbild, nach welchem die Minister des dänischen Monarchen ihren Herrn, aber als einen friedlichen König, handeln zu lassen bemüht waren. Tadelloser sind wohl selten die Zwecke eines Ministers gewesen als die des damaligen Freiherrn Johann Hartwig Ernst von Bernstorff, und unter allen Staatsmännern des festen Landes in seiner Zeit

war vielleicht kein einziger so kenntnisvoll, so geistreich und so edel.

Als sein schönstes Verdienst wird vielleicht dereinst die Befreiung seiner Bauern, Klopstocks Muße und die gelehrte Sendung nach Arabien genannt werden.

Diese ist allerdings ursprünglich von [dem Göttinger Professor und Begründer der historisch-kritischen Bibelforschung Johann David] Michaelis veranlaßt, welcher dem dänischen Staatsminister vorgestellt hatte, daß für die Philologie des Alten Testaments viele Erläuterungen durch anschauliche Beobachtung und Erkundigung in Arabien gewonnen werden könnten, denn dieses Land sei als unbetreten von europäischen Reisenden zu betrachten. Der ursprüngliche Gedanke beschränkte sich bei seinem Urheber darauf, daß ein einziger Reisender, ein orientalischer Philolog aus seiner eigenen Schule, über Indien nach Jemen gesandt werden solle, welches denn das Unternehmen zu einem ganz nichtigen Ausgang geführt haben würde, auch wenn der Ausgesandte zurückgekehrt wäre. Glücklicherweise erkannte dies dèr Minister unveranlaßt und kam dem Gelehrten mit dem Anerbieten entgegen, die Sendung ungleich umfassender zu machen.

Der erste Vorschlag muß wohl schon im Jahr 1756 an den [dänischen Minister des Auswärtigen] Freiherrn von Bernstorff gelangt sein. Da dieser denselben mit der ganzen Fülle seiner Lebendigkeit und Liberalität aufnahm und Michaelis bevollmächtigte, ihm einen Philologen vorzuschlagen – wer hätte nicht erwarten sollen, daß dieser den Mann vorgeschlagen haben würde, der unter allen seinen Zeitgenossen ohne Nebenbuhler im Ruhm der arabischen Philologie stand und, was ganz Deutschland wußte, buchstäblich mit dem Hunger kämpfte: Reiske, den Michaelis überdies von der Schule her kannte? An seiner Statt empfahl er einen Zuhörer namens von Haven, dessen Kennt-

nisse damals ganz schülermäßig gewesen sein müssen, da sein zweijähriger Aufenthalt zu Rom, wo er sich unter den Maroniten und in der Vaticana weiter vorbereiten sollte, und die Reise selbst sie nie über die tiefste Dürftigkeit erhoben.

Michaelis erhielt vom Herrn von Bernstorff den Auftrag, auch den Mathematiker und Naturforscher vorzuschlagen, durch deren Zugesellung der Minister glücklicherweise der Sendung Wert und Bedeutung gab. Jenen zu nennen, wandte er sich in der Societät der Wissenschaften, deren Direktor er damals war, an [den Göttinger Mathematiker und Physiker Abraham Gotthelf] Kästner. Ein Studierender aus Hannover namens Bölzing nahm den Antrag zuerst an, zog aber nach Verlauf einiger Zeit das gegebene Wort aus Furcht zurück. Ohne Zweifel würde Kästner gleich anfangs nicht ihn, sondern meinen Vater gewählt haben, wenn dieser damals lange genug auf der Universität studiert hätte, um ihm so bekannt zu sein, daß er sicher vorauszusehen vermochte, welche Geschicklichkeit der erreichen würde, dessen Anlagen und Charakter nur noch allein sichtbar waren. Zum Glück hatte er diesen seinen Schüler so weit kennengelernt; und eines Tages im Sommer 1758 trat er auf dem Wege nach Hause von der Sitzung der Societät, in der er eben meinen Vater vorgeschlagen hatte, in dessen Zimmer.

«Hätten sie wohl Lust, nach Arabien zu reisen?» «Warum nicht, wenn jemand die Kosten bezahlt!» erwiderte mein Vater, den nichts an die Heimat fesselte und ein unbeschränkter Trieb nach Kenntnissen in die Weite zog. «Die Kosten», antwortete Kästner, «soll Ihnen der König von Dänemark bezahlen.» Er erklärte sich über den Gegenstand und seine Veranlassung. Niebuhr war augenblicklich entschlossen, soweit es seine Neigung betraf. Aber wie er von sich stets höchst gering, von den Wissen-

schaften aber und wahren Gelehrten ausnehmend hoch dachte, so verzweifelte er an seiner Fähigkeit und Brauchbarkeit. Darüber indessen beruhigte ihn Kästner durch die Zusage einer geraumen Frist zur Vorbereitung, die er vornehmlich unter [dem Mathematiker und Astronomen Johann Tobias] Mayer auf Astronomie verwenden könne, und durch die Versicherung, daß diese bei seiner Willenskraft und seinem Fleiß vollkommen hinreichen werde.

Am nämlichen Abend ging mein Vater, dem zum völligen Entschluß nur noch Mayers Zusage, ihn in der Astronomie unterrichten zu wollen, fehlte, zu diesem. Mayer, nicht so leichtblütig wie Kästner, warnte ihn vor einem Entschluß, der bei seinem Charakter unwiderruflich war.

Michaelis, bei dem Niebuhr sich den folgenden Tag meldete, mochte in dem schnellen Entschluß Leichtsinn und Übereilung sehen und drang ihm eine Frist von acht Tagen zu näherer Überlegung auf. Sie vergingen, ohne daß mein Vater sich durch weiteres Grübeln über eine fest beschlossene Sache gestört hätte; und nun nahm Michaelis seine Erklärung an. Seine Bedingungen waren anderthalb Jahre (bis Ostern 1760) zur Vorbereitung und während dieser Zeit das nämliche Gehalt, welches von Haven genoß. Diese wurden von Herrn von Bernstorff ohne Bedenken bewilligt.

Mayer war unter den deutschen Astronomen und Mathematikern seiner Zeit ohne allen Vergleich der erste; sein Eifer, Niebuhr zu unterrichten, war ebenso groß als der seines Schülers, bei ihm zu lernen. Unter allen Männern, welche dieser im Laufe seines langen Lebens kennengelernt, hat er keinen so verehrt und geliebt wie Mayer; auch entstand zwischen beiden eine innige Freundschaft. Mayer nahm an der Ausrüstung meines Vaters zur Reise so ganz wie an seiner eigenen Sache Anteil, daß er dessen Quadranten eigenhändig einteilte.

Die zugestandene Vorbereitungszeit hatte sich um ein halbes Jahr verlängert, und erst Michaelis [29. September] 1760 verließ er Göttingen. Zu Kopenhagen ward er von dem Minister von Bernstorff mit größtem Wohlwollen empfangen und gewann dessen Vertrauen vor den übrigen schon dort versammelten Mitgliedern der Reisegesellschaft. Da er vom Könige eine Pension zur Vorbereitung erhielt, so hatte er sich verpflichtet geglaubt, die Beobachtungsinstrumente auf eigene Kosten anzuschaffen. Er fühlte sich sehr glücklich, sie auf diese Weise zu erhalten. Bernstorff, dem dies nur zufällig bekannt ward, nötigte ihm Ersatz dafür auf und übertrug ihm aus Achtung für diese Strenge die Reisekasse.

Ich würde kaum erwähnen, daß er zu dieser Zeit zum Ingenieurlieutenant ernannt ward, wenn nicht noch ein Brief von ihm erhalten wäre, der seine Bescheidenheit und Ansicht sehr liebenswürdig darstellt. «Er sei», schreibt er jenem Freunde, «durch von Havens Ernennung zum Professor bei der Kopenhagener Universität veranlaßt worden, auch für sich an einen Titel zu denken. Man habe ihm den nämlichen angeboten, aber er halte sich dazu für unwürdig. Angemessener sei ihm der erbetene vorgekommen. Er würde den als Hauptmann erlangt haben, wenn er darum gesucht, das würde aber auch für einen jungen Mann zuviel gewesen sein. Als Lieutenant tüchtige Observationen anzustellen werde ihm Ehre bringen; aber als Professor die Tiefen der Mathematik unzulänglich ergründet zu haben, würde er sich schämen müssen.» Er hatte damals noch keinen andern Plan, als mit der ihm zugesicherten Pension nach vollendeter Reise in seinem Vaterlande zu leben.

Über seine Reisegefährten niederzuschreiben, was er von ihnen erzählt und geurteilt, kann mehr als ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tode wohl kein Bedenken finden.

Über von Havens Untauglichkeit in Hinsicht seiner Sprachkenntnisse ist schon die Rede gewesen. Er hatte aber überhaupt einen Beruf gewählt, zu dem niemand weniger paßte. Sein einziger Gedanke war zurückzukehren, sein liebstes Gespräch von der gemächlichen Zukunft, die er sich alsdann versprach; kein Trieb nach Entdeckungen und Beobachtungen machte ihn die Mühseligkeiten und Entbehrungen der Reise vergessen, und niemand entbehrte und vermißte soviel wie er. Ein leckerer Tisch und guter Wein waren für ihn der höchste Reiz des Lebens, und in Arabien, wo die Reisenden nur spärliche Kost für den Hunger und schlechtes Wasser fanden, stieg sein Unmut zu einer Verzweiflung, welche die beiden Berufenen unter den Reisegefährten häufig belustigte, manchmal aber auch empörte. Er war von Natur faul und fand sich unter jenem Himmelsstrich völlig entschuldigt, nichts zu arbeiten. Übrigens zeigte er sich manchmal hochmütig und dünkelvoll gegen Forskål und Niebuhr; er betrachtete sich als den Vornehmsten und das Haupt der Gesellschaft, und daß Niebuhr die Kasse führte, verdroß ihn heftig. Es hat sich nach seinem Tode auch nicht das allergeringste Brauchbare in seinen magern Journalen gefunden.

Nach dem Urteil und Zeugnis meines Vaters war Forskål bei weitem der gelehrteste unter allen Reisegefährten; ja, er würde, wäre er zurückgekommen, durch tiefe Vielseitigkeit unter den Gelehrten seiner Zeitgenossen vielleicht den ersten Rang eingenommen haben. Er hatte ursprünglich Theologie studiert; sein strebender und freier Geist hatte ihn aus Schweden nach Deutschland geführt; eine geraume Zeit beschäftigte ihn spekulative Metaphysik leidenschaftlich; außerdem aber trieb er morgenländische Sprachen, und zugleich mit allen Zweigen der Naturhistorie erlernte er Physik und Chemie in ihrem ganzen Umfange, soweit sie damals gebildet waren. Die Metaphysik

eines Geistes von dieser Richtung muß von der damaligen Schulweisheit sehr verschieden gewesen sein; die akademische Schrift, worin er sich über diese Gegenstände aussprach, galt zu Göttingen für bizarr, in Schweden für ketzerisch; man muß bedauern, sie nicht zu kennen. Gern verließ er sein Vaterland, wo er nach seiner Rückkehr von der Universität auf allen Seiten Feindseligkeit antraf. Er bedurfte keiner Vorbereitung, der Ruf zur Reise fand ihn vollendet dazu ausgerüstet, wie es wenige je gewesen sind. An Arbeitsamkeit, an Verachtung von Gefahren, Beschwerlichkeiten und Entbehrungen war er meinem Vater gleich. Beide fühlten sich berufen, alles zu beobachten, was ihnen vorkam: Forskåls gelehrte Ausbildung gab ihm aber hier große Vorteile. So erlernte er die Sprache viel schneller und vollkommener und brachte es bald dahin, auch arabische Werke fließend zu lesen. Seine Fehler waren Disputiersucht, Eigensinn und Zorn. Gegenseitige Achtung und gleicher Eifer stifteten eine zuverlässige Freundschaft zwischen meinem Vater und ihm; aber nicht eher war ihr Verhältnis ohne Störung, als bis Forskål einmal erfahren, daß die Geduld meines Vaters nicht unerschöpfliche Impassibilität war.

Forskåls Papiere sind von seinem Freunde sorgfältig benutzt, und was sie für Geschichte und Völkerkunde enthielten, ist in dessen Werken mit dem Namen des Urhebers eingerückt. Von der Herausgabe seiner naturhistorischen Schriften werde ich nachher reden. Es ist schmerzlich zu sehen, wie sie vernachlässigt worden; sie sind außer den systematischen Beschreibungen reich nicht nur an vortrefflichen Beobachtungen über das Leben und die Anwendung der Pflanzen, an Angabe ihrer Namen in den Landessprachen, sondern auch an Nachrichten über den Ackerbau und die geologische Beschaffenheit besonders von Ägypten, wie sie wohl nirgends vorhanden sind. Lin-

né zeigte gegen seinen ehemaligen Schüler eine verhaßte Feindseligkeit. Forskål hatte meinem Vater geäußert, daß er ein von ihm entdecktes Pflanzengeschlecht (in seiner Flora unter dem Namen *Mimosella* aufgeführt) nach sich benannt wünsche. Mein Vater schrieb diesen Wunsch an Linné; aber anstatt ihn zu beachten, gab dieser Forskåls Namen einer andern, freilich auch von ihm entdeckten Gattung, wo die Benennung der bedeutendsten Art eine gehässige Anspielung auf den Verstorbenen erlaubte. Diesen Streich konnte mein Vater nie vergeben.

Von dem Arzt Doktor Cramer ist nichts zu sagen, als daß er höchst unglücklich gewählt und als Arzt, vielmehr aber für alle Zwecke der Reise, ganz unfähig war.

Der Maler Baurenfeind war kein ungeschickter Zeichner, aber ein ungebildeter und sehr beschränkter Mann; ein Hang zur Trunkenheit verkürzte sein Leben.

[Im folgenden gibt Niebuhr eine ausführlichere Beschreibung der Reise seines Vaters. Sie endete am 20sten November 1767 mit dessen Rückkehr nach Kopenhagen.]

Zu Kopenhagen ward er vom Hofe, von den Ministern und den Gelehrten mit großer Auszeichnung empfangen. Graf Bernstorff, der ihn in jeder Hinsicht zu würdigen wußte, der aber auch seine eigene Ehre als des Urhebers der Sendung mit ihrer ehrenvollen Ausführung verbunden dachte, schien ihm seinen Dank durch die allerfreundschaftlichste Begegnung erweisen zu wollen.

Sein erstes Geschäft war Ablegung seiner Geldrechnung. Aus dieser konnte er selbst nicht übersehen, wieviel die ganze Reise gekostet, da sie die vorbereitend verwandten Summen nicht einschloß; und es scheint, daß er selbst versäumt hat, sich eine Mitteilung der Generalrechnung zu verschaffen. Wenigstens findet sie sich nicht unter sei-

nen Papieren, und er führt in denselben eine fremde Autorität dafür an, daß die ganze Reise nur 21 000 Reichstaler gekostet habe.

Dieser auf jeden Fall geringe Belauf der Kosten erregte schon damals Verwunderung. Natürlich würden sie um vieles höher gestiegen sein, wäre nicht mein Vater während beinahe der vollen vier letzten Jahre allein übrig gewesen; wenn aber für den einzelnen auch überhaupt viel weniger Ausgaben vorfielen, so wurden sie noch ferner dadurch vermindert, daß er nicht allein alles nicht für den Zweck Notwendige mied, sondern, was er nur immer als für sich selber verwandt betrachten konnte, aus seiner eigenen Tasche bezahlte.

«Eine weit schwierigere Rechnung», schreibt er in einigen für die Seinigen niedergeschriebenen Aufzeichnungen über sein Leben, «war die, welche es mir nun zukam, dem Publikum über meine Reise abzulegen.» Der Stoff in seinen Tagebüchern und Heften war ungeheuer reich und weitläuftig; daß er ihn mit einer Vollkommenheit verarbeitet, zu der die gänzliche Kunstlosigkeit und Einfalt nicht wenig beträgt, wird jetzt wohl jeder erkennen; er selbst aber mißtraute seiner Fähigkeit fast bis zum Verzagen. Wir haben gesehen, wie er ohne alle Vertraulichkeit mit literarischen Arbeiten zum Manne erwachsen; er hatte sogar, vorzüglich in deutscher Sprache, verhältnismäßig nur wenig gelesen. Der hochdeutsche Schriftdialekt war nicht einmal seine Muttersprache, er hatte sich erst als Jüngling an ihn gewöhnt, und er besaß ihn nie in großem Umfang und Reichtum. Noch mehr aber fürchtete er aus Mangel an Gelehrsamkeit, Dinge falsch und unpassend vorzutragen, auch deshalb verkannt und ungerecht beurteilt zu werden.

Seine erste Absicht war, vor der Reisebeschreibung zwei Werke herauszugeben: eine Beantwortung der an die

Gesellschaft gerichteten Fragen aus seinen eigenen und Forskåls Papieren und seine sämtlichen astronomischen Observationen.

Man hätte wohl erwarten sollen, daß es bestimmt ausgedachte Fragen, wenn auch nicht volle hundert, gewesen wären, die Michaelis getrieben, einen fremden Staat aufzufordern, ihre Lösung zu bewerkstelligen. Dies war aber so wenig der Fall, daß mehr als vier Jahre nach dem ursprünglichen Antrag, da die Gesellschaft von Kopenhagen abreiste, nur zwei geringfügige Fragen von ihm eingelaufen waren; die übrigen kamen ihnen erst auf der Reise in drei verschiedenen Sendungen zu.

Ich habe schon erzählt, wie furchtsam mein Vater über die Richtigkeit seiner Mondbeobachtungen und deren Berechnung war. Hätte das Schicksal Mayer am Leben erhalten, so würde dieser ihre Prüfung übernommen haben, und, von ihm für richtig erklärt, hätte mein Vater sie zuversichtlich bekanntgemacht. Nun aber fand er keinen, der der Mayerschen Methode Meister und willig und fähig gewesen wäre, seine Schüchternheit durch Prüfung zu beruhigen.

Es fügte sich vielmehr sehr widrig, daß Pater Hell, abgesandt, um zu Wardöhuus den Durchgang der Venus 1769 zu beobachten, zu Kopenhagen verweilte. Pater Hell war allerdings ein sehr tüchtiger Astronom, aber auch in der Wissenschaft Jesuit und fremdes Verdienst herabzusetzen und zu unterdrücken geneigt, wohin gerechnet werden kann, daß er den Quadranten, dessen mein Vater sich beständig und mit großem Geschick bedient hatte, als ein unzureichendes Instrument zu verschreien bemüht war. Über diesen Gegenstand änderte er allerdings die Sprache, da er denselben selbst nach Norwegen mit sich nahm. Er war ein erklärter Gegner der Mayerschen Methode; und da mein Vater seine Überlegenheit als wissenschaftlichen

Astronomen anerkannte und mit seiner ganzen Bescheidenheit anerkannte, so benutzte Pater Hell dieses, um seine Furchtsamkeit über den Wert seiner Observationen zu erhöhen und die alleinseligmachende Methode der Verfinsterungen der Jupitertrabanten zu behaupten.

Mein Vater hatte freilich den Glauben an die Observationen doch nicht verloren, aber er fürchtete nun zwiefach für ihre Aufnahme bei der Bekanntmachung und glaubte, ihr entsagen zu müssen, bis sich jemand fände, der sie untersuche und über sie ausspreche – welches er nach vielen Jahren von Burg erhielt.

Er kam also nun zu dem Entschluß, seine Materialien in den beiden Werken zu verarbeiten, welche erschienen sind.

Zur Herausgabe derselben gewährte ihm Bernstorff eine höchst liberale Unterstützung der dänischen Regierung. Auf ihre Kosten wurden alle Kupferplatten angefertigt und ihm zum Eigentum geschenkt. Die übrigen Ausgaben bestritt er allerdings selbst, da er den unglücklichen Plan faßte, den Verlag selbst zu übernehmen.

Während er nun die Beschreibung von Arabien ausarbeitete und den Druck vorbereitete, veränderten sich die politischen Verhältnisse in Dänemark auf eine Weise, die für ihn die möglichst schmerzlichste war. [Johann Friedrich Graf von] Struensee [Leibarzt des geisteskranken Königs Christian VII.] bemächtigte sich [1770] der Regierung, ja der höchsten Gewalt, und Graf Bernstorff ward entlassen. Mein Vater betrachtete sich nicht als eine öffentliche Person, er handelte auch bei dieser Gelegenheit nicht, um bemerkt zu werden, aber er verleugnete seine eifrige Anhänglichkeit an Bernstorff nicht, da sich alles furchtsam von dem gestürzten Minister zurückzog: Er mit sehr wenigen andern Treuen begleitete ihn bis Roeskilde.

Er hat Struensee nie eines Besuchs gewürdigt und ist bei keiner Gelegenheit erschienen, wo er sich mit den frevel-

haften Machthabern jener unerhörten Epoche hätte zusammenfinden müssen. Er sprach seine Gesinnungen laut aus, er freute sich der Volksbewegungen gegen die Landesverderber und teilte den Jubel über ihren Sturz.

Und wenn es auch nicht das reine Gute war, welches von dem überwundenen Bösen die Herrschaft gewann, wenn vielmehr das wahrhaft Bessere noch jahrelang zurückgedrängt ward, wie hätte auch später ein Wohlgesinnter sich seiner Freude über die Besiegung des Schlimmsten als töricht schämen können? Denn was damals eine Zeitlang in Dänemark geherrscht hatte, war derselbe Geist der Revolution, welcher seitdem die Welt zerrüttet hat und noch immer bald hier, bald dort die willkürlichsten Gesetzgebungen der vermessenen Torheit hervorbringt, alles zwingend, wie es ihm jedesmal einfällt, und daher selbst dann verderblich, wenn er seine eigenen Fehler verbessert. Aber die Frechheit, womit die damaligen Tyrannen Dänemarks ihre Obmacht über Tugend und Sitte zur Schau trugen und genossen, diese hat die Welt nur in der Französischen Revolution selbst wiedergesehen.

Zur Michaelismesse 1772 erschien die Beschreibung von Arabien. Ein Buch dieser Art konnte nicht allgemein gelesen werden, es war vielmehr für wenige Menschen. Das aber fällt schwer zu begreifen, wie jemand die Stirn haben konnte, ein so ganz klassisches, unermeßlich reichhaltiges und dabei so bescheidenes Werk in einer feindseligen Rezension herabzuwürdigen und niederzureißen, wie es in den Lemgoer gelehrten Anzeigen geschah. Persönliche Feindschaft hatte die Augen des Urhebers oder Verfassers verblendet oder sein Gemüt vergiftet; er erreichte aber seinen Zweck, den mit dem täglichen Verkehr der Literatur unbekannten Schriftsteller tief zu kränken, welchen schon die verhältnismäßig laue Aufnahme unmutig gestimmt hatte.

Auf ein lebhafteres Interesse rechnete mein Vater im Auslande, und für dieses schien die französische Übersetzung wohl berechnet, welche er selbst im folgenden Jahr herausgab. Es war aber dabei ein zwiefacher Fehler begangen, die den Einfluß des Unsterns noch erhöhte, der über seinen buchhändlerischen Unternehmungen waltete. Die Übersetzung hätte zugleich mit dem Original erscheinen müssen. Nun hatte ein holländischer Verleger die nämliche Spekulation gemacht und erschien gleichzeitig. Wie schlecht und unsauber aber auch das Französische durchweg in Holland geschrieben wird, und wie wenig Lob namentlich die dort erschienenen Übersetzungen der Schriften meines Vaters verdienen, so war unglücklicherweise die Kopenhagener, von einem refugierten Geistlichen verfaßte Übersetzung noch weit schlechter, ja so unlesbar, daß nur ausschließende Neuheit ihr hätte Leser verschaffen können. Mein Vater, der die Sprache nur notdürftig verstand, konnte dies leider nicht beurteilen und verlor so viel Geld an dieser zwecklosen Unternehmung.

Um diese Zeit kam ein an mehrere nordische Regierungen gesandter Botschafter des Pascha von Tripolis namens Abderrachman Aga nach Kopenhagen. Der Zweck seiner Sendung war, Geschenke für seinen Herrn zu erlangen, welche zu erpressen der damals sehr ohnmächtigen tripolitanischen Regierung Mut und Kraft fehlte. Auch war die Sendung eine Gunst für den Abgeordneten, der von den Höfen, die ihn annahmen, freigehalten und auch für seine Person beschenkt ward. Zu Kopenhagen hatte das Ministerium ihm einen Mann als Gesellschafter zugegeben, welcher vormals Konsul in der Barbarei gewesen war und dafür galt, arabisch zu verstehen. Mit diesem langweilte sich der Tripolitaner, der viel Verstand hatte; auch war jener andere des Arabischen nicht viel mächtiger als Milphio im Pönulus des Punischen. Mein Vater, der für die Mor-

genländer ein landsmännisches Gefühl nährte, hatte ihn besucht, freute sich einer Gelegenheit, Arabisch zu hören und zu reden und der schon entbehrten Gewohnheit wieder zu genügen, Gegenden der arabischen Welt, die er selbst nicht besucht, durch Erkundigungen von Einheimischen kennenzulernen. So machte er sich mit Tripolis und der Barbarei bekannt. Weit wichtigere Nachrichten erforschte er über das innere Afrika; und es sind dies die ersten, welche seit Johann Leo dem Afrikaner [ein arabischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts] über jene verborgenen Länder gesammelt worden. Abderrachman Aga hat mehrere europäische Länder und Hauptstädte besucht, aber nur dieser einzige Mann ward gefunden, der ihn für die Wissenschaft zu befragen verstand. Es war ein tüchtiger Zeuge. Zwar hatte er die Sahara und die Negerländer nie selbst besucht, aber er handelte dorthin, und außer dem Interesse des Kaufmanns war in ihm das geographische der Länderkunde rege, welches bei den Morgenländern sehr verbreitet ist und durch die Beschränktheit der Gegenstände ihrer Gespräche befördert wird. Er verstand sogar einigermaßen Negersprachen. Von ihm und von einem Schwarzen aus seiner Dienerschaft sammelte mein Vater Sprachproben.

Die Entdeckung zweier großer, mohammedanisch zivilisierter Reiche im innern Afrika und die Versicherung des Tripolitaners, daß, wer als Morgenländer dort zu reisen verstehe, keine größeren Schwierigkeiten antreffen würde als in Arabien, weniger Fanatismus als in Ägypten, erweckten in meinem Vater eine so starke Begierde, über Tripolis und Fäsan an den Niger zu reisen, daß er wahrscheinlich, ohne Unterstützung von der Regierung zu verlangen, mit Aufwand seines eigenen Vermögens sich dorthin aufgemacht hätte, wenn nicht die Pflicht, seine Reisebeschreibung vorher zu vollenden, ihn zurückgehalten hätte.

Aber sein Leben sollte eine neue Richtung nehmen. Unverheiratet würde er die Vollendung seines Werks beschleunigt haben, um das anziehende Abenteuer zu wagen. Aber in der nämlichen Zeit lernte er meine Mutter, hinterlassene Tochter des verstorbenen Leibmedikus Blumenberg, eines Thüringers, kennen und verlobte sich mit ihr. Es war die einzige Liebe, welche er je empfunden, und daß sie tief und stark war, ist daraus hinreichend klar, daß er ihr die leidenschaftlich gewünschte zweite Entdekkungsreise und das Leben unter den Morgenländern aufopferte.

Er verheiratete sich mit ihr im Sommer 1773. Sie hat ihm zwei Kinder geboren: meine Schwester und mich.

Zur Ostermesse des folgenden Jahrs, 1774, erschien der erste Band der Reisebeschreibung.

Ungeachtet der schon sehr nachteiligen Erfahrung, die er vom eigenen Verlag gemacht hatte, hielt er sich doch verpflichtet, auch die naturhistorischen Werke seines Freundes Forskål herauszugeben. Dieser Freundschaftsdienst hat ihm, da der Debit unglaublich klein war, von allen seinen Unternehmungen dieser Art den größten Verlust verursacht. Weder konnten die Handschriften, so wie sie ungeordnet vorhanden waren, gedruckt werden, noch mein Vater es unternehmen, sie zu redigieren, da er in der Naturwissenschaft ein Fremdling und der lateinischen Sprache wenig mächtig war. Er übertrug das Geschäft einem schwedischen Gelehrten und bezahlte ihm dafür ein sehr bedeutendes Honorar. Dieser Schwede war ein seltsamer Mensch und drang unter andern meinem Vater auf, sich gefallen zu lassen, daß die Vorrede in seinem Namen erschien, eine Nachgiebigkeit, welche ihn nachher sehr verdrossen hat.

Schon mutloser durch die bedeutenden Summen, welche er bei dem Verlage zugesetzt oder doch auf geraume

Zeit versteckt hatte, zögerte er etwas länger mit der Herausgabe des zweiten Bandes der Reisebeschreibung, welcher erst 1778 erschien. Nach seinem Plan hatte die Reise in demselben geschlossen werden sollen, er brach aber mit seiner Ankunft zu Haleb ab.

Das übrige der Reise sollte den dritten Band bilden, welchen er damals bald folgen lassen zu können glaubte, aber schuldig geblieben ist; daher er so oft und viel wegen desselben von Freunden und Verehrern gemahnt worden. Die Ursachen, wodurch der Druck desselben verhindert worden, werden sich aus dem weitern Verfolg der Erzählung ergeben.

Mein Vater lebte zu Kopenhagen sehr zufrieden in seiner Familie und mit einer kleinen Zahl Freunde; denn der Verlust, welchen des Grafen Bernstorffs Entfernung für ihn veranlaßte, war nicht wieder ersetzt worden. Mißverständnisse und Entzweiung störten einige Zeit nachher seine äußere Zufriedenheit: und wie Verdrießlichkeiten überhaupt ihm einen Aufenthalt und eine Lage leicht völlig verhaßt machen konnten, so fing er an, sich von dem Ort wegzusehnen, wo er seit zehn Jahren angenehm gelebt hatte, als er überdies vernahm, daß der General Huth die Absicht habe, ihn nach Norwegen zu senden, um an der geographischen Vermessung des Landes als Ingenieur zu arbeiten. Diese Sendung war ihm höchst zuwider; auch wollte er sich ungern von seiner Familie trennen und konnte sie doch nicht in die wilden norwegischen Gebirge mit sich nehmen. Er suchte daher den Militärdienst zu verlassen und eine Anstellung in Holstein in Zivilgeschäften zu erlangen.

Die Regierung zeigte sich auch hier seinen Wünschen geneigt, und ihm ward die Landschreiberei zu Meldorf erteilt, ein Amt, dessen Geschäfte damals nicht sehr lästig waren.

Er kam im Sommer 1778 mit den Seinigen an diesem Orte an, den er bis zu seinem Tode bewohnte und der für mich die eigentliche Vaterstadt ward.

Meldorf, in der alten Republik Ditmarschen Stadt und Hauptort, reich und bevölkert, ist durch zweimalige Einnahme, Plünderung und Einäscherung sowohl in dem bestraften als in dem gelungenen Unterjochungskriege, dann durch harte Bedrängung im Dreißigjährigen Kriege und durch Nahrungslosigkeit im allgemeinen Verfall, worin die Landschaft von 1628 bis zur Steigerung der Getreidepreise um 1790 schmachtete, ganz heruntergekommen und verödet. Manche Reste der alten guten Zeit erinnern den, der ihre Geschichte kennt, wehmütig an diese unwiederbringlich verlornen schönen Tage. Still und verlassen, wie der Ort war, fehlte es damals dort für einen Mann von der Art meines Vaters an einem Umgang, der gerade ihm angemessen gewesen wäre.

Er richtete sich indessen für das Leben ein, baute sich ein Haus, welches seinem Charakter durch altväterliche Stärke der Mauern entspricht, und pflanzte sich einen Garten, von dessen Bäumen er, damals kränklich, kaum erwartete, Obst zu pflücken, deren größere Zahl er aber überlebt hat. Unter diesen Beschäftigungen und während er sich mit dem Lande bekannt machte, vergingen einige Jahre, in denen er schon die Beendigung seines Werks aus den Augen zu verlieren anfing, welches ihm auch durch die zunehmende Übersicht des daraus erwachsenen Verlustes und durch die große Gleichgültigkeit, die darüber in Deutschland herrschte, immer schmerzlichere Empfindungen gab.

Vieles vereinigte sich damals, seine Heiterkeit zu verdüstern. Er selbst, als geborner Marschmann, befand sich wohl in der dithmarsischen Luft, aber meine Mutter litt wie alle Fremden an Fiebern, und die zarte Gesundheit ihres reizbaren Körpers ward durch und durch zerrüttet.

Wohltätig und erfreulich war es daher für ihn, daß [Heinrich Christian] Boie als Landvogt einige Jahre später als er nach Meldorf kam. Der Herausgeber des «Deutschen Museums» stand in sehr ausgebreiteten literarischen Beziehungen, welche damals einen jetzt unbekannten Grad der Lebhaftigkeit hatten. Er war sehr reich an persönlichen Bekanntschaften; das eine und das andere führte meinem Vater mancherlei auch für ihn interessanten Stoff der Gemütsbeschäftigung herbei. Es entstand zwischen beiden Männern und, als Boie sich verheiratete, zwischen beiden Häusern ein sehr vertrauter und täglicher, in die stetige Lebensordnung verwebter Umgang. Durch und bei Boien ward mein Vater auch mit anderen bekannt, welche sonst den entlegenen Landeswinkel nicht besucht haben würden; so ward [der Dichter und Homer-Übersetzer Johann Heinrich] Voß sein Bekannter und Freund.

Ein anderer und nicht geringer Vorteil, der aus Boiens Wohnen zu Meldorf entstand, war, daß dieser eine sehr schöne und reichhaltige Bibliothek besaß und durch die Herausgabe des «Museums» fortwährend vermehrte, deren größerer Teil freilich meinem Vater fremdartig und gleichgültig war, die aber doch daneben sehr vieles enthielt und aufnahm, was ihn interessierte und beschäftigte.

Folge des nämlichen Verhältnisses war, daß er bewogen ward, manche Aufsätze, zu denen die Zeitumstände Veranlassung gaben, für das «Museum» niederzuschreiben und Abhandlungen, die für den dritten Teil ruhten, zur Einrückung in dasselbe zu überlassen. Das letzte ist in mehr als einer Hinsicht nachteilig gewesen. Es vernichtete immer mehr jeden Vorsatz, den fehlenden Band herauszugeben, löste auch seinen Inhalt auf und zerstreute ihn – es war immer so viel von dem, was darin als neu und wichtig erscheinen sollte, vorweg hingegeben.

Unterdessen wuchsen seine Kinder heran, und er beschäftigte sich mit unserem Unterricht. Uns beide unterwies er in der Geographie und erzählte uns vieles aus der Geschichte: mich lehrte er Englisch und Französisch, auch etwas Mathematik. Grammatisch war sein Unterricht durchaus nicht; er besaß die Sprachen, soweit er sie kannte, durch Anschauungen und Totaleindrücke.

Ich erinnere mich sehr lebhaft mancher Erzählungen vom Weltgebäude und vom Orient aus den Kinderjahren, wenn er den Knaben besonders abends vor dem Schlafengehen auf den Knien hielt und ihn damit anstatt Märchen speiste. Die Geschichte Mohammeds, der ersten Khalifen, namentlich Omars und Alis, für die er die tiefste Verehrung hatte, die der Eroberungen und Ausbreitung des Islam, die der Tugenden der damaligen Heroen des neuen Glaubens, die Geschichte der Türken, prägten sich mir früh und mit höchst anmutigen Farben ein.

Er wünschte ursprünglich nichts anderes, als daß ich sein Nachfolger in Reisen im Orient werden möchte. Aber der Einfluß einer sehr zärtlichen und ängstlichen Mutter auf meine physische Erziehung verdarb diesen Plan in seiner Grundlage.

Im Winter auf 1788 sandte ihm Herder die kleine Schrift «Persepolis», deren Inhalt ihn ungemein ansprach und, da sie ihn so ansprach, um so erfreulicher als das erste nach manchen Jahren vernommene Zeichen, daß er von den Landsleuten nicht vergessen sei, fast überraschte. Von der Zeit an wurden Merkmale der Anerkennung, auch in Deutschland, immer weniger selten.

Der Türkenkrieg, welcher um jene Zeit ausbrach, beschäftigte ihn lebhaft und veranlaßte mehrere Aufsätze. So warm er die Araber liebte, und obwohl im Grunde nach seiner Eigentümlichkeit die Araber von Medina, Bagdad und Córdoba unter den Khalifen eigentlich die

Leute nach seinem Herzen waren, so sehr haßte er die hoffärtigen starren Türken – auch als Tyrannen seine Araber –, und er wünschte herzlich, daß sie aus dem Segenslande vertrieben werden möchten, welches unter ihnen zur Wüste wird.

Die Erscheinung der lange erwarteten Bruceschen Reise [«Travels to discover the sources of the Nile, 1768–1773» von James Bruce] war ein Ereignis in unserm einförmigen Leben. Mein Vater hatte nie zu den übertriebenen Zweiflern gehört, die bestreiten wollten, daß Bruce in Abyssinien gewesen sei. Er las ihn ohne vorgefaßte Meinung. Er zeigte in einem dem neuen «Deutschen Museum» mitgeteilten Aufsatze, daß Bruce die angeblichen Polhöhebestimmungen auf dem arabischen Meerbusen geradehin von ihm abgeschrieben, daß die Unterredung mit Ali Bey handgreiflich erdichtet sei und ebenso die angebliche Reise über das Rote Meer in die Gegend von Bab el Mandeb sowie eine ähnliche auf der Küste südlich von Kossir. Übrigens aber erklärte er auch, daß neben diesen groben Unwahrheiten andere Teile der Reise ein Gepräge völliger Zuverlässigkeit trügen und dreist geglaubt werden dürften.

Ich verlasse einigermaßen die chronologische Ordnung, um von seinem Briefwechsel mit zwei vortrefflichen französischen Gelehrten zu reden, der allerdings, wenn ich nicht irre, mehrere Jahre später anfing. Silvestre de Sacy hatte bei seiner Entzifferung der Pehlwi-Inschriften von Nakschi-Rustam die unübertreffliche Genauigkeit der Abzeichnungen meines Vaters kennengelernt, und dieser, der für den Verfasser jenes philologischen Meisterwerks die höchste Achtung faßte, fühlte sich ihm dankbar, weil seine, solange sie unerklärt blieb, doch tote Arbeit nun ins Leben gerufen war. Zwischen zwei gegeneinander so verpflichteten Gelehrten entstand leicht ein angenehmer Briefwechsel. Silvestre de Sacy arbeitete damals an der zu-

sammengezogenen Übersetzung des Bark el Jemen («Geschichte der türkischen Eroberung dieses Landes»). Bei dieser Arbeit hatte er meines Vaters Geographie in der Beschreibung von Arabien und seine Karte vom Reich des Imams angewandt und hatte das erstaunenswürdige Resultat gefunden, daß dadurch alle Orte, die in jenem Geschichtsbuch genannt werden, bis auf zwei Dörfer in Tehama genau bestimmt waren.

An diesen Briefwechsel schloß sich in der Folge ein andrer und entsprang aus demselben, der ebenfalls meinem Vater sehr wert war, mit dem gelehrten, tätigen und richtigsehenden Geographen Barbié du Bocage. Dieser erbat von ihm und erhielt Materialien zu einer Karte von Natolien: sowohl astronomische Ortsbestimmungen als Itinerarien, die mein Vater nach Angabe der Führer der Saumtierkarawanen niedergeschrieben hatte.

Im November 1792 kam mein Vater durch eine Pleuresie dem Tode nahe und erholte sich nur sehr langsam. Bei sehr großer Vollblütigkeit hatte das unbewegliche Leben so vieler Jahre ihm schwere Krankheit und längere Zerrüttung der Gesundheit bereitet. Im folgenden Jahr spie er Blut. Er war nicht krank, aber höchst unlustig und unheiter, engbrüstig, und ging mit großer Beschwerde. Ein andres Übel machte ihn noch besorglicher. Es hatte sich schon vor mehreren Jahren unter dem rechten Auge ein rätselhaftes, warzenartiges Gewächs gebildet, welches langsam, aber beständig um sich griff, durch alle angewandte Mittel gereizt und verschlimmert ward und den befragten Wundärzten um so bedenklicher erschien, da sie die Exstirpation nicht wagen durften. Nach vielen Jahren Sorge und Plage geriet man endlich 1796 auf ein Mittel, wodurch es mit der Wurzel aufgelöst und weggeschafft ward.

Überhaupt wandte sich seine Gesundheit und Stimmung, als er das sechsundsechzigste Jahr zurückgelegt,

äußerst glücklich. Ein Zufall bewog ihn, Moorländereien eine Stunde Weges von seinem Wohnort anzukaufen und ihre Urbarmachung zu unternehmen. Es erfrischte ihn, zum Beruf seiner Jugend zurückzukehren: Er entwarf sich Urbarmachungspläne, betrieb sie mit jugendlichem Eifer und verhieß sich den schönsten Erfolg – pflanzte Bäume, zog Abwässerungsgräben und kaufte sich allmählich eine große Besitzung zusammen. Der Erfolg täuschte seine Hoffnungen, viel Geld ward auch hier verloren. Doch darf man das in diesem Fall kaum sagen; denn nicht nur ist doch manches bleibend verbessert und brauchbar geworden, das Alter meines Vaters ist ohne Zweifel dadurch verlängert und erheitert worden. Durch diese Beschäftigungen ward manches um ihn her, worauf er sonst gleichgültig gesehen, ihm interessant, und sein Talent der Beobachtung und Erkundigung fand eine erfreuliche Anwendung und Nahrung. Er erforschte die Agrikultur der Geest und Marsch in unsrer Landschaft und den benachbarten jenseits der Flüsse mit größter Umständlichkeit.

Jene Beschäftigungen zerstreuten ihn über ein Unglück, welches ihn, ehe er sie ergriff, einige Jahre lang sehr getrübt hatte. Die Kupferplatten sowohl der erschienenen Werke als die für den noch ungedruckten Teil schon vollendeten waren zu Kopenhagen in dem Hause eines Freundes niedergelegt, welches in dem großen Brande im Junius 1795 eingeäschert ward. Alle diese Platten wurden zerstört; und damit fiel ihm der Mut, den noch fehlenden Teil hinzuzufügen, gänzlich.

Zwar zeigte sich bald nachher eine Gelegenheit, seinen Inhalt, wenn auch nicht für Deutschland, bekanntzumachen. In England, wo er so allgemein gekannt war, daß fast jeder, der mich nennen hörte, sehr genaue herzliche Fragen über den Vater tat, erkundigte man sich sehr angelegentlich, ob er nicht diesen Band dort in englischer Spra-

che herausgeben wolle? Er lehnte dies ab, teils weil er sich die Anfertigung einer mir zum Übersetzen zuzusendenden Abschrift schwieriger dachte, als sie war, teils aber auch, weil er bei aller Herzlichkeit für England es für unrecht und ungeziemend hielt, den Schluß des Werks nicht in Dänemark, dem es durch die Regierung, der es seine Entstehung verdankte, angehörte, und nicht in deutscher Sprache zuerst erscheinen zu lassen. Noch späterhin wurden mir die nämlichen Anträge mehr als einmal wiederholt; zuerst 1802, und da ich voraussah, daß er die deutsche Ausgabe nicht mehr besorgen werde, und da er damals über seine Längenbeobachtungen vollkommen beruhigt war, so lag ich ihm dringend an, mir die Handschrift zu senden und die Übersetzung zu erlauben. Ich beabsichtigte damit eine Übersetzung der von ihm unter andern Handschriften übersandten, auf der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen befindlichen Geschichte von Zebid zu verbinden, welche eine vollständige Geschichte von Jemen seit der Trennung vom Khalifat, das Mittelalter hindurch, enthält, ferner aus Forskåls so schmählich versäumten naturhistorischen Werken das nicht Botanische auszuziehen und eine allgemeine Karte von Arabien auszuarbeiten. Mein Vater beharrte auch damals bei seiner Weigerung, doch hat sie ihn nachher gereut.

In der Zachschen monatlichen Korrespondenz fand er Ansichten und Urteile über das Mayersche System der Längenbeobachtungen, welche er, da die weitere Entwicklung der Wissenschaft ihm in dem entlegenen Winkel unbemerkt geblieben war, wenig erwartete. Erfreulich überrascht machte er Herrn von Zach mit dem Dasein seiner eigenen Beobachtungen, der allerfrühsten, die nach diesem System unternommen worden, bekannt und erbot sich zu deren Mitteilung. Dieser Schatz für die Geographie Asiens findet sich jetzt in der Korrespondenz niedergelegt.

Die Beruhigung, nicht vergebens gearbeitet zu haben und nicht verkannt zu bleiben, versüßte sein Alter. Er erfreute sich auch der Auszeichnung, die ihm im Jahre 1802 durch die Wahl zum auswärtigen Mitgliede des französischen Instituts [Académie française] zuteil ward.

Ein anderes erfreuliches Ereignis um jene Zeit war, daß die Gnade Seiner Majestät, des jetzt regierenden Königs [Friedrich VI.], damaligen Kronprinzen von Dänemark, ihm eine der seit seiner Anstellung in Holstein entstandenen Teurung angemessene Gehaltszulage erteilte.

Er hatte sich, seitdem dieser Fürst die Leitung der Regierung übernommen, seiner besonderen Gnade zu erfreuen gehabt, ohne sie noch jemals zu irgendeiner Begünstigung für sich in Anspruch genommen zu haben. War nun auch der ruhmvolle Gelehrte zunächst Gegenstand dieses Wohlwollens, so verdiente der Beamte es nicht minder. Seine größtenteils nur in Hebungen und Rechnungsführung bestehenden Amtsgeschäfte waren wahrlich nicht erfreulich noch einem Manne wie er eigentlich angemessen. Er entledigte sich ihrer aber mit unverdrossener Emsigkeit und Treue. Unter den ihm übertragenen Geschäften war doch eines, welches ihn durch sich selbst anzog und auch für zweckmäßige Maßnehmungen ein weiteres Feld eröffnete, die Verwaltung der Außendeiche. Er sann darauf, den Anwachs derselben vorzüglich vermittelst Durchdämmung der Prielen oder Spranten (wie wir diese bei der Elbe nicht austrocknenden Arme der Fahrwässer nennen) zu befördern und zu beschleunigen, und war mit Vorstellungen und Berichten rastlos, um Genehmigung und Gelder zur Ausführung solcher Arbeiten zu erlangen, deren Kosten allerdings nicht immer schnell durch mehreren Ertrag erstattet wurden.

Von den ersten Jahren seiner Amtsführung, seit Verordnung der Quartprozent-(Hypotheken-)steuer bis zum Jahr

1802 waren seine Geschäfte ziemlich unverändert geblieben: von da an vermehrten sie sich in dem Verhältnis, wie die Bedürfnisse der Finanzen zur Ausschreibung neuer Steuern Veranlassung gaben. Die erste von der immerfort angewachsenen Menge war die Grund- und Benutzungssteuer, für welche die alten Landbücher ganz beiseite gesetzt wurden und ein neuer Kataster angefertigt werden mußte. Um den Umfang dieses Geschäfts zu ermessen, denke man sich einen Distrikt mit 24 000 Einwohnern, alles Landleuten, wo nur Bauerneigentum und dieses großenteils in um so kleinere Besitzungen geteilt vorkommt, je fruchtbarer die Marsch ist. Mein Vater revidierte selbst die Abschätzungen, vernahm und entschied über die Reklamationen. Er arbeitete im einundsiebenzigsten und zweiundsiebenzigsten Jahre seines Alters bis tief in die Nächte. Er ließ sich durch das Abnehmen seines Augenlichts nicht dabei aufhalten. Die Leser werden sich erinnern, wie seine Augen durch die Abzeichnungen bei Persepolis gelitten hatten: Einen plötzlichen und noch verderblicheren Stoß hatten sie durch eine unglückliche Unvorsichtigkeit bei einer Sonnenbeobachtung erhalten, wo er versäumt hatte, gefärbtes Glas vorzuschieben. Auch Ägypten und die Wüste hatten in dieser Hinsicht bleibende Folgen hinterlassen. Die der Nachtarbeiten waren unheilbar. Bald ward ihm das Lesen unmöglich, und zum Schreiben bedurfte er ungewöhnlicher Erhellung, aber auch so schweiften oft die Zeilen ineinander.

Dies Erblinden, über dessen unaufhaltsames Fortschreiten er sich selbst nicht täuschte, machte ihn sehr bekümmert, zumal da es ihn bald in die Notwendigkeit zu versetzen drohte, sein Amt niederzulegen. Das Schicksal fügte glücklich, daß er dieser entgehen konnte.

Meine Mutter war nach vieljährigen asthmatischen Leiden, die in langwieriger Brustwassersucht endigten, im

Dezember 1807 gestorben. Ihre Tochter und ihre verwitwete Schwester, die seit zwölf Jahren wieder bei ihnen lebte, waren, entbunden von den ausschließenden Sorgen dieser einzigen Krankenpflege, jetzt frei, für den schon hilfsbedürftigen Greis ganz zu leben. Meine Schwester beschränkte sich nicht allein darauf, sie übernahm die Geschäfte, welche er selbst nicht mehr besorgen konnte. Dies war aber nicht hinreichend, als sein Gesicht immer mehr erlosch, und was er mit größter Mühseligkeit geschrieben, fast ganz unleserlich ward.

Wir und alle seine Freunde erkannten es als eine der schönsten Belohnungen seines edlen und nützlichen Lebens, daß sich ein Freund fand, welcher mit der Ergebenheit und Liebe eines Sohns die Geschäfte seines Amts übernahm. Seinen jetzigen Nachfolger Gloyer hatte ein sehr gründliches und lebhaftes Interesse an Länderkunde, dem wir seine vorzüglich über das indische Steuerwesen so gehaltreichen und belehrenden Fragmente über Ostindien verdanken, zur Bekanntschaft meines Vaters geführt und diesem seine Gesellschaft so lieb gemacht, daß er, da sein neuerworbener Freund von keinen andern Pflichten abgehalten ward, demselben antrug, sein Hausgenosse und Gehilfe zu sein. Gloyer gewährte ihm diesen Wunsch und die Kammer (September 1810) meines Vaters Gesuch, daß sein Freund offiziell als sein Amtsgehilfe anerkannt werde. Dieser teilte die Geschäfte mit meiner Schwester. Seine Amtsgeschäfte wurden ihm übrigens nicht fremd. Er hielt ihren Faden ununterbrochen, als er schon lange blind war: Alles ward ihm vorgelesen und mit ihm beraten. In Gloyers Gespräch und täglichem Umgang lebte manches verloschene Bild des Orients wieder auf, und durch seine Erzählungen und Vorlesungen vernahm er den Inhalt neuer Reisebeschreibungen und Nachrichten. Dies war für ihn ohne Vergleich der anziehendste Genuß.

Zu den glücklichen Erheiterungen seines Alters gehörte auch der stete Umgang mit einer an seinen Wohnort gezogenen und zunächst verwandten Familie, deren Glieder ihm wie Kinder und Enkel waren. Allgemein geliebt, zählte er auch manche anderen Freunde, deren Umgang ihm wert war. Aber diese vielfache Erheiterung des Gemüts tat auch um so mehr not, je schwerer sich Altersbeschwerden an seinem Körper äußerten. Er hatte bei phlegmatischer Konstitution einen starken und sehr blutreichen Körper, für den Aderlässe um so unentbehrlicher waren, je mehr seine Natur sich vieljährig daran gewöhnt hatte. Unglücklicherweise faßte er den Gedanken auf, er müsse diese seines hohen Alters wegen unterlassen, ließ sich auch durch alle Warnungen und Vorstellungen nicht davon abbringen, ihn zu befolgen, bis Schwindel, schlagartige Betäubungen und Blutspeien die dringendste Gefahr herbeigeführt hatten. Diese Zufälle, welche um die Zeit des Todes meiner Mutter anfingen, kehrten nachher, so oder so, fast jeden Frühling und Herbst wieder, bis er im Oktober 1813 von einem fürchterlichen Nasenbluten oder vielmehr einem Blutsturz durch die Nase befallen ward, den seine gewaltige Natur dennoch aushielt.

Eines von den Symptomen der wachsenden Altersschwäche und eine Folge der schon erwähnten schlagähnlichen Zufälle war Schwäche in einem Schenkel, die mehrmals einen Fehltritt und Fall veranlaßte. Diese Unannehmlichkeiten waren indessen ohne Folge geblieben, bis ein unglücklicher Fall (Anfang März 1814) eine Verletzung des rechten Schenkels und bleibende Lähmung desselben zur Folge hatte. Wohl hielt er lange an der Hoffnung fest, hergestellt zu werden; aber so außerordentlich war seine Geduld, daß selbst das sich aufdrängende Mißtrauen gegen diese Hoffnung seine wahrhaft heilige Gelassenheit und Resignation nicht stören konnte.

So fanden wir ihn im Herbst 1814, und ein liebenswürdigeres Bild konnte den wieder von ihm Getrennten nicht bleiben. Alle seine Züge mit den erloschenen Augen hatten den Ausdruck des höchsten müden Alters einer äußerst starken Natur: Einen ehrwürdigeren Anblick konnte man nicht sehen. Er war unveränderlich guter Laune und wiederholte oft, wie gern er nun heimgehen würde, da alles, was er zu erleben gewünscht, vollbracht sei.

Ein noch ganz unzerrissener, zahlreicher Familienkreis war um ihn versammelt, und er, wenn nicht einmal ein Tag besonderer Unpäßlichkeit störte, der veränderten Zeiten herzlich froh und gesprächig. Es gelang uns, ihn zu anhaltenden Erzählungen von seiner Reise zu veranlassen, die er diesmal mit besonderer Reichhaltigkeit und Lebendigkeit vortrug. So sprach er einmal viel und ausführlich von Persepolis und bezeichnete die Wände, an denen sich die Inschriften und Basreliefs, wovon er redete, befänden, so wie man es über ein vor wenigen Tagen besuchtes Gebäude angibt und darin zurechtweist. Wir konnten unser Erstaunen nicht verschweigen. Er sagte uns, wenn er so blind in seinem Bette liege, so träten ihm die Bilder seiner Anschauungen des Orients vor die Seele; also sei es ja kein Wunder, daß er davon wie von gestern reden könne.

Noch einmal, im Anfang des Winters, brach ein so heftiges Nasenbluten aus, daß die Umgebenden seinen Tod erwarteten; aber auch dieses überstand er. Gegen Ende April 1815 hatte sich die schon lange vorhandene Verschleimung der Brust sehr verschlimmert. Sein freundschaftlicher Arzt erleichterte den nach der Meinung der Seinigen mehr quälenden als gefährlichen Zustand. Er ließ sich gegen Abend am 26sten April 1815 noch vorlesen und erkundigte sich mit voller Besinnung, schlummerte wieder ein und verschied ohne Kampf.

Eine Menge Männer aus allen Orten der Landschaft be-

gleiteten seine Leiche. Bei Menschengedenken war niemand dort so allgemein betrauert gestorben.

Er hat ein Alter von zweiundachtzig Jahren und sechs Wochen erreicht.

Er war dänischer Etatsrat, Ritter des Dannebrogs vierter Klasse, Landschreiber in Süderdithmarschen, Mitglied der Göttinger Societät der Wissenschaften, der schwedischen, der norwegischen, der naturforschenden Gesellschaft, auswärtiger Assoziierter des französischen Nationalinstituts.

Von Körperbau war er fast unter mittlerer Statur, sehr stark und stämmig gebaut, bis zum vierzigsten Jahr hager, nachher untersetzt und wohlbeleibt. Seine Gestalt und Haltung, das starke Haupt, der mächtige Nacken, seine Bewegungen gaben ihm ein ganz orientalisches Ansehen. Vom Rücken gesehen, in morgenländischer Kleidung, besonders im Gespräch gehend, die Hände bewegend, unter Arabern würde ihn wohl niemand unterschieden haben. Dies ist mir öfter eingefallen, wenn ich Mauren aus der Barbarei auf der Straße nachgesehen habe.

Er war äußerst frugal, wozu er sich in seiner frühesten Jugend gewöhnt hatte, trank als Landmann nichts als Wasser und Milch. Er hatte keine Lieblingsspeisen außer der Bauernkost seiner Heimat.

Er war und blieb überhaupt sein ganzes Leben lang ein echter Bauer mit allen Tugenden und auch mit den kleinen Fehlern seines Geburtsstandes. Unleugbar war er wohl eigensinnig, und ihm einen festgefaßten Gedanken auszureden war sehr schwer; er kehrte immer zu demselben zurück.

Sein Charakter war ganz makellos, und seine Sitten äußerst streng und rein. Er war in allen Verhältnissen anspruchslos und aufopfernd.

Er war ganz auf Anschauung und Wahrnehmung gerichtet. Abstraktion und Spekulation waren seinem Wesen

entgegen, er mußte alles konkret fassen. Bei Schriften war er über die Wahrheit des Inhalts äußerst streng: die einfachste Form war ihm die liebste. Poesie, außer Homer in Vossens Übersetzung und Hermann und Dorothea und gesungenen Liedern, war ihm fremdartig. Fieldings und Smollets Romane liebte er, andere hat er nie gelesen. Architektur interessierte ihn, die bildenden Künste ließen ihn gleichgültig. Musik liebte er.

Anerkennungen seiner Verdienste von Sachkundigen wie Reiske, Silvestre de Sacy, Rennell konnten ihm große Freude machen. Für Scheinehren aber und für Eitelkeit war er ganz unzugänglich. Die von dem Minister Guldberg ihm angebotene Adelung hat er abgelehnt. Das adeliche Prädikat, welches er nach der für die dänische Armee geltenden Sitte als Ingenieuroffizier führte, veranlaßte einen Verwandten, ihn zu fragen, ob er sich habe adeln lassen. Nein, antwortete er, ich würde meine Familie nicht so beleidigen. Er urteilte, daß, wer dies täte, seine Abstammung nicht für hinreichend ehrenvoll halten müsse.

Er hat seiner Familie eine bleibendere Nobilität gestiftet und hinterlassen. Noch immer kehrt kein Reisender aus dem Orient zurück ohne Bewunderung und Dankbarkeit für diesen Lehrer und Führer, den vornehmsten aller Reisebeschreiber des Orients. Keiner von allen, die ihm bis jetzt gefolgt sind, hat ihm verglichen werden können; und wir mögen wohl fragen, ob er je einen Nachfolger finden wird, der die Beschreibung von Arabien vollenden und neben ihm genannt werden könne?

Anhang

[illegible] Hermann und Dorothea und gesungenen Liedern, war ihm feindselig. Fieldings und Smollets Romane liebte er, andere hat er nie gelesen. Architektur interessierte ihn, die bildenden Künste ließen ihn gleichgültig. Musik liebte er [illegible]

Anerkennungen seiner Verdienste von Sachkundigen wie Reiske, Silvestre de Sacy, Rennell konnten ihm große Freude machen. Für Schmeicheleien aber und für Eitel[illegible] war er ganz unzugänglich. Die von dem Minister [illegible] berg ihm angebotene Adelung hat er abge[illegible]. Das [illegible] che Prädikat, welches er nach der für die [illegible] geltenden Sitte als Ingenieuroffizier führte, veranl[illegible] den Verwandten, ihn zu fragen, ob er sich habe adeln lassen. Nein, antwortete er, ich würde meine Familie dadurch beleidigen. Er urteilte, daß, wer dies täte, seine Abstammung nicht für hinreichend e[illegible] halten müsse.

Er hat seiner Familie [illegible] Nobilität gewonnen und hinterlassen. Noch immer kehrt kein Reisender aus dem Orient zurück ohne Bewunderung und [illegible] für diesen Lehrer und Führer aller vornehmsten [illegible] Forschungsreisenden des Orients. Keiner von allen, die ihm bis jetzt gefolgt sind, hat ihm verglichen werden können; und wir mögen wohl fragen, ob er je einen Nachfolger finden wird, der die Beschreibung von Arabien vollenden und neben ihm genannt werden könne?

Editorische Notiz

Die vorliegende Ausgabe beruht auf den Erstausgaben der dreibändigen «Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern» von Carsten Niebuhr, deren ersten beiden Bände, von Niebuhr selbst finanziert und verlegt, 1774–1778 in Kopenhagen erschienen, während der dritte Band, herausgegeben von J. N. Gloyer und J. Olshausen, erst 1837, zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tod, veröffentlicht wurde.

Das ursprünglich knapp 1400 Seiten umfassende Werk wurde der leichteren Zugänglichkeit wegen um etwa ein Drittel gekürzt, wobei von den Kürzungen in erster Linie Niebuhrs umfangreiche Tabellenwerke über seine Wetterbeobachtungen und Reiseentfernungen betroffen waren sowie einige nachgeschobene Exkurse und Beifügungen aus fremder Hand wie etwa ein von ihm übersetzter Bericht über die «Reisen eines Holländers auf verschiedenen Wegen in den Jemen». Des weiteren wurde vor allem in solchen Passagen gekürzt, die – wie etwa bei der Beschreibung der Reiserouten und mancher Altertümer – durch übergroße Längen und Wiederholungen die Lektüre ermüden und den Zugang zu dem verstellen, was den eigentlichen Reiz dieses Werkes ausmacht: Niebuhrs persönliche Beobachtungen und Erlebnisse, seine Mitteilungen über die «Sitten und Neigungen des Volcks», wie es in der königlichen Instruktion für die Teilnehmer der Expedition

heißt, seine Erfahrungen im Zusammenleben mit den Bewohnern der von ihm bereisten Länder, die er erfrischend vorurteilsfrei und mit der ihm eigenen Offenheit erzählt und die tiefe Einblicke in die arabische Mentalität erlauben, sowie die vielen von ihm gesammelten Nachrichten sowohl über zeitgenössische politische Ereignisse als auch über die Geschichte, die verschiedenen Religionen und Lebensweisen der Völker in diesem Raum.

Um den historischen Charakter des Werkes zu erhalten, wurde der Lautstand der Sprache weitestgehend erhalten, so etwa, wenn er von *Bauernmädgen* anstatt von Bauernmädchen spricht, wenn er *reisete* satt reiste schreibt, *ehmals* statt ehemals oder *darzu* statt dazu. Hingegen wurde die Schreibweise und Zeichensetzung durchweg dem heutigen Gebrauch angeglichen (*herrschen* statt herschen, *jetzt* statt jezt, *studieren* statt studiren, *drei* statt drey, *gibt* statt giebt, *Reichtum* statt Reichthum, *konträr* statt contrair usw.). Geändert wurde auch dort, wo Niebuhr einem heute veralteten Begriffsverständnis folgt und etwa eine *Moschee* als Mosqúee bezeichnet. Bei orientalischen Namen und Bezeichnungen wurde durchgehend auf eine Akzentsetzung verzichtet (*Reis effendi* statt Rêis effendi, *Imam* statt Imâm), da Niebuhr diese selbst nur inkonsequent handhabt; dagegen wurde die von ihm verwendete Grundschreibweise im wesentlichen beibehalten, da angesichts der großen Zahl von Namen und Begriffen eine moderne Transkription nicht möglich gewesen wäre. Vereinzelt wurde sie jedoch innerhalb der Anmerkungen am Ende des Bandes unternommen, wenn erläuternde Hinweise notwendig erschienen.

Außer einem Anmerkungsteil wurden zusätzlich in diesen Band aufgenommen ein einleitender Beitrag von Dr. Stig Rasmussen über die «Arabische Reise», den wir mit freundlicher Genehmigung des Verlags Boyens & Co.

dem Katalog zu der Ausstellung «Carsten Niebuhr und die Arabische Reise 1761–1767», die von November 1986 bis Februar 1987 von der Königlichen Bibliothek Kopenhagen in Zusammenarbeit mit dem Kultusminister des Landes Schleswig-Holstein in der Landesbibliothek Kiel veranstaltet worden war, entnommen haben, sowie ein biographisches Porträt Carsten Niebuhrs aus der Feder seines Sohnes, des berühmten Historikers Barthold Georg Niebuhr (1776–1831), das erstmals 1816 in den «Kieler Blättern» veröffentlicht wurde und hier in etwas gekürzter Form wiedergegeben wird. Sämtliche, die «Reisebeschreibung nach Arabien» begleitenden Abbildungen entstammen den Originalausgaben, wohingegen die Abbildungen auf den Seiten 2, 10, 14/15 und 36 dem obengenannten Katalog entnommen wurden.

Besonders gedankt sei an dieser Stelle dem Direktor der Kieler Landesbibliothek, Herrn Prof. Dr. Dieter Lohmeier, sowie dem Tübinger Orientalisten, Herrn Prof. Dr. Heinz Halm, für ihre freundliche Beratung und Unterstützung bei der Entstehung dieses Bandes.

Wolfgang Stammler

Anmerkungen

Seite

56 *450 deutsche Meilen:* 3375 Kilometer (eine deutsche Meile = 7,5 km)

59 *die beiden berühmten Jesuiten Herrn Pezenas und Herrn La Grange:* Esprit Pezenas (1692–1776), französischer Mathematiker, Hydrograph und Astronom, trat 1709 in den Jesuitenorden ein, wurde 1728 Professor für Hydrographie in Marseille, wandte sich 1749 der Astronomie zu und begründete den Ruhm der Marseiller Sternwarte. – Louis La Grange (1711–1783), französischer Mathematiker und Astronom, lehrte in Marseille und Mailand in den Jesuitenkollegien Mathematik und Astronomie.

61 *Orden:* Gemeint ist der in Jerusalem gegründete, im Jahr 1099 durch den Papst bestätigte Johanniterorden, der seit 1530 seinen Sitz auf Malta (deshalb auch Malteserorden genannt) hatte, wo er bis 1789 seine Selbständigkeit bewahren konnte.

62 *Kaputan Pascha:* Ehemalige Bezeichnung für den Oberbefehlshaber aller osmanischen Flotten.

64 *wo der Apostel Paulus Schiffbruch gelitten hat:* Neueste Untersuchungen widersprechen der Behauptung, daß Paulus je auf Malta gewesen sei; statt dessen habe er auf Kephallenia überwintert. Vgl. dazu den Artikel «Paulus war nie auf Malta» von Agnes Seppelfricke in «Die Zeit» Nr. 52 vom 23. Dezember 1988, worin die von dem historischen Geographen Heinz Warnecke in seiner Dissertation «Die tatsächliche Romfahrt des Apostels Paulus» (1987 erschienen als Band 127 der «Stuttgarter Bibelstudien» aufgestellte und bewiesene These als eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen der letzten Jahre auf dem Gebiet der Bibelforschung gewürdigt wurde.

65 *Bildnis des Grafen Roger:* Gemeint ist der normannische Graf Roger I. (1031–1101), der 1057 seinem jüngeren Bruder Robert Guiscard nach Italien folgte und durch die Vertreibung der Araber von Sizilien die Grundlagen für das spätere Königreich Sizilien unter seinem Sohn Roger II. schuf. Im Jahre 1090 entriß er den Arabern die Insel Malta.

66 *Insel Tenedos:* Heute die türkische Insel Bozca, nur wenige Kilometer vom türkischen Festland entfernt, wo Heinrich Schliemann in den Jahren 1870–1882 auf dem Hügel Hissarlik durch seine Ausgrabungen der archäologische Nachweis von Troja gelang.

72 *Pforte oder die Ottomanische Pforte:* auch Hohe Pforte genannt, bis 1924 die Bezeichnung für die türkische Regierung sowie für Hof und Palast des Sultans in Konstantinopel. Dieser Begriff leitet sich ursprünglich von der alten orientalischen Gewohnheit ab, wonach die Tore der Städte und königlichen Paläste zu Versammlungsplätzen und Gerichtsstellen benutzt wurden, wie das später noch in mittelasiatischen Ländern der Fall war, wo die Fürsten vor den Pforten ihrer Paläste Recht sprachen und Audienz erteilten. – Zur Zeit von Niebuhrs Reisen herrschte Sultan Mustafa III. (1757–1773), sein Großwesir war Koca Mehemed Ragip Pascha (1698–1763).
Aga der Janitscharen: Befehlshaber jener im Türkischen Yeni-Tscheri, «neue Truppe», genannten Fußtruppen, die seit 1329 aus christlichen, zum Islam bekehrten Kriegsgefangenen und geraubten Christenkindern, die zu Muslimen umerzogen wurden, gebildet wurde. Die Janitscharen waren für ihre harte Ausbildung berüchtigt und bildeten lange Zeit die Kerntruppe des osmanischen Heeres. Sie wurden 1826 aufgelöst.

78/79 *Republik Ragusa:* Die heutige jugoslawische Stadt Dubrovnik; sie bildete über dreieinhalb Jahrhunderte lang einen Freistaat mit aristokratischer Regierungsform. Nach der Besetzung durch französische Truppen infolge des Friedens von Preßburg (26. Dezember 1805) wurde die Republik wenige Jahre später durch ein Dekret vom 31. Januar 1808 aufgehoben und samt Dalmatien dem neugeschaffenen napoleonischen Königreich Illyrien einverleibt. Nach dem Frieden vom Paris 1815 fiel es an die Österreicher.

83 *Azimuthalkompaß:* Auch Peil-, Regel- oder Azimutkompaß; damit peilt man die Richtung irdischer oder astronomischer Objekte.
Dulcignotten: Einwohner von Dulcigno (Ulcinj), befestigte adriatische Hafenstadt im südlichen Teil von Montegrino.

85 *Proselyten zu machen:* Jemanden von einer Religion, Partei oder Meinung zu einer anderen bekehren.
Stelle eines Imams: 1) Vorbeter in der Moschee. 2) Oberhaupt der Gemeinschaft aller Muslime als Nachfolger des Propheten. Über die Frage der Rechtmäßigkeit des Imams spaltete sich die muslimische Gemeinschaft. Nach Auffassung der Sunniten ist der Kalif zugleich der Imam; dagegen erkennen die Schiiten nur Imame aus der Nachkommenschaft des Propheten an, wobei die schiitischen Sekten bezüglich Zahl und Person der Imame unterschiedliche Auffassun-

gen vertreten (Imamiten, Ismailiten, Zaiditen). 3) Titel des Herrschers von Jemen.

91 *der sogenannte Obeslisk der Kleopatra:* Zusammen mit dem weiter unten erwähnten andern Obelisk auch Nadeln der Kleopatra genannt; sie befinden sich heute in London und New York.

93 *Die sogenannte Pompejisäule:* So benannt, weil man hier im Mittelalter das Grab des Pompejus vermutet hatte; sie ist das größte noch erhaltene Monument aus dem alten Alexandria und gehört zu dem ehemaligen Serapeum, einem dem Gott Serapis geweihten Tempel aus der Zeit der Ptolemäer (323 – 30 v. Chr.).

95 *Astrolabium:* (griech. «Sternaufnehmer», Astronomischer Ring) ein von Ptolemäus beschriebenes astronomisches Instrument, mit dem einerseits Höhenmessungen ausgeführt werden konnten, das andererseits aber auch dazu diente, genaue Zeitbestimmungen durchzuführen.

112 *Kislar Aga:* «Aga der Mädchen», Titel des obersten Haremsbeamten des Sultans von Konstantinopel.

114 *Ludewig IX. gefangen wurde:* Dies geschah während seines Kreuzzuges in den Orient gegen die Sarazenen im Jahre 1250.

115 *Sandsjak:* (türk. Sandjak «Fahne, Standarte, Banner»), Militärprovinz; hier: örtlicher Militärbefehlshaber.

117 *nach dem Berichte des Abulfeda:* Abu l-Fidâ (1273 – 1331), Verfasser einer Weltgeschichte und eines Werkes über Geographie; erhielt 1310 vom ägyptischen Mamlukensultan die Statthalterschaft von Hama und den Sultantitel.

121 *die Verräterei des Mokaukas:* Bei der sagenumwobenen Gestalt des Mukaukis handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um den Bischof Kyros von Phasis im Kaukasus, der im Jahre 631 von Kaiser Heraklius als Patriarch und zugleich Haupt der gesamten Zivilverwaltung nach Alexandria entsandt wurde. Bei der Eroberung Ägyptens durch den Araberführer Amr ibn al-Âs in den Jahren 639–641 kam es Juli 640 zu der für die Araber siegreichen Schlacht von Heliopolis und der anschließenden Belagerung von Babylon (Alt-Kairo, Misr). Kyros, der sich in der Zitadelle befand, trat gegen eine starke Opposition im eigenen Lager in Unterhandlungen mit Amr und begab sich zur Ratifizierung des ausgehandelten Vertrages zum Kaiser nach Byzanz. Heraklius war aufs äußerste empört, Kyros wurde der Verräterei beschuldigt und verbannt. Bald darauf, im Februar 641, starb der Kaiser. Da nun alle Hilfe ausgeschlossen schien, kapitulierte die Zitadelle von Babylon am 9. April 641. Damit war Oberägypten in der Hand der Araber.

Kopten: Die arabisch sprechenden, christlichen Nachkommen der alten Ägypter; Angehörige der koptischen Kirche, zu der die Mehrzahl der in Ägypten lebenden Christen gehört. Die koptische Kirche führt ihren Ursprung auf den heiligen Markus zurück und beansprucht, die wahrhaft orthodoxe Kirche Ägyptens zu sein.

123 *Die Stadt Kahira ist, ..., schon im Jahr 358 oder 359 nach der Hedschra von Jaur (oder Dsjohar), dem General des fatemitischen Kalifen El moas, angelegt worden:* Hidschra (arab. «Weggehen») wird die Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina im Jahr 622 n. Chr. genannt. Mit ihr beginnt die islamische Zeitrechnung. – Der Fatimiden-Kalif al-Mo'izz (953–975 n. Chr.) eroberte Fes und Sizilien und verlegte, nachdem sein Feldherr Dschauhar (Dsjohar) 969 n. Chr. Ägypten unterworfen hatte, drei Jahre später, d. h. 972 n. Chr., seinen Hof nach dem neugegründeten Kairo.

Salah ed din: Sultan Saladin von Ägypten und Syrien (1138–1193), Sohn des Kurden Aijûb, löste die Herrschaft der Fatimiden ab und gründete 1171 die Dynastie der Aijubiden. Bekannt wurde er durch seinen Sieg über ein großes Kreuzfahrerheer bei Hittin am 3./4. Juli 1187 und seine Eroberung von Akka und Jerusalem. Er galt als ein großer, gerechter und um Ausgleich mit den Christen (Richard Löwenherz) bemühter Fürst.

128 *Benjamin von Tuleda:* Benjamin ben Jona aus Tuleda, der erste Europäer, der Asien als Kaufmann von 1160–1173 bereiste. Er hielt sich unter anderem im Jemen auf und reiste über Ägypten nach Katalonien zurück. Seine Reisenotizen («Massaoth schel Rabbi Binjamin»), der erste Bericht über die Sitten und Zustände der von ihm bereisten Länder und ihrer Bewohner, besonders der Israeliten, erschienen zuerst in Konstantinopel 1543 und danach in mehreren anderen Sprachen, darunter auch in deutsch.

Assab: (arab. azab, türk. azep, «Junggeselle») Name eines militärischen Korps aus Reitern und Fußsoldaten.

130 *der berühmte Brunnen Josephs:* Er wurde unter Sultan Saladin errichtet. Sein Name bezieht sich wahrscheinlich auf Saladin Jûsuf und nicht auf den biblischen Joseph, dessen Gefängnis man auf der Zitadelle suchte. Bis ins 17. Jahrhundert wurde der Brunnen nach der gewundenen Form seiner Treppe Schneckenbrunnen genannt. Sein viereckiger Schacht ist 88 m tief.

131 *Schafei, Hanefi, Hanbali und Maleki:* Der sunnitische Islam untergliedert sich in vier als rechtgläubig geltende Rechtsschulen: die Schafiiten (gestiftet von asch-Schâfi'î, gestorben 820), die den Hanefiten (gestiftet von Abû Hanîfa, gestorben 767) direkt entgegenstehen, indem sie den Gebrauch der Vernunft und der Philo-

sophie ganz ablehnen; die Malikiten (gestiftet von Mâlik ibn Anas, gestorben 795), die das Hauptgewicht auf die Reinheit der Religion legen, aber wie die Hanbaliten (gestiftet von Ahmad ibn Hanbal, gestorben 855) den Gebrauch der Vernunft zulassen, wo die Tradition schweigt. Alle vier Schulen erkannten bei ihren Entscheidungen folgende Stufenfolge an: Koran, Sunna oder Tradition, danach den Analogieschluß und schließlich den Konsens der Urgemeinde.

134 *Prinz Radziwill:* vermutlich Karl Radziwill (1734–1790), ein abenteuerlicher, ruheloser Mann, Großfeldherr von Litauen und einer der entschiedensten Gegner der polnischen Königs Stanislaus II. Poniatowski, wurde geächtet und lebte unter anderem einige Zeit in der Türkei.

135 *Litopolis:* Letopolis, 12 km nordwestlich von Kairo, das heutige Ausim.

136 *Derwische:* Wörtlich Bettler, Angehörige eines Derwischordens, dessen Lehren und Anschauungen auf der islamischen Mystik, dem Sufismus, beruhen. Wie die Sufis suchen sie teils durch geistige Versenkung, teils durch asketische und andere Übungen die Vereinigung mit Gott. Die Derwische sorgten selbst für ihren Lebensunterhalt oder wurden von Laienmitgliedern eines Ordens unterstützt. Sie hatten größeren Einfluß auf das religiöse Leben der Bevölkerung als die Berufstheologen. Sie waren als Seelsorger tätig, veranstalteten Feste und sorgten für die Unterstützung der Notleidenden.
Sultan Selim: Niebuhr meint hier wahrscheinlich Sultan Selim I. (geboren um 1470/71), der von 1512 bis zu seinem Tod 1520 regierte.

137 *22 dänische Zoll:* 1 dänisches (= preußisches) Zoll entspricht 2,6154 cm; 22 Zoll sind 57,5388 cm.
zur Zeit des Sultans Bebers: Der ägyptische Mamluken-Sultan Baibars I. (1260–1277).

138 *Nilmesser:* An der Südspitze der Insel Rôda befindet sich der im Jahre 715 von dem Omaijaden Sulaimân erbaute Nilmesser (Mikjâs), ein mit Quadern ausgemauerter Schacht, in dessen Mitte eine achteckige Säule mit eingemeißeltem Pegel in altarabischen Ellen steht. Er diente zum Messen des Wasserstandes; bei Erreichen einer bestimmten Höhe (15 Ellen) wurde das Zeichen zum Durchstich der Dämme an den Bewässerungsanlagen gegeben.

139 *Pharisäer:* Angehörige einer religiös-politischen Partei der Juden, die im 2. Jahrhundert v. Chr. entstanden ist. Sie hielten streng am Wortlaut des Mosaischen Gesetzes fest. In ihrer Lehre betonten

sie die Gleichstellung der überlieferten Auslegung des Mosaischen Gesetzes mit diesem selbst und seine genaue Anwendung. *Talmudisten:* Anhänger des Talmudismus, einer Denkungsart, die jeden Fall einer möglichen Gesetzesübertretung im voraus regelt, entsprechend dem Talmud, der bedeutendsten Zusammenfassung der Lehren, Vorschriften und Überlieferungen des nachbiblischen Judentums. Er besteht aus der Mischna, der Aufzeichnung der Religionsgesetze, und der Gemara, der Niederschrift der Diskussionen über die Mischna, und ist das Ergebnis einer rund tausendjährigen Denkarbeit (begonnen im 6. Jahrhundert v. Chr., abgeschlossen im 5. Jahrhundert n. Chr.). Er hat einen großen Einfluß auf das Judentum ausgeübt.
Karaiten: Karäer (hebr. Karaim «Bibelanhänger, Schriftgläubige»), Angehörige einer im 8. Jahrhundert von Anan ben David in Babylonien gegründeten Sekte, die die rabbinische Tradition verwarf und wieder zum Wortlaut des Mosaischen Gesetzes zurückkehrte. Kairo war lange Zeit Sitz ihres religiösen Oberhauptes.

140 *Der Pascha, der hier residiert, pflegt allezeit drei Roßschweife zu haben:* Statthalter einer türkischen Provinz (Paschalik) war in der Regel ein Pascha, der zugleich auch Befehlshaber der dortigen Streitkräfte war. Dabei gab es verschiedene Abstufungen: den vornehmsten Paschas wurden drei, den weniger angesehenen zwei Roßschweife vorangetragen. Später wurde Pascha auch der Titel für die obersten Beamten und Offiziere im Osmanischen Reich.
Diwan: Diwan bezeichnet ursprünglich eine Liste oder ein Register; später allgemein die Bezeichnung für Amt, Behörde, Ministerium.
Beys: Bey, Beg, («Herr») ein dem Namen nachgestellter türkischer Titel für höhere Beamte und Würdenträger oder auch von Angehörigen des regierenden Hauses.

141 *Kapidsji Baschi:* Kapudschi baschi («Chef der Pförtner»), Oberkämmerer am Hof des Sultans.
Kadi: Richter, der alle Streitsachen auf zivil- und strafrechtlichem Gebiet zu entscheiden hat und im Osmanischen Reich dem Scheich ul Islam, dem obersten Rechts- und Religionsgelehrten, untersteht.

142 *Mingrelien:* fruchtbare Küstenlandschaft Georgiens am Schwarzen Meer.

143 *Altermann:* Zunftältester, Vorsteher

144 *Monat Ramadan:* Islamischer Fastenmonat, währenddem in der Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gefastet wird; in der Nacht sind Speisen und Vergnügungen erlaubt.

156 *Moses Deuteronomium XI, 10:* «Denn das Land, in das du kommst, es einzunehmen, ist nicht wie Ägyptenland, von dem ihr ausgezogen seid, wo du deinen Samen säen und selbst tränken mußtest wie ein Garten ...»

169 *Scherif:* (arab. «edel») Titel der Nachkommen Mohammeds.

171 *Mufti:* Muslimischer Rechtsgelehrter, der nach religiösem Recht Gutachten abgibt.

Santons: Asket, Medizinmann, Zauberer, Heiliger. In Zedlers «Universallexicon» von 1742 werden sie als «eine Art von München unter den Türcken» beschrieben. «Die Türckischen Münche sind nach ihren verschiedenen Habiten, Lebens-Arten und Ordens-Regeln unterschieden. Einige unter ihnen thun ein Gelübde der Armuth, andere ein Gelübde der Keuschheit, und wieder andere ein Gelübde des stetigen Fastens und Enthaltung. Desgleichen sind einige, die sich gantz und gar einem beschaulichen Leben ergeben.»

175 *Natolien:* Anatolien

Drusen: Angehörige einer aus dem schiitischen Islam hervorgegangenen Sekte im südlichen Libanon, seit dem 18. Jahrhundert auch im Hauran (auch Dschebel ad-Drus, «Drusengebirge» genannt). Ihr Name geht auf einen gewissen Darasi zurück, der den Fatimidenkalifen al-Hakim (996–1021) als göttlich erklärte und deshalb von Ägypten nach Syrien fliehen mußte. Die Drusen haben eine feudalpatriarchalische Verfassung. Ihre Glaubenslehre wird von einem kleinen Kreis von Eingeweihten geheimgehalten.

191 *unter den Derwischen von dem Orden Mevlani:* Gemeint ist der Mewlewi-Derwischorden, der von dem persischen Dichter Dschelal ed-Din Rumi in Konya gegründet wurde und seitdem nach dessen Ehrennamen Mewlana («unser Herr») Mewlewi-Orden heißt. Seine Anhänger werden auch «tanzende Derwische» genannt, nach den Tänzen, die sie als Andachtsübung aufführen, um sich in mystische Verzückung zu versetzen.

201 *Derwische vom Orden der Kalendar oder Karendal:* Kalender, Name eines besonders in Mittelasien und Persien verbreiteten Derwischordens, dessen Gründer Kalender Jusuf el-Andalusi war. Die Mitglieder haben die Verpflichtung, immer zu wandern.

205 *Jakobiten:* Bezeichnung für die Monophysiten Westsyriens, die Anhänger der von Jakobus Baradaios (gest. 578) reorganisierten Syrisch-Orthodoxen Kirche, nach deren Lehre es in der Person Jesu Christi nur eine Natur gebe; bei der Vereinigung des göttlichen Logos mit dem Menschen Jesus sei die menschliche Natur

von der göttlichen absorbiert worden. Diese Lehre steht im Widerspruch zu jener der
Nestorianer: den Anhängern der Zwei-Naturen-Lehre des Patriarchen Nestorius von Konstantinopel (um 381–451), wonach der göttliche Logos und die vollkommene Menschennatur Jesu zwar eng verbunden, aber unvermischt sind. Ihr wichtigstes geistiges Zentrum wurde die mesopotamische Stadt Nissabin (s. Anmerkung Seite 704) bis zu ihrer Zerstörung im 13. Jahrhundert durch die Mongolen, der auch ihre Bibliothek zum Opfer fiel. Die verschiedenen nestorianischen Kirchen, die heute noch etwa 200000 Gläubige umfassen (überwiegend in Irak, Syrien und Iran), erscheinen unter den Bezeichnungen «Apostolisch-katholische Kirche des Ostens», «Assyrische» oder «Ostsyrische Kirche».

218 *weil wir sie nicht verstehen:* Die Hieroglyphen wurden 1822 von Jean-François Champollion (1790–1832) mit Hilfe der Inschriften auf dem Stein von Rosette entziffert.

248 *4. Buch Mosis XI, 34:* «Daher heißt die Stätte ‹Lustgräber›, weil man dort das lüsterne Volk begrub.»
4. Buch Mosis XXXIII, 38: «Da ging der Priester Aaron auf den Berg Hor nach dem Befehl des HERRN und starb dort im vierzigsten Jahr des Auszugs der Israeliten aus Ägyptenland...»

249 *Geschichte der Tamar:* vgl. 1. Mose 38,14: «Da legte sie die Witwenkleider von sich, die sie trug, deckte sich mit einem Schleier und verhüllte sich und setzte sich an das Tor von Enajim an dem Wege nach Timna ...»

266 *die den Titel Hadsjie von Mekka holen:* Haddschi, Ehrenname für einen Muslim, den er sich nach einer Pilgerreise nach Mekka beilegen darf.

280 *Kichja:* (türk. Kâhja), Vorsteher einer Kaufmannsgilde.

284 *Hassan ibn Ali:* Hasan (arab. «der Schöne») ältester Sohn des Kalifen Ali und Enkel Mohammeds.

291 *Imam:* Hier der Titel des Herrschers von Jemen.

298 *Stüver:* Stüber, alte holländische Münzeinheit

304 *Gebetshaus (Kubbe):* Hierbei handelt es sich um kleine, kuppelartig gebaute Kapellen über den Gräbern von islamischen Heiligen.

325 *Sekte Zeidi:* Zaiditen, Anhänger einer schiitisch-islamischen Sekte, die sich um Zaid ibn Ali als Imam bildete. Im Jemen gründete Ibn Husain im Jahre 901 auf der Grundlage des Zaidismus einen unabhängigen Staat, dessen zaidistische Imame bis 1962 dort herrschten. In dogmatischen und religiösen Fragen stehen die Zaidisten den Sunniten näher als andere schiitische Gruppen.

342 *reaumürisches Thermometer:* René-Antoine Ferchault de Réaumur (1683–1757), französischer Physiker und Zoologe, führte 1730 die Reaumur-Skala mit 80 Skalenteilen zwischen Gefrier- und Siedepunkt ein: 17,5 Grad Reaumur entsprechen 19,3 Grad Celsius.

fahrenheitischen Thermometers: Gabriel Daniel Fahrenheit (1686–1736), deutscher Physiker, verbesserte das Thermometer durch Füllung mit Quecksilber an Stelle von Weingeist und führte die Fahrenheitskala ein. In ihr wird der Gefrierpunkt des Wassers mit +32 Grad, der Siedepunkt mit +212 Grad bezeichnet. 71 Grad Fahrenheit entsprechen 21,6 Grad Celsius, 96 Grad Fahrenheit 35,5 Grad Celsius.

346 *Scharbock im Geblüte:* Scharbock ist die deutsche Form des lateinischen Begriffes Skorbut, einer Vitaminmangelkrankheit, die zu Blutungen, besonders in Zahnfleisch, Haut, Magen und Darm, führt.

347 *der erste Tag des Beirams:* (Bairam) In den ersten Tagen des Schauwal, des dem Fastenmonat Ramadan folgenden Monats, wird das Freudenfest begangen, das îd al-fitr (Fest des Fastenbrechens), nach türkischem Brauch auch Kleiner Bairam genannt. Es ist das freudigste Fest des Islam, an dem man sich gegenseitig besucht und beschenkt.

362 *Dissenterie:* Dysenterie, Ruhrerkrankung mit eitrig-schleimigen Durchfällen.

368 *von dem berühmten Schedeli:* Abul-Hasam Ali ibn Abdallah al-Shadili (1196–1258), ein in der Umgebung von Tunis wirkender Mystiker, nach dem ein Derwisch-Orden benannt ist, die Shadhiliya. Die von Niebuhr berichtete Überlieferung, wonach «ein berühmter Einsiedler Schech Schedeli ... für den Stifter dieser Stadt (Mochha, Mokka) gehalten wird» und dort das Kaffeetrinken eingeführt haben soll (S. 431 f.), gilt als wenig wahrscheinlich. Wahrscheinlicher ist, daß der Schutzheilige Mochhas ein späteres Mitglied des Shadhiliha-Ordens ist, nämlich Ali ibn Umar al-Kurashi.

378 *Beschreibung von Arabien:* Vor seiner «Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern» veröffentlichte Carsten Niebuhr sein Werk «Beschreibung von Arabien», das 1772 in Kopenhagen erschien. (Neudruck mit einem Vorwort von Dietmar Henze, Graz 1969.)

385 *Bas kateb:* erster Sekretär

402 *Schech el belled:* Dorfältester, Bürgermeister

405 *Fakih:* Bedeutet ursprünglich «Sachverständiger»; hier – ver-

gleichbar mit einem Doktortitel – der Titel für einen Rechtsgelehrten und Kasuiten, den der jemenische Staatsminister trägt.

413 *Sem:* Der älteste Sohn Noahs, der Ahnherr der Semiten (1. Mose 10,21–31; 11,10–26).

438 *Habessiner:* Altes Wort für die Einwohner von Abessinien (Äthiopien).

446 *Maratten:* Marathen, Mahratta, indisches Volk im Dekkan mit indoarischer Sprache. Im 17. Jahrhundert gründeten die Marathen ein Reich, das Marathenreich, das später zerfiel; um die Mitte des 18. Jahrhunderts, zur Zeit Niebuhrs, hatten sie die Vorherrschaft in Indien, mußten sich aber Anfang des 19. Jahrhunderts den Engländern unterwerfen.

Ravelins: der Ravelin (frz.), im Festungsbau halbmondförmige Schanze zwischen zwei Bastionen.

449 *Docke:* Gemeint ist hier ein Trockendock zum Ausbessern von Schiffen.

451 *der große Aurengzeb:* Aurangzeb («Zierde des Throns»), mit vollem Namen Mohammed Muhjieddin Aurangzeb Alamgir I., Großmogul von Indien (1618–1707). Das Reich der Moguls erreichte unter seiner Herrschaft (1658–1707) seine größte Ausdehnung.

455 *Cochenille:* Droge aus den getrockneten Weibchen der Schildlaus, die seit dem 16. Jahrhundert in Mittelamerika und dem westlichen Mittelmeergebiet auf einer bestimmten Kakteenart gezüchtet wird. Die Droge enthält den intensiven Farbstoff Karmin.

461 *der jetzige Mogol:* Dschalaluddin Ali Dschauhar Schah Alam II., regierte von 1760 bis 1806 in Delhi; unter seiner Herrschaft wurde das Ende der bis dahin nur noch ein kleines Rumpfgebiet mit der Hauptstadt Delhi umfassenden Mogulherrschaft und die Unterwerfung unter die Engländer besiegelt.

477 *Ulugh Beigh:* Ulugh Beg Mirza (1394–1449), Enkel von Tamerlan (Temür Beg), Herrscher von Samarkand und Khorasan. Die Tafeln, von denen Niebuhr spricht, wurden von Ulugh Beg und einer Gruppe von Astronomen, die in einem von ihm in Samarkand 1428 erbauten Observatorium lebten, erstellt und sind für damalige Verhältnisse von einer erstaunlichen Genauigkeit. Die Beobachtungen wurden mit dem bloßen Auge gemacht, mit Hilfe eines Kreisbogens, auf dem ein Wagen mit einem Beobachter bewegt werden konnte. Die Tafeln wurden von dem Herrscher bis zu seiner Ermordung im Jahre 1494 vervollständigt. Danach begab sich sein Mitarbeiter Ali Qutschi mit einer Handschrift der Tafeln nach Konstantinopel an die dortige Madrasa Sancta

Sophia, die infolge seiner Lehrtätigkeit damals zum Ausgangspunkt der glanzvollen astronomischen Schule der Osmanen im 16. Jahrhundert wurde. Nachdem die Tafeln auf diese Weise nach Europa gekommen waren, wurden sie 1665 aus dem Persischen ins Lateinische übersetzt.

Flucht Jesdejerds: Jesdgerd III. wurde im Jahre 632 zum letzten Herrscher des (persischen) Sassanidenreiches gekrönt. Unter dem Kalifen Omar verstärkten sich die schon lange anhaltenden Angriffe der Araber auf das Sassanidenreich (gegründet 224 unter Ardaschir aus dem Hause Sassan), bis 636 die Araber das persische Heer bei Kadisija am unteren Euphrat vernichteten und Jesdgerds Residenz Ktesiphon (arab. al-Madâ'in) eroberten. Darauf floh Jesdgerd III. nach Medien und von da nach Merw, wo er 651 ermordet wurde. Niebuhrs Zeitangabe, wonach Jesdgerds Flucht bereits im Herbst 631 stattgefunden haben soll, ist also nicht richtig.

483 Firman: Ferman, Erlaß, Verordnung, Gebot eines islamischen Herrschers.

497 *nach dem Verlust von Pondichery:* Durch die Niederlage in der Seeschlacht bei Pondichéry im Jahre 1761 zwischen England und Frankreich verlor Frankreich seine indischen Besitzungen.

bekennen sich zu einer Sekte, die sich Abadi oder Beiasi nennt; ... Chauaredsji: Die Bewohner von Oman sind Angehörige der islamischen Sekte der Charedschiten («Sezessionisten»; arab. Chawâridsch), die weder die sunnitischen Kalifen noch die schiitischen Imame als rechtmäßige Nachfolger des Propheten Mohammed anerkennt; nach ihrer Lehre muß der jeweils frömmste Muslim, «und sei es ein schwarzer Sklave», zum Oberhaupt des Islam gewählt werden. Eine Untergruppe der Charidschiten sind die Abaditen (Abadi) oder Ibaditen, die hier auch nach ihrer auffälligen Tracht «Beiasi», «die Weißgekleideten» genannt werden.

506 *des geschickten Steinschneiders Natter:* Johann Lorenz Natter (1705–1763), geboren in Biberach, der zunächst als Goldschmied begann und sich danach in Italien der Steinschneidekunst zuwandte, in der er große Berühmtheit erlangte. 1762 zog er nach St. Petersburg, wo er ein Jahr später starb.

520 *Diodoros:* Diodoros aus Agyrion (Sizilien), wirkte zur Zeit Caesars, hielt sich u. a. in Alexandrien und Rom auf. Seine Universalgeschichte in 40 Büchern reicht von der Entstehung der Welt bis zur Eroberung Britanniens (54. v. Chr.). Im Buch 2 schreibt er über Mesopotamien, Indien, Skythien und Arabien, darin in 2,4–20 über Semiramis nach der Überlieferung des Ktesias.

Semiramis: Legendäre babylonische Königin, die schon Herodot erwähnt (1,184). Nach der Überlieferung war sie eine Tochter der syrischen Göttin Derketo, von großer Schönheit und Klugheit, die nach dem Tod ihres Gatten König Ninos allein regierte und in Babylon und Medien gewaltige Bauten errichtet hatte, Feldzüge bis Baktrien und Indien unternahm, sich aber sonst einem ausschweifenden Leben hingab. Ein Versuch ihres Sohnes, sie zu beseitigen, mißlang. Sie verzichtete auf den Thron und wurde der Sage nach zu den Göttern entrückt. In der Gestalt der Semiramis vereinigen sich zahlreiche Volksüberlieferungen um assyrische und babylonische Königinnen. So gehören auch die berühmten «hängenden Gärten» der Semiramis (vgl. hier Seite 642), angeblich von Nebukadnezar für seine aus Persien stammenden Gattin gebaut, ins Reich der Sage, wenngleich in der Südburg in Babylon Hinweise auf Gewölbebauten gefunden wurden, die wahrscheinlich zu der Erzählung führten. – Als historisches Urbild der Semiramis gilt Sammuramat, die Gattin des assyrischen Königs Samsi-Adad V. (824–810 v. Chr.).

524 *Beglerberg:* (türkisch «Beg der Begs», d. h. Fürst der Fürsten) Oberstatthalter, zu Niebuhrs Zeit Titel der Staathalter von Rumelien, Anatolien, Syrien und Farsistan.

535 *Herodot, Curtius und Xenophon:* Herodot von Halikarnaß in Karien (um 490–425/20 v. Chr.), der älteste griechische Geschichtsschreiber; er unternahm weite Reisen nach Afrika und Asien, deren Erfahrungen und Erkenntnisse er in seinen «Historien», der Geschichte Griechenlands bis zum Jahre 479 v. Chr., verarbeitete. – Quintus Curtius Rufus, Verfasser der einzigen erhaltenen Alexandermonographie. Wann er lebte, ist unbekannt; sicher ist nur, daß er während der römischen Kaiserzeit schrieb. – Xenophon (um 519–465 v. Chr.), griechischer Schriftsteller, der sich in seiner Jugend Sokrates anschloß; Teilnehmer an verschiedenen Kriegszügen, nach 394 aus Athen verbannt und Verfasser zahlreicher Werke zur Geschichte, Politik und Lebenskunst.

550 *Hadsji Hafes:* Muhammed Schemseddin Hafis (ca. 1325–1390), der bis heute als bedeutendster persischer Lyriker gilt, wurde in Schiras geboren, wo er später an der muslimisch-theologischen Hochschule lehrte. Seine Ghaselen besingen den Wein, die Knabenliebe, die Schönheit der Natur und verspotten Heuchelei und Philister. Sie wurden in einem Diwan gesammelt, dessen deutsche Übersetzung Goethe zu seinem «westöstlichen Diwan» anregte.

551 *Schech Sade:* Scheich Abu Abdellah Moscharref od-Din ibn Mosleh od-Din Sa'di (1193 o. 1213–1292), persischer Dichter, wandte

sich nach Studien in Bagdad der Mystik zu und unternahm weite Reisen. Nach Hafis der heute noch am meisten geschätzte persische Dichter. Er starb in hohem Alter in seiner Schiraser Klause, an deren Stelle 1952 eine große Grabanlage errichtet wurde.

563 *In des Schech Sade persischem Rosental:* Das 1258 von Sa'di verfaßte Werk «Golestan» (Rosenhag), das er dem Prinzen Sa'd gewidmet hatte, machte den Dichter schlagartig berühmt. Es enthält eine Fülle von Anekdoten und eingestreuten Gedichten und zeigt den Dichter als Meister der Ethik und Didaktik, der den gesunden Menschenverstand und die Allerweltsmoral pointenreich in Poesie und dichterische Prosa ummünzte. Es bildet noch heute einen persischen Zitatenschutz für alle Lebenslagen.

589 *Mutawelli:* (arab. «Verwalter»), in der Türkei der Verwalter von Stiftungsgütern oder Schenkungen an eine Moschee, auch Vorsteher oder Verwalter einer Moschee.

594 *Sabäer:* Südarabischer Volksstamm, der seit der Wende vom 2. zum 1. Jahrhundert v. Chr. staatsbildend in Südwestarabien war. Bekannt ist die Königin von Saba als Zeitgenossin Salomos. Die Sprache der Sabäer bildete mit der ihrer Nachbarn, der Minäer, Katabanen und Hadramauter das Altsüdarabische, das an der südlichen Küste fortlebt.

596 *Zobeier:* az-Zubair, ein Gefährte des Propheten Mohammed, der sich zusammen mit Mohammeds Witwe A'ischa in der sogenannten «Kamelschlacht» bei Basra im Jahre 656 (s. Anmerkung S. 597) dem Kalifen Ali entgegenstellte und fiel; sein Grab wurde in der Nähe von Basra – das auch «Zubair» genannt wurde – verehrt.

Abd ul waheb: Muhammad ibn Abd al-Wahhâb (um 1703–1792), Stifter der Sekte der Wahhabiten, einer puritanischen Bewegung innerhalb des sunnitischen Islams. Sie beruht auf Anschauungen der Hanbaliten und hat die Wiederherstellung der «echten» Sunna, d. h. der Überlieferung über Leben, Wirken und die Aussprüche des Propheten Mohammed, zum Ziel. Abd al-Wahhâb gelang es, den Herrscher in Da'rija im Nedschd für seine Anschauungen zu gewinnen, was zur Vertreibung der dortigen Sunniten führte, von denen Niebuhr hier berichtet.

597 *Die berühmte Schlacht zwischen Ali und der Ayescha:* Ali ibn Abî Talîb, der vierte Kalif (um 602–661), Vetter Mohammeds und einer seiner treuesten Anhänger, wurde nach der Ermordung Othmans im Jahre 656 in Medina zum Kalifen ausgerufen, aber nur in einem Teil des Reiches anerkannt. A'ischa, die Witwe Mohammeds, gehörte zu denen, die ihm die Anerkennung verweigerten

und sich gegen ihn erhoben. Noch im selben Jahr (656) kam es zur «Kamelschlacht» bei Basra, in der sie geschlagen und gefangengenommen wurde.

608 *Tschokadaren:* (pers. «Stockträger»), Lakai

635 *Dsjafar essadik:* Dscha'far ibn Mohammed as-Sâdik (arab. «der Wahrhaftige», um 700–765), Nachkomme von Ali ibn Abî Talîb und sechster Imam der Schiiten; er gilt als Vater der kabbalistischen Pseudowissenschaften des islamischen Orients, deren geheime Kenntnisse auf Ali zurückgeführt werden. Sein Sohn Ismail wird von den Ismaeliten (s. Anmerkung Seite 722) als siebter Imam anerkannt.

642 *den berühmten hängenden Gärten:* Siehe Anmerkung Seite 520.

647 *Sultan Murad:* Sultan Murad IV. (geb. 1612–1640), eroberte 1638 Bagdad von den Persern zurück und verleibte es dauerhaft dem Osmanischen Reich ein.

652 *Harun er raschid:* Hârûn ar-Raschîd (763 o. 766–806) brachte das Kalifenreich zur vollen Blüte. Bagdad wurde unter seiner Regierung zu einem Sammelpunkt von Dichtern, Künstlern und Gelehrten. Die Erinnerung an ihn lebt in den Erzählungen von «Tausendundeinernacht» fort.

656 *Salman Pak:* («der Reine»), Salmân al-Fârisî, Genosse des Propheten Mohammed und eine der populärsten Gestalten der islamischen Überlieferung. Er gilt als Begründer des Sufismus und spielt eine große Rolle in der Entwicklung der Handwerkerzünfte. Sein Todesjahr wird auf das Jahr 656 gelegt; die Legenden geben sein Lebensalter sehr verschieden mit 200 bis 535 Jahren an.

660 *22 Mondenjahre:* Der islamische Kalender rechnet nach Mondjahren mit Monaten von 29 und 30 Tagen. Ein Zyklus von 30 Mondjahren enthält 19 Jahre zu 354 Tagen und 11 Jahre zu 355 Tagen. Dieser Kalender war in der Türkei bis 1927 in amtlichem Gebrauch.

683 *Jesidier oder Dauasin:* Jeziden, Anhänger einer kleinen Glaubensgemeinschaft, bei der sich altes Heidentum in islamischer und christlicher Umdeutung erhalten hat, die jedoch den Inhalt ihrer Lehren geheimhalten. Ihr Name leitet sich vermutlich von dem Kalifen Jesîd I. (680–683) her, dessen Parteigänger im Kampf gegen Husein (den Enkel Mohammeds, den die Schiiten als Märtyrer verehren) im Jahr 680 sie waren. Ihr bedeutendster Heiliger ist

684 *Schech Ade:* Scheich 'Adî, an dessen Grab die Jeziden jährlich im September ein Pilgerfest abhalten.

686 *Schafei:* Siehe Anmerkung Seite 131.

689 *Chaldäer:* Eine Religionsgemeinschaft in Vorderasien, die aus den

Nachkommen derjenigen Nestorianer (vgl. Anmerkung Seite 205) besteht, die sich im Jahr 1552 mit der römisch-katholischen Kirche vereinigt, aber ihren eigenen Ritus beibehalten haben.

704 *Die ehmals berühmte Stadt Nissabin:* Nusaybin (türk.), Nisibis (griech.) oder Nassibina (assyr.) ist seit Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. belegt. Bis 612 v. Chr. assyrisch, wurde die Stadt 129 v. Chr. parthisch, 80 v. Chr. bis zu Artabanos III., einem zeitgenossen von König Herodes, armenisch, 114 n. Chr. unter Kaiser Trajan erstmals und 162 unter Lucius Verus endgültig römisch. Seit 195 Hauptstadt der Provinz Mesopotamia, war die Stadt wegen ihrer Bedeutung als wichtiger Verkehrsknotenpunkt zwischen Rom und den Sassaniden heftig umkämpft. Im Jahre 363 persisch geworden, wurde sie 640 von den Arabern erobert und im 13. Jahrhundert von den Mongolen zerstört. – Im 2. und 3. Jahrhundert wurde die Stadt christlich und erhielt als ersten Bischof Babu. Unter seinem Nachfolger, dem heiligen Jacobus, festigte sich das Christentum. Jacobus nahm am nikäischen Konzil 325 teil, wo er sich

den Lehrsätzen des Arius widersetzte: Arius (gest. 336) verneinte in seiner Lehre die Wesensgleichheit Christi mit Gott als dem Vater: Christus sei durch den göttlichen Willen ein aus dem Nichts erschaffenes Geschöpf, wegen seiner sittlichen Bewährung habe ihm Gott aber die Würde seines Sohnes verliehen. Im Konzil von Nicäa (325) und Konstantinopel (381) setzten sich die Befürworter der Wesensgleichheit Christi mit Gott gegen ihn durch.

714 *Nassairier:* Nusairier (Nossairier), auch Alauiten, Alawiten genannt, islamische Geheimsekte, die sich um 872 im Irak von den Schiiten abspaltete und bald darauf nach Syrien auswanderte. Ihr Hauptsiedlungsgebiet ist seit dem 12. Jahrhundert das nach ihnen benannte Nossairier-Gebirge, die nördliche Fortsetzung des Libanon (Dschebel Ansariye). Ihre Glaubenslehren und Bräuche halten sie geheim. Als Gott verehren sie 'Ali, den Schwiegersohn Mohammeds.

722 *Metaueli:* arab. Metâwile, «Anhänger», nämlich der schiitischen Imame. Üblicher Name für die Schiiten des Südlibanon.

Ismaeliten: eine schiitische Sekte, die auch «Siebener-Schiiten genannt werden, weil sie als siebten Imam nicht Mûsâ al-Kâsim, sondern Ismail (gest. 760), den Sohn des Dscha'far ibn Mohammed (vgl. Anmerkung Seite 635), anerkennen. Die Ismailiten, deren Lehren mit der spätantiken Gnosis verwandt sind, bildeten esoterische Geheimgesellschaften. Heute sind sie in mehrere Sekten gespalten, deren bedeutendste den Aga Khan als Imam anerkennt.

Karaiten: Siehe Anmerkung Seite 139
Samaritaner: Die eine jüdische Sondergruppe bildende Mischbevölkerung in Samaria. Sie entstand seit 722 v. Chr. aus den bei der Wegführung durch die Assyrer im Land gebliebenen Israeliten und assyrischen Kolonisten. Sie galt deshalb und aufgrund ihres Jahwe-Kultes den Judäern als unrein. Im 5. Jahrhundert bildeten sie eine eigene Gemeinde; ihre Heilige Schrift waren die fünf Bücher Mose mit Textvarianten. Um 350/330 v. Chr. errichteten sie einen Tempel auf dem Berg Garizim, der 129 v. Chr. zerstört wurde. Seither erwarten die Samaritaner einen besonderen Messias, den Tab'eb, der den Kult auf dem Garizim erneuern werde. Reste der Samaritaner sind noch wie zu Niebuhrs Zeiten in Nablus ansässig.

784 *Herr Montague:* Edward Worthley-Montagu (1713–1776), gleichnamiger Sohn des britischen Gesandten in Konstantinopel und der eigenwilligen, exzentrischen Mary Worthley-Montagu (1689–1762), die durch ihre «Letters from the East» an verschiedene geistreiche Persönlichkeiten in der Heimat berühmt wurde. Ihr Sohn Edward war eine der abenteuerlichsten Gestalten des 18. Jahrhunderts; er lebte ohne Rücksicht auf die damals herrschende Moral ganz seiner eigenen Moral und bekannte in einem Brief an einen Freund: «Ich habe alle Rollen gespielt, die Fielding seinem Julien verlieh, und erlebte das Schicksal einer Guinee, die bald in die Hand einer Königin, bald in den Beutel eines schmutzigen Israeliten wandert.» – Die von Niebuhr berichtete Geschichte über die seltsame Verehelichung mit der Frau des irischen Kaufmanns wird auch von dem Altertumsforscher und Begründer der Kunstgeschichte Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) in seinen Briefen berichtet: Bei ihm handelte es sich jedoch um einen dänischen Konsul, den Montagu in Alexandria traf und der eine sehr hübsche Frau besaß. Um sich ihr leichter nähern zu können, sandte er ihren Mann mit wichtigen Aufträgen nach Holland. Sobald er von der dortigen Ankunft des allzu gutgläubigen Konsuls erfuhr, ließ Montagu in die Hände der Frau einen Brief gelangen, der die Mitteilung enthielt, sie sei Witwe geworden. Sei es, daß die Frau noch leichtgläubiger war als ihr Mann, oder sei es, daß ihr diese Nachricht nur allzu gelegen kam, jedenfalls beweinte sie ihren Gatten und heiratete Montagu, der sie nach Syrien mitnahm.

785 *bei dem berühmten Herrn Schultens:* Albert Schultens (1686–1750), niederländischer Hebraist und Arabist, der die Erforschung der hebräischen Sprache mit Hilfe des Arabischen begründete.

802 *Kaiserin Helena:* Mutter Konstantins des Großen (um 257– um 337), unternahm nach der Einweihung Konstantinopels im Jahr 330 eine Pilgerfahrt nach Jerusalem und errichtete im Heiligen Land viele Kirchen, darunter die von Niebuhr erwähnte Grabkirche zu Jerusalem. Nach einer Legende des 4. Jahrhunderts soll sie das Kreuz Jesu aufgefunden haben.

806 *die Gräber Balduins und Gottfrieds:* Balduin von Bouillon (1058–1118), Bruder von Gottfried von Bouillon (1061–1100), gründete auf dem 1. Kreuzzug 1098 in Edessa ein eigenes Fürstentum und wurde nach dem Tod seines Bruders König von Jerusalem. Sein Bruder Gottfried, Herzog von Niederlothringen, nach der Überlieferung der Hauptanführer dieses Kreuzzuges, eroberte 1099 Jerusalem, wurde dort zum König gewählt, lehnte jedoch den Königstitel ab und begnügte sich mit dem Titel eines Herzogs des Heiligen Grabes. Am 12. August 1099 besiegte er den Sultan von Ägypten und setzte sich dadurch in den Besitz fast des ganzen Gelobten Landes (Palästina).

817 *Der Baron Tott:* François Baron de Tott (1733–1797), französischer Ingenieur, zunächst in tatarischen Diensten auf der Krim, dann im Dienst des Sultans von Konstantinopel, in dessen Auftrag er im Russisch-Türkischen Krieg 1768–1774 die Dardanellen gegen einen Angriff der russischen Flotte in Verteidigungszustand versetzte. Ein Zeitdokument sind seine «Mémoires sur les Turcs et les Tatares», die er 1784 in Paris veröffentlichte.
Peyssonnel: de Peyssonnel (1727–1790), Sohn von Charles de Peyssonnel, französischer Diplomat bei der Pforte und Archäologe, der die von Niebuhr übermittelte Ansicht in seiner «Lettre contenant quelques observations sur les mémoires qui ont paru sous le nom du baron de Tott», Paris 1785, äußerte.

859 *Hospodaren von der Walachei:* Hospodar, Gospodar (slawisch «Herr»), Titel der ehemaligen Fürsten der Moldau und der Walachei.

Inhaltsverzeichnis

Zweiter Band

Dritter Band

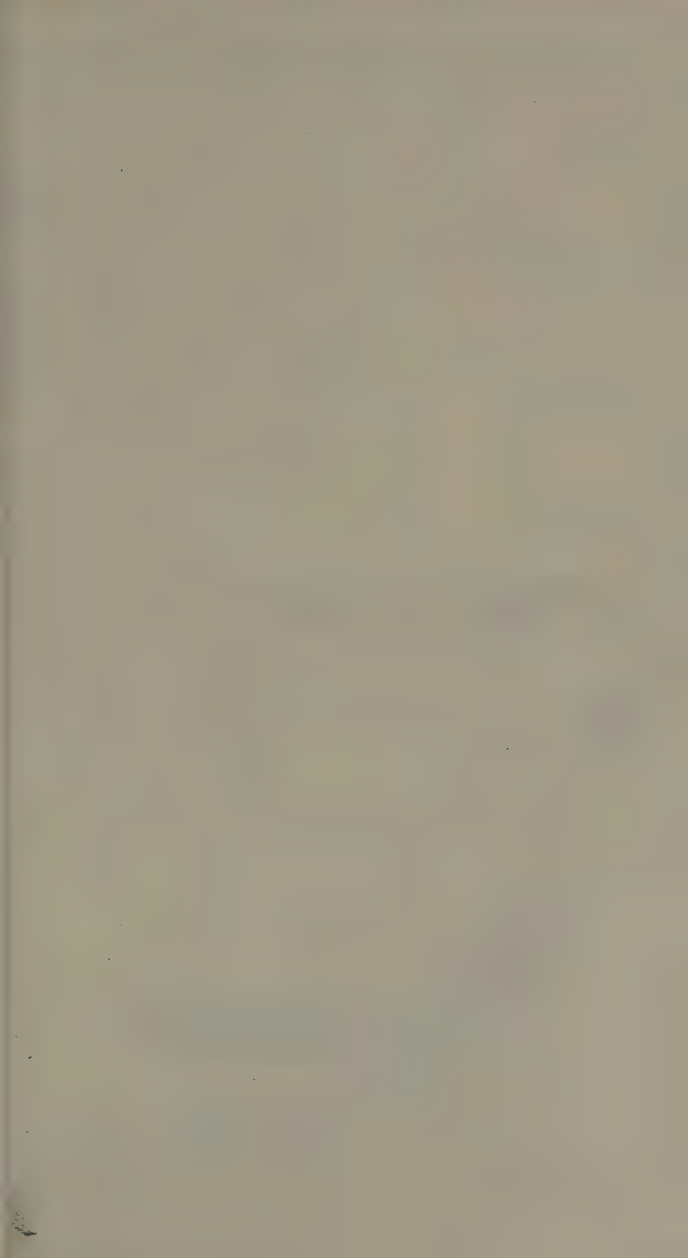
Anhang

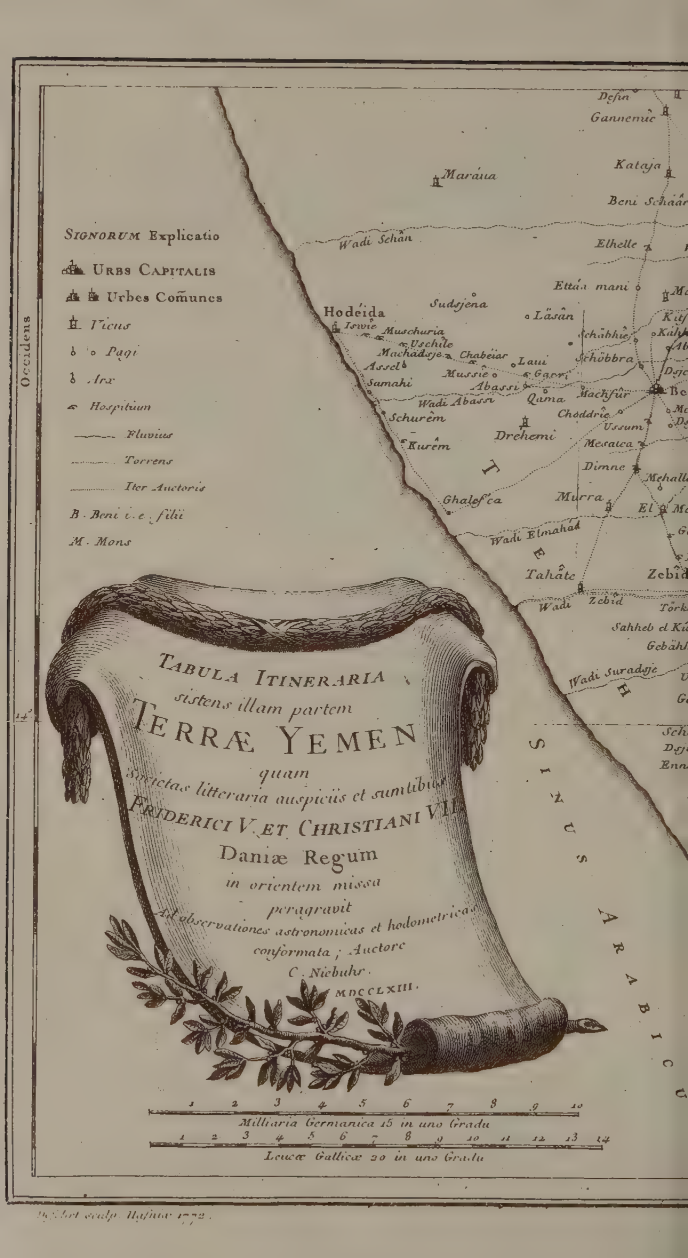
Diese Buchausgabe der *Manesse Bibliothek der Weltgeschichte*
wurde aus der Berthold Bembo gesetzt,
im Offset gedruckt und in Fadenheftung gebunden.
Alle verwendeten Materialien entsprechen
alterungsbeständiger Qualität, und die Papiere
sind chlor- und säurefrei.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Niebuhr, Carsten:
Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden
Ländern / Carsten Niebuhr. Mit einem Vorw. von
Stig Rasmussen und einem biographischen Portr. von
Barthold Georg Niebuhr. –
Zürich: Manesse Verlag, 1997
(Manesse Bibliothek der Weltgeschichte)
ISBN 3-7175-8192-9 Gewebe
ISBN 3-7175-8193-7 Ldr.

Umschlag und typographisches Konzept:
Hans Peter Willberg, Eppstein





TABULA ITINERARIA
sistens illam partem
TERRÆ YEMEN
quam
Societas litteraria auspiciis et sumtibus
FRIDERICI V. ET CHRISTIANI VII
Daniæ Regum
in orientem missa
peragravit
Ad observationes astronomicas et hodometricas
conformata; Auctore
C. Niebuhr.
MDCCLXIII.
SIGNORUM Explicatio
Urbs Capitalis
Urbes Comunes
Vicus
Pagi
Arx
Hospitium
Fluvius
Torrens
Iter Auctoris
B. Beni i.e. filii
M. Mons
Occidens
14°
Milliaria Germanica 15 in uno Gradu
Leucæ Gallicæ 20 in uno Gradu
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14
SINUS ARABICUS
Maráua
Wadi Schân
Hodeida
Iswie
Muschuria
Uschile
Machâdsje
Chabeiar
Assel
Samahi
Mussie
Abassi
Wadi Abassi
Schurêm
Kurêm
Sudsjena
Läsân
Laui
Gaori
Qama
Drehemi
Ghalefca
Wadi Elmahad
Murra
Tahâte
Wadi Zebid
Wadi Suradsje
Defin
Gannemie
Kataja
Beni Schäär
Elhelle
Ettaâ mani
Schâbhie
Schöbbra
Machfûr
Choddrie
Ussum
Mesatca
Dimne
Mehalle
Zebid
Törk
Sahheb el Kû
Gebähl
Tabel sculp. Hafniæ 1772.



Belläd Anes
Dorân
Iähhrân
Machareb el Anes
Damâr
Oriens
Öthuma
Kufma
Dsjebi
Ösâb el Ala
Belläd Chaubân
Iemen Ala
Udden
Dsjöbla
Belled Esscherâb
Belläd ibn Aklân
Dorchâe
Hodsjerie
Mochha
Musa
Ierim
Dhafar ruin
Abb



Ebenfalls in der

MANESSE BIBLIOTHEK
DER WELTGESCHICHTE

Katharina die Große/Voltaire
Monsieur-Madame

Der Briefwechsel zwischen der Zarin
und dem Philosophen

Übersetzt, herausgegeben und mit einer
Einführung von Hans Schumann
429 Seiten mit 21 Abbildungen

Carl Schurz
Lebenserinnerungen

Vom deutschen Freiheitskämpfer
zum amerikanischen Staatsmann

Mit einem Vorwort von Theodor Heuß
536 Seiten

Sagang Sečen
Geschichte der Mongolen
und ihres Fürstenhauses

Aus dem Mongolischen übertragen
von Isaak Jakob Schmidt
und einem Nachwort von Walther Heissig
704 Seiten mit 20 Illustrationen

Martin Luther
Schriften zur Reformation

Übertragen und kommentiert
von Horst Beintker

Mit einem einführenden Essay
von Eberhard Stammler
730 Seiten mit 20 Abbildungen

Winston S. Churchill
Marlborough

Mit einem Nachwort von William Deakin
2 Bände mit insgesamt 2112 Seiten und
41 Abbildungen, Im Schuber

•

Umschlagbild:

Zeltlager am Fluß des Sinaigebirges.
Farblithographie von David Roberts, 1839.

Als Carsten Niebuhr am 7. Januar 1761 von Kopenhagen aufbrach, begann eines der größten wissenschaftlichen Abenteuer der Neuzeit. Ziel der Expedition war zunächst das bis dahin noch weithin unerforschte «Arabia felix», der Jemen. Doch schon bald trieb es ihn von dort weiter nach Bombay. Danach bereiste er Persien, durchquerte den Irak, Anatolien, Syrien und Palästina und kehrte schließlich nach fast sieben Jahren als einziger Überlebender der Expedition zurück. Sein Bericht über diese Reise gilt auch heute noch als eines der wichtigsten Zeugnisse zum Verständnis des arabischen Raumes und seiner Kultur.



MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTGESCHICHTE

ISBN 3-7175-8192-9